This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Geschichtsbilder

aus dem Zeitalter der

Langobarden

und

Merowingischen Franken.

Von

Gotthold Klee.

Digitized by Google

Gu 365,13

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 19 Feb., 1892.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bilder

aus der

älteren deutschen Geschichte

von

Gotthold Klee.

Dritte Reihe:

Die Langobarden und das merowingische Frankenreich.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1892.

Digitized by Google

Geschichtsbilder

aus den Reichen der

Langobarden

und

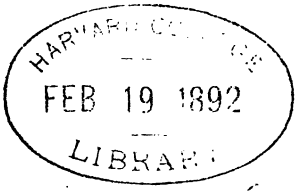
Merowingischen Franken

von

Gotthold Klee.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1892.

Digitized by Google



~~13542.11~~
Ger 365.13

HARVARD COLLEGE
FEB 19 1892
LIBRARY

Cinch Fund.
III.

Digitized by Google

Dem Herrn

Prof. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld,

Königl. Ober-Bibliothekar zu Dresden,

in treuer Verehrung

dankbar zugeeignet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Dieser dritte Band meiner „Geschichtsbilder", von dem ich nur wünschen kann, daß er so freundliche und nachsichtige Aufnahme finde wie die beiden ersten, bringt zuerst in ziemlich gleichmäßiger Darstellung die Geschichte der Langobarden. Den Hauptquellenschriftsteller Paulus Diakonus habe ich in der Ausgabe von Waitz und der Übersetzung von Abel benutzt; eine moderne Bearbeitung der ganzen Langobardengeschichte, die wissenschaftliche Ansprüche machen könnte, giebt es meines Wissens nicht; dafür aber haben mir die Einzeluntersuchungen von L. Schmidt, J. Weise, Martens, Otto und Sigurd Abel, sowie gewisse Abschnitte aus Leos Geschichte der italienischen Staaten, aus Brunners und Walters Deutschen Rechtsgeschichten und aus Wattenbachs Deutschen Geschichtsquellen dankenswertesten Ersatz geboten. Für das zweite Buch, das wie ich zu spät bemerke, eigentlich richtiger „Das merowingische Frankenreich" betitelt wäre, war das Werk Gregors

Digitized by Google

von Tours (in Arndts Ausgabe und Gieſebrechts köſtlicher Überſetzung) eine unerſchöpfliche Quelle, deren außerordentliche Bedeutung für die Kulturgeſchichte die eingehende Behandlung der Zeit bis gegen das Ende des ſechſten Jahrhunderts rechtfertigen wird; außerdem aber waren zu benutzen die Werke der modernen Geſchichtſchreiber Arnold (Die Fränkiſche Zeit), Bornhak (Geſchichte der Franken unter den Merowingern), Brunner (Deutſche Rechtsgeſchichte), Dahn (Urgeſchichte, 3. Bd., und Deutſche Geſchichte), Freytag (Bilder aus der deutſchen Vergangenheit, 1. Bd.), Kaufmann (Deutſche Geſchichte, 2. Bd.), Löbell (Gregor von Tours und ſeine Zeit), Richter (Annalen des fränkiſchen Reichs, 1. Bd.), Schröder (Deutſche Rechtsgeſchichte) und Wattenbach (Geſchichtsquellen). Hie und da ſind dieſe Schriften wörtlich benutzt, wie die Anmerkungen im einzelnen ausweiſen, der ganze achte Abſchnitt des zweiten Buches iſt Guſtav Freytags genanntem Werke entnommen, weil ich etwas der unübertrefflich ſchönen Darſtellung des geliebten Dichters und Gelehrten nur einigermaßen Vergleichbares ſelbſt zu ſchaffen ſchlechterdings nicht imſtande war. Der innige Dank, den ich dem verehrten Manne, und nicht minder den obengenannten trefflichen Gelehrten, gleichviel, ob ſie noch unter den Lebenden ſind oder nicht, ſchuldig bin, ſoll und muß hier ſtehen, wenn auch ſchwerlich einem von ihnen mein beſcheidenes Buch jemals unter die Hände gerät.

Digitized by Google

Zum Schlusse will ich nur noch bemerken, daß ein paar Abschnitte dieses Bandes ein wenig höhere Ansprüche an die Fassungskraft jugendlicher Leser stellen als die früheren Bände. Ich glaube dies verantworten zu dürfen in der Überzeugung, daß solche Leser erst an diesen Band gehen werden, wenn sie die beiden ersten gelesen haben, also auf etwas schwerere Kost genügend vorbereitet sind. Andernfalls bitte ich sie, das lange erste Kapitel des zweiten Buches, denn auf dieses zumeist bezieht sich diese Bemerkung, einfach zu überschlagen.

Bautzen, im November 1891.

Dr. Klee.

Digitized by Google

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 19 Feb., 1892.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bilder

aus der

älteren deutschen Geschichte

von

Gotthold Klee.

Dritte Reihe:

Die Langobarden und das merowingische Frankenreich.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1892.

Digitized by Google

Geschichtsbilder

aus den Reichen der

Langobarden

und

Merowingischen Franken

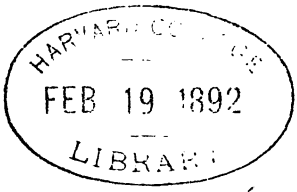
von

Gotthold Klee.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1892.

Digitized by Google

13542.11
Ger 365.13



Digitized by Google

Dem Herrn

Prof. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld,

Königl. Ober-Bibliothekar zu Dresden,

in treuer Verehrung

dankbar zugeeignet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Dieser dritte Band meiner „Geschichtsbilder", von dem ich nur wünschen kann, daß er so freundliche und nachsichtige Aufnahme finde wie die beiden ersten, bringt zuerst in ziemlich gleichmäßiger Darstellung die Geschichte der Langobarden. Den Hauptquellenschriftsteller Paulus Diakonus habe ich in der Ausgabe von Waitz und der Übersetzung von Abel benutzt; eine moderne Bearbeitung der ganzen Langobardengeschichte, die wissenschaftliche Ansprüche machen könnte, giebt es meines Wissens nicht; dafür aber haben mir die Einzeluntersuchungen von L. Schmidt, J. Weise, Martens, Otto und Sigurd Abel, sowie gewisse Abschnitte aus Leos Geschichte der italienischen Staaten, aus Brunners und Walters Deutschen Rechtsgeschichten und aus Wattenbachs Deutschen Geschichtsquellen dankenswertesten Ersatz geboten. Für das zweite Buch, das wie ich zu spät bemerke, eigentlich richtiger „Das merowingische Frankenreich" betitelt wäre, war das Werk Gregors

Digitized by Google

von Tours (in Arndts Ausgabe und Giesebrechts köstlicher Übersetzung) eine unerschöpfliche Quelle, deren außerordentliche Bedeutung für die Kulturgeschichte die eingehende Behandlung der Zeit bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts rechtfertigen wird; außerdem aber waren zu benutzen die Werke der modernen Geschichtschreiber Arnold (Die Fränkische Zeit), Bornhak (Geschichte der Franken unter den Merowingern), Brunner (Deutsche Rechtsgeschichte), Dahn (Urgeschichte, 3. Bd., und Deutsche Geschichte), Freytag (Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1. Bd.), Kaufmann (Deutsche Geschichte, 2. Bd.), Löbell (Gregor von Tours und seine Zeit), Richter (Annalen des fränkischen Reichs, 1. Bd.), Schröder (Deutsche Rechtsgeschichte) und Wattenbach (Geschichtsquellen). Hie und da sind diese Schriften wörtlich benutzt, wie die Anmerkungen im einzelnen ausweisen, der ganze achte Abschnitt des zweiten Buches ist Gustav Freytags genanntem Werke entnommen, weil ich etwas der unübertrefflich schönen Darstellung des geliebten Dichters und Gelehrten nur einigermaßen Vergleichbares selbst zu schaffen schlechterdings nicht imstande war. Der innige Dank, den ich dem verehrten Manne, und nicht minder den obengenannten trefflichen Gelehrten, gleichviel, ob sie noch unter den Lebenden sind oder nicht, schuldig bin, soll und muß hier stehen, wenn auch schwerlich einem von ihnen mein bescheidenes Buch jemals unter die Hände gerät.

Digitized by Google

Zum Schluſſe will ich nur noch bemerken, daß ein paar Abſchnitte dieſes Bandes ein wenig höhere Anſprüche an die Faſſungskraft jugendlicher Leſer ſtellen als die früheren Bände. Ich glaube dies verantworten zu dürfen in der Überzeugung, daß ſolche Leſer erſt an dieſen Band gehen werden, wenn ſie die beiden erſten geleſen haben, alſo auf etwas ſchwerere Koſt genügend vorbereitet ſind. Andernfalls bitte ich ſie, das lange erſte Kapitel des zweiten Buches, denn auf dieſes zumeiſt bezieht ſich dieſe Bemerkung, einfach zu überſchlagen.

Bautzen, im November 1891.

Dr. Klee.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch: Die Langobarden bis zum Verlust ihrer Selbständigkeit.

		Seite
1.	Einleitende Bemerkungen	3
2.	Die Herkunft der Langobarden	5
3.	Auf der Wanderung von der Elbe bis zur Donau	10
4.	Langobarden und Heruler	15
5.	Langobarden und Gepiden	24
6.	Alboins Zug nach Italien	33
7.	Alboin in Pavia und sein Tod	39
8.	König Kleffo, etwas über langobardische Verfassung, Abzug der Sachsen, die königlose Zeit	42
9.	König Authari.	50
10.	König Agilulf und Gregor der Große	55
11.	Die Avaren in Friaul und die Ahnen des Paulus Diakonus	70
12.	Theudelinde und die Könige Adelwald und Ariwald	75
13.	König Rothari und das Recht der Langobarden, die Könige Rodwald und Aripert	79
14.	Godepert, Perthari und Grimwald	88
15.	König Grimwalds Siege und sein Tod	95
16.	Pertharis Rückkehr und König Kuninkperts Schicksale	101
17.	Liutpert, Aripert der Zweite und Ansprand; Ferdulf und Argait	107
18.	König Liutprand	112
19.	Die Könige Ratchis und Ahistulf	123
20.	König Desiderius und des Langobardenreiches Fall	132
21.	Die letzten Ereignisse der Langobardengeschichte	144
22.	Die Sage von Desiderius und Adelgis	148
23.	Paulus Diakonus, der Geschichtschreiber der Langobarden	155
24.	Die Sage von Herzog Arichis und Paulus Diakonus	160

Digitized by Google

Zweites Buch: Die Franken bis zum Untergange der Merowinger.

		Seite
1.	Rückblick und Vorschau, zugleich Einleitung in die fränkische Geschichte	169
	a) Germanen und Römer	169
	b) Germanentum und Christentum im Römerreiche	171
	c) Staatengründungen der Ostgermanen auf römischem Boden	175
	d) Die Langobarden	179
	e) Die übrigen deutschen Volksstämme	181
	f) Vorschau über die fränkische Geschichte	188
2.	Die Anfänge der fränkischen Geschichte	194
3.	Innere Zustände um die Zeit der Reichsgründung; das salische Gesetz	214
4.	Chlodowech bis zu seinem Übertritt zum katholischen Christentum	231
5.	Chlodowech von seiner Bekehrung bis zu seinem Tode	247
6.	Chlodowechs Söhne bis zum Tode Theuderichs	268
7.	Chlodowechs Söhne und Enkel bis zum Tode Chlothars	281
8.	Aus dem Leben und Treiben in Stadt und Land im Merowingerreiche	296
9.	Sittenbilder in Erzählungen aus Gregors Geschichtswerke	316
	a) Gefangenschaft und Flucht des jungen Attalus	317
	b) Herzog Rauchings Grausamkeit und Tod	320
	c) Die Priester Cato und Cautinus	323
	d) Die Fehde zu Tours	328
	e) Asteriolus und Secundinus; Siagrius und Siriwald	331
	f) Andarchius und Ursus	333
	g) Die Fehde von Tournay	335
10.	Die Zeit der innern Kriege, von der zweiten Reichsteilung bis zu Chilperichs Tode	336
11.	Die Zeit der innern Kriege von Chilperichs Tode bis zur Alleinherrschaft Chlothars des Zweiten	348
12.	Gregorius von Tours, der Geschichtschreiber der Franken	367
13.	Sankt Kolumban der Jüngere und der heilige Gallus	384
14.	Die letzten Merowinger; Schluß	400

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Langobarden bis zum Verlust ihrer Selbständigkeit.

Bis 774 (788).

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Einleitende Bemerkungen.

Das letzte deutsche Volk, welches wirklich gewandert ist, d. h. dessen jüngerer, kräftigerer Teil mit gänzlichem Aufgeben früherer Wohnsitze neue Länder besetzt hat, sind die Langobarden, und zwar vollzieht sich diejenige ihrer Wanderungen, durch die sie entscheidend in die allgemeine Geschichte eintreten und die zugleich ihre letzte ist, zu einer Zeit, wo zwei der hervorragendsten Germanenstämme, die auf römischem Boden Reiche gründeten, Wandalen und Ostgoten, bereits untergegangen waren. Das Burgunderreich an der Rhone war vor einem Menschenalter eine Beute der Franken geworden. Sechzig Jahre waren vergangen, seitdem sich die Westgoten durch Chlodowechs Eroberungen auf die spanische Halbinsel eingeschränkt sahen, ein doppelt so großer Zeitraum, seitdem die Angeln, Sachsen nnd Jüten die Germanisierung Britanniens begonnen hatten. So erhält die Langobardengeschichte mit einigem Recht erst hier ihren Platz neben der der Franken, mit der sie an wichtigen Punkten unlöslich zusammenhängt, der wir sie aber vorausschicken, weil sie nicht nur früher beginnt, sondern auch eher zu Ende geht als jene.

Wir haben unsern Lesern im zweiten Bande dieses Werkes die herzbewegende Kunde vom Untergang der Ostgoten berichtet. In verzweiflungsvollem Kampf, wahrlich nicht ruhmlos, war das edelste und unglücklichste Volk, von dem die Bücher der älteren germanischen Geschichte erzählen, der schlauen Feldherrnkunst eines Narses erlegen. Italien gehorchte wieder dem Kaiser; das alte weströmische Reich war, achtzig Jahre nachdem Odowakar es begraben hatte, gleichsam wieder auferstanden, freilich sehr zusammengeschrumpft und nicht als ein selbständig Lebendes, sondern nur als ein Glied, eine Provinz Ostroms. Denn in der einst weltgebietenden Siebenhügelstadt am Tiberstrom hielt kein Kaiser wieder Hof; von Byzanz aus ward das Mutterland des Römertums vom griechischen „Basileus" regiert, in dessen Namen ein Statthalter, der sogenannte Exarch (d. h. der Erste, Oberste), in der Gotenstadt Ravenna — nicht in Rom — nach Justinianischem Rechte waltete. Und selbst diese unvollkommene Verbindung der alten Reichshälften ward bald fast ganz zerrissen durch das Eingreifen

Digitized by Google

eines andern Germanenstammes, der berufen schien, Theoderichs und Totilas Erbe anzutreten. Dreizehn Jahre schon nach dem Verlöschen des ostgotischen Namens stiegen die Langobarden von Nordosten her in das noch immer begehrenswerte Land herab und rissen nun im Lauf der Zeit von dem Exarchat ein Stück nach dem andern ab, während andrerseits zu Rom die Päpste kühn ihr Haupt erhoben und unter fränkischem Schutze eine neue Macht als eine doppelte Trutzwehr gegen Oströmer wie gegen Langobarden aufrichteten. So wie die Bischöfe von Rom sich völlig von Byzanz lossagten, so erkannten die Langobarden auch nicht — gleich Odowakar und Theoderich — irgend ein Hoheitsrecht des griechischen Kaisers an, sondern gründeten ihre Macht lediglich auf die Eroberung. Der letzte Schatten einer Oberhoheit Ostroms schwand.*)

Jenes deutschen Volkes Geschichte, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, ist es, die wir jetzt zu erzählen haben, und zwar thun wir dies, ohne das liebliche Rankenwerk der Sage, das sich um die Geschichte dieses Stammes geschlungen hat, gewaltsam abzustreifen, damit uns nicht ein reicher, kostbarer Schatz anmutigster Volksdichtung entgehe und unser Bericht des schönsten Schmuckes beraubt werde. Denn wenn auch bei jedem andern Volke die Geschichte mit der Sage beginnt, so steht doch unter allen deutschen Stämmen, die mit den Kulturvölkern des Mittelmeers und dem Christentum in Verbindung traten, der langobardische ganz einzig da in der Treue gegen seine einheimische volkstümliche Überlieferung. „Die Langoborden, ein kleiner in sich geschlossener Stamm, nicht wie die Goten in unzählige Teile getrennt, auch auf ihrem Zuge nach Süden beisammengehalten, nicht wie die Goten gleich der ausgebreitetsten Besitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römische, wie die Ost- und Westgoten, wie selbst die Franken, die zum Teil ihre nationale Poesie nach ihrer Auswanderung verloren zu haben scheinen, sondern mit dem römischen Element in steter Feindschaft, nicht durch weitläufige Eroberungen zersplittert, sondern immer in sich zusammenhaltend, diese Langobarden hielten eine üppigere Sagengeschichte, historische Lieder voll der schönsten Züge fest.“ (Gervinus.) Und nicht nur der Anfang ihrer Geschichte ist vom Morgenrot der Sage verklärt; bis tief in die historischen Zeiten, ja bis zum Untergang seiner Selbständigkeit und darüber hinaus hat das poesievolle Volk mit nie rastender Phantasie seine eigne Geschichte durch den Glanz der Dichtung verherrlicht.

*) Deshalb gab freilich Byzanz seine Ansprüche auf das Abendland noch nicht auf, wenn es auch zu schwach war sie durchzusetzen. Erst als die Kaiseridee durch Karl den Großen mit weit großartigerem Erfolg, als es durch Ostrom geschehen konnte, verwirklicht wurde, mußte der griechische Kaiser wohl oder übel auf den Westen verzichten.

Digitized by Google

Dennoch würde für uns diese Welt altnationaler Sage und Geschichte versunken sein, und wir würden nicht einmal ahnen können, welch ein Schatz uns verloren wäre, wenn sich nicht — spät zwar, aber doch noch zur rechten Zeit — ein Mann gefunden hätte, der mit treuem Sinn die volkstümlichen Überlieferungen der Vorzeit seines Stammes sammelte und aufzeichnete, der wackere Paulus, Warnefrieds Sohn, oft zubenannt der Diakon. Ihm, dem wir am Schlusse dieses Buches ein eigenes Kapitel widmen werden, folgt meistens auch unsre Erzählung. Nur werden wir, wenn es möglich ist, unverdächtige Geschichte und freischaffende Sage als solche zu bezeichnen bemüht sein und, wo andre wichtige Quellen zu Gebote stehen oder Pauls Bericht schweigt, seine Darstellung berichtigen oder ergänzen.

2. Die Herkunft der Langobarden.

(Bis ca. 400 n. Chr.)

In Skandinavien, dem heutigen Schweden, suchte die alte Stammsage die Ursitze des Volkes der Langobarden, oder wie sie zuerst geheißen haben sollen: der Winniler. Rasch — so wird erzählt — wuchs von Jahr zu Jahr die Bevölkerung, immer kärglicher ernährte der Boden des kalten Landes die Menschen. Endlich trat das Unvermeidliche ein: Landnot und Hunger. Und als man nun einsah, daß man nicht mehr in dem zu eng gewordenen Lande zusammen wohnen könne, da beschloß man im großen Thing, die ganze Menge des Volkes in drei Teile zu scheiden und sodann das Los darüber zu werfen, welcher Teil die Heimat verlassen und sich anderswo neue Wohnsitze suchen solle. Es geschah so; und der Teil, den das Los traf, scharte sich zusammen und wählte zwei junge Helden, die edlen Brüder Ibor (Eber) und Agio, zu Herzögen. Dann sagten sie den Zurückbleibenden und dem Heimatlande Lebewohl, bestiegen mit Weibern, Kindern und Knechten und allem, was sie an beweglicher Habe besaßen, die Schiffe und fuhren von dannen, ein Land zu suchen, das ihnen zum Wohnen und Bebauen hinreichenden Raum biete. Die Führer versäumten auch nicht, ihre Mutter Gámbara (d. h. die Rüstige) mitzunehmen; denn diese war durch scharfen Verstand und bedächtigen Rat unter den Landsleuten höchlich angesehen, und man setzte auf ihre Klugheit auch in bedenklichen Lagen kein geringes Vertrauen. So zogen denn diese Winniler, „ein kleines Volk", von Ibor und Agio geführt, aus Skandinavien fort und erreichten das Land, das Skoringaland genannt wird. Dieses besetzten sie und blieben hier etliche Jahre.

So berichtet die Sage; die Geschichte aber muß die Herkunft der Langobarden von Schweden her verwerfen; denn die Überreste der lango-

Digitized by Google

bardischen Sprache, so gering sie sind, bezeugen doch durch ihren Lautbestand, daß das Volk nicht zu den Ost- und Nordgermanen, sondern zu den Westgermanen — und zwar zu den suebischen Stämmen, den späteren Hochdeutschen gehörte,*) und diese sind nicht von Norden, sondern von Südosten in das heutige Deutschland eingedrungen. Doch ist die alte Überlieferung auch für die Geschichte nicht ohne Wert; der Grund der Auswanderung: Landnot und Hunger, und der Zweck: Gewinnung neuen Bau- und Wohnlandes, ist der, welcher im letzten Grunde alle germanischen Völker, die gewandert sind, dazu getrieben hat; und auch darin bewahrt die Sage thatsächliche Wahrheit, daß — wie uns dies auch von andern Völkern ausdrücklich berichtet wird — nicht der ganze Stamm, sondern nur ein Teil desselben, natürlich der kräftigste, reise- und waffentüchtigste, die Heimat verläßt. Im übrigen aber erscheint unter dem Grün der Sage zuerst der sichere Boden der Geschichte in dem Namen Skoringaland, welcher „Uferland" bedeutet und auf kein andres als das am linken Ufer der Unterelbe, den alten „Bardengau" von Harburg bis Bleckede mit Lüneburg und Bardenwik, d. h. Bardendorf (jetzt Bardowiek), bezogen werden kann, wo die Langobarden zu Tacitus' Zeit, umgeben von Chauken, Angriwariern, Cheruskern, Hermunduren, durch die Elbe geschieden von Semnonen, Wandalen und den Resten der Teutonen, hausten und von wo sie später ihre große weltgeschichtliche Wanderung, die sie bis nach Italien führte, begannen. Dazu stimmt auch, daß die Sage von einem dort stattfindenden Streit der Winniler mit den Wandalen weiß, die ja wahrscheinlich bis zu der Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts zu den östlichen Nachbarn der Langobarden gehörten. Ein alter uns erhaltener Bericht,**) dem auch Paulus Diakonus folgt, erzählt nämlich darüber, wie die Auswanderer eigentlich zu ihrem neuen, welthistorischen Namen gekommen seien, folgendes:

Es erhoben sich nun gegen die Winniler zwei Herzöge der Wandalen, Ambri und Assi, mit ihrem Volk und sprachen zu den Winnilern: „Entweder zahlet uns Zins oder rüstet euch zum Streit und kämpfet mit uns!" Da gingen Ibor und Agio mit ihrer Mutter Gambara zu Rate und antworteten den Boten der Wandalen: „Es dünkt uns besser, uns zum Streit zu rüsten als den Wandalen Zins zu zahlen." (Nun standen zwar damals, so fügt Paulus hinzu, alle Winniler in der Blüte des Mannesalters, aber sie waren wenig an Zahl.) Die Herzöge der Wandalen aber wandten sich an Wodan, den Herrn der Schlachten, und baten um Sieg über die Winniler. Wodan antwortete ihnen: „Denen will ich

*) Hiernach bittet der Verfasser, ein paar Stellen im 1. und 2. Bande, an denen eine abweichende, jetzt aber veraltete Ansicht ausgesprochen ist, zu verbessern.

**) Die Origo gentis Langobardorum (Urgeschichte des Langobardenvolkes), 669 aufgezeichnet. Wir gestatten uns, ein paar notwendige Züge zu ergänzen.

Digitized by Google

den Sieg verleihen, die ich bei Sonnenaufgang zuerst erblicke." Zu derselben Zeit nun flehte Gambara mit ihren beiden Söhnen Wodans Gemahlin Fricka (Frea steht im Text) an, daß sie den Winnilern zum Siege verhelfe. Fricka hatte Wodans Antwort an die Wandalen gehört; darum gab sie den Winnilern den Rat, ihre Frauen sollten sich das Haar auflösen und es um Schläfen und Kinn wie einen Bart hängen lassen; mit ihnen sollten sie selber sich gegen Morgen nach der Richtung, wo die Sonne aufgeht, aufstellen. Und sie thaten also. Wie nun Wodan zur Ruhe gegangen war, hatte er sein Bett so gestellt, daß er beim Erwachen das Antlitz den Wandalen zukehren mußte. Aber als es zu dämmern begann und die Sonne aufgehen wollte, ergriff Fricka das Lager ihres Gemahls, drehte es mit ihren starken Götterarmen nach der andern Seite herum, so daß sein Antlitz gen Morgen gerichtet war, und weckte den Gatten. Und im selben Augenblick ging die Sonne auf. Da schaute Wodan zur Erde hinab und erblickte zu seinem Staunen — nicht die Wandalen, sondern andre, fremdartige Gestalten und rief verwundert: „Wer sind diese Langbärte?" Da sprach Fricka zu Wodan: „Du gabst ihnen den Namen, so gieb ihnen denn auch den Sieg!" Denn wer einem Kinde den Namen verlieh, der durfte ihm nach altgermanischem Brauch auch ein Geschenk nicht weigern. Und er gab ihnen wirklich den Sieg, indem er ihnen Rat erteilte, wie sie streiten sollten. Seit der Zeit wurden die Winniler Langobarden genannt.

Nicht verschweigen wollen wir, daß diese volkstümliche Ableitung des Namens neuerdings angefochten worden ist. Besonders der Umstand, daß die Langobarden bei den Angelsachsen Hadubarden (Kriegs-Barden) hießen, stehe ihr entgegen; denn „Kriegsbärte" klänge doch gar zu wunderlich. Daher leitet man wohl auch das Wort nicht von „Bart", sondern von dem altdeutschen parta (in Hellebarde erhalten), d. i. Streitaxt, her. So hätten die Langobarden ihren Volksnamen nicht (wie Paulus Diakonus meint) von ihrer Sitte, den Bart besonders lang zu tragen, sondern von ihrer Hauptwaffe, wie die Sachsen, Cherusker, Heruler und Suardonen. Wie dem auch sei, das steht wohl fest, daß das Volk während seines Aufenthalts an der Niederelbe seinen ursprünglichen Namen — der nicht gerade Winniler gelautet haben muß*) — aufgegeben und den neuen dafür angenommen hat, wahrscheinlich als benachbarte Stämme, wie etwa die östlichen Chauken und die Reste der Teutonen rechts der Elbe, sich ganz oder teilweise an das kleine, aber ausgezeichnet tapfere Völkchen anschlossen und mit ihm verschmolzen; ähnlich wie die Markomannen sich nach Beitritt andrer Stämme Bajuwaren nannten. Die Besetzung des Bardengaues

*) Da der erste Teil des historischen Namens schwankt (vgl. das angelsächsische Hadubarden), oder zuweilen ganz fehlt — so auch in Bardengau, Bardowiek —, so vermutet man, daß er ursprünglich einfach Barden geheißen habe.

Digitized by Google

von Tours (in Arndts Ausgabe und Giesebrechts köstlicher Übersetzung) eine unerschöpfliche Quelle, deren außerordentliche Bedeutung für die Kulturgeschichte die eingehende Behandlung der Zeit bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts rechtfertigen wird; außerdem aber waren zu benutzen die Werke der modernen Geschichtschreiber Arnold (Die Fränkische Zeit), Bornhak (Geschichte der Franken unter den Merowingern), Brunner (Deutsche Rechtsgeschichte), Dahn (Urgeschichte, 3. Bd., und Deutsche Geschichte), Freytag (Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1. Bd.), Kaufmann (Deutsche Geschichte, 2. Bd.), Löbell (Gregor von Tours und seine Zeit), Richter (Annalen des fränkischen Reichs, 1. Bd.), Schröder (Deutsche Rechtsgeschichte) und Wattenbach (Geschichtsquellen). Hie und da sind diese Schriften wörtlich benutzt, wie die Anmerkungen im einzelnen ausweisen, der ganze achte Abschnitt des zweiten Buches ist Gustav Freytags genanntem Werke entnommen, weil ich etwas der unübertrefflich schönen Darstellung des geliebten Dichters und Gelehrten nur einigermaßen Vergleichbares selbst zu schaffen schlechterdings nicht imstande war. Der innige Dank, den ich dem verehrten Manne, und nicht minder den obengenannten trefflichen Gelehrten, gleichviel, ob sie noch unter den Lebenden sind oder nicht, schuldig bin, soll und muß hier stehen, wenn auch schwerlich einem von ihnen mein bescheidenes Buch jemals unter die Hände gerät.

Digitized by Google

Zum Schluſſe will ich nur noch bemerken, daß ein paar Abſchnitte dieſes Bandes ein wenig höhere Anſprüche an die Faſſungskraft jugendlicher Leſer ſtellen als die früheren Bände. Ich glaube dies verantworten zu dürfen in der Überzeugung, daß ſolche Leſer erſt an dieſen Band gehen werden, wenn ſie die beiden erſten geleſen haben, alſo auf etwas ſchwerere Koſt genügend vorbereitet ſind. Andernfalls bitte ich ſie, das lange erſte Kapitel des zweiten Buches, denn auf dieſes zumeiſt bezieht ſich dieſe Bemerkung, einfach zu überſchlagen.

Bautzen, im November 1891.

Dr. Klee.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch: Die Langobarden bis zum Verlust ihrer Selbständigkeit.

		Seite
1.	Einleitende Bemerkungen	3
2.	Die Herkunft der Langobarden	5
3.	Auf der Wanderung von der Elbe bis zur Donau	10
4.	Langobarden und Heruler	15
5.	Langobarden und Gepiden	24
6.	Alboins Zug nach Italien	33
7.	Alboin in Pavia und sein Tod	39
8.	König Kleffo, etwas über langobardische Verfassung, Abzug der Sachsen, die königloſe Zeit	42
9.	König Authari.	50
10.	König Agilulf und Gregor der Große	55
11.	Die Avaren in Friaul und die Ahnen des Paulus Diakonus	70
12.	Theudelinde und die Könige Adelwald und Ariwald	75
13.	König Rothari und das Recht der Langobarden, die Könige Rodwald und Aripert	79
14.	Godepert, Perthari und Grimwald	88
15.	König Grimwalds Siege und sein Tod	95
16.	Pertharis Rückkehr und König Kuninkperts Schickſale	101
17.	Liutpert, Aripert der Zweite und Ansprand; Ferdulf und Argait	107
18.	König Liutprand	112
19.	Die Könige Ratchis und Ahiſtulf	123
20.	König Deſiderius und des Langobardenreiches Fall	132
21.	Die letzten Ereigniſſe der Langobardengeſchichte	144
22.	Die Sage von Deſiderius und Adelgis	148
23.	Paulus Diakonus, der Geſchichtſchreiber der Langobarden	155
24.	Die Sage von Herzog Arichis und Paulus Diakonus	160

Digitized by Google

Zweites Buch: Die Franken bis zum Untergange der Merowinger.

		Seite
1.	Rückblick und Vorschau, zugleich Einleitung in die fränkische Geschichte	169
	a) Germanen und Römer	169
	b) Germanentum und Christentum im Römerreiche	171
	c) Staatengründungen der Ostgermanen auf römischem Boden	175
	d) Die Langobarden	179
	e) Die übrigen deutschen Volksstämme	181
	f) Vorschau über die fränkische Geschichte	188
2.	Die Anfänge der fränkischen Geschichte	194
3.	Innere Zustände um die Zeit der Reichsgründung; das salische Gesetz	214
4.	Chlodowech bis zu seinem Übertritt zum katholischen Christentum	231
5.	Chlodowech von seiner Bekehrung bis zu seinem Tode	247
6.	Chlodowechs Söhne bis zum Tode Theuderichs	268
7.	Chlodowechs Söhne und Enkel bis zum Tode Chlothars	281
8.	Aus dem Leben und Treiben in Stadt und Land im Merowingerreiche	296
9.	Sittenbilder in Erzählungen aus Gregors Geschichtswerke	316
	a) Gefangenschaft und Flucht des jungen Attalus	317
	b) Herzog Rauchings Grausamkeit und Tod	320
	c) Die Priester Cato und Cautinus	323
	d) Die Fehde zu Tours	328
	e) Asteriolus und Secundinus; Siagrius und Siriwald	331
	f) Andarchius und Ursus	333
	g) Die Fehde von Tournay	335
10.	Die Zeit der innern Kriege, von der zweiten Reichsteilung bis zu Chilperichs Tode	336
11.	Die Zeit der innern Kriege von Chilperichs Tode bis zur Alleinherrschaft Chlothars des Zweiten	348
12.	Gregorius von Tours, der Geschichtschreiber der Franken	367
13.	Sankt Kolumban der Jüngere und der heilige Gallus	384
14.	Die letzten Merowinger; Schluß	400

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Langobarden bis zum Verlust ihrer Selbständigkeit.

Bis 774 (788).

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Einleitende Bemerkungen.

Das letzte deutsche Volk, welches wirklich gewandert ist, d. h. dessen jüngerer, kräftigerer Teil mit gänzlichem Aufgeben früherer Wohnsitze neue Länder besetzt hat, sind die Langobarden, und zwar vollzieht sich diejenige ihrer Wanderungen, durch die sie entscheidend in die allgemeine Geschichte eintreten und die zugleich ihre letzte ist, zu einer Zeit, wo zwei der hervorragendsten Germanenstämme, die auf römischem Boden Reiche gründeten, Wandalen und Ostgoten, bereits untergegangen waren. Das Burgunderreich an der Rhone war vor einem Menschenalter eine Beute der Franken geworden. Sechzig Jahre waren vergangen, seitdem sich die Westgoten durch Chlodowechs Eroberungen auf die spanische Halbinsel eingeschränkt sahen, ein doppelt so großer Zeitraum, seitdem die Angeln, Sachsen und Jüten die Germanisierung Britanniens begonnen hatten. So erhält die Langobardengeschichte mit einigem Recht erst hier ihren Platz neben der der Franken, mit der sie an wichtigen Punkten unlöslich zusammenhängt, der wir sie aber vorausschicken, weil sie nicht nur früher beginnt, sondern auch eher zu Ende geht als jene.

Wir haben unsern Lesern im zweiten Bande dieses Werkes die herzbewegende Kunde vom Untergang der Ostgoten berichtet. In verzweiflungsvollem Kampf, wahrlich nicht ruhmlos, war das edelste und unglücklichste Volk, von dem die Bücher der älteren germanischen Geschichte erzählen, der schlauen Feldherrnkunst eines Narses erlegen. Italien gehorchte wieder dem Kaiser; das alte weströmische Reich war, achtzig Jahre nachdem Odowakar es begraben hatte, gleichsam wieder auferstanden, freilich sehr zusammengeschrumpft und nicht als ein selbständig Lebendes, sondern nur als ein Glied, eine Provinz Ostroms. Denn in der einst weltgebietenden Siebenhügelstadt am Tiberstrom hielt kein Kaiser wieder Hof; von Byzanz aus ward das Mutterland des Römertums vom griechischen „Basileus“ regiert, in dessen Namen ein Statthalter, der sogenannte Exarch (d. h. der Erste, Oberste), in der Gotenstadt Ravenna — nicht in Rom — nach Justinianischem Rechte waltete. Und selbst diese unvollkommene Verbindung der alten Reichshälften ward bald fast ganz zerrissen durch das Eingreifen

Digitized by Google

eines andern Germanenstammes, der berufen schien, Theoderichs und Totilas Erbe anzutreten. Dreizehn Jahre schon nach dem Verlöschen des ostgotischen Namens stiegen die Langobarden von Nordosten her in das noch immer begehrenswerte Land herab und rissen nun im Lauf der Zeit von dem Exarchat ein Stück nach dem andern ab, während andrerseits zu Rom die Päpste kühn ihr Haupt erhoben und unter fränkischem Schutze eine neue Macht als eine doppelte Trutzwehr gegen Oströmer wie gegen Langobarden aufrichteten. So wie die Bischöfe von Rom sich völlig von Byzanz lossagten, so erkannten die Langobarden auch nicht — gleich Odowakar und Theoderich — irgend ein Hoheitsrecht des griechischen Kaisers an, sondern gründeten ihre Macht lediglich auf die Eroberung. Der letzte Schatten einer Oberhoheit Oströms schwand.*)

Jenes deutschen Volkes Geschichte, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, ist es, die wir jetzt zu erzählen haben, und zwar thun wir dies, ohne das liebliche Rankenwerk der Sage, das sich um die Geschichte dieses Stammes geschlungen hat, gewaltsam abzustreifen, damit uns nicht ein reicher, kostbarer Schatz anmutigster Volksdichtung entgehe und unser Bericht des schönsten Schmuckes beraubt werde. Denn wenn auch bei jedem andern Volke die Geschichte mit der Sage beginnt, so steht doch unter allen deutschen Stämmen, die mit den Kulturvölkern des Mittelmeers und dem Christentum in Verbindung traten, der langobardische ganz einzig da in der Treue gegen seine einheimische volkstümliche Überlieferung. „Die Langoborden, ein kleiner in sich geschlossener Stamm, nicht wie die Goten in unzählige Teile getrennt, auch auf ihrem Zuge nach Süden beisammengehalten, nicht wie die Goten gleich der ausgebreitetsten Besitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römische, wie die Ost- und Westgoten, wie selbst die Franken, die zum Teil ihre nationale Poesie nach ihrer Auswanderung verloren zu haben scheinen, sondern mit dem römischen Element in steter Feindschaft, nicht durch weitläufige Eroberungen zersplittert, sondern immer in sich zusammenhaltend, diese Langobarden hielten eine üppigere Sagengeschichte, historische Lieder voll der schönsten Züge fest.“ (Gervinus.) Und nicht nur der Anfang ihrer Geschichte ist vom Morgenrot der Sage verklärt; bis tief in die historischen Zeiten, ja bis zum Untergang seiner Selbständigkeit und darüber hinaus hat das poesievolle Volk mit nie rastender Phantasie seine eigne Geschichte durch den Glanz der Dichtung verherrlicht.

*) Deshalb gab freilich Byzanz seine Ansprüche auf das Abendland noch nicht auf, wenn es auch zu schwach war sie durchzusetzen. Erst als die Kaiseridee durch Karl den Großen mit weit großartigerem Erfolg, als es durch Ostrom geschehen konnte, verwirklicht wurde, mußte der griechische Kaiser wohl oder übel auf den Westen verzichten.

Digitized by Google

Dennoch würde für uns diese Welt altnationaler Sage und Geschichte versunken sein, und wir würden nicht einmal ahnen können, welch ein Schatz uns verloren wäre, wenn sich nicht — spät zwar, aber doch noch zur rechten Zeit — ein Mann gefunden hätte, der mit treuem Sinn die volkstümlichen Überlieferungen der Vorzeit seines Stammes sammelte und aufzeichnete, der wackere Paulus, Warnefrieds Sohn, oft zubenannt der Diakon. Ihm, dem wir am Schlusse dieses Buches ein eigenes Kapitel widmen werden, folgt meistens auch unsre Erzählung. Nur werden wir, wenn es möglich ist, unverdächtige Geschichte und freischaffende Sage als solche zu bezeichnen bemüht sein und, wo andre wichtige Quellen zu Gebote stehen oder Pauls Bericht schweigt, seine Darstellung berichtigen oder ergänzen.

2. Die Herkunft der Langobarden.

(Bis ca. 400 n. Chr.)

In Skandinavien, dem heutigen Schweden, suchte die alte Stammsage die Ursitze des Volkes der Langobarden, oder wie sie zuerst geheißen haben sollen: der Winniler. Rasch — so wird erzählt — wuchs von Jahr zu Jahr die Bevölkerung, immer kärglicher ernährte der Boden des kalten Landes die Menschen. Endlich trat das Unvermeidliche ein: Landnot und Hunger. Und als man nun einsah, daß man nicht mehr in dem zu eng gewordenen Lande zusammen wohnen könne, da beschloß man im großen Thing, die ganze Menge des Volkes in drei Teile zu scheiden und sodann das Los darüber zu werfen, welcher Teil die Heimat verlassen und sich anderswo neue Wohnsitze suchen solle. Es geschah so; und der Teil, den das Los traf, scharte sich zusammen und wählte zwei junge Helden, die edlen Brüder Ibor (Eber) und Agio, zu Herzögen. Dann sagten sie den Zurückbleibenden und dem Heimatlande Lebewohl, bestiegen mit Weibern, Kindern und Knechten und allem, was sie an beweglicher Habe besaßen, die Schiffe und fuhren von dannen, ein Land zu suchen, das ihnen zum Wohnen und Bebauen hinreichenden Raum biete. Die Führer versäumten auch nicht, ihre Mutter Gámbara (d. h. die Rüstige) mitzunehmen; denn diese war durch scharfen Verstand und bedächtigen Rat unter den Landsleuten höchlich angesehen, und man setzte auf ihre Klugheit auch in bedenklichen Lagen kein geringes Vertrauen. So zogen denn diese Winniler, „ein kleines Volk", von Ibor und Agio geführt, aus Skandinavien fort und erreichten das Land, das Skoringaland genannt wird. Dieses besetzten sie und blieben hier etliche Jahre.

So berichtet die Sage; die Geschichte aber muß die Herkunft der Langobarden von Schweden her verwerfen; denn die Überreste der lango-

Digitized by Google

bardischen Sprache, so gering sie sind, bezeugen doch durch ihren Lautbestand, daß das Volk nicht zu den Ost- und Nordgermanen, sondern zu den Westgermanen — und zwar zu den suebischen Stämmen, den späteren Hochdeutschen gehörte,*) und diese sind nicht von Norden, sondern von Südosten in das heutige Deutschland eingedrungen. Doch ist die alte Überlieferung auch für die Geschichte nicht ohne Wert; der Grund der Auswanderung: Landnot und Hunger, und der Zweck: Gewinnung neuen Bau- und Wohnlandes, ist der, welcher im letzten Grunde alle germanischen Völker, die gewandert sind, dazu getrieben hat; und auch darin bewahrt die Sage thatsächliche Wahrheit, daß — wie uns dies auch von andern Völkern ausdrücklich berichtet wird — nicht der ganze Stamm, sondern nur ein Teil desselben, natürlich der kräftigste, reise- und waffentüchtigste, die Heimat verläßt. Im übrigen aber erscheint unter dem Grün der Sage zuerst der sichere Boden der Geschichte in dem Namen Skoringaland, welcher „Uferland" bedeutet und auf kein andres als das am linken Ufer der Unterelbe, den alten „Bardengau" von Harburg bis Bleckede mit Lüneburg und Bardenwik, d. h. Bardendorf (jetzt Bardowiek), bezogen werden kann, wo die Langobarden zu Tacitus' Zeit, umgeben von Chauken, Angrivariern, Cheruskern, Hermunduren, durch die Elbe geschieden von Semnonen, Wandalen und den Resten der Teutonen, hausten und von wo sie später ihre große weltgeschichtliche Wanderung, die sie bis nach Italien führte, begannen. Dazu stimmt auch, daß die Sage von einem dort stattfindenden Streit der Winniler mit den Wandalen weiß, die ja wahrscheinlich bis zu der Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts zu den östlichen Nachbarn der Langobarden gehörten. Ein alter uns erhaltener Bericht,**) dem auch Paulus Diakonus folgt, erzählt nämlich darüber, wie die Auswanderer eigentlich zu ihrem neuen, welthistorischen Namen gekommen seien, folgendes:

Es erhoben sich nun gegen die Winniler zwei Herzöge der Wandalen, Ambri und Assi, mit ihrem Volk und sprachen zu den Winnilern: „Entweder zahlet uns Zins oder rüstet euch zum Streit und kämpfet mit uns!" Da gingen Ibor und Agio mit ihrer Mutter Gambara zu Rate und antworteten den Boten der Wandalen: „Es dünkt uns besser, uns zum Streit zu rüsten als den Wandalen Zins zu zahlen." (Nun standen zwar damals, so fügt Paulus hinzu, alle Winniler in der Blüte des Mannesalters, aber sie waren wenig an Zahl.) Die Herzöge der Wandalen aber wandten sich an Wodan, den Herrn der Schlachten, und baten um Sieg über die Winniler. Wodan antwortete ihnen: „Denen will ich

*) Hiernach bittet der Verfasser, ein paar Stellen im 1. und 2. Bande, an denen eine abweichende, jetzt aber veraltete Ansicht ausgesprochen ist, zu verbessern.

**) Die Origo gentis Langobardorum (Urgeschichte des Langobardenvolkes), 669 aufgezeichnet. Wir gestatten uns, ein paar notwendige Züge zu ergänzen.

Digitized by Google

den Sieg verleihen, die ich bei Sonnenaufgang zuerst erblicke." Zu derselben Zeit nun flehte Gambara mit ihren beiden Söhnen Wodans Gemahlin Fricka (Frea steht im Text) an, daß sie den Winnilern zum Siege verhelfe. Fricka hatte Wodans Antwort an die Wandalen gehört; darum gab sie den Winnilern den Rat, ihre Frauen sollten sich das Haar auflösen und es um Schläfen und Kinn wie einen Bart hängen lassen; mit ihnen sollten sie selber sich gegen Morgen nach der Richtung, wo die Sonne aufgeht, aufstellen. Und sie thaten also. Wie nun Wodan zur Ruhe gegangen war, hatte er sein Bett so gestellt, daß er beim Erwachen das Antlitz den Wandalen zukehren mußte. Aber als es zu dämmern begann und die Sonne aufgehen wollte, ergriff Fricka das Lager ihres Gemahls, drehte es mit ihren starken Götterarmen nach der andern Seite herum, so daß sein Antlitz gen Morgen gerichtet war, und weckte den Gatten. Und im selben Augenblick ging die Sonne auf. Da schaute Wodan zur Erde hinab und erblickte zu seinem Staunen — nicht die Wandalen, sondern andre, fremdartige Gestalten und rief verwundert: „Wer sind diese Langbärte?" Da sprach Fricka zu Wodan: „Du gabst ihnen den Namen, so gieb ihnen denn auch den Sieg!" Denn wer einem Kinde den Namen verlieh, der durfte ihm nach altgermanischem Brauch auch ein Geschenk nicht weigern. Und er gab ihnen wirklich den Sieg, indem er ihnen Rat erteilte, wie sie streiten sollten. Seit der Zeit wurden die Winniler Langobarden genannt.

Nicht verschweigen wollen wir, daß diese volkstümliche Ableitung des Namens neuerdings angefochten worden ist. Besonders der Umstand, daß die Langobarden bei den Angelsachsen Hadubarden (Kriegs-Barden) hießen, stehe ihr entgegen; denn „Kriegsbärte" klänge doch gar zu wunderlich. Daher leitet man wohl auch das Wort nicht von „Bart", sondern von dem altdeutschen parta (in Hellebarde erhalten), d. i. Streitaxt, her. So hätten die Langobarden ihren Volksnamen nicht (wie Paulus Diakonus meint) von ihrer Sitte, den Bart besonders lang zu tragen, sondern von ihrer Hauptwaffe, wie die Sachsen, Cherusker, Heruler und Suardonen. Wie dem auch sei, das steht wohl fest, daß das Volk während seines Aufenthalts an der Niederelbe seinen ursprünglichen Namen — der nicht gerade Winniler gelautet haben muß*) — aufgegeben und den neuen dafür angenommen hat, wahrscheinlich als benachbarte Stämme, wie etwa die östlichen Chauken und die Reste der Teutonen rechts der Elbe, sich ganz oder teilweise an das kleine, aber ausgezeichnet tapfere Völkchen anschlossen und mit ihm verschmolzen; ähnlich wie die Markomannen sich nach Beitritt andrer Stämme Bajuwaren nannten. Die Besetzung des Bardengaues

*) Da der erste Teil des historischen Namens schwankt (vgl. das angelsächsische Hadubarden), oder zuweilen ganz fehlt — so auch in Bardengau, Bardowiek —, so vermutet man, daß er ursprünglich einfach Barden geheißen habe.

Digitized by Google

und die Namensänderung fällt in eine Zeit, von der es keine verbürgte historische Kunde giebt. Die älteste Stelle eines römischen Geschichtschreibers, der das Volk erwähnt, findet sich bei Vellejus Paterculus, welcher als Reiteroberst den Tiberius auf seinen Feldzügen begleitete. Er kennt es am linken Ufer der Niederelbe und berichtet mit großem Stolz, daß sein siegreicher Cäsar nach der Niederwerfung der Chauken auch „die Gewalt der Langobarden, eines Volkes, wilder als die germanische Wildheit selbst," gebrochen habe (im Jahre 5 nach Christus). Einzelne Scharen der angeblich besiegten Langobarden scheinen damals über den Strom auf das östliche Ufer hinübergesetzt zu sein, wo wir auch später Teile des Volkes antreffen. An eine wirkliche Unterwerfung durch Tiberius ist natürlich nicht zu denken; sobald Heer und Flotte des Römers abzog, d. h. gegen den Herbst hin, kamen die Geschlagenen aus ihren Fliehburgen und Urwäldern wieder hervor und waren frei und selbständig wie vorher.

Doch müssen die Langobarden nicht lange nach dem Zuge des Tiberius in Abhängigkeit von dem mächtigen Markomannenkönige Marbod geraten sein, die freilich nicht lange andauerte. Denn als im Jahre 17 der Kampf zwischen Marbod und dem großen Armin entbrannte, da fielen, nach des Tacitus Zeugnisse, außer den Semnonen auch die Langobarden von dem Markomannenkönige ab, traten zu den schon früher befreundeten Cheruskern über und fochten mit diesen zusammen preiswürdig für den alten Ruhm und ihre Selbständigkeit. Die Schlacht hatte unzweifelhaft einen für Armin günstigen Ausgang.*) Die Langobarden erlangten wirklich die ersehnte Freiheit, und Marbods bald erfolgender Sturz (im J. 19) sicherte sie ihnen. Das kleine Heldenvolk griff nicht lange darnach mit starker Hand in die Geschicke der einst so viel bedeutenderen Cherusker ein. Es ist im ersten Bande unsrer „Bilder" erzählt worden, wie diese sich vom römischen Kaiser den verrömerten Italicus, einen Brudersſohn des edlen Armin, zum König erbaten und wie sie ihn bald wieder fortjagten. Da gedachten die Langobarden, zu denen er sich geflüchtet haben muß, ihres alten Bundes mit dem großen Helden, der sie zum Siege über Marbod geführt hatte, und sie zwangen die starke cheruskische Partei, die den Italicus vertrieben hatte, mit Waffengewalt, diesem als ihrem Könige wieder zu gehorchen.

Diesen spärlichen Zeugnissen über die älteste wirkliche Geschichte der Langobarden reihen wir die leider sehr kurze Bemerkung an, die Tacitus in der Germania diesem Volksstamme widmet. Er sagt, wozu alle andern Angaben vortrefflich stimmen, daß die Zahl der Langobarden, im Gegensatz zu den Semnonen, nur klein sei, daß sie aber, rings von mächtigen und volkreichen Stämmen umgeben, ihre Sicherheit nicht durch Gehorsam gegen jene, sondern durch kühne Kämpfe und große Waffentüchtigkeit behaupteten.

*) Vgl. 1. Band, S. 237.

Digitized by Google

Nach diesem Zeugnisse wohnten also die Langobarden am Ende des ersten Jahrhunderts noch im Bardengau an der Niederelbe. Die nächste Nachricht*) über sie scheint nun dafür zu sprechen, daß schon etwa fünfzig Jahre später, bei der großen Bewegung der ostgermanischen Völker in der Mitte des zweiten Jahrhunderts, als Goten, Wandalen und in ihrem Gefolge etliche kleinere Stämme die Wanderung nach dem Südosten antraten, auch die Langobarden ihr Land verlassen und südostwärts, etwa nach Schlesien, gezogen seien. Es wird nämlich an jener Stelle berichtet, um das Jahr 165, in der ersten Zeit des großen Markomannenkrieges, habe eine Schar von 6000 germanischen Kriegern, unter denen sich auch zahlreiche Langobarden befunden hätten, einen Raubzug in die Donauprovinz Pannonien unternommen, hier aber eine solche Niederlage erlitten, daß die Besiegten schleunigst um Frieden gebeten und darauf ruhig den Rückzug angetreten hätten. Aber wenn es auch vielleicht wahrscheinlicher dünken mag, daß jene langobardischen Krieger von Schlesien aus als von der fernen Niederelbe nach der Donau gezogen seien, so werden doch gerade bei dieser Gelegenheit als Mitstreiter der Langobarden Angehörige eines Stammes genannt — die Obier oder Awionen — der damals nachweislich an der Westküste der kimbrischen Halbinsel (Jütland), also nach derselben Richtung hin wie jene, nur noch ein ziemliches Stück entfernter, wohnte. Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach hier nur um einen kecken Zug beutedurstiger Abenteurer, und diese konnten ebenso gut vom Skoringalande als vom Riesengebirge her den Weg zum Donauufer finden. Auch wäre es höchst auffallend, daß, bei solcher Nähe des ganzen Volkes, dies nicht früher als nach drei Jahrhunderten wieder in der Geschichte auftaucht. So wird die Beweiskraft jenes Zeugnisses hinfällig, und wir müssen zugestehen, daß wir über die Zeit, wo die Langobarden ihre niederelbischen Wohnsitze verlassen haben, nichts Bestimmtes wissen. Schwerlich aber haben sie dies vor dem Anfang des fünften oder dem Ende des vierten Jahrhunderts gethan; wie wäre es sonst möglich, daß sie noch 586 die Sachsen als ihre „alten Freunde" und Nachbarn gekannt und zur Mitwanderung nach Italien eingeladen hätten?

Das Land, das sie ihr eigen nannten, war kein Paradies; wohl erstreckten sich jetzt längs des gelben Stromes üppige Fluren, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß diese schon damals vorhanden waren; vor den Rodungen späterer Jahrhunderte mag sich dort nur sehr wenig Ackerboden, vielmehr Urwald und Sumpfland ausgebreitet haben. Und weiter landeinwärts kam sandiges Heidegebiet, jene weitgestreckte, von Sumpf- und Moorland durchzogene Ebene, die wir heute die Lüneburger Heide nennen.

*) Sie stammt aus Cassius Dio (um 200 n. Chr.) und ist durch Petrus Patricius (um 560) erhalten.

Digitized by Google

Eine schnell anwachsende Menschenmenge konnte bei der geringen Entwickelung der altdeutschen Feldwirtschaft*) das Land sicher nicht lange ernähren. Daß die Langobarden sich ihrer mächtigen Feinde tapfer erwehrten und sich einen gefürchteten Namen machten, haben wir oben gehört; die Sage, die weder an die Kämpfe gegen die Römer noch an die Waffengemeinschaft mit den Cheruskern und Semnonen gegen Marbod eine Erinnerung aufbewahrt hat, weiß wenigstens auch hier den richtigen Grund anzugeben, warum das Volk seine Sitze am linken Elbufer aufgab, und nennt auch das Land, wohin sie sich danach wandten. Hören wir, was Paulus Diakonus erzählt.

3. Auf der Wanderung von der Elbe zur Donau.

(Von ca. 400 bis 490.)

Nachdem der langobardische Geschichtschreiber von der sagenhaften Schlacht mit den Wandalen berichtet hat, fährt er fort: „Die Langobarden trugen damals den Sieg davon; aber später kam über sie in demselben Skoringalande eine schwere Hungersnot, und sie wurden dadurch sehr niedergeschlagen. Darum zogen sie abermals aus und wandten sich nach Mauringa (d. i., wie die neuere Forschung festgestellt hat, das rechts der Elbe gelegene Land der Mauringe, die von den Angelsachsen Myrginge, von den Römern Maurungani genannt wurden). Hier stellten sich ihnen die Assipitter (diese gehören ganz ins Reich der Fabel) entgegen und verwehrten ihnen auf alle Weise den Durchzug durch ihr Gebiet. Als nun die Langobarden die gewaltigen Scharen der Feinde erblickten und wegen der geringen Anzahl ihres eignen Volksheeres keine Schlacht anzunehmen wagten, verfielen sie nach langem Schwanken auf einen Ausweg, den ihnen die Not zeigte. Sie sprengten aus, sie hätten in ihrer Wagenburg Männer mit Hundsköpfen, die mit großer Wut stritten und Menschenblut tränken; wenn sie keines Feindes habhaft würden, sogar ihr eigenes. Und um dieses Gerücht glaubhaft zu machen, dehnten sie ihre Lagerzelte weit aus und zündeten eine Menge Feuer hinter der Wagenburg an. Als das die Feinde sahen und hörten, glaubten sie das Gerücht und wagten die Schlacht nicht mehr, mit der sie gedroht hatten.

„Sie hatten aber unter ihrer Schar einen äußerst tapfern Mann von ungeheurer Leibeskraft und glaubten nun, sie könnten der Feinde Herr werden, wenn sie ihnen einen Zweikampf jenes Kriegers mit einem der Langobarden anböten. Darum forderten sie diese auf, einen der Ihren zu wählen, der mit dem starken Mann sich messe, und fügten hinzu, wenn dieser siege, so sollten die Langobarden wieder abziehen auf dem Wege, wo sie gekommen seien; bliebe aber der Langobarde Sieger, so solle sein

*) Vgl. Band 1, S. 57 f.

Digitized by Google

Volk freien Durchzug durch Mauringaland haben. Als nun die Langobarden unschlüssig waren, wen aus ihrer Mitte sie zum Zweikampf stellen sollten, erbot sich hierzu einer aus der Schar ihrer Knechte aus freien Stücken und bedang sich nur aus, daß er im Falle des Sieges samt seinen Kindern aus den Fesseln der Unfreiheit gelöst werde. Gern ward ihm dies zugesagt. Also zog er mutig zum Kampfe aus, erlegte den Feind und erlangte so für die Langobarden die Erlaubnis zum Durchzug, für sich selbst aber und die Seinen die Rechte der Freien. Die Freilassung geschah nach altem Brauch vermittelst eines Pfeiles, den sie ihm übergaben, indem sie dabei zur Bekräftigung der Handlung einige Worte murmelten.*) Und während des Durchzugs durch Mauringaland enthoben die Langobarden auf dieselbe Weise noch mehrere Knechte dem Joch der Unfreiheit und nahmen sie unter die Freien auf, um die Zahl ihrer Streiter zu verstärken.

„Danach zogen sie weiter und gelangten nach Golanda (d. h. wohl god Land, gutes Land, vermutlich im Odergebiet), wo sie längere Zeit verweilten, und dann sollen sie mehrere Jahre lang die Gaue Anthaib, Bajinaib und Burgundaib besessen haben."

Der zweite Teil dieser seltsam klingenden Namen ist das altdeutsche Wort eiba, welches „Gau" bedeutet und in Wettereiba (Wetterau) erhalten ist. Ob Anthaib mit der späteren Bezeichnung der Ostslaven „Anten", zusammengebracht werden darf, ist sehr zweifelhaft, aber Burgundaib ist Burgundergau, Bajinaib Bojergau; Teile der Burgunder waren sicher im Osten der Elbe zurückgeblieben, ebenso Reste der altkeltischen Bojer in Nordböhmen.**) Auf die Reihenfolge der Namen bei Paulus ist nichts zu geben; natürlich kamen die Langobarden erst in das alte Burgundergebiet, dann nach Böhmen.

Aus alledem zieht die Wissenschaft den Wahrscheinlichkeitsschluß, daß sich das auswandernde Volk anfangs in der heutigen Mark Brandenburg ausbreitete, dann aber — vielleicht durch die in dichten Scharen andringenden

*) Ursprünglich wohl eine gemeingermanische Sitte, die noch der Edictus des Königs Rothari (siehe weiter unten) kennt; das langobardische Wort für Pfeil war gaida. Dieser Pfeil, der von der Volksversammlung (später von dem König) dem Freizulassenden als ein Symbol der vollen Freiheit dargereicht wird, deutet an, daß der Knecht nun für den Krieg geschickt und würdig sei; denn der Krieg war ja eigentlich nur Sache der Freien. — Es liegt hier die seltenere Art der Freilassung vor, durch welche die volle Freiheit, d. h. Gleichstellung mit den Freigebornen des Volkes erlangt wird, und die außer bei den Langobarden nur noch bei den Franken nachweislich ist. Vgl. Bd. 1, S. 65 f.

**) Und selbst wenn man sie bezweifeln wollte, so könnte recht wohl das alte Burgunderland seinen Namen auch nach dem Abzug des ganzen Volkes behalten haben. Noch heute haftet der Bojername ja am alten Bojerlande, noch heute führt Bornholm (Burgundaholm) seinen Namen von einem Teil der Burgunder, der dort einmal gesessen haben muß.

Digitized by Google

Slaven veranlaßt — ein weiteres Wandern nach Südosten aufgab und nach Südwesten zog, um in dem von allen Seiten durch die Natur wohlgeschützten Böhmerlande eine Zuflucht zu suchen. Und hier war es wohl auch, wo der erste König Agilmund auf den Schild erhoben wurde. Mit dieser Zeit, wo eine historisch gesicherte Herrscherreihe anhebt, beginnt auch die Überlieferung sich wirklicher Geschichte immer mehr und mehr zu nähern, obwohl die Geschichte Agilmunds und seines Nachfolgers noch völlig in Dunkel gehüllt ist; denn was von beiden erzählt wird, ist keine aus geschichtlichem Kern erwachsene Volkssage, sondern märchenhafte Weiterbildung eines uralten, weit verbreiteten Mythus, nach welchem ein dem Wasser entstiegener Held von unbekannter Abkunft einem Lande in gefahrvoller Zeit zu Hilfe kommt.*) Die Schlacht mit den „Amazonen" geht vermutlich auf einen Walküren- oder Nixenmythus zurück. Ebensowenig darf man Geschichtliches suchen in der Erzählung von dem Kampfe mit den „Bulgaren"; denn dieses slavisch-finnische Mischvolk tritt zuerst gegen Ende des 5. Jahrhunderts an der Wolga auf. Über den dritten und vierten König, Lethu und Hildeok, weiß selbst die Sage nichts mehr als die Namen. Helleres Licht dämmert erst auf mit dem fünften Könige Gudeok, der der Überlieferung nach ein Zeitgenosse Odowakars war.

Nach diesen Bemerkungen können wir ohne größere Unterbrechung mitteilen, was Paulus Diakonus über die Langobarden unter den ersten fünf Königen zu berichten weiß. Er erzählt etwa Folgendes: Mittlerweile starben die Herzöge Ibor und Agio, welche das Volk aus Skandinavien (bis nach Burgundaib?) geführt und bis dahin beherrscht hatten.**) Nun wollten die Langobarden nicht länger unter Herzögen stehen, sondern erwählten sich gleich andern Völkern einen König. Zuerst waltete des Königtums über sie Agilmund, Agios Sohn, aus dem Geschlechte der Gunginge, das bei ihnen für das edelste von allen galt und dem also auch Ibor und Agio angehörten. Wie überliefert ist, herrschte Agilmund dreiunddreißig Jahre über die Langobarden.

Damals geschah es — so berichtet die Sage, — daß durch ein seltsames Wunder ein Weib sieben Kindern auf einmal das Leben schenkte. Die entmenschte Mutter aber schämte sich eines solchen Übersegens, beschloß

*) Siehe Ludwig Schmidt, Zur Geschichte der Langobarden, Leipzig 1885. S. 50. Schmidts durch sorgfältige Prüfung der Quellen erhaltene Resultate sind hier für uns fast überall maßgebend.

**) Paulus denkt sich also auch den Aufenthalt in Skoringaland (Bardengau) vorübergehend, während das Volk doch gerade hier von 5 bis ca. 100 n. Chr. historisch nachweisbar ist und zweifellos schon lange vor dieser Zeit, wie mindestens noch drei Menschenalter nachher (wahrscheinlich aber viel länger) daselbst gewohnt hat. Ein Beweis mehr dafür, wie wenig man in der Darstellung des Diakons über die Herkunft der Langobarden wirkliche Geschichte suchen darf.

Digitized by Google

die Kleinen umzubringen und warf sie in einen Fischteich. Es fügte sich aber, daß König Agilmund dieses Weges geritten kam. Da sah er mit Verwunderung die armen Kindlein in dem klaren Wasser liegen, hielt sein Roß an und rührte mit seinem Speer der Reihe nach an jedes der Kleinen, zu sehen, ob es vielleicht noch lebe. Und siehe, eines der Kinder griff mit den Händchen nach dem Speer und hielt sich fest daran. Den König erfaßte Mitleid und Staunen, und er wandte sich zu seinen Begleitern und sprach: „Dies Knäblein wird einst ein großer Held werden." Darauf befahl er es sogleich aus dem Teich zu ziehen, übergab es einer Amme und ließ es auf das sorgfältigste aufziehen und pflegen. Da aber in der langobardischen Sprache der Fischteich lama genannt wird, gab er dem Knaben den Namen Lamissio (Lamisko). Und als dieser herangewachsen war, wurde er ein so wackerer Jüngling, daß man ihn als den tapfersten Helden pries.

König Agilmund war bereits ein Greis, als das ganze Volk sich wieder auf die Wanderung begab; es geht die Sage, daß die Langobarden auf ihrem Zuge (aus Burgundaib?), vom König Agilmund geführt, an einen Strom (wohl die Oder ist gemeint) kamen und hinüber fahren wollten. Aber am andern Ufer stellte sich ihnen ein seltsamer Feind — nämlich ein Weibervolk (Amazonen nennt sie Paulus) — entgegen und wehrte den Übergang. Die kühnste der Kampfjungfrauen sprengte auf ihrem Rosse in die Wellen und forderte den Tapfersten der Langobarden zum Zweikampf heraus. Da nahm Lamissio die Aufforderung an, tötete mitten im Strome die Jungfrau und erstritt sich so hohen Ruhm, den Langobarden aber den Übergang; denn es war zwischen den beiden Heervölkern ausgemacht worden, daß das Volk, dessen Vorkämpfer fallen würde, dem andern Raum geben solle. So überschritten nun die Langobarden den Strom und verweilten, als sie in das jenseitige Land gekommen waren, daselbst längere Zeit. Da sie aber durch langen Frieden sicher geworden waren und sich nichts Schlimmen versahen, brachte ihre Unachtsamkeit ihnen einen schweren Schaden. Denn einst, als die sorglos Ruhenden in der Nacht sich allesamt dem Schlafe überlassen hatten, fielen plötzlich slavische Reiterhorden (Paulus nennt sie Bulgaren) in ihre Höfe, erschlugen viele, verwundeten noch mehr und wüteten fürchterlich. Sie töteten sogar den alten König Agilmund und schleppten seine einzige Tochter in die Gefangenschaft hinweg.

Einige Zeit dauerte es, bis das Volk sich von diesem Unglücksschlage erholte. Dann erhoben sie den Lamissio (der übrigens nach anderer Überlieferung gleichfalls ein Gunging war) zu ihrem Könige. Dieser, von jugendlicher Heldenkraft durchglüht, brannte vor Begierde, die Räuber zu bekämpfen und seinen guten Pflegevater zu rächen. So führte er denn

Digitized by Google

sein kleines Volk zum Streite gegen die tückischen Feinde. Aber schon im ersten Treffen fiel der Sieg wieder den Slaven zu, die Langobarden flohen nach ihrer Wagenburg zurück. Mit Schmerz sah es der junge König; gewaltig erhob er seine Stimme und rief den Flüchtigen nach: „Haltet ein, ihr Männer! Gedenket der Schmach, die ihr erlittet! Vergesset ihr den Anblick, wie der gute König in seinem Blute lag und wie seine Tochter, die ihr euch zur Königin wünschtet, unter Jammergeschrei in die Knechtschaft geschleppt ward? Auf, rettet euch selbst, eure Weiber und Kinder! Besser ist es, im Blutkampfe fallen, als in Schande leben, dem Feind zum Gespött." Dies und andres rief er ihnen zu und reizte ihren Mut durch Drohungen und Versprechungen. Und wo er einen Knecht mitkämpfen sah (die Notwehr konnte man selbstverständlich den Unfreien auch nicht verbieten), verhieß er ihnen die Freiheit und reichlichen Lohn. Da suchte nun ein jeder es dem andern an wackern Thaten zuvorzuthun. Keiner aber stritt herrlicher als Lamissio selbst. Eine schwere Niederlage brachten sie den Feinden bei und rächten so ihres Königs Tod wie ihre eigene Schande. Groß war die Beute, die ihnen in die Hände fiel, und seit diesem Siege wurden die Langobarden kriegsmutiger als zuvor. Nach dreijähriger Regierung starb schon der heldenmütige König Lamissio. Ihm folgte Lethu, der ungefähr vierzig Jahre herrschte.*) Dann ward Lethus Sohn Hildeok und nach diesem der fünfte König, Gudeok, auf den Schild erhoben.

Um diese Zeit — das wäre 487 — entbrannte zwischen Odowakar, der bereits seit einigen Jahren in Italien herrschte, und dem Feletheus, der auch Feva hieß und König der Rugen war, heftiger Streit.**) Dieser Feletheus saß damals auf dem nördlichen Ufer der Donau, gegenüber von Noricum (ungefähr zwischen dem heutigen Linz und Wien), und der heilige Severinus hatte ihn und seine gottlose Gemahlin Giso schon oftmals ermahnt, ihr ruchloses Thun zu lassen, aber immer vergebens. Da sie nun seine Vorstellungen verachteten, verkündete er ihnen voraus, was ihnen später widerfuhr. Odowakar nämlich bot die Völkerschaften auf, die ihm gehorchten, wie Turkilinge, Heruler, (Skiren) und einen Teil der Rugen, dazu die Völker Italiens, zog gen Rugiland, kämpfte mit den Rugen, brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei und ließ ihren König töten. Nachdem er das ganze Land verwüstet (und sein Bruder Onoulf im folgenden Jahre 488 durch einen zweiten Feldzug die Rugen fast vernichtet) hatte, kehrten die Sieger mit vielen Gefangenen nach Italien zurück. Hierauf wanderten die Langobarden aus ihren da-

*) Mit ihm kam das Königsgeschlecht der Lethinge zur Regierung, welches mit Walthari um 547 in gerader Linie erlosch.

**) Vgl. 2. Bd., S. 167 ff.

Digitized by Google

maligen Sitzen (jedenfalls in Nordböhmen) aus und kamen nach Rugiland, wo sie, da es fruchtbaren Boden hatte, viele Jahre blieben.

So ungefähr berichtet Paulus. Es ist dazu nur noch zu bemerken, daß Odowakar trotz seiner Siege den nördlichen Teil von Noricum, das Ufernoricum, wie früher erzählt worden ist, als unhaltbar preisgab und daß sich dort die Bajuwaren*) festsetzten, in deren Fußspuren wahrscheinlich die Langobarden südwärts bis zur Donau gezogen waren. Letztere mußten sich ohne Zweifel deshalb, weil sie jener Völkerschaft nicht gewachsen waren, damals — etwa im Jahre 490 — mit dem verwüsteten Rugengebiet begnügen.

4. Langobarden und Heruler.

(Von 490 bis 546.)

Von den sumpfigen Niederungen der Elbe waren die Langobarden im Laufe von etwa einem Jahrhundert zum schönen Strand der Donau vorgerückt. Langsam hatten sie sich — ungefähr bis auf halbem Weg — dem Lande genähert, das ihnen ein Jahrhundert später zu dauerndem Besitze ward, wo Glanz und Macht ihrer wartete. Damals nun, als das Volk einige Jahre in Rugiland gesessen hatte, schien es, als ob ihm bestimmt sei, nicht nach Süden, sondern nach Osten weiter vorzuschreiten.

Über die Geschichte der Langobarden in Rugiland herrscht tiefes Dunkel; was Prokop gelegentlich berichtet, daß das Volk um jene Zeit in Abhängigkeit von den Herulern geraten sei, beruht auf Prahlereien von Angehörigen dieses Volksstammes, von dem wir sogleich genauer zu reden haben, und ist nicht glaubwürdig. Nur die Könige werden genannt, unter denen die Langobarden damals standen: auf Gudeok folgte sein Sohn Klaffo, und als dieser starb, ergriff dessen Sohn Tato als siebenter König die Zügel der Herrschaft. Unter ihnen zogen die Langobarden wieder aus Rugiland fort und zwar dem Lauf der Donau folgend in die weiten Ebenen, die, wie Paulus Diakonus sagt, in langobardischer Sprache „Feld" genannt wurden und unter denen wir ohne allen Zweifel die flachen Gefilde zwischen der Donau und der Theiß zu verstehen haben.**) Drei Jahre sollen sie hier gehaust haben, als sie in einen folgenschweren Kampf

*) Nicht die Heruler, wie 2. Bd., S. 170 nach einer weniger stichhaltigen Beweisführung Pallmanns gesagt ist; vgl. das Folgende.

**) Nicht das Marchfeld, wie oft angenommen wird. Einhard, der Biograph Karls des Großen, berichtet zum Jahre 796, daß Pippin der Kleine die „Hunnen" hinter die Theiß gejagt und ihre Königsburg, welche „Hring", von den Langobarden aber „Feld" (campus) genannt ward, zerstört habe.

Digitized by Google

mit den Herulern gerieten, welche durch die letzte Wanderung der Langobarden nach „Feld" deren Nachbarn geworden waren.

Die Heruler, zur gotischen Völkersippe gehörend, allgemein bekannt durch ihre wilde, rauhe Tapferkeit, führten (wie die Cherusker) ihren Namen vom Schwert (gotisch hairu). Sie hatten ursprünglich mit den naheverwandten kleinen Stämmen der Skiren, Turkilinge und Rugen an der deutschen Ostseeküste und auf einigen der später dänischen Inseln gewohnt.

Der Geschichtschreiber Prokop weiß von ihnen folgendes zu berichten: „Von alters her verehren sie viele Götter, die sie mit Menschenopfern ehren zu müssen glauben. In vielen Stücken weichen sie von den Gewohnheiten andrer Menschen ab. Wenn sie nämlich alt oder krank werden, dürfen sie nicht mehr leben, sondern sobald jemand altersschwach oder siech wird, muß er seine Verwandten bitten, daß sie ihn sobald als möglich vom Leben zum Tode bringen.*) Dann türmen sie einen Scheiterhaufen, auf dem jener Platz nimmt, und schicken einen Heruler mit einem Dolch zu ihm; derselbe darf aber nicht mit ihm verwandt sein; denn ein Verwandter darf den Todesstreich nicht führen. Ist die That vollführt und der Thäter herabgestiegen, so zünden sie den Scheiterhaufen an allen vier Ecken an; ist die Flamme erloschen, so werden die Knochen gesammelt und dem Schoß der Erde übergeben. Wenn ein Heruler gestorben ist, muß seine Gattin, wofern sie etwas auf ihren Ruf giebt und ihr an einem freundlichen Gedenken nach dem Tode gelegen ist, sich am Grabhügel ihres Gemahls bald nach seinem Begräbnis erdrosseln. Wenn sie es nicht thut, so wird sie ehrlos, und die Verwandten des Mannes fühlen sich durch sie beleidigt. Solche Bräuche hatten früher die Heruler."

Als nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts die großen gotischen Völker in Bewegung gerieten und sich nach den Donaumündungen hinzogen, wanderte ein Teil des unruhigen Herulervölkchens mit ihnen und kam bis an das Asowsche Meer. Aber der Einfall der Hunnen zwang zur Rückwanderung nach Westen; und so rückten diese Heruler allmählich wieder die Donau aufwärts, wurden trotzdem von Attila unterworfen, schüttelten nach dem Tode des Gewaltigen (453), wie die Gepiden und Ostgoten, das hunnische Joch ab und gründeten ein eigenes Reich, das vermutlich von Wien bis Waitzen die Donau zur Südgrenze hatte und den nördlichsten Teil des heutigen Ungarn, nördlich etwa bis zum Tatragebirge, östlich bis zum Mittellauf der Theiß, umfaßte. Viele Heruler traten schon damals als Hilfstruppen in das römische Heer; solche waren es, die dem Odowakar das weströmische Reich stürzen halfen. Durch die Einwanderung in Rugiland waren die Langobarden die westlichen, durch die nach „Feld"

*) Zum richtigen Verständnis dieser Mitteilung vgl. Bd. 1, S. 104 f.; zum Folgenden auch S. 100.

Digitized by Google

die südlichen Nachbarn des Herulerreichs geworden. Anfangs hatte ein auf Verträge gegründetes, friedliches Verhältnis zwischen den beiden Völkern bestanden. Ohne Zweifel mußten die Langobarden von Rugiland nach „Feld" heruliſches Gebiet durchſchreiten und haben dies mit Bewilligung der Heruler gethan. Aber wenige Jahre nur beſtand dieſer Friedens- und Freundſchaftsbund. Noch unter dem König Tato entbrannte ein furchtbarer Kampf zwiſchen den Nachbarvölkern, (wahrſcheinlich um das Jahr 508), der die Macht der Heruler vernichtete und die Langobarden ihrer glänzendſten Zeit entgegenführte. Die Sage hat das wichtige Ereignis in folgender Weiſe ausgeſchmückt.*)

Der Bruder Rodulfs, des Herulerkönigs, war zu König Tato gekommen um friedlichen Vertrages willen. Und als er ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte und im Begriff war, die Heimreiſe anzutreten, geſchah es, daß er vor dem Hauſe Rumetruds, der langobardiſchen Königstochter, mit ſeinem Gefolge vorbeiritt. Die Prinzeſſin trat in ein Fenſter, und wie ſie die Menge ſchön geſchmückter Männer und Roſſe erblickte, fragte ſie neugierig, wer es denn ſei, der mit ſo glänzendem Gefolge einherziehe. Man berichtete ihr, es ſei König Rodulfs Bruder, der nach ausgerichteter Botſchaft mit ſeinen Herulern heimreite. Alsbald ſandte die Jungfrau eine Dienerin hinaus und ließ den Fürſten bitten, einen Becher Wein von ihr anzunehmen. Argloſen Sinnes folgte jener der Einladung. Als er nun vor die Königstochter trat, ſah ſie, daß er von kleiner, unanſehnlicher Geſtalt war. Da vergaß ſie aller Zucht, brach in höhniſches Lachen aus und machte ſich laut über ihn luſtig. Der Geſchmähte aber, zu heftigem Zorn gereizt und vor Scham errötend, vergalt ihr den Spott mit beißender Hohnrede. Rumetruds Herz brannte vor Durſt, die Beleidigung zu rächen; aber heuchleriſch barg ſie die Bosheit im Buſen, zwang ſich, gelaſſen zu erſcheinen, beſchwichtigte mit ſchmeichelnder Miene und ſcherzhaften Worten den Gaſt und lud ihn ein, ſich in ihrem Gemache niederzulaſſen. Verſöhnt und heiter folgte er ihr, die ihn zu einem Sitze führte, hinter welchem ſich das Fenſter des Gemaches befand. Dieſes Fenſter befahl ſie ihren Mägden, ſcheinbar um den Gaſt zu ehren, mit einem koſtbaren Teppich zu verhängen. Heimlich aber gab ſie einem Diener den gräßlichen Befehl, ſich unbemerkt hinter den Vorhang zu ſchleichen und dem Heruler, ſobald ſie rufe: „Miſche!" den Speer in den Rücken zu bohren. Und ſo geſchah es. Kaum hatte er ſich behaglich niedergelaſſen, da ſprach die Entſetzliche zu dem Mundſchenken: „Miſche den Trank!" Und in demſelben Augenblick ſtürzte jener zu Boden und hauchte ſeinen Geiſt aus. Der Speer des Mörders war ihm durch Rücken und Bruſt gedrungen.

*) Wir geben den Bericht des Paulus Diakonus.

Digitized by Google

Entsetzt flohen des Ermordeten Begleiter von dannen und berichteten daheim dem König Rodulf die Blutthat. Der weinte laut und lange über das klägliche Ende seines Bruders. Dann entflammte ihn das Verlangen, den Mord zu rächen. Er erklärte das Bündnis, das er mit Tato geschlossen hatte, für gebrochen und kündigte den Langobarden den Krieg an.

Auf einem weiten Blachfeld standen die beiden Völker zum Kampfe gerüstet. König Rodulf sandte die Seinen in den Kampf; er selbst aber war seines Sieges so gewiß, daß er, während das Heer ausrückte, ruhig in der Wagenburg blieb und sich am Brettspiel ergötzte. Denn damals waren in der That die Heruler außerordentlich tüchtig im Kriege und hatten sich durch viele Siege, die sie erfochten, einen großen Namen erworben.*) Sie zogen noch nach altgermanischer Sitte nackt in die Schlacht; nur um die Hüften war ein Stück Zeug schurzartig geschlungen. So mochte der König nicht ohne Grund auf die erprobte Tapferkeit und Kraft der Seinen vertrauen und saß sorglos am Spiele, während draußen der mörderische Streit entbrannte. Einen seiner Leute hieß er auf einen nahen Baum steigen, damit er ihm den Sieg der Seinen desto schneller verkünden könne; doch fügte er die thörichte Drohung hinzu: „Meldest du mir von meiner Heruler Flucht, so lasse ich dir das Haupt abschlagen." Wie nun der Mann vom Wipfel des Baumes eine Weile nach dem Schlachtfeld hinüber geschaut hatte, sah er mit Schrecken, wie die Reihen der Heruler wankten und von den Langobarden hart bedrängt wurden. Aber vor Angst um sein Leben wagte er nicht, die Wahrheit zu melden, und jedesmal, wenn Rodulf ihn fragte, wie die Schlacht stehe, antwortete er: „Sie kämpfen wacker." Unterdes war der Streit entschieden; die Heruler wandten den Langobarden den Rücken und stürzten in wilder Flucht von dannen. Bei diesem Anblick übermannte jenen der Schmerz, und er rief aus: „Weh dir, du armes Herulervolk! Der Zorn des Himmels bricht über dich herein." Erschrocken über diese Worte fragte der König: „Wie? fliehen denn etwa meine Heruler?" Da erwiederte jener: „Nicht ich, sondern du selbst, o Herr, hast es gesagt!" Noch stand der Fürst starr vor Bestürzung da und wußte nicht, was er thun sollte, als schon die ersten der siegreichen Langobarden in die Wagenburg eindrangen und alle niederhieben, die sich zur Wehr setzten. Da sank auch er, so mannhaft er sich hielt, unter den Streichen der Feinde hin.

Es wird aber berichtet, der Zorn des Himmels habe die Heruler, als sie da und dort hin auseinander flohen, so schwer getroffen, daß sich

*) Freilich wurde ihnen auch viel Unfreundliches nachgesagt; sie hatten, wenn sie auch wohl äußerlich zum Teil das (arianische) Christentum angenommen hatten, fast ganz ihre alte rohe Wildheit bewahrt, galten für arge Trunkenbolde und raufluftige Streithähne und wurden im ganzen mehr gefürchtet als geehrt.

Digitized by Google

in schrecklicher Verblendung ihre Sinne zu verwirren begannen, und als die Fliehenden an ein weites blühendes Flachsfeld kamen, seien sie, in dem Wahn, sie hätten ein Gewässer vor sich, mit ausgebreiteten Armen hineingesprungen, um hindurch zu schwimmen,*) wobei sie sämtlich vom Schwert der Feinde einen kläglichen Untergang fanden.

Als nun die Langobarden von diesem blutigen Kampfe siegreich heimkehrten, teilten sie die reiche Beute, die sie im Lager gefunden hatten. König Tato nahm Rodulfs Königsbanner, das sie „Band" nannten, sowie den Helm für sich, den der tote Herrscher im Streite gewöhnlich getragen hatte. Und seit der Zeit war die Kraft der Heruler gebrochen, so daß sie von da (eine Zeit lang) keinen eignen König mehr über sich hatten. Die Langobarden aber wurden seitdem gewaltiger; ihre Volkszahl war von den verschiedenen Stämmen, die sie besiegten, gewachsen, und sie fingen jetzt an, auch ohne Not zu Kriegen auszuziehen und den Ruhm ihrer Tapferkeit allenthalben zu verbreiten. —

Sehr lehrreich ist es mit dieser Darstellung, wie sie Paulus Diakonus nach der langobardischen Volksüberlieferung giebt, Prokops Bericht zu vergleichen, der aus Erzählungen von Herulern hervorgegangen ist. Er lautet mit einigen Kürzungen folgendermaßen: Mit der Zeit wurden die Heruler mächtiger und zahlreicher als ihre Nachbarvölker, griffen sie an, besiegten sie und plünderten sie aus. Schließlich unterwarfen sie auch die Langobarden,**) welche bereits Christen waren,***) und einige andere Stämme und machten sie sich zinspflichtig. Zur Zeit des oströmischen Kaisers Anastasius (seit 491) hatten die Heruler keinen Gegner mehr, den sie hätten bekriegen können (!?) und blieben drei Jahre hindurch ganz ruhig. Länger aber konnten sie es nicht aushalten. Sie überhäuften ihren König Rodulf mit den bittersten Vorwürfen und nannten ihn einen erbärmlichen Schwächling. Rodulf wollte diese Schmach nicht ertragen und zog gegen die Langobarden aus, ohne ihnen das Geringste — etwa Verletzung bestehender Verträge — vorzuwerfen, sondern rein aus Mutwillen. Als die Langobarden dies erfuhren, schickten sie Gesandte, um die Ursache der Feindseligkeit zu erfahren;

*) Diesen altsagenhaften Zug kennt noch das Volksmärchen ‚der Hahnenbalken', Grimm Nr. 149 und die volkstümliche Geschichte von den sieben Schwaben (s. meine zwanzig deutschen Volksbücher S. 497).

**) So behauptete die herulische Ruhmredigkeit!

***) Diese Nachricht ist ganz glaublich, nur muß man sie nicht auf alle Langobarden beziehen; Paulus, der doch selbst Geistlicher war, schweigt über die Bekehrung seines Volks zum (natürlich arianischen) Christentum leider gänzlich. Sicher ist es, daß ein halbes Jahrhundert später (um 560) die Hauptmasse der Langobarden schon einige Zeit Christen waren, da ein Bischof von Trier in einem damals geschriebenen Briefe die Gattin des Königs Alboin ermahnt, denselben von der arianischen Ketzerei abzubringen. Auch ist daraus, daß die beiden Töchter König Wachos mit fränkischen Königen vermählt waren, sehr wahrscheinlich, daß jene (um 530) getauft waren.

Digitized by Google

sie erboten sich sogar den Zins, den sie zahlten, zu erhöhen. Die Gesandten wurden jedoch unter heftigen Drohungen abgewiesen. Einer zweiten Gesandtschaft erging es ebenso. Da kamen zum drittenmal Boten und beschworen den König Rodulf, nicht so ohne jeden Vorwand den Krieg vom Zaun zu brechen; denn die Langobarden würden dann, wider ihren Willen, nur der Not gehorchend, sich zur Wehr setzen. Sie riefen Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an; er werde nach seiner Gerechtigkeit den Ausgang des Kampfes lenken. Gegen alle diese Vorstellungen blieben die Heruler taub, sie wollten durchaus mit den Langobarden kämpfen. Als nun die Volksheere einander gegenüberstanden, lagerte sich über den Langobarden eine schwere, schwarze Wolke, über den Herulern dagegen war die Luft ganz klar. Ein Zeichenkundiger hätte daraus entnehmen können, daß es den Herulern übel ergehen werde; denn ein schlimmeres Zeichen konnte ihnen gar nicht zuteil werden.*) Aber sie achteten nicht darauf und gingen, im Vertrauen auf ihre Überzahl, leichtsinnig und hochmütig auf ihre Gegner los. Es kam zur Schlacht, und in dieser fiel ein großer Teil der Heruler, unter andern auch Rodulf; die übrigen flohen in völliger Auflösung, ohne an Gegenwehr zu denken. Auch auf der Flucht wurden noch sehr viele von den nachsetzenden Feinden niedergehauen, und nur wenige entkamen.

Wenn wir diesen Bericht mit dem des Paulus vergleichen, so erscheint es besonders merkwürdig, daß ein jedes der beiden Völker nicht den Feind, sondern sich selber als Urheber des Kampfes betrachtete. In beiden Erzählungen ist der historische Hergang durch Sage verdunkelt; das aber geht aus beiden übereinstimmend hervor, daß die Heruler völlig geschlagen und zum großen Teil vernichtet wurden und daß ihr König Rodulf in der Schlacht sein Leben verlor. Die nächste Folge des Sieges der Langobarden war, daß diese nun von Südosten her auch in das Gebiet der Heruler einrückten und dieselben zur Flucht nach Rugiland zwangen. Hier aber lag alles wüst. Hungersnot und wohl auch das Vorrücken der Langobarden in diese ihre früheren Sitze zwang sie bald zu abermaliger Auswanderung. So zogen sie weiter und irrten umher, bis sie endlich Zuflucht fanden bei den stammverwandten, mächtigen Gepiden, die damals, östlich von den Langobarden, zwischen Theiß, Karpathen, Pruth und Donau, im alten Dacien saßen. Anfangs waren die Gepiden freundlich gegen die Flüchtlinge. Doch bald begannen sie — gewiß durch die Roheit der Heruler gereizt — sie zu mißhandeln und ihnen ihre Habe wegzunehmen, so daß schließlich offener Streit zwischen den beiden Völkern ausbrach. Zu schwach zum Widerstande, wichen die Heruler der Übermacht; ein Teil ging über die Donau und erhielt vom Kaiser Anastasius (im Jahre 512) Ansiedelungsland

*) In der Wolke schwebten wohl die altheidnischen Schlachtengötter und Walküren.

Digitized by Google

auf oströmischem Boden angewiesen; ein andrer Teil wandte sich nordwärts. Jene, vom Kaiser mit großer Freundlichkeit aufgenommen, konnten doch nicht von ihrem alten Übermut lassen. Bald gaben sie Anlaß zur Unzufriedenheit, indem sie ihre römischen Nachbarn mißhandelten, und Anastasius schickte ein Heer gegen sie aus. Die Heruler wurden besiegt und ein großer Teil von ihnen getötet; die Überlebenden baten um Gnade, sie wollten Bundesgenossen und Diener des Kaisers werden. Dies wurde ihnen gestattet; aber sie thaten dem Kaiser keinerlei Dienste, sondern lebten ganz für sich, wählten sich auch wieder einen König. Erst als Justinian, der 527 den Thron bestieg, ihnen gutes Ackerland in der Provinz Illyrien*) und manche wertvolle Gaben schenkte, brachte er sie dahin, in aller Form Bundesgenossen zu werden, und zugleich das katholische Christentum anzunehmen. Von trefflicher Waffenhilfe, die nun die Herulerhelden dem Kaiser leisteten, ist schon manches Beispiel erwähnt worden, so im Wandalen- und Gotenkriege.

Aber trotz der äußerlichen Bekehrung blieb der Sinn des Volkes unbändig und leidenschaftlich. Die meisten Heruler fielen nach kurzer Zeit wieder von den Römern ab, und das hatte folgenden Grund.**) Einst wandte sich die Wut des jähzornigen Volkes gegen den eignen König — er hieß Ochon —; sie fielen, wahrscheinlich weil er ihnen zu zahm und römisch war, über ihn her und erschlugen ihn. Aber gleich danach reute sie ihre wilde That bitter; denn sie sahen ein, daß sie ohne Herrscher und Führer im Kriege nicht leben könnten. Nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie endlich, einen Sproß ihres alten Königsgeschlechtes zu holen von der Insel Gotland. Denn diese oder das schwedische Götaland ist hier wahrscheinlich unter Thule, wie Prokop sie nennt, verstanden. Jener andere Teil der Heruler nämlich, der sich nach der Flucht aus dem Gepidenlande nordwärts gewandt hatte, war in die ältesten Wohnsitze des Volkes, an der Küste der westlichen Ostsee und auf mehreren Inseln, wo noch starke Reste des Stammes hausten, zurückgekehrt.***) Gewiß war es der Zug nach der alten Heimat und zugleich der Widerwille, sich unter römische Oberherrschaft zu beugen, was jene Heruler mit den Angehörigen des alten Königshauses bewogen hatte, die anscheinend abenteuerliche Wanderung nach dem Norden anzutreten. Dort hatten sie offenbar frohe Aufnahme gefunden, und die

*) Genauer an der Save, in der Nähe von Singidunum (Belgrad).

**) Die hier folgende Erzählung ist schon Bd. 1, S. 68 kurz mitgeteilt worden, kann aber hier, wo wir die Schicksale der Heruler zu Ende führen müssen, nicht fehlen.

***) Sogar an der Nordsee breiteten sich Nachkommen jener daheimgebliebenen Heruler aus, von wo aus sie häufige Raubzüge nach dem Rhein, nach Gallien, ja bis nach Spanien unternahmen. Der mittelalterliche Name einer Küstenlandschaft zwischen Ems und Weser Harlingia erinnert an diese Heruler.

Digitized by Google

Stammesbrüder in Illyrien wußten, wo sie den rechtmäßigen Erben des erledigten Thrones treffen konnten. Darum entsandten sie von Illyrien her edle Boten zu den fernen Stammesgenossen im Norden. Und die Boten wanderten, wie Prokop sagt, „durch alle Länder der Slaven, dann durch eine Wüste, bis sie zu den Warnen (die nördlich von den Thüringen bis zur Ostsee wohnten) kamen, und dann wanderten sie noch durch das Land der Dänen; und alle diese wilden Völker thaten ihnen nichts. Als sie aber das Meer vor sich sahen, gingen sie zu Schiffe und fuhren nach Thule. Hier hatten die zugezogenen Heruler bei den Gauten Aufnahme gefunden. Als nun jene Gesandten ankamen, fanden sie viele vom königlichen Geschlecht, wählten darunter den, der ihnen am tauglichsten und der Krone am würdigsten schien, und traten mit ihm die Rückfahrt an. Aber als sie sich im Dänenlande befanden, starb der Erkorene an einer Krankheit. Da fuhren sie nach Thule zurück und holten einen andern, der auch aus dem alten Königsstamm entsprossen war, der hieß Todasi. Ihm schloß sich sein Bruder Aorda an und ein Gefolge von zweihundert Herulerjünglingen. Mit ihnen traten die Boten wieder die weite Reise nach Süden an und erreichten Illyrien. Doch mittlerweile war viel Zeit verstrichen. Ein Teil des Volkes, gewiß eine römische oder christliche Partei, hatte sich verzagt erwiesen und die andern überredet, die Gesandten würden niemals wiederkehren und es sei unklug einen Herrscher zu suchen, ohne den Kaiser Justinian zu fragen. Daher hatten sie nach Byzanz an den Kaiser gesandt und sich von ihm einen König erbeten, der ihm genehm sei. Der schickte ihnen auch sofort einen Heruler, der seit langer Zeit in der Hauptstadt wohnte, mit Namen Suartua. Zunächst huldigten ihm die Heruler und gehorchten ihm willig, da er regierte, wie sie es gewöhnt waren.*) Wenige Tage später aber kam ein Bote, der die Kunde brachte, die Gesandtschaft mit dem rechtmäßigen Könige sei der Heimat nahe. Suartua brach alsbald mit Heeresmacht auf, um die Ankömmlinge zu töten. Die Heruler folgten ihm zuerst ruhig; als sie sich aber jenem bis auf eine Tagereise genähert hatten, verließen sie ihn während der Nacht alle und gingen zu dem Sproß des alten Königsgeschlechtes über. Suartua mußte ganz allein aus dem Lande fliehen und kehrte nach Byzanz zurück. Der Kaiser drohte und verhieß, aber umsonst. Da wollte er sie zwingen, den Suartua wieder zum König zu nehmen; allein die Heruler

*) Prokop, die strenge, ceremonielle Despotenwirtschaft von Byzanz gewöhnt, ereifert sich an einer andern Stelle über das beschränkte — der altgermanischen Sitte noch völlig getreu gebliebene — Königtum der Heruler. Ein solcher Herrscher sei nur dem Namen nach König, der sich in Wirklichkeit von den andern Männern gar nicht unterscheide; denn jeder verkehre mit ihm wie mit seinesgleichen und schimpfe auf ihn, wie es ihm beliebe. Die freimütige Scheltrede des Volks, das Fehlen des Thrones, das Schmausen der Gefolgschaft an der Seite des Königs scheint dem Byzantiner unvereinbar mit dem Wesen des Königtums. Vgl. Dahn, Urgeschichte 1, 567.

Digitized by Google

fielen gänzlich von den Römern ab und schlossen sich an die Gepiden an. Von da an fehlt jede Kunde über die „illyrischen Heruler“; sie sind wohl mit den zahlreichen Gepiden verschmolzen und mit ihnen in dem Kampfe gegen Avaren und Langobarden untergegangen. Ihre Stammesgenossen an der Ost- und Nordsee gingen in Gauten, Dänen, Sachsen und Franken auf.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte der Langobarden zurück, deren ruhmvollste Zeit nun anbricht. Tato, der Besieger der Heruler, erfreute sich seines Sieges nicht lange; denn Wacho, der Sohn seines Bruders Winichis, ermordete ihn. Tatos Sohn Risiulf suchte nun zwar mit Waffengewalt dem Volke die angemaßte Herrschaft zu entreißen, ward aber von ihm besiegt und floh mit seinem Sohn Hildichis aus dem Lande. Risiulf ward unterwegs ermordet, Hildichis aber entkam zu den Gepiden, was die Veranlassung zu den späteren Feindseligkeiten zwischen diesem Volk und den Langobarden gab. Von Wacho wird auch berichtet, daß er die „Sueben“ unterworfen habe, womit vielleicht diejenigen suebischen Markomannen und Quaden gemeint sind, die einst unter Vannius (s. 1. Bd., S. 239) ein kleines Königreich in dem abgelegenen Gebirgsland zwischen March und Gran gegründet hatten und zuletzt wohl von den Herulern abhängig gewesen waren. Von hier aus eroberte Wacho auch Rugiland wieder und drang sogar nach Böhmen vor, wo wahrscheinlich an Stelle der Markomannen-Bajuwaren schon slavische Stämme hausten.

So ward Wachos Name bald hochberühmt, und viele suchten seine Freundschaft. Es ist früher*) erwähnt worden, daß z. B. der unglückliche Ostgotenkönig Witichis im Jahre 539 durch Zusendung reicher Geschenke den Langobardenherrscher zu einem Bund gegen Ostrom zu bewegen suchte, daß aber seine Boten unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten, da Wacho bereits ein Bündnis mit dem Kaiser Justinian geschlossen hatte. Durch die Ausbreitung ihrer Macht nach Westen hin waren die Langobarden auch Nachbarn der Thüringe geworden, deren Reich sich damals südlich bis zur Donau (etwa zwischen Donauwörth und Passau) erstreckte. Der thüringische König Bisin gab dem gewaltigen Wacho seine Tochter Radegunde zur Gemahlin, und als diese gestorben war, warb Wacho um die gepidische Königstochter Ostrogoto. Die beiden Töchter, die er von dieser hatte, wurden mit fränkischen Herrschern vermählt, Wisigard mit König Theudebert, Waldrada mit König Theudobald, nach dessen Tode mit Chlothar dem Ersten und dann mit dem Baiernherzog Garibald.

Eine dritte Gemahlin Wachos war Silinga, die Tochter des unglücklichen Herulerkönigs Rodulf. Diese gebar ihm einen Sohn, der

*) Siehe 2. Bd., S. 292.

Digitized by Google

Walthari genannt wurde. Als der mächtige Wacho (um 539) starb, erhoben die Langobarden diesen Walthari auf den Schild als ihren König. Für den zarten Knaben führte Audoin, ein edler Langobarde und ohne Zweifel mit dem Königsgeschlecht verwandt, sieben Jahre lang nach Volksbeschluß die Vormundschaft; dann starb Walthari, ehe er die Jahre der Selbständigkeit erreicht hatte, an einer Krankheit, und nun (um 546) ward Audoin König.

5. Langobarden und Gepiden.

(Von 546 bis 567.)

Unter Audoin, einem ebenso weisen als kraftvollen Fürsten, gewann das Langobardenreich einen doppelten Zuwachs von gewaltiger Ausdehnung: Pannonien und das Reich der Gepiden. Kurz nach Audoins Schilderhebung „schenkte", wie Prokop sich ausdrückt, der Kaiser Justinian den Langobarden Pannonien, das Land zwischen Donau und Save, das heutige Südwestungarn rechts der Donau nebst Kroatien und Slavonien. Wie wir im zweiten Bande gesehen haben, gehörte es einst zu dem großen Ostgotenreiche Theoderichs, bei dem Zusammensturz der Gotenherrschaft in Italien war es dem Kaiser wieder zugefallen, der es aber gegen die Einfälle der benachbarten Langobarden nicht schützen konnte und es diesen deshalb „freiwillig" abtrat. Zugleich spendete er ihnen bedeutende Geldsummen, durch die er nach dieser Seite hin die gefährdeten Grenzen des Reiches vor Raubzügen hüten wollte. Es war nicht das erste Mal, daß römisches Gebiet nur durch reichliches Gold vor Verwüstung geschützt werden konnte. Pannonien wurde für jetzt das Hauptland der langobardischen Macht, die ausgesogenen Länder nördlich der Donau gab man preis.

Kurze Zeit nach diesem Ereignis brach der Kampf zwischen Langobarden und Gepiden aus. Letztere, die zuerst an der Ostsee unweit der Weichselmündung nachweisbar sind,*) waren nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts in den Spuren der Goten langsam nach Südosten gewandert und hatten sich in Dacien, westlich von diesen nach den Karpathen hin ein Reich gegründet. Ihr König Fastida, angeblich ein Zeitgenosse des Gotenherrschers Ostrogota, hatte die Burgunder besiegt, wurde aber, als er in seinem Übermut die Goten angriff (um 247), in einer blutigen Schlacht geschlagen, da die tapfern, aber weniger begabten Gepiden der höheren Geistesschärfe der Goten unterlagen. Für lange Zeit verschwindet darauf der Name der Gepiden aus der Geschichte. Gedemütigt zog sich das Volk in das rauhe Gebirgsland zurück. Ein Jahrhundert später bildete es ohne

*) Vgl. 2. Bd., S. 6 u. 8 ff.

Digitized by Google

Zweifel einen Teil des großen Reiches Ermanarichs und geriet nach dessen Falle mit den Ostgoten zugleich unter die Herrschaft der Hunnen (um 375). Nun aber muß eine bessere Zeit für das Gepidenvolk angebrochen sein. Wir haben in der Geschichte Attilas gesehen, welche bedeutsame Stellung es unter den Nationen einnahm, die in dieses Königs Reiche vereinigt waren. Die Gepiden standen, wie die Ostgoten, unter einheimischen Königen; und nicht ein Ostgote, sondern ein Gepide, der König Ardarich, war es, der als hochgeschätzter, weiser Ratgeber die nächste Stelle am Thron des Hunnenchans einnahm. Und der nämliche Mann, der, solange Attila lebte, ihm am treuesten angehangen hatte und von ihm am höchsten geehrt worden war, erhob sich nach des großen Herrschers Tode zuerst gegen die Ansprüche der Söhne Attilas*) und führte in der Schlacht am Flusse Nedao (454) zuerst die Seinen zum Sieg und zur Freiheit, worauf auch die andern gebeugten Germanenvölker das hunnische Joch abschüttelten. Die Gepiden waren es denn auch, die den besten Teil des ehemaligen Hunnengebietes, das fruchtbare Land an der Theiß zu eigen nahmen und sich den Besitz vom römischen Kaiser Marcian bestätigen ließen. Aber nur kurz war die Übermacht des tapfern, aber rohen Volkes. In der Schlacht am Flusse Bolia, wo sie mit Skiren, Rugen und slavischen Stämmen der Macht der Ostgoten ein Ende zu bereiten hofften,**) wurden sie gänzlich geschlagen, und so blieb der Stern der Gepiden ein Gestirn zweiter Größe, während der der Ostgoten zur leuchtenden Sonne wuchs. Dennoch hat er länger am Völkerhimmel gestanden als diese.

Nach dem Abzug der Ostgoten nach Mösien (474) gewannen die Gepiden wieder freiere Hand und vermochten sogar das wichtige Sirmium (jetzt Mitrowitz an der Save) zu besetzen. Als Theoderich sein Volk nach Italien führen wollte, suchten sie ihm den Weg zu verlegen, wurden aber zurückgeschlagen; viele von ihnen schlossen sich dem Zuge der Sieger an. Im Jahre 504 verlor der Gepidenkönig Trasarich Sirmium an die Goten; doch als Theoderich nicht mehr war und sein Reich sich dem Untergang zuneigte, konnten die Gepiden es wagen, die Donau wieder zu überschreiten, und um 540 gewannen sie auch Sirmium zurück. Dazu fielen fast alle Städte Daciens in ihren Besitz. Allein dem maßlosen Volke gerieten diese Erfolge nicht zum Heile. Denn da sie schonungslos alle römischen Einwohner verknechteten und römisches Gebiet plündernd verheerten, zürnte ihnen der Kaiser Justinian. Er hatte die Gepiden bisher als ein nützliches Gegengewicht gegen die Ostgoten betrachtet und sie auf jede mögliche Weise unterstützt. Jetzt ängstigte ihn die wachsende Macht der

*) Vgl. 2. Bd., S. 136 f.
**) Siehe 2. Bd., S. 198.

Digitized by Google

Gepiden, er entzog ihnen die Jahrgelder, die sie lange Zeit von Byzanz aus erhalten hatten, und wandte sie den schwächeren Langobarden zu, denen er, wie eben erzählt worden ist, Pannonien zum Geschenk machte.

Es ist ebenfalls berichtet worden, wie Wacho seinen Oheim Tato stürzte, wie Tatos Sohn Risiulf mit seinem Sohne aus dem Langobardenreiche fliehen mußte, wie er unterwegs getötet wurde, und wie nur sein Sohn Hildichis entkam und zu den Gepiden flüchtete. Dieser Hildichis scheint nun die eifersüchtige Stimmung zwischen Gepiden und Langobarden für seinen Zweck aufs höchste gesteigert und so den Ausbruch des offenen Kampfes zwischen beiden Völkern veranlaßt zu haben. Seine Hoffnung aber, mit Hilfe der Gepiden die Königsherrschaft über die Langobarden zu erlangen, blieb unerfüllt. Die Langobarden, welche sich allein den Gepiden nicht gewachsen fühlten, hatten eine Gesandtschaft unter Audoins Anführung an Justinian geschickt und um Hilfe gebeten, die, nach dem byzantinischen Grundsatz, dem schwächeren Gegner beizustehen, um mit ihm den stärkeren zu vernichten, auch gewährt wurde. Die Gepiden aber wurden, als sie auf ihr altes Bundesverhältnis zum Kaiser pochten, abgewiesen. Justinian beschwor das Bündnis mit den Langobarden und schickte ihnen mehr als 10 000 Reiter nebst 1500 Herulerkriegern zu Hilfe. Die übrigen Heruler aber standen auf Seite der Gepiden, da sie kurz vorher von den Römern abgefallen waren.*) Eine Abteilung jenes römischen Heeres, das den Langobarden zuzog, stieß nun unterwegs auf eine heruliſche Schar unter Aorda, dem Bruder des Herulerkönigs; ein hitziges Gefecht entspann sich, in dem die Römer Sieger blieben und Aorda mit vielen Herulern den Tod fand. Als die Gepiden die Kunde erhielten, daß 3000 ihrer Bundesgenossen gefallen seien, erschraken sie und suchten schleunigst ihre Streitigkeiten mit den Langobarden gütlich beizulegen. Und in der That schlossen beide Völker, ohne die Römer zu fragen, miteinander Frieden. Als Unterpfand des neuen freundschaftlichen Verhältnisses forderte Audoin die Auslieferung des Hildichis. Solche Untreue wollten sich aber doch die Gepiden nicht zu schulden kommen lassen, sondern gaben dem Hildichis zu verstehen, er möge hingehen, wohin es ihm beliebe, und so sein Leben retten. Mit seinem Gefolge und einer Anzahl Gepiden, die sich ihm anschlossen, entwich Hildichis zuerst zu den Slaven, dann zog er auf die Aufforderung des Königs Totila mit einer Schar von 6000 Mann nach Italien, vereinigte sich aber nicht mit den Goten, ging wieder zu den Slaven, darauf nach Byzanz und kehrte endlich zu den Gepiden zurück.

Indes war die Feindschaft und Eifersucht der beiden Nachbarvölker zu tief eingewurzelt, als daß sie durch jenen Freundschaftsvertrag hätte

*) Siehe S. 22 unten.

Digitized by Google

beigelegt werden können. So griffen sie bald wieder (549) zu den Waffen. Mit gewaltiger Heeresmacht zogen sie gegeneinander zu Felde, die Langobarden unter Audoin, die Gepiden unter ihrem König Thorisin oder Turisind. Schon waren die Heere (so erzählt Prokop in einem sagenhaften Bericht) einander ganz nahe, ohne sich doch sehen zu können, da befiel beide ganz plötzlich ein unerklärlicher Schrecken und trieb sie ohne jeden Grund zu jäher Flucht, so daß allein die beiden Könige mit einem kleinen Gefolge stand hielten. Vergebens versuchten sie, den Schwarm der Fliehenden zu hemmen; weder Bitten noch Drohungen halfen. Audoin war höchst bestürzt über die Flucht der Seinigen, zumal er nicht wußte, daß es bei den Feinden gerade so ergangen war; er schickte deshalb schnell einige seiner Gefolgsmannen als Friedensboten zu Turisind. Sie traten vor ihn und fragten ganz erstaunt, wo in aller Welt denn seine Unterthanen hin seien. Der ehrliche Fürst leugnete keinen Augenblick, was vorgefallen war, und sprach: „Sie haben Reißaus genommen, obgleich sie niemand in die Flucht schlug." — „O König," fielen ihm die Gesandten ins Wort, „weil du so offen die Wahrheit bekannt hast, so wollen auch wir sie nicht verhehlen. Wisse, den Langobarden ist es ebenso ergangen wie den Gepiden. Da nun Gott so sichtlich zu erkennen giebt, er wolle nicht, daß beide Völker sich zu Grunde richten, und einem jeden den rettenden Schrecken einflößte, so laß uns seinen Willen achten und der Feindschaft ein Ende machen." — „So soll es sein!" versetzte Turisind; und so schlossen sie einen Waffenstillstand auf zwei Jahre. In dieser Frist sollten durch Gesandtschaften ungestört alle streitigen Punkte völlig ins Reine gebracht werden.

Allein nach Ablauf dieser Zeit (551) brach dennoch der Streit wieder aus. Umsonst versuchten die Gepiden, den Kaiser wieder auf ihre Seite zu ziehen. Justinian sandte vielmehr den Langobarden ein Heer nebst einer kleinen Schar unter Amalafried,*) einem Sohn des Thüringerkönigs Hermanfried und der Amelungin Amalaberga. Doch blieb die Hauptmasse dieses Hilfsheeres auf kaiserlichen Befehl unterwegs zurück, angeblich, um ausgebrochene Unruhen zu dämpfen. Die Langobarden und Amalafried mit seinem kleinen Gefolge fielen nun mit aller Macht in das Gepidenland ein. Die Gepiden traten ihnen entgegen, und es kam — wahrscheinlich in der Nähe von Sirmium — zu einer furchtbaren Schlacht. Als nun beide Heere mit gleicher Tapferkeit fochten und keines zum Weichen gebracht werden konnte, da geschah es, wie Paulus Diakonus erzählt, daß der junge Alboin,

*) Belisar hatte diesen mit dem gefangenen Ostgotenkönig Witichis (540) nach Byzanz gesandt, und der Kaiser hatte ihn zum Obersten (Befehlshaber einer kaiserlichen Truppenabteilung) ernannt und seine Schwester (die aber nicht die Mutter Alboins war) dem Langobardenkönig Audoin vermählt.

Digitized by Google

Audoins Sohn, und Turismod (Thorismund), der Sohn des Gepidenkönigs Turisind, im Kampfgewühl aufeinander trafen und Alboin zuletzt seinen Gegner mit dem zweischneidigen Schwert durchbohrte, also, daß Turismod tot vom Roß auf die Walstatt sank. Bestürzt sahen die Gepiden den Fall ihres Königssohnes, aller Mut entfiel ihnen, sie wandten sich zur Flucht. Die Langobarden setzten ihnen nach und töteten eine große Menge. Durch die fürchterliche Niederlage sahen sich die Gepiden genötigt, sofort um Frieden zu bitten, der ihnen auch gewährt wurde, da Justinian ihn befürwortete. Audoin hatte, als er Siegesboten an den Kaiser sandte, nicht unterlassen, diesem darüber Vorwürfe zu machen, daß kein Hilfsheer zur Stelle gewesen sei, während er dem Kaiser eine so große Menge Langobarden geschickt habe, um unter Narses gegen Totila zu ziehen.*) Sowohl Audoin als Justinian verlangten nun als erste Bedingung des Friedens von den Gepiden die Auslieferung des Hildichis, der wie gesagt zu den Gepiden zurückgekommen war. Turisind trug den Fall dem großen Thing der Edlen und Freien vor und verlangte von ihnen Beantwortung der Frage, ob er den beiden Herrschern den Willen thun dürfe. Da aber erklärte die Versammlung, er dürfe es unter keinen Umständen thun; es sei viel besser, das ganze Volk der Gepiden gehe mit Weibern und Kindern zu Grunde, als daß es den Fluch eines solchen Frevels gegen das heilige Gastrecht auf sich lüde. Dieser Volksspruch stürzte den Turisind in große Verlegenheit; denn er konnte, wie Prokop richtig bemerkt, nichts gegen den Willen des Volkes thun, und andrerseits wollte er doch auch nicht den gefährlichen Krieg mit Langobarden und Römern von neuem entbrennen lassen. Endlich fand er einen Ausweg; auch Turisind hatte — wie einst Wacho — sich die Krone durch eine Gewaltthat errungen: dem Sohne des vorigen Gepidenkönigs, Elemund, dem unmündigen Ostrogota, hatte er sie geraubt. Der hilflose Knabe war zu den Langobarden geflohen. Jetzt erwiderte Turisind das Ansinnen Audoins und Justinians durch ein gleiches; er verlangte nämlich die Auslieferung Ostrogotas gegen die des Hildichis, überzeugt, daß die Langobarden sich dessen weigern würden, oder doch in dem für ihn beruhigenden Gedanken, daß Audoin ein gleiches Verbrechen wie er auf sich laden werde. Doch die Langobarden wollten gleichfalls nicht das Gastrecht so öffentlich verletzen. Nichtsdestoweniger starben bald darauf (552) beide Prinzen durch Meuchelmord, ein jeder der Könige räumte den Feind des andern heimlich aus dem Wege, damit der eben geschlossene Friede zwischen Langobarden und Gepiden nicht gebrochen werde.

Anmutigeres weiß die langobardische Volkssage, die an jene Gepiden-

*) Vgl. Bd. 2, S. 338.

Digitized by Google

schlacht und den Zweikampf Alboins mit Turismod anknüpft, zu erzählen. Als nämlich die Langobarden siegesfroh heimkehrten, da baten die Edlen ihren König, daß er seinen Sohn, durch dessen Heldenmut der Sieg vorzüglich errungen worden war, zu seinem Tischgenossen erhebe; damit er seinem Vater wie in der Gefahr, so auch beim Mahle zur Seite wäre. Allein Audoin, getreu der alten Sitte, wollte davon nichts wissen, so sehr ihn Alboins rühmliche That erfreute. „Das Recht der Väter kann ich nicht verletzen," sprach er, „ihr wisset ja wohl, daß nach altem Brauch bei uns der Sohn des Königs nicht eher mit dem Vater zusammen speisen darf, als bis er von einem fremden König feierlich die Waffen erhalten hat." Sobald dies Alboin hörte, ritt er, nur von vierzig Jünglingen begleitet, geradeswegs an Turisinds, des Gepidenkönigs, Hof, um sich von ihm die Waffen zu erbitten. Der hochherzige Greis nahm den jungen Helden, der ihm vor kurzem erst den geliebten Sohn getötet hatte, freundlich auf, denn jener hatte es ja in ehrlichem Kampfe gethan. Gastlich lud er ihn an seinen Tisch und setzte ihn zu seiner Rechten an die Stelle, wo sonst immer sein Sohn Turismod gesessen hatte. Wie sie nun aber so beim Mahle saßen und verschiedene Gerichte aufgetragen waren, da mußte der König des Sohnes gedenken, dessen Mörder da neben ihm auf des Toten Stuhle saß. Und er seufzte tief auf und brach in die schmerzvollen Worte aus: „Lieb ist mir dieser Platz, aber sehr hart der Anblick des Mannes, der ihn jetzt einnimmt." Durch des Vaters Rede ermutigt, begann nun Kunimund, des Königs zweiter Sohn, Hohnreden gegen die Gäste zu richten und sprach laut, indem er auf die weißen Binden wies, mit denen die Langobarden die Beine von den Waden abwärts umwickelten: „Wahrlich, ihr gleichet Stuten mit weißen Füßen."*) Alsbald versetzte einer der Langobarden: „Geh nur hinaus auf das Asfeld!**) Dort kannst du deutlich sehen, wie kräftig die Stuten mit den Hufen ausschlagen. Deines Bruders Gebeine liegen dort auf dem Anger wie von gefallenem Vieh." Das hörten die Gepiden, die nur mühsam aus Ehrfurcht vor dem König und aus Scheu vor dem heiligen Gastrecht ihren Ingrimm verborgen hatten. Jetzt hielten sie sich nicht länger, wütend sprangen sie von ihren Sitzen und drängten sich um Alboin und seine Begleiter mit drohenden Worten und Gebärden. Da erhoben sich auch die Langobarden; die Hand am Schwerte standen sie zur Wehr bereit. Aber siehe, der edle König sprang hinter dem Tisch hervor und warf sich mitten zwischen die Zornigen. Mit scheltenden Worten verwies er den Seinen die grimmige Streitlust und drohte mit schneller Strafe dem, der den ersten Schlag

*) Eigentlich: mit weißen Fesseln. Die Fessel ist der Teil des Pferdebeines zwischen dem Huf und dem untersten Gelenk.

**) „Perge, ait, in campum Asfeld!" steht bei Paulus geschrieben.

Digitized by Google

thun würde; „denn," sprach er, „das ist kein Gott wohlgefälliger Sieg, wenn man den Gast im eignen Haus erschlägt." So beschwichtigte der gute Greis die zürnenden Männer und Jünglinge, und sein Wort ehrend setzten sich alle wieder und beendeten das Gastmahl in Frieden und Freundschaft. Als aber das Gelage vorüber war, hob der König die Waffen seines Sohnes Turismod von der Wand der hohen Halle herab und übergab sie dem Alboin. Dankbar nahm der junge Held die Gabe und schied darauf mit seinen Genossen vom Hofe des Königs, der ihm sicheres Geleit bis zur Mark seines Reiches mitgab. Wohlbehalten erreichten die Jünglinge die Heimat. Als nun Alboin mit Turismods Waffen vor seinen Vater trat, führte ihn dieser zu dem Ehrensitz an der Königstafel und machte ihn zu seinem Tischgenossen. Beim fröhlichen Mahle berichtete Alboin alles, was ihm am Hofe des Gepidenfürsten begegnet war. Da lobten alle Alboins Kühnheit, doch nicht minder rühmten sie Turisinds große Treue.

So erzählten sich die Geschichte noch zu Paulus Zeiten die Langobarden; indem sie dem edlen Feinde Gerechtigkeit widerfahren ließen, ehrten sie sich selbst. Der Friede aber, den die beiden Völker miteinander geschlossen hatten, währte nur so lange, als ihre alten Könige lebten. Nachdem (um das Jahr 555) Audoin und Turisind gestorben und ihre Söhne auf den Schild erhoben worden waren, nämlich Alboin bei den Langobarden, Kunimund bei den Gepiden, da brach der alte Hader mit erhöhter Bitterkeit aus. Bei jenem Besuch in Feindesland, den die Sage so lieblich ausmalt, mochte Alboin, Audoins und Rodelindens Sohn, wohl zuerst die schöne Rosamunde, Kunimunds junge Tochter, erblickt haben.*) Sein Herz entbrannte von heißer Liebe zu ihr. Freilich mußte er zunächst auf Wunsch des Vaters, wie des Volkes eine fränkische Königstochter Chlodoswinda zum Weibe nehmen. Als diese aber gestorben war, da gedachte er des holdseligen Mädchens, dessen Anblick sein Herz getroffen hatte, und da sie ihm nicht willig folgen wollte, so entführte er sie mit Gewalt in sein Reich. Vergebens forderte Kunimund, der alles, was Langobarde hieß, haßte, seine Tochter zurück. Der Kampf brach wieder aus; anfangs waren die Langobarden siegreich, doch zuletzt behielten die Gepiden, denen Justin der Zweite, Justinians Nachfolger (seit 565), vielleicht eine Hilfsschar sandte, die Oberhand, und Alboin mußte sich darein fügen, Rosamunde ihrem Vater zurückzusenden.

Alboin war indes der Mann nicht, eine Niederlage ungerächt zu lassen; und weil er die Unzuverlässigkeit der Byzantiner kennen gelernt hatte, sah er sich nach andern Bundesgenossen um. Er fand sie in den mächtigen

*) Vgl. zum Folgenden Schmidt a. a. O. S. 62 ff.

Digitized by Google

und gefürchteten Avaren. Dieser tartarische Volksstamm, der unter Justinian nach dem Kaukasus gezogen war, diesem Kaiser seine Dienste angeboten und für ihn die Slaven und Bulgaren an der unteren Donau unterworfen hatte, hauste damals östlich vom Pruth längs der Nordküste des Schwarzen Meeres. Die Avaren trieben von friedlicher Beschäftigung nur die Pferdezucht; ihre liebste Thätigkeit war der Krieg, den sie, auf gepanzerten Rossen reitend, mit unersättlicher Beutegier und Mordlust führten. An dieses Volk wandte sich also Alboin mit der Aufforderung, sich mit ihm zur Vernichtung der zwischen Langobarden und Avaren eingeklemmten Gepiden zu verbünden. Es bedurfte vieler dringender Bitten, und schwere Bedingungen mußten die Langobarden erfüllen, bis der Chakan (d. h. König) der Avaren sich dazu verstand, Hilfe zu leisten: die Langobarden sollten den zehnten Teil ihres Viehes sofort abgeben und dazu versprechen, nach dem Siege auf die Hälfte der Beute und fast das ganze Land der Gepiden zu verzichten. Daß Alboin darauf einging, beweist deutlich, in welcher gefährdeten Lage sich damals sein Volk befand.

Als König Kunimund von dem Bund der Langobarden und Avaren hörte, bat er in Byzanz um Hilfsvölker und versprach, Sirmium mit dem Gebiet südlich der Donau an den Kaiser abzutreten. Aber Justin zögerte unentschlossen und sandte keine Unterstützung, weil er der Versprechung Kunimunds mißtraute und die furchtbare Macht der Langobarden und Avaren nicht auf sein Reich lenken wollte. So blieb er müßiger Zuschauer des ungleichen Kampfes und ließ während desselben bei günstiger Gelegenheit Sirmium von seinen Truppen besetzen. Den Verlauf des Kampfes aber erzählt Paulus Diakonus durchaus glaubwürdig in folgender Weise.

Alboin eröffnete den Krieg, indem er in das Gepidenland einfiel. Als Kunimund aber eilig entgegenzog, um die Langobarden zuerst zu schlagen, fielen hinter seinem Rücken die Avaren in das Reich ein, wie sie es mit Alboin verabredet hatten. Traurig kam ein Bote zu Kunimund und meldete ihm die Schreckenskunde. Der König war tief erschüttert; er erkannte wohl, daß der Gepiden Ende nahe sei. Dennoch ermahnte er die Seinigen, erst den Streit mit den Langobarden zu wagen; gelänge es ihnen diese zu überwinden, so würden sie gewiß der avarischen Räuber mit leichter Mühe Herr werden. So kam es zur Schlacht (567). Herrliche Thaten wurden auf beiden Seiten verrichtet. Aber nach heißem Ringen blieben doch zuletzt die Langobarden Sieger, und so furchtbar wütete das Schwert, daß das große Gepidenheer fast völlig vernichtet wurde und kaum ein Bote der gräßlichen Niederlage am Leben blieb.*) Unter den Toten, die das

*) Daß die Schlacht eine der blutigsten war, geht aus gleichzeitigen Zeugnissen hervor; sie wird der großen Hunnenschlacht verglichen; 40 000 Gepiden fielen.

Digitized by Google

Schlachtfeld bedeckten, lag auch der König Kunimund. Als ein Held war er gefallen im Zweikampfe mit dem unüberwindlichen Alboin. Dieser ließ dem Leichnam das Haupt abschlagen und sich aus dem Schädel eine Trinkschale machen. Kunimunds Tochter Rosamunde führte er mit einer großen Menge Gefangener von verschiedenem Alter und Geschlecht mit sich fort und erhob sie zu seiner Gemahlin. Damals machten die Langobarden so unermeßliche Beute, daß sie zu großem Reichtum gelangten.*) Die unglücklichen Gepiden aber waren für immer darnieder geschmettert, so daß sie sich keinen eigenen König wieder wählen durften. Die, welche den Vernichtungskrieg überlebten, mußten sich teils den Langobarden unterwerfen (und zogen später als halbfreie Leten mit ihnen nach Italien), teils gerieten sie in die grausame Knechtschaft der Avaren (die das Land nach Abzug der Langobarden ganz in Besitz nahmen). Alboins Name aber ward, wie Paulus nach zwei Jahrhunderten schreibt, „weit und breit so berühmt, daß bis heute seine königliche Milde und sein Ruhm, sein Glück im Kriege und seine Tapferkeit selbst bei den Bajuwaren, Sachsen und andern Völkern der deutschen Sprache in Liedern gepriesen wird.“**)

So hatte sich wieder einmal der alte Fluch, der seit den Zeiten Armins bis auf unser Jahrhundert herab auf unseren Vorfahren lastete, erfüllt, daß sie zur Freude ihrer Feinde die Waffen gegen Glieder ihres eigenen Leibes kehrten, daß Bruderstamm gegen Bruderstamm in grimmem Hasse wütete; denn es war deutsches Heldenblut, das in der großen Gepidenschlacht von Deutschen***) vergossen ward. Es ist uns zum Überfluß bezeugt, was keines Zeugnisses bedarf, wie man in Byzanz jubelte, als man erfuhr, daß das gefährliche Germanenvolk an der Nordgrenze des morschen Reichs, ein Gegenstand geheimen Bangens, von der Erde verschwunden sei, ohne daß der Römer einen Fuß gerührt oder ein Schwert gezogen, und daß es ein Germanenvolk war, welches, nicht ohne eignen ungeheuren Verlust, Byzanz dieser Sorge überhoben hatte. Nicht mit Unrecht frohlockte ein Lobhudler des unbedeutenden Kaisers Justin:

Langobarden, unbändigen Muts, und rohe Gepiden,
Wie sie auf weitem Gefild sich gegenseitig zerfleischten,
Wütenden Sinnes, indes der Soldat gemächlich in Ruh saß!
Hat nicht des Kaisers Glück zwei Völker auf einmal geschlagen?

*) Nur der gepidische Königshort wurde durch den Bischof Trasarich und einen Enkel des gefallenen Königs, Namens Reptila, nach Byzanz gerettet.

**) Auch ganz vorzügliche Waffen, fügt Paulus hinzu, sollen unter ihm geschmiedet worden sein.

***) Die Langobarden waren Deutsche im engern Sinn des Wortes, da sie zu den Westgermanen gehörten und da von diesen die späteren Deutschen direkt abstammen; den Gepiden, als einem gotischen Stamme, käme wissenschaftlich nur der Name eines germanischen Volkes zu.

Digitized by Google

Ja, es fielen durch eigene Schuld, von sich selber verraten,
Damals unzählige Feinde; und nun, da das Streiten zu Ende,
Dienen am Hofe des Kaisers zugleich so Besiegte wie Sieger.

6. Alboins Zug nach Italien.

(Von 568 bis 571.)

Noch war kein Jahrhundert vergangen, seit Odowakar dem letzten Schattenkaiser von Rom die Krone vom Haupte genommen hatte. Die Römer, die bisher immer noch auf eine längst dahin geschwundene Größe gepocht hatten, mußten sich vor einem Germanen beugen, und doch wurden sie schonend behandelt im Vergleich zu der Härte, die ihre Vorfahren so manchem unterjochten Volke gegenüber bewiesen hatten. Die Germanen waren keine Römer, die sich in eitler Selbstvergötterung menschlichen Gefühlen gegen andere Nationen unzugänglich erwiesen; sie waren aber auch nicht mehr zerstörungswütige Barbaren. Mit Hochachtung blickten sie auf die schönen Trümmer einer unvergleichlich reichen Kultur, der bloße Name der ewigen Stadt erfüllte sie mit Scheu. Nicht neue Ruinen wollten sie zu den alten häufen, sondern ihr Streben — wenigstens das der Edlen unter ihnen — war, die versunkene Herrlichkeit zu neuem Leben zu erwecken. Als vollends der tapfere Odowakar einem Größeren weichen mußte, da brach für das vielgequälte Land eine Zeit des Friedens und Segens an; über die verödeten Fluren ging wieder die Pflugschar, die gestürzten Tempel und Paläste erstanden aus ihrem Schutt; Wohlstand und Gesittung entwickelte sich aufs neue unter der friedlichen, ruhmreichen Regierung des großen Theoderich. Freilich war es vergebene Mühe gewesen, Gegensätze zu vereinen wie die zwischen Arianern und Katholiken, zwischen Germanen und Italienern, und darum widerstand nach dem Tode des weisen Königs sein blühendes Reich nicht lange dem innern Verderben und dem Ansturm äußerer Feinde. In langem, furchtbarem Ringen unterlagen die edlen Goten der überlegenen Kriegskunst der Feldherren Belisar und Narses. Und in diesem zwanzigjährigen Kampfe war auch das Land rasch wieder in die vorige Trübsal zurückgesunken. Die von Natur so gesegneten Gefilde lagen verödet, Städte und offenes Land waren durch Krieg und Pest entvölkert. Italien ward unter einen Statthalter des oströmischen Kaisers gestellt, als eine Provinz verwaltet und durch Steuern und Abgaben weit mehr bedrückt, als es einst durch die großmütigen Goten geschehen war.

Narses, der ruhmgekrönte Überwinder der Ostgoten, war der erste jener „Exarchen von Ravenna“.*) Er hatte dem ausgesogenen Lande keine

*) Streng genommen ist dies unrichtig; weil nicht Narses, der nur als Patricius bezeichnet wird, sondern erst dessen Nachfolger Longinus diesen Titel erhielt.

Digitized by Google

Schonung gewährt und vielleicht auch große Reichtümer für sich auf die Seite gebracht. Darob erschollen nach Byzanz hinüber laute, immer erneute Klagen und Beschwerden der gequälten römischen Bevölkerung. Kaum wird es dieser Klagen bedurft haben, um den argwöhnischen Kaiser gegen Narses aufzuhetzen; kurz, endlich ward der verhaßte Mann durch den Kaiser seines Postens als Statthalter enthoben (568) und an seine Stelle der Präfekt Longinus zum obersten kaiserlichen Beamten in Italien ernannt.

Inzwischen hatten die Langobarden bald erfahren müssen, daß sie in ihren Bundesgenossen, den Avaren, weit gefährlichere Nachbarn als die Gepiden erhalten hatten und daß sie selbst ein ähnliches Los wie die Gepiden ereilen werde, wenn sie sich nicht eine geschütztere Stellung suchten, als das offene, nach Norden und Osten wehrlose Pannonien darbot. Gewiß hatte die Herzen der Langobarden schon oft der Wunsch bewegt, sich in den Besitz des herrlichen Italien zu setzen; jene Landsleute, die im Jahre 552 dem Narses die Schlacht bei Taginä gewinnen halfen*) und wegen ihrer zügellosen Beutegier noch in demselben Jahre, auf das reichlichste beschenkt, in die Heimat entlassen worden waren, hatten ohne Zweifel daheim verlockende Schilderungen von der Pracht des — mit Pannonien verglichen — noch immer reichen italischen Landes entworfen und dadurch die Begehrlichkeit der anderen gereizt. Nun gelangte die Kunde zu den Langobarden, daß der von allen gefürchtete Gotensieger, der kluge, thatkräftige Narses, nicht mehr in Italien befehle — was Wunder, daß der Wunsch sich regte, der drohenden Nachbarschaft von Avaren, Slaven und Byzantinern zugleich aus dem Wege zu gehen und das schutzlose, arme Pannonien mit dem durch die Alpen und das Meer gesicherten, üppigen Italien zu vertauschen?

Die Volksüberlieferung begnügt sich indessen mit so einfachen Beweggründen nicht. Nach ihr**) verleumdeten den Narses die Römer bei dem Kaiser Justinus und dessen Gemahlin Sophia und sprachen diese Worte: „Für die Römer war es wahrlich besser, den Goten dienstbar zu sein als den Griechen, seit der Eunuch Narses befiehlt und uns in drückender Knechtschaft hält. Unser gnädigster Fürst weiß das nicht. Entweder aber befreie uns aus jenes Mannes Hand, oder sei versichert, wir überliefern die Stadt Rom und uns selbst den Barbarenvölkern.“ Als nun der Kaiser darüber den Narses in einem Briefe zur Rede stellte, antwortete dieser ganz kurz: „Wenn ich die Römer schlecht behandelt haben soll, so will ich es auch schlecht finden.“ Über diese Antwort ärgerte sich der Kaiser heftig, so daß er augenblicklich den Longinus absandte, um des Narses Stelle zu

*) Vgl. Bd. 2, S. 338 ff.
**) Paulus Diakonus 2. Buch, 5. Kapitel.

Digitized by Google

übernehmen. Narses erschrak darüber nicht wenig und wagte, besonders aus Furcht vor der Kaiserin Sophia, nicht nach Byzanz zurückzukehren. Diese hatte ihm, wie erzählt wird, sagen lassen, er solle daheim mit ihren Mägden in der Weiberstube Wolle spinnen. Darauf soll nun Narses ihr geantwortet haben, er wolle ihr ein Gespinst anfertigen, das sie ihr Lebtag nicht werde entwirren können. Hierauf zog er sich voll Haß und Furcht nach Neapel zurück und schickte bald nachher Boten an das Volk der Langobarden mit der Aufforderung: sie sollten doch ihre armseligen Felder an der Donau verlassen und sich in den Besitz des schönen Italien setzen, das so reich sei an allen Schätzen und Freuden. Dabei brachten sie wahre Prachtstücke der edelsten Südfrüchte und anderer Erzeugnisse des gelobten Landes vor. Die Langobarden nahmen die verlockende und erwünschte Botschaft freudig auf und faßten große Gedanken und Hoffnungen für die Zukunft. In Italien aber wurden alsbald in der Nacht schreckliche Zeichen sichtbar: feurige Schlachtreihen erschienen am Himmel als Vorbedeutung des vielen Blutes, das bald nachher vergossen ward.

So meldet die langobardische Sage. Einer besonderen Einladung aber von seiten des Narses bedurfte es sicher bei Alboin nicht. Pannonien war durch die steten Kriege schwer mitgenommen, die andrängenden Avaren und Slaven boten keine Aussicht auf friedliches Dasein, die Nähe Ostroms war unbehaglich; dazu war Italien so nahe, und der Gedanke an Auswanderung überhaupt lag dem Volke, das dem Wanderleben durch die kurze Rast in Pannonien noch nicht entfremdet war, gewiß nicht fern. Ohne Zweifel war Alboin über die Verhältnisse in dem ersehnten Lande wohl unterrichtet; er wußte, daß es überaus fruchtbar und von Bebauern wie von Verteidigern fast entblößt war und daß die Bewohner ihre neuen Herren haßten.*) Als nun vollends der einzige Schützer dieser kaiserlichen Provinz beseitigt war, stand kein Hindernis mehr im Wege. Die mißlichen Verhältnisse in der Heimat und die nahe Aussicht auf bessere trieben zur Wanderung. Endlich noch eins: dort jenseit der blauen Berge wartete der Helden ein ruhmvolles Werk, nicht nur Macht, Goldschatz und glänzende Herrschaft; die Vorsehung hatte sie sichtlich bis an die Grenzen des gelobten Landes geführt; unwürdige Feigheit wäre es gewesen, hätte man die reife Frucht nicht gebrochen; im schlimmsten Falle fiel man in einem Kampf um neidenswerteste Güter, und dann blieb doch ewiger Nachruhm. Wohl mochte manchen das traurige Los der Goten schrecken; doch lag darin zugleich eine deutliche Lehre: denen, die im Lande hausten, nicht wie jene Edlen mit nachsichtiger Milde und allzu großer Herzenseinfalt zu begegnen;

*) Hierzu und zum Folgenden vgl. J. Weise, Italien und die Langobardenherrscher von 568 bis 628. Halle 1887.

Digitized by Google

schwer sollte das Joch des Siegers auf ihnen lasten, wenn sie sich nicht fügten.

So verkündete denn Alboin dem großen Thing seinen Entschluß, und sein Volk jauchzte ihm freudig zu. Es war am Tage nach dem heiligen Osterfest — d. i. am 2. April — des Jahres 568, als die Langobarden auszogen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut, sehr unähnlich jenen bescheidenen Ansiedlern an der Unterelbe, welche sich freuten einen Acker zu finden, der sie und die Ihren ernährte. Nagende Not, der bittere Hunger hatte jene gezwungen, zu wandern; sie waren gewiß mit Weh im Herzen von der lieben Heimat geschieden; diesen dagegen war an Gold und Herrschaft, Kriegsruhm und kühnem Wagestück nicht weniger gelegen als an stetiger Ansiedlung. Ohne Heimweh verließen sie die Ebenen Pannoniens, deren sich nun von Osten her mit Einwilligung der Langobarden die Avaren als willkommene Beute bemächtigten. Doch stellte Alboin diesen die Bedingung, daß sie, wenn die Langobarden irgend einmal wiederzukehren genötigt würden, ihnen gutwillig ihr altes Besitztum einräumen sollten.*)

Wie eine ungeheure Wetterwolke wälzte sich der lange Zug der Wanderer dem Lande ihrer Sehnsucht zu. Den Langobarden hatten sich auf Alboins Einladung zahlreiche Angehörige befreundeter Völkerschaften, insbesondere eine große Schar sächsischer Männer, angeschlossen; denn der König hielt es mit Recht, in anbetracht der kleinen Volkszahl seiner Langobarden und der weiten Gaue Italiens, für ratsam, seine Scharen durch freiwilligen oder erzwungenen Zuzug möglichst zu verstärken. Die Sachsen übrigens waren die alten Nachbarn der Langobarden gewesen und von der Niederelbe her mit ihnen gut Freund; aber auch Bulgaren, Slaven und namentlich unterworfene Gepiden zogen mit. Ohne Zweifel ging der Zug — wie achtzig Jahre früher der der Ostgoten — auf dem bequemen Wege im Thale der Save aufwärts bis Emona (jetzt Laibach) und dann über die südlichen Teile der Julischen Alpen zum Isonzo, der Grenze Italiens, hinab. Paulus Diakonus berichtet freilich etwas, das dem widerspricht. Als nämlich, so erzählt er dem Volksmunde folgend, der König mit allen seinen Kriegsmannen und der ganzen gewaltigen Volksmenge bis an die Mark Italiens kam, stieg er auf einen Berg, der sich hoch über die Gegend erhob, und schaute auf das gesegnete Land hinab, das in üppiger Frühlingspracht und unabsehbarer Ausdehnung vor ihm lag. Seit der Zeit wird dieser Berg nach ihm der Königsberg geheißen. — Indes der gemeinte Berg, italienisch Monte del Re, jetzt gewöhnlich Monte Maggiore genannt, liegt

*) Wir wissen, daß auswandernde Germanenvölker ihr Anrecht auf ehemalige Wohnsitze sorgfältig festhielten und behaupteten. Vgl. 1. Bd., S. 59 ff.

Digitized by Google

zu weit nördlich, und die Erzählung von Alboins Ausschau, so anziehend sie ist, wird doch wohl erst entstanden sein, um den schon bestehenden Namen des Berges zu erklären.

Die Wanderung durch das Gebirge hatte einen Monat gedauert. Schon im Mai überschritt Alboin die Grenze des erstrebten Landes und durchzog Venetien, fast ohne Widerstand zu finden. Doch ließ er sich durch die Leichtigkeit der Eroberung nicht zur Übereilung verführen. Trotz des glücklichen Anfangs mußte er sich auf die Möglichkeit eines Rückzugs gefaßt machen. Deshalb suchte er als kluger Feldherr den Teil Venetiens, den er zuerst betreten hatte, die heutige Landschaft Friaul, die auch als Grenzprovinz gegen Avaren, Slaven und Byzantiner eines besonders starken Schutzes bedurfte, zu sichern, indem er den damaligen Hauptort der Landschaft Forum Julii (jetzt Cividale), nach dem sie noch heute den Namen (Forojuli, Friuli, Friaul) führt, stark befestigte und eine Art Schutzmark daselbst errichtete. Er überlegte nämlich, wie Paulus Diakonus berichtet, wem er diese erste eroberte Provinz, die das nordöstliche Thor Italiens bildet, anvertrauen sollte, und entschloß sich endlich, seinen Neffen Gisulf, einen sehr tüchtigen Mann, der zugleich sein Stallmeister oder, auf Langobardisch, sein Marpais*) war, zum Herzog über die Burg Forojuli und die ganze Gegend zu setzen. Gisulf erklärte aber, er könne das schwere Ehrenamt, das der König ihm anbiete, nur dann annehmen, wenn er sich selbst die langobardischen „Faren" d. h. Geschlechter oder Familien auswählen dürfe, die mit ihm das Land beschützen würden. So geschah es auch, denn der König erfüllte ihm seinen Wunsch; Gisulf erhielt nach seiner Wahl einige besonders tüchtige Sippen, die zu seinem Beistand im Lande blieben, und übernahm nun erst das Amt eines Herzogs von Friaul. Auch eine Anzahl edler Stuten zur Aufzucht erbat er sich vom König; denn vortreffliche Rosse und wohl eingeübte Reiter waren notwendig, um rasch im Fall feindlicher Bedrohung eine Verbindung zwischen den einzelnen Grenzwachen und Wohnorten herzustellen.

Vorsichtig stets das Eroberte sichernd und außerdem vielfach aufgehalten durch die zahllosen Wasseradern des Landes, rückte der König langsam nach Westen vor. Während der Patriarch von Aquileja mit dem Kirchenschatze auf die Lagunen an der Isonzomündung floh, zog der Bischof Felix von Treviso ihm feierlich entgegen und übergab ihm freiwillig die Stadt. Der Erfolg zeigte, daß er nicht umsonst auf Alboins edlen Sinn vertraut hatte. Der König nahm die Übergabe freundlich an, ließ dem Bischof — „wie er denn höchst freigebigen Sinnes war," sagt Paulus — auf seine Bitte

*) Das Wort ist aus mar (Mär, Pferd) und paizan (das Gebiß anlegen) zusammengesetzt.

Digitized by Google

das ganze Kirchenvermögen und bekräftigte das durch eine besondere Urkunde. Auf ähnliche Weise wie Treviso, ohne Schwertstreich und Blutvergießen, kamen auch Vicenza, Verona und einige andere Städte Venetiens in seinen Besitz. Erst Padua, Monselice und Mantua leisteten ernstlichen Widerstand. Inzwischen brach der Winter — früher als gewöhnlich — ein; deshalb machte Alboin halt und rastete mit seinem Volke in Venetien. Dieser Winter (568/69) begann mit außerordentlich starken Schneefällen, wie man sie in der Regel nur auf den höchsten Alpen kennt; dafür aber war auch im folgenden Sommer die Fruchtbarkeit so groß, daß man sich keiner ähnlichen erinnern konnte, und dies kam den Langobarden zu statten. Sie begannen bereits sich in der reichen Ebene zwischen dem Po und den Alpen als unbestrittene Besitzer einzurichten; einzelne Abteilungen wagten schon auf eigene Faust Beutezüge in die angrenzenden Gebiete. Und während alles dies geschah, saß der neue Exarch Longinus, nachdem er die stärksten Festungen mit den notwendigen Besatzungstruppen versehen hatte, unthätig in seiner von Sümpfen und Mauern umgebenen Hauptstadt Ravenna und that weiter nichts, als daß er zu seiner Sicherheit neue Bollwerke anlegte.

Inzwischen drang — im Sommer 569 —, nachdem Mantua und verschiedene feste Plätze am Fuß der Alpen gefallen waren, das Hauptheer der Langobarden auch in die westliche Hälfte des nordpadanischen Oberitaliens, Ligurien, ein; Lodi und Como ergaben sich, und am 3. September hielt der Langobardenkönig, dank der Unthätigkeit der Byzantiner und der Feigheit der Bewohner, seinen Einzug in Mailand, der natürlichen Hauptstadt Oberitaliens. Man mochte gar grausige Vorstellungen von der Roheit und Wildheit der germanischen Eindringlinge haben; sogar der Erzbischof Honoratus ließ seine Herde im Stich und entfloh nach Genua. Aber hier wie überall bewies Alboin eine kluge und edle Milde und gewann sich dadurch bald die Herzen der Unterworfenen, wenn es auch oft einerseits nicht an Härte und Gewaltthat, andrerseits nicht an Haß und unversöhnlicher Abneigung fehlte.

Andre Städte, namentlich die am Po und am Unterlauf seiner größeren Nebenflüsse, wie Cremona, Piacenza und Pavia (damals Ticinus genannt), widerstanden hartnäckiger, ganz besonders die letztgenannte, die wir schon als Hauptstadt Norditaliens unter der Gotenherrschaft kennen gelernt haben. Pavia, ziemlich in der Mitte Oberitaliens, an einem zum Übergang über den Tessin wie über den nahen Po geschickten Ort gelegen, war für damalige Verhältnisse sehr stark befestigt; es war Schatzhaus der Ostgoten gewesen; Theoderich hatte einen Königspalast in der Stadt gebaut und oft dort gewohnt; die späteren Ostgotenkönige sahen sie als Mittelpunkt der Regierungsbehörden an. Auch Alboin wünschte es zum Sitze seiner Herrschaft zu machen und suchte es um jeden Preis zu gewinnen.

Digitized by Google

Darum begann er mit dem Hauptheere die Belagerung, die sich erklärlicherweise sehr in die Länge zog. Unterdes vollendeten große Scharen, die er aussandte, im Laufe des Jahrs 570 die Unterwerfung „Liguriens" und drangen auch über den Po südlich in die Provinz „cottische Alpen"*) und südöstlich in die Emilia vor. Wahrscheinlich war zu Ende des Jahres das ganze Poland mit den angrenzenden Gebirgsteilen der Alpen und des Apennin außer einigen Festungen und der Gegend von Ravenna in den Händen der Langobarden. Einzelne Schwärme kühner Abenteurer wagten sich auch schon über den Apennin nach Mittelitalien und über die Alpen nach Südgallien, ohne indes bleibende Erfolge zu erringen; ja eine Heerschar, die einen Einfall ins Frankenreich unternahm, wurde sogar mit starkem Verluste zurückgeschlagen. Auch sonst fehlte es an Unfällen und Mißgeschick nicht ganz: dem Jahr des Überflusses folgte 570 ein Jahr des Mangels; eine Viehseuche brach aus, im folgenden Jahr sogar die verderbliche Beulenpest. Doch trotz alledem hielt Alboin in seinem Siegeslauf nicht inne. Während er die Belagerung Pavias einem Teile des Heeres überließ, eroberte er mit dem andern Tuscien am tyrrhenischen, die Provinzen Emilia und Flaminia am adriatischen Meere; die Städte Parma, Reggio (Regium Lepidi), Modena und Bologna, sowie einige starke Festungen fielen hier in seine Gewalt. Die Mündung des Metaurus bildete im Osten, die des Tiber im Westen etwa die Grenzpunkte seiner Eroberungen. Dort blieben nur einige Küstenstriche unter dem Schutz Ravennas, hier nur die Befestigungen an der Seeküste und Rom mit seinem Gebiete unabhängig. Die Eroberung dieser Gegenden erforderte eine Flotte, zu der es die Langobarden auffallenderweise nie gebracht haben, und größere Bildung in der Kriegs- und Belagerungskunst, als sie besaßen.

7. Alboin in Pavia und sein Tod.

(Von 572 bis 573.)

Im nächsten Jahre (572) fiel endlich auch Pavia. Drei Jahre und etliche Monate hatte die tapfere Bürgerschaft den stürmenden Feinden widerstanden. Da schwur Alboin, wie die Überlieferung meldet, in heftigem Zorn, das gesamte Volk in der Stadt, wenn sie in seine Hände fiele, mit dem Schwerte umbringen zu lassen. Zuletzt nun, da die Not hinter den Mauern aufs

*) Beide Benennungen hatten damals eine andere Bedeutung als jetzt. Ligurien hieß, nach Paulus Diakonus, die Provinz, in der Mailand und Pavia lagen, und die sich bis an die Grenze Galliens ausdehnte; „cottische Alpen" die, welche sich von Ligurien südöstlich bis an das tyrrhenische Meer (jetzt Golf von Genua) erstreckte und im Westen ebenfalls bis an die gallische Grenze (in den jetzigen Seealpen) reichte.

Digitized by Google

höchste gestiegen war, mußte sich Pavia auf Gnade oder Ungnade ergeben. Als nun der König in strahlendem Waffenschmuck, hoch zu Roß, von Osten her durch das St. Johannisthor in die Stadt einritt, da strauchelte gerade unter der Pforte sein Pferd hart auf die Knie und konnte weder durch die Sporen des Reiters noch durch die Lanzen des Gefolges dazu vermocht werden, sich wieder zu erheben. Da trat ein Langobarde vor den König und sprach: „Gedenke, o mein Gebieter, des Schwures, den du wider diese Stadt gethan hast. Nimm dein grausames Gelübde zurück, schone die Bürger, darum, weil sie Christen sind, und du wirst alsbald ungehindert deinen Einzug halten." Da that der Held nach dem frommen Rate, nahm seinen Schwur zurück und versprach den Bürgern Gnade. Und siehe, sogleich erhob sich sein Roß und trug ihn weiter. Und als er in die Stadt eingezogen war, hielt er treulich sein Versprechen und that niemand ein Leides. Da strömte bald alles Volk zu ihm in den Palast, den Theoderich erbaut hatte, zusammen und huldigte froh dem menschlichen Fürsten, nach so großem Elend neue Hoffnung für die Zukunft fassend. Mag jener Kniefall des Rosses geschichtliche Wahrheit oder nur sinnvolle Erdichtung sein, auf jeden Fall ehrt es den Helden nicht wenig, daß er achtungswerte Feinde mit Schonung und Achtung behandelte und sie dadurch zu dankbaren, treuergebenen Unterthanen machte.

Viele Tausende hatte sein Königswort vor dem Tode bewahrt, er selbst aber stand am Ziele seiner Tage. Mitten aus der Siegeslaufbahn raffte ihn schändlicher Mord dahin. Hören wir, was Paulus Diakonus über sein Ende berichtet und was im großen und ganzen ohne Zweifel der historischen Wirklichkeit entspricht.*)

Einst begab es sich, daß im Königspalast zu Verona ein glänzendes Gastmahl gefeiert wurde und der Herrscher in fröhlichem Mute länger bei dem Gelage saß, als gut gewesen wäre. Als nun der Wein ihm die Sinne zu berauschen begann, faßte er jene silberverzierte Schale, die er sich aus dem Schädel des Gepidenkönigs Kunimund hatte machen lassen, ließ sie von neuem mit Wein füllen und reichte sie seiner Gemahlin, der Königin Rosamunde, hin, indem er lachend rief: „Da trink einmal mit deinem Vater!"**) Wie Rosamunde solches hörte, da schwoll ihr Herz vor tiefem

*) Auch die vorsichtigste Forschung der Neuzeit giebt, auf gleichzeitige Quellenangaben gestützt, als unverdächtig zu, daß Alboin seine Gemahlin Rosamunde zum Trinken aus der Hirnschale ihres Vaters zwang, daß Rosamunde deshalb auf Rache sann und den König durch den Waffenträger Helmichis und den Kämmerer Peredeo in wehrlosem Zustande ermorden ließ. Die Hauptzüge der überlieferten Sage, die oben mit ein paar notwendigen Änderungen erzählt ist, sind also vollkommen geschichtlich. Vgl. Schmidt a. a. O. S. 71 f. und Weise S. 20 ff.

**) Treuherzig fügt Paulus hinzu: Möge dies niemand für unmöglich halten; ich rede die Wahrheit in Christo und habe selbst diesen Becher gesehn, wie ihn der

Digitized by Google

Weh, das sie nicht zu unterdrücken vermochte; sie glühte von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gatten den Tod des Vaters zu rächen und so späte Blutrache zu üben. Alsbald verschwor sie sich mit Helmichis, der des Königs Skiltporo, d. i. Schildträger, und sein Milchbruder war und dem sie gelobte, nach Alboins Tode sein Weib zu werden. Helmichis aber fürchtete Alboins Heldenstärke und riet Rosamunde, den Peredeo, den Kämmerer des Königs, einen Mann von ungeheurer Größe und Körperkraft, zur Teilnahme an der That zu dingen. Dieser erschrak zwar anfangs vor dem Gedanken, seinen König ermorden zu sollen, aber er war von blödem Verstand, und so gelang es leicht, ihn durch lockende Verheißungen und schreckende Drohungen zur Einwilligung zu bewegen.

Es war um die Mittagszeit an einem Frühlingstage des Jahres 573. Tiefe Ruhe herrschte im Palast; denn der König schlief. Da trug Rosamunde leise alle Waffenstücke ihres Gemahls aus dem Zimmer, bis auf sein Schwert. Dieses band sie mit vielfach verschlungenen Stricken zu Häupten des Ruhebettes fest. Dann ließ sie, auf den Rat des Helmichis, den Mörder Peredeo herein in voller Waffenrüstung. Von dem Geräusch erwachte der König; er fuhr empor und erkannte sofort die Gefahr. Er wollte seine Waffen ergreifen, aber sie waren verschwunden. Doch da hing ja sein treues Schwert. Er griff danach und zerrte wütend daran. Umsonst, es war unbeweglich. Da riß er den Fußschemel empor und wehrte sich lange damit wie mit einer Streitaxt. Aber ach, der herrlichste Held, der streitbarste und kühnste Mann erlag in dem ungleichen Kampfe. Peredeos Schwert traf ihn, daß er tot zu Boden stürzte. Er, der ruhmvolle Bezwinger zahlloser Feinde, fiel kläglich und ruhmlos durch eines Weibes verruchte Ränke. Er war schlank von Gestalt und sein ganzer Körper trefflich zum Kampfe gewesen.

Unendlicher Jammer erhob sich unter den Langobarden, als sie erfuhren, ihr geliebter König sei von unbekannter Hand ermordet, und sie begruben den teuern Leichnam unter lautem Wehklagen und heißen Thränen unter den Stufen einer Treppe, die zum Palast hinaufführte.

Soweit der langobardische Geschichtschreiber. Alboin war zur Erde bestattet, und noch kannte niemand den Mörder des großen Königs. Offenbar hatte Rosamunde nur ganz wenige — vermutlich Gepiden — in den Mordplan eingeweiht, die den König gehaßt hatten. Als aber nun Rosamunde und Helmichis schamlos genug waren, sich miteinander zu vermählen und letzterer ernstlich die Hand nach der Königskrone ausstreckte und sich als Erbe Alboins gebärdete, da erwachte der Argwohn der Langobarden; sie erhoben

Fürst Ratchis einst bei einer festlichen Gelegenheit in Händen hielt und ihn seinen Gästen zeigte.

Digitized by Google

sich einmütig gegen ihn und drohten ihn umzubringen, wenn er sich nicht durch Eid und Eideshelfer vom Verdacht des Königsmordes reinigen könne.*) Da machte das böse Gewissen und die Furcht vor Entdeckung die Schuldigen feig. Von Pavia aus, wo sie sich des Königsschatzes bemächtigt hatte, sandte Rosamunde eilende Boten zum Exarchen Longinus und bat ihn, ihr schleunigst ein Schiff zu schicken, auf dem sie der Rache des erzürnten Volkes entfliehen könnte. Mit Freuden erfüllte der schlaue Römer die Bitte und sandte eiligst ein Schiff ab, auf dem dann Helmichis mit Rosamunde entfloh. Auch nahmen sie den Peredeo, des Königs junge Tochter Albswinda und den ganzen langobardischen Königsschatz mit. So entwichen die Schuldigen, wie es schien, der Rache und gelangten glücklich nach Ravenna.

Doch Gottes Zorn schlief nicht. Longinus, ein ränkesüchtiger und gewissenloser Mann, drang heimlich in Rosamunde, sich des Helmichis zu entledigen und ihm selbst ihre Hand zu reichen. Und das tiefgesunkene Weib schenkte ihm Gehör, von dem Wunsche beseelt, Herrin von Ravenna zu werden. Als Helmichis einst ein Bad genommen hatte, trat sie mit lächelnder Miene zu ihm und reichte ihm einen Becher Weines, den sie als besonders heilsam pries. Kaum aber hatte dieser ihn angesetzt, als er das Gift in seinem Innern verspürte. Da zog er sein Schwert und zwang die Verbrecherin, den Rest des Trankes aus dem Todesbecher zu trinken. So kamen durch des allmächtigen Gottes Gericht die ruchlosen Mörder in einer Stunde um. Und auch Peredeo entging der Strafe nicht. Longinus sandte den Goldschatz und das Töchterchen des Langobardenkönigs und, wie einige versichern, auch den Peredeo nach Konstantinopel zum Kaiser Justinus. Durch seine riesige Größe und Körperkraft erregte der Mann die Aufmerksamkeit des byzantinischen Hofes, er mußte im Cirkus als Tierkämpfer auftreten und tötete als solcher einen gewaltigen Löwen. Damit er aber nichts Schlimmes mit seiner Stärke anstelle, ließ ihm der Kaiser beide Augen ausstechen.

8. König Kleffo, etwas über langobardische Verfassung, Abzug der Sachsen, die königlose Zeit.

(Von 573 bis 584.)

Mit der Ermordung Alboins und der Entführung seiner einzigen Tochter und Erbin — denn die Krone erbte bei den Langobarden ohne Zweifel auch in weiblicher Linie fort — brach die neue Herrscherreihe, der

*) Wir ergänzen diesen für den Zusammenhang unentbehrlichen Zug. Das Folgende mit einigen Ergänzungen wieder nach Paulus.

Digitized by Google

Seitenzweig der im Mannesstamm ausgestorbenen Lethinge, welcher mit Audoin zur Herrschaft gelangt war, schon nach einem Vierteljahrhundert wieder ab. Bei der hohen Machtstellung der Herzöge lag die Gefahr nahe, daß das eben gegründete, aber noch nicht ausgebaute Reichsgebäude, dem auf einmal der Hausherr fehlte, in eine Anzahl Herzogtümer zerbröckle. Aber die Volksedlen und Freien erkannten selbst einmütig, daß der junge Staat einer einheitlichen Leitung, eines mächtigen Königtums bedurfte; deshalb traten sie in Pavia zusammen zur Wahl eines neuen Oberhauptes und erkoren einen aus ihrer Mitte, Kleffo, den Herzog von Bergamo, aus dem altedlen Geschlechte des Beleos, einen tapfern und thatkräftigen Mann. Die spärlichen Nachrichten, die uns über seine kurze Regierung überkommen sind, lassen erkennen, daß Kleffo im ganzen auf dem von Alboin betretenen Weg in äußerer Ausdehnung und innerer Ausgestaltung des Reiches fortschritt; doch war er rauher und willkürlicher als jener. Zweierlei wird aus seiner Regierungszeit besonders hervorgehoben: die harte Behandlung der römischen Bevölkerung und — damit zusammenhängend — die Ergreifung festen Grundeigentums durch die Langobarden.

Die Langobarden in Italien waren, außer den Wandalen in Afrika, die einzigen Germanen, die ihr Reich auf altrömischem Boden ohne irgend welchen Vertrag mit einem Kaiser, einem Statthalter oder der Einwohnerschaft lediglich als Eroberer begründeten. So geschah denn das erste Eindringen und auch die erste Niederlassung sehr gewaltsam; gar viele vornehme, reiche Römer, welche sich durch die Flucht in den Süden nicht retten konnten oder wollten, wurden erschlagen, kriegsgefangen, also verknechtet, ihre ländlichen Besitzungen, wie selbstverständlich die des römischen Fiskus, als erobertes Land vom König und dem Volksheer angeeignet. Das gleiche Geschick traf aber auch die Stadtgemeinden; wohin die Eroberer drangen, da hoben sie die städtische Verfassung auf. Das war aber ein ganz besonders harter Schlag; denn die ganze antike, zumal römisch-italische Kultur und das Kulturleben beruhte auf der Stadt, war ein städtisches. Auch die Ländereien der Stadtgemeinden verfielen der Verteilung, und schlimm erging es im Anfang auch den Kirchen und Klöstern, sowie den einzelnen Priestern bis gegen Mitte des siebenten Jahrhunderts. Die Einwandrer waren zum Teil noch Heiden, zum größern Teil Arianer, und als solche unzweifelhaft nicht ohne Erbitterung gegen die Katholiken, obgleich diese bei den Langobarden lange nicht so leidenschaftlich war wie etwa bei den Wandalen. Der Hauptgrund, daß vorzugsweise Klöster und Kirchen angegriffen und beraubt wurden, lag gewiß darin, daß hier die meisten Reichtümer geborgen waren. So wurden denn die Priester, wenn sie sich der Beutegier der Eroberer widersetzten, natürlich nicht geschont, die Kirchen geplündert, die Ländereien derselben von der Krone eingezogen oder verteilt.

Digitized by Google

Weiter aber darf man nicht gehen; von einer wirklichen Verknechtung aller Römer im Reich ist nie, auch in den Stürmen der ersten Jahre nicht, die Rede gewesen. Auch geschahen die späteren Ausbreitungen nicht mehr gewaltsam. Es kam vielmehr jetzt zu einer geordneten Landteilung, wie sie auch bei Ost- und Westgoten und andern germanischen Völkern vorgenommen worden war, nach den Grundsätzen der sogenannten „Gastfreundschaft" (hospitalitas); d. h. jeder römische Grundbesitzer war als Wirt gezwungen, einem langobardischen selbständigen Freien als seinem Gast ein Drittteil seines Landbesitzes abzutreten. Doch auch diese Abtretung fand oft nicht wirklich statt; vielmehr begnügten sich die Langobarden, abgesehen von den ersten Eroberungen, bei ihrer späteren Ausbreitung damit, statt des Eigentums an Grund und Boden nur ein Drittel des Ertrags, der Früchte, zu erlangen; und da thatsächlich die römischen Großgrundbesitzer schon seit Jahrhunderten ihre Landgüter nicht selbst bewirtschafteten, sondern sie an Kolonen (persönlich freie, aber an die Scholle gebundene Zinspflichtige, die nur einen Teil des Ertrags für sich behielten, das Meiste dem Herrn ablieferten) zur Bewirtschaftung verliehen, so gestaltete sich das Verhältnis zwischen Wirt und Gast, Römer und Langobarde, meist so, daß der Römer dem Langobarden den dritten Teil seiner Kolonen, also auch den dritten Teil seiner Ansprüche gegen die Kolonen abtrat. Daher erklärt es sich auch, daß wir häufig Langobarden in den Städten lebend finden. Es war nicht notwendig für sie, auf dem Lande zu wohnen und selbst den Acker zu bestellen; ihre Kolonen hatten ihnen den vertragsmäßigen Teil des Ertrags, in Früchten oder in Geld, abzuliefern. Freilich eignete sich der Langobarde solche Anteile an Früchten oder Kolonatsrechten oft noch außer dem Grundbesitz an, den er bei der ersten Ansiedelung als seinen ursprünglichen Anteil vom eroberten Lande erhalten hatte. Ging es auch sicher nicht ohne vielfache Bedrückung und Vergewaltigung der römischen Bevölkerung ab, so wurden doch nur die im Kriege gefangenen und nicht ausgelösten Römer verknechtet, alle übrigen blieben frei und lebten unter sich nach römischen und zwar justinianischen Gesetzen, während bei den Langobarden natürlich langobardisches Recht galt. In gemischten Fällen, d. h. überall, wo Verhältnisse zwischen Römern und Langobarden obwalteten, wurde, mit einigen notwendigen Änderungen und Zusätzen (die aber erst seit 584 festgestellt wurden), auch nach langobardischem Rechte verfahren. Daß man den Römern ein Wergeld zubilligte, das Recht der Fehde aber untersagte, ist selbstverständlich. Von einer Verschmelzung von Römern und Langobarden zu dem Mischvolke der Lombarden konnte natürlich erst die Rede sein, als die Einwanderer allmählich das katholische Bekenntnis annahmen, was erst im zweiten Viertel des siebenten Jahrhunderts geschah. Von den Schichten der langobardischen Bevölkerung stand der alte Volksadel oben an; ihm

Digitized by Google

zunächst standen die Gemeinfreien oder Heermänner (Harimanni), unter diesen die Freigelassenen oder Halbfreien, zu denen auch die Aldionen — ungefähr den Liten oder Leten andrer Völkerschaften*) entsprechend — gehörten; die Unfreien — Knechte und Mägde — zählen im Staate nicht mit. Eine hohe Bedeutung gewinnen, zum Nachteil der Reichseinheit und -Stärke, die Herzöge, die erblich zu werden trachten. Indem nämlich der alte Volksadel allmählich in einem neuen vom König eingesetzten Dienstadel aufging, erhielten sich doch einige edle Geschlechter, die bald zu starken Fürstengeschlechtern wurden, selbständig oder es machten sich einzelne dienstadlige Sippen von der Krone unabhängig, durch Grundbesitz und zahlreiche Abhängige und auch durch Reichtum mächtig genug, dem Könige zu trotzen, so daß die Bändigung der herzoglichen Gewalten geradezu eine Hauptaufgabe des langobardischen Königtums wurde.**)

Die Verfassung atmete den Geist eines urkräftigen, frischen und kriegerischen Volkes, das doch auch an eine gewisse Ordnung gewöhnt war. Der König ward auf Lebenszeit aus einem der edlen Geschlechter gewählt; er war der Herr des Heeres, Wahrer des Friedens, oberster Richter und Beschützer aller Hilfsbedürftigen, der Witwen und Waisen, der Fremden, der Kirchen und Klöster. Er vertrat den Staat nach außen und entschied auch wohl über Krieg und Frieden, allerdings nicht ohne Beistimmung des Thinges. Leib und Gut des Königs war durch doppeltes Wergeld geschützt. Von schweren Landfriedensbrüchen, die mit der hohen Buße von 900 Solidi (Schillingen)***) bedroht waren, bezog er die halbe oder auch oft die ganze Straffumme. Wie für das Thing, so gab es jetzt einen erhöhten Friedensschutz für den Palast des Königs und den Hin- und Herweg zum König, aber auch für die Städte und Kirchen. Der Wohnsitz des Königs war Pavia, wo auch der Kronschatz lag. Weit ausgedehnte Krongüter sorgten für den Unterhalt des Königs und waren wichtige Stützen seiner Macht; denn von ihnen beschenkte und verpflichtete er seine „Getreuen" (fideles) und „Gefolgen" (gasindi), die durch Ehre und Vorteil an ihn gefesselt und auch durch höheres Wergeld geschützt waren. Die wichtigsten Königsbeamten waren der Reichskanzler oder Protonotarius, der Marpais oder Marschall, der Vestiarius oder Kämmerer, der Schenk, der Schatzmeister u. a. Neue Gesetze wurden mit diesen Großen, den Herzögen und Richtern beraten und dem Volksheer im Thing vorgelegt. Alles Gesetz war Gewohnheitsrecht, d. h. es wurde nur mündlich aufbewahrt; erst König Rothari ließ 643 die langobardischen Gesetze aufschreiben.

*) Vgl. 1. Bd., S. 66.

**) Vorstehendes zum größten Teil nach Dahn, Urgeschichte 4, S. 291 ff.

***) Der Solidus, eine allgemein verbreitete Goldmünze, von der damals (seit ca. 570) 84 auf ein Pfund gingen; also etwas mehr als 10½ Mark.

Digitized by Google

Die Verwaltung des Landes, soweit sie der König in Händen hatte, geschah so, daß der König einen Herzog (dux) oder Grafen (comes) oder Richter für jede größere Stadt ernannte; erstere wurden bald erblich. Diese Beamten waren so gewaltig und hochangesehen, daß viele Freie in ihr Dienstgefolge traten. Das Gebiet eines Richters zerfiel in „Skuldasien", deren jede unter einem Skuldhais (Schultheiß) stand mit ähnlichen, nur beschränkteren Befugnissen; dem Schultheiß endlich waren die „Dekane" d. h. die Ortsvorsteher der Dörfer untergeordnet. Von hoher Wichtigkeit waren aber daneben die „Gastalden", eigentlich die Verwalter der königlichen Einkünfte, die von den Königshöfen abgeliefert wurden; es waren mächtige und reichbegüterte Männer, die oft nicht nur die Krongüter verwalteten, sondern auch — auf dem offenen Land wie in Städten — an Stelle der Dekane und der Richter traten. Dasselbe thaten bisweilen die Holzgrafen oder königlichen Förster (Saltarii). Herzöge, Grafen, Richter, Schultheiße, Gastalden und Holzgrafen waren zugleich Befehlshaber im Kriege. Doch konnten vom Könige nach Bedürfnis auch außerordentliche Heerführer ernannt werden. Der Heeresdienst oder richtiger Recht und Pflicht ein Heermann zu sein kam jedem freien Manne zu, nach den ersten Zeiten der Eroberung auch den freigebliebenen Römern, wenn auch sicher unter gewissen Beschränkungen.*)

Für diejenigen Angehörigen nichtlangobardischer Volksstämme, die mit Alboin nach Italien gezogen waren und es mit erobert hatten, galt langobardisches Recht. Dies mochte jenen Sachsen, die sich dem Zuge ja freiwillig angeschlossen hatten, nicht behagen. Sie hatten größere Selbständigkeit erhofft; kurz als sie merkten, daß sie nicht nach ihren altheimischen Gesetzen lebten, suchten sie wieder nach ihrer Heimat im nördlichen Deutschland zu gelangen und wählten dazu den Weg durch das südöstliche Frankenreich. Es lohnt der Mühe, das Schicksal der eigensinnigen Helden, wie es der fränkische Geschichtschreiber Gregor von Tours aufbewahrt hat, an dieser Stelle nachholend zu berichten. Schon unter Alboin begannen, wie oben gesagt worden ist, einzelne kampflustige Langobardenscharen über die Seealpen Einfälle in das südöstliche Gallien zu machen, sehr unnötig und zwecklos, da die weiten italischen Gefilde übergenug zur Ansiedelung und Ernährung ihrer nicht großen Volkszahl hinreichten, und dazu thöricht und gefährlich, da sie ihre Kraft zu wichtigeren Aufgaben hätten zusammenhalten sollen und durch diese Züge, die sie lediglich aus mutwilliger Lust an Abenteuern und Beutemachen unternahmen, die übermächtigen fränkischen Nachbarn dreist herausforderten und gleich anfangs sich zu Feinden machten. Das große Franken-

*) Diese beiden Absätze größtenteils wörtlich nach Walters Deutscher Rechtsgeschichte S. 46 ff.

Digitized by Google

reich bestand damals aus drei Hauptmassen: Austrasien (dem Nordosten) mit der Hauptstadt Reims unter König Sigibert, Neustrien (dem Nordwesten) mit Soissons unter Chilperich und Burgund (der Mitte und dem Südosten) mit Orleans unter Guntram. Bei einem Einfall im Jahre 571 richteten die Langobarden ein fürchterliches Blutbad unter den Burgunden an, deren Feldherr Amatus fiel. Nun verlieh Guntram dem Eunius, der auch Mummolus genannt wurde, einem sehr tüchtigen Manne, den Oberbefehl über das burgundische Heer; und als die Langobarden wieder beutegierig in Gallien eintrafen, umzingelte Mummolus sie bei der Stadt Embrun an der Durance und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß nur wenige nach Hause entkamen. Hierauf nun drangen die Sachsen, die mit den Langobarden nach Italien gezogen waren, in Gallien ein. In dem Gebiete von Riez in der Provence schlugen sie ihr Lager auf, verheerten alle Höfe, die zu den umliegenden Städten gehörten, plünderten, führten Gefangene fort und zerstörten alles. Als dies Mummolus erfuhr, überfiel er sie unvermutet mit einem Heere, tötete viele und ließ nicht eher vom Blutvergießen ab, als bis die Nacht dem Morden ein Ende machte. Am Morgen aber stellten sich die Sachsen wieder zur Schlacht. Da liefen Boten hin und wider, und man schloß Frieden. Indem sie alle Beute, die sie aus der Gegend zusammengebracht hatten, zurückließen, zogen sie ab, leisteten aber zuvor einen Eid, daß sie nicht wieder in feindlicher Absicht nach Gallien zurückkommen würden. Darauf kehrten sie nach Italien heim, doch nicht um dort zu bleiben; vielmehr nahmen sie (573) ihre Weiber und Kinder zu sich und all ihre fahrende Habe und beschlossen, nach Gallien zu ziehen und sich dem König Sigibert zu unterwerfen, damit er sie in ihre Heimat zurückführen lasse. Sie bildeten zuerst zwei Heerhaufen, von denen der eine über Nizza, der andre über Embrun zog, und vereinigten sich dann wieder im Gebiete von Avignon. Es war aber gerade die Zeit der Ernte, und die Leute hatten dort die Feldfrüchte meistenteils noch unter freiem Himmel und nichts unter Dach und Fach. Da die Sachsen nun dahin kamen, teilten sie die Saaten unter sich, ernteten und draschen und verzehrten das Getreide, so daß sie denen, welche die Äcker bestellt hatten, nichts übrig ließen. Als alles aufgezehrt war, zogen sie an das Ufer der Rhone und wollten über den Fluß setzen, um sich in Sigiberts Reich zu begeben; denn dieser besaß damals außer Austrasien ein großes Stück Land im Gebiet der Cevennen. Da aber trafen sie auf Mummolus, der also sprach: „Ihr sollt mir nicht über diesen Fluß gehen. Seht, ihr habt das Land meines Königs verwüstet, die Saaten abgemäht und die Weinberge vernichtet. Ihr dürft nicht eher hinüber, bis ihr denen Ersatz geleistet, die ihr arm gemacht habt. Thut ihr dies nicht, so sollt ihr meinen Händen nicht entrinnen, sondern ich will mein Schwert über euch schwingen und

Digitized by Google

Rache nehmen für das Unrecht, das meinem König Guntram widerfahren ist." Da ergriff sie große Furcht, und sie gaben viele tausend Goldmünzen, um sich loszukaufen. Darauf wurde ihnen der Übergang über die Rhone gestattet und sie zogen weiter, bis sie nach Arvern, jetzt Clermont, kamen, wo, wie es scheint, König Sigibert damals weilte. Wahrscheinlich hatten diesem die Sachsen, als sie abzogen, ihr heimatliches Land übergeben, und Sigibert hatte sich verpflichtet, es ihnen, wenn sie einmal heimkehren sollten, wiederzugeben*) und sie dahin zurückzuweisen. Sigibert aber, der wohl sicher nicht glaubte, daß die Sachsen jemals wieder aus dem schönen Italien nach ihrer nördlichen Heimat verlangen würden, hatte die Gegenden, die jene vormals bewohnten, an Schwaben und andre Volksgenossen vergeben; diese nun aus dem Lande zu treiben oder zu vernichten, rüsteten sich sogleich die streitlustigen und heimatliebenden Sachsen. Die Schwaben boten ihnen den dritten Teil des Landes an und sprachen: „Wir können ja zusammenleben und ohne Zwist gemeinschaftlich hausen." Jene aber waren damit nicht zufrieden, weil sie zuvor alles allein besessen hatten, und wollten nichts von friedlicher Übereinkunft hören. Danach boten ihnen die Schwaben die Hälfte, dann sogar zwei Drittel des Landes; aber auch darauf gingen die Sachsen nicht ein. Da erklärten sich jene in ihrer Not bereit, ihnen auch noch alles Vieh zu überlassen, wenn sie nur vom Kriege abstünden. Doch selbst damit waren die Eigensinnigen nicht zufrieden, sie verlangten nach Kampf und losten schon unter sich, wie sie die Weiber der Schwaben verteilen wollten. Allein Gott erbarmte sich der Bedrängten; denn als diese verzweiflungsvoll zu den Waffen griffen, kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Sachsen von 26000 Mann auf 6000 aufgerieben wurden, während die Schwaben wie durch ein Wunder nur 480 Tote gezählt haben sollen. Die überlebenden Sachsen aber schwuren einen Eid, daß sie sich weder Bart- noch Haupthaar scheren wollten, bis sie an ihren Feinden Rache genommen hätten. Doch als es abermals zum Kampfe kam, wurden sie abermals geschlagen und waren nun so geschwächt, daß sie den Streit für immer aufgeben und sich mit dem begnügen mußten, was ihnen gutwillig gewährt ward.**)

Die Langobarden, zu deren Geschichte wir zurückkehren, mochten wohl froh sein, der trotzigen Kampfgesellen ledig zu werden; doch war der Abzug

*) Vgl. oben S. 36, Anmerkung.

**) Widukind von Corvey (um 967) erzählt, daß die Schwaben „jenseit der Bode" noch zu seiner Zeit die Gegend bewohnten, die sie nach dem Abzug jener Sachsen nach Italien besetzt hatten, und nach andern Gesetzen als die Sachsen d. h. nach ihrem heimischen Schwabenrecht lebten. „Schwabengau" hieß noch später die Gegend um Quedlinburg an der Bode.

Digitized by Google

der Sachsen immerhin ein Verlust, denn im Kriege hatte sich ihre Tapferkeit wertvoll erwiesen.

König Kleffo hatte wenig Gelegenheit seine Tüchtigkeit als Herrscher zu bewähren, denn nach anderthalbjähriger Regierung starb er — zu Anfang des Jahres 575 — von einem seiner Knechte mit dem Schwert erschlagen. Er hinterließ seine Gemahlin Masane und ein unmündiges Söhnlein Authari. Jene schien wohl nicht tüchtig genug, dieses auch dem Volke zu jung, so daß es den Herzögen gelang, eine neue Königswahl ganz zu verhindern. So blieben die Langobarden nach Kleffos Tode ein Jahrzehnt hindurch ohne ein gemeinsames Oberhaupt und standen nur unter Herzögen. Unbegreiflich wäre, daß Byzanz selbst dieser Mangel einer einheitlichen Leitung des feindlichen Volkes nicht zu einem thatkräftigen Vorgehen bewegen konnte, wäre es nicht gerade damals durch den Krieg mit den Persern im Orient gänzlich in Anspruch genommen gewesen.

Fünf Herzöge hebt Paulus Diakonus besonders hervor; Zaban herrschte in Pavia, Wallari in Bergamo, Alachis in Brescia, Ewin in Trient, Gisulf in Friaul. Außer diesen gab es noch in verschiedenen Städten dreißig Herzöge, unter denen die von Spoleto und Benevent bald mächtig hervortraten. Diese königlose Zeit war erklärlicherweise keine erfreuliche für die römische Bevölkerung. Die Milde, welche Alboin hatte walten lassen und von der schon Kleffo abgewichen war, gab einer härtern Behandlung Raum; manche Ungerechtigkeit und Gewaltthat mag die allgemeine Unordnung im Gefolge gehabt haben. Auch Gefahr von außen wäre leicht verhängnisvoll geworden; doch nicht nur Ostrom war anderweit vollauf beschäftigt; das Frankenreich litt unter schrecklichen inneren Kämpfen, und die Avaren richteten sich erst in Pannonien ein und suchten nur zuweilen das oströmische Reich durch Raubzüge heim. Der Exarch Longinus aber beschränkte sich nach wie vor auf Verstärkung der Bollwerke Ravennas; kaum von einer einzigen Feldschlacht zwischen Langobarden und Byzantinern hören wir. Jene hatten eigentlich nur mit den Besatzungen der befestigten Städte und Burgen zu kämpfen, wenn sie Sturm liefen oder wenn diese Ausfälle machten. Die langobardischen Herzöge aber, unter denen Zaban in Pavia wahrscheinlich eine Art Führerschaft oder Vorrang einnahm, verkannten ihre eigentliche Aufgabe, die darin bestanden hätte, Rom und die byzantinischen Besitzungen, namentlich die an den Küsten gelegenen, ernstlich anzugreifen und zu diesem Zwecke eine Kriegsflotte zu schaffen; dafür vergeudeten einige von ihnen Zeit, Kraft und Menschenblut in unnötigen Kämpfen mit den Franken; andre allerdings breiteten sich auf Kosten der Byzantiner erfolgreich aus, wie namentlich Farwald von Spoleto und Zotto von Benevent, die zu bedeutender Macht gelangten, was sich doch in der Folgezeit eher als eine Gefahr denn als ein Vorteil für das ganze

Digitized by Google

Reich erwies, da sich diese Herzöge von der Oberhoheit der Könige fast gänzlich lossagten und oft als Gegner derselben auftraten. Zotto schlug 576 ein kaiserliches Heer in offener Feldschlacht, fast das einzige Mal in dieser Zeit, daß von einer solchen die Rede ist — von den Scharmützeln mit den Franken abgesehen. Farwalds und Zottos Bemühungen Rom zu nehmen scheiterten daran, daß sie keine Seemacht besaßen und überhaupt in der Schiffahrt ganz unerfahren waren. Mußten sie doch sogar ruhig mitansehen, wie Kaiser Justin auf der Tiber den Belagerten Getreide zuführen ließ. Dagegen gelang es Farwald 579 Classis, die Hafenstadt von Ravenna, einzunehmen. Statt aber diesen wichtigen Erfolg zur Bezwingung Ravennas selbst und zur Vertreibung der Byzantiner aus dem ganzen Exarchat auszunutzen, sehen wir Farwald kurz darauf Rom, Zotto Neapel bedrängen, beides vergeblich, während gleichzeitig die Langobarden in Ligurien sich mit den Franken herumschlugen. Das Gebiet von Trient wurde eine Zeitlang von den Franken besetzt gehalten, bis der Herzog Ewin es zurückgewann; dagegen ging Classis wieder an die Kaiserlichen verloren.

Aus alledem erhellt, daß es an jeder zielbewußten einheitlichen Leitung der langobardischen Streitkräfte, daß es an einem Könige fehlte, der die ganze Kriegsmacht des Volkes in starker Hand zusammenhielt. Die Herzöge waren wohl tapfere Degen, aber jeder dachte nur an sich selber. Man eroberte, plünderte, zog wieder ab, ohne ein planmäßiges Trachten, welches das Wohl des ganzen Reiches ins Auge gefaßt hätte. Endlich mußte doch auch diesen Habgierigen und Ehrgeizigen, die am liebsten niemand über sich geduldet hätten, die Einsicht kommen, daß es so nicht fortgehen könne, daß sie auf solche Weise zuletzt den Oströmern unterliegen würden. Und so einigten sie sich denn schließlich zur Wahl eines neuen Königs. Ein jeder gab, was er sich von den königlichen Gütern angeeignet hatte, wieder heraus, damit hiervon der König selbst, sein Gefolge und alle, die ihm in verschiedenen Ämtern dienten, unterhalten würden.

9. König Authari.

(Von 584 bis 590.)

Nachdem die Langobarden zehn Jahre lang nur unter Herzögen gestanden hatten, erhoben sie durch gemeinsamen Ratschluß den jungen, in Bergamo auferzogenen Authari, den Sohn des Königs Kleffo, zu ihrem Könige. Die Wahl hätte keine glücklichere sein können, denn Authari war ein vortrefflicher Fürst, unter dem sich das Langobardenvolk wohl gefühlt hat. Er nahm den Beinamen Flavius an, den von da an alle langobardischen Könige führten. Dieser Titel, der an die alten Kaiser Vespasian und Titus erinnerte, und den sich auch spätere Kaiser, insbesondere die ost-

Digitized by Google

römischen, beigelegt hatten, sollte den Römern zeigen, daß sie den Langobardenkönig als rechtmäßigen Nachfolger der weströmischen Kaiser und als ihren Schirmherrn anzusehen hätten. Mit sagenhafter Übertreibung meldet Paulus Diakonus von Autharis Herrscherzeit: „Das war in der That wunderbar im Reiche der Langobarden: keine Gewaltthätigkeit wurde jetzt begangen, keine geheimen Ränke wurden geschmiedet, niemand wurde ungerechterweise zum Frondienst gezwungen, niemand plünderte, Diebstahl und Räubereien fielen nicht vor, jeder konnte, wohin es ihm gefiel, ohne Furcht und Sorge gehen.“ Der Ausdruck ist wie gesagt sagenhaft; aber groß muß wirklich der Unterschied gewesen sein zwischen der zucht- und friedlosen Zeit der Herzöge und der des wackeren Königs. Die Wiederaufrichtung des Königtums bedeutete zugleich einen neuen Aufschwung des Reichs nach außen und innen und vor allem eine mächtige Erstarkung des Rechtsschutzes. Authari stellte im Innern seines Reiches schnell vollkommene Ordnung her; der aufrührerische Herzog Droktulf in Brescella, der sich mit den Kaiserlichen verbündet hatte, wurde samt diesen besiegt, mit dem Exarchen Smaragdus, des Longinus Nachfolger, ein dreijähriger Friede geschlossen. Ein Angriff des austrasischen Frankenkönigs Childebert, des Sohnes Sigiberts, mißlang vollständig. Ein römischer Befehlshaber Namens Francio, der sich nicht weniger als zwanzig Jahre lang auf einer befestigten Insel im Comersee gegen die Langobarden gehalten hatte, wurde zur Übergabe gezwungen. Die Rechts- und Besitzverhältnisse, namentlich zwischen Langobarden und Römern, ließ Authari endgültig feststellen; die Kriegsunruhen dauerten nur in den Herzogtümern, welche an feindliches Gebiet grenzten, fort, doch auch nicht ohne Unterbrechungen durch wiederholte Waffenstillstände. Im Innern herrschte Friede und Ordnung; Oberitalien blühte unter der segensreichen Herrschaft Autharis wieder herrlich auf. Zum Schutze des Landes verwandte er große Sorgfalt auf Anlage und Wiederherstellung von Befestigungen. Auch durch Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen suchte er Ansehen und Sicherheit des Reiches zu erhöhen. Der kluge Authari warb zuerst um Childeberts, des Frankenkönigs, Schwester Chlodoswinda. Sie ward ihm auch zugesagt; kurz darauf aber nahm Childebert sein Wort zurück und gab das Mädchen dem inzwischen katholisch gewordenen Westgotenkönig Rekared znr Frau. Die Folge davon war, daß es zu einem neuen Krieg zwischen Langobarden und Franken kam, in dem diese von Authari völlig geschlagen wurden.

Nun that der König einen Schritt, der, wie sich später zeigen wird, der folgenreichste für sein Volk war und zugleich für den staatsmännischen Scharfblick Autharis klares Zeugnis ablegt. Indem er die Unzuverlässigkeit der von Byzanz bestochenen Franken erkannte, wendete er sich dem Volke zu, das den Langobarden gleichsam von der Natur selbst als Bundes-

Digitized by Google

genosse gegen die Franken gesetzt war, nämlich den Baiern, den nördlichen Nachbarn der Langobarden.

In den Zeiten der Völkerwanderung — etwa um 490 — hatten die Markomannen und Quaden, wie früher erwähnt worden ist,*) ihre Wohnsitze im alten Bojerlande (Bojohemum, Baja, Bajuhemum, Bojerheim, Böhmen) verlassen. Unter dem Namen, den sie dem Lande entlehnten, Bajuwaren, Baiwaren -- d. i. Männer aus Baja — und den sie nun auch auf ihre neuen Sitze übertrugen, hatten sie sich in Noricum und dem östlichen Rätien bis zum Lech niedergelassen und sich allgemach beträchtlich ausgedehnt. Sie hatten sich unter den Schutz des großen Theoderich gestellt, nach dem Sturze des Ostgotenreichs sich an die Franken**) angeschlossen und die Oberhoheit der merowingischen Könige anerkannt, ohne ihnen etwa in der Weise der Burgunden oder der Thüringe unterthan zu werden. Sie behielten vielmehr ihre eigenen Herzöge, die eben nur in einem losen Abhängigkeitsverhältnis von den Merowingern standen. Als das älteste bairische Herzogsgeschlecht wird das der Agilolfinger genannt, und ihm gehörte der erste geschichtlich nachweisbare Baiernherzog, der von Paulus Diakonus als „König" bezeichnete Garibald der Erste an. Schon vorher hatte Ewin, der Herzog von Trient, eine Tochter dieses mächtigen Fürsten als Gattin heimgeführt; jetzt (588) beschloß Authari um eine jüngere, Namens Theudelinde, eine in jeder Beziehung ausgezeichnete, ebenso schöne als fromme und kluge Jungfrau, zu werben, zumal sie mit dem alten Königshause der Langobarden verwandt war, da ihre Mutter Waldrada des Königs Wacho Tochter war. In überaus lieblicher Weise hat die Sage diese Werbung ausgeschmückt.

Der König Flavius Authari schickte, so ungefähr berichtet Warnefrieds Sohn,***) seine Boten nach Bayern, daß sie um die Hand der Tochter Garibalds, Theudelinde, für ihn werben sollten. Der Herzog nahm die Gesandten freundlich†) auf und erklärte sich gern bereit, dem Langobardenkönig seine Tochter zum Weibe zu geben. Als sie mit dieser Antwort zu Authari zurückkehrten, erwachte in seinem Herzen der sehnliche Wunsch, seine Braut mit eigenen Augen zu sehen. Deshalb zog er mit wenigen rüstigen Leuten verkleidet über die Alpen, im Gefolge eines seiner treusten

*) Siehe oben S. 15.

**) Die seit dem Untergang des thüringischen Reichs (531) von Norden her und seit der Anerkennung fränkischer Oberhoheit bei den Alamannen im heutigen Schwaben indirekt auch (c. 536) im Westen die Nachbarn der Baiern geworden waren.

***) Paulus Diakonus 3, 30. Die Worte des Greises legt dieser dem Authari selbst in den Mund, was dem Vorhergehenden schlecht entspricht.

†) Er wußte sicherlich die Freundschaft der Langobarden als Stütze gegen fränkische Übergriffe zu schätzen.

Digitized by Google

und älteſten Gefolgsmannen, der ſich für den Geſandten des Langobardenkönigs ausgeben mußte. Und als ſie an Garibalds Hof gelangten und vor des Herzogs Angeſicht geführt wurden, ſprach jener Vertraute des Königs, der für das Haupt der Geſandtſchaft galt, nach den erſten Begrüßungen: „Mein Herr, der König Authari, hat mich hierher geſandt, damit ich das Antlitz ſeiner Braut, unſerer künftigen Herrin, ſchaue und ihm genau berichte über ihre Schönheit.“ Wie das der Herzog hörte, ließ er ſein Kind in den Saal rufen. Und als nun Authari und die andern alle ſie in tiefem Schweigen angeſchaut und geſehen hatten, wie ſchön ſie war, gab Authari dem Vertrauten ein Zeichen, daß ſie ihm in allem überaus wohl gefalle, und der Greis ſprach zu dem Herzog: „Wahrlich, dein Kind iſt holdſelig zu ſchauen. Wir preiſen den Tag, wo ſie neben unſerm Herrn die Krone tragen wird. Wenn es deiner Hoheit beliebt, ſo möchten wir wohl ſchon heute einen Becher Weins aus ihrer Hand empfangen, wie ſie als hohe Wirtin ihn künftig uns reichen ſoll.“ Auch dieſe Bitte bewilligte der Herzog gern, und Theudelinde reichte den vollen Becher zuerſt dem, der das Oberhaupt der Boten ſchien, und dann erſt dem Authari, von dem ſie nicht wußte, daß er ihr Bräutigam ſei. Als dieſer aber getrunken hatte und ihr den Becher zurückgab, berührte er, ohne daß jemand es bemerkte, ihre Hand mit der ſeinen und ſtrich ihr mit der Rechten leiſe über Stirn und Wange. Beſtürzt blickte das Fürſtenkind auf den kecken Fremdling, der in voller Jugendſchönheit, mit edler Geſtalt, wallendem Goldhaar und herrlichem Antlitz vor ihr ſtand; dann verließ ſie eiligſt und mit Schamröte übergoſſen den Saal, ging zu ihrer Amme und erzählte ihr alles. Da ſprach die erfahrene Frau: „Sei getroſt! Wenn dieſer Mann nicht ſelbſt dein König und dein Bräutigam wäre, ſo hätte er dich ſicherlich nicht zu berühren gewagt. Und wahrlich, es iſt ein Mann, der es verdient König zu ſein und dein Gatte zu werden. Du aber ſei klug und ſchweig, damit dein Vater nichts merkt.“ Bald nachher machten ſich die Langobarden mit herzoglichem Geleite wieder auf den Heimweg und zogen eilig durch das Gebiet, das ehemals Noricum hieß und jetzt von den Baiern bewohnt wird. Als ſie nun an die Grenzmark Italiens kamen und die Baiern Urlaub nehmen wollten, da erhob ſich Authari hoch auf ſeinem Roſſe, ergriff die blinkende Streitaxt und ſchleuderte ſie ſo gewaltig in einen Baum, der in der Nähe ſtand, daß ſie tief hineinfuhr und darin ſtecken blieb. Dann wandte er ſich zu den Geleitsmannen und ſprach: „Seht, ſolche Hiebe führt Authari!“ Da merkten ſie, daß er der König ſelber war, und begrüßten ihn ehrfürchtig. Dann ritten ſie heim und brachten ihrem Herzog die neue Mär. —

Nicht lange danach brach ein Heer der auſtraſiſchen Franken in Garibalds Land. Childebert erkannte wohl die Gefahr, die eine engere Verbindung

Digitized by Google

der Langobarden mit den Baiern seinem Reiche bringen konnte. Jetzt wollte er Garibalds eigenmächtiges Vorgehen hintertreiben und hoffte vielleicht, die Herzogsfamilie in seine Hand zu bringen. Garibald behielt seinen älteren Sohn Grimwald zu seiner Unterstützung im drohenden Streite bei sich, Theudelinde aber sandte er ihrer Sicherheit halber in Begleitung ihres jüngeren Bruders Gundwald mit vielen Schätzen nach Italien zu Authari, und Theudelinde ließ dem Bräutigam ihre Ankunft melden. Der eilte ihr sogleich mit festlichem Gepränge entgegen. Auf dem Sardisfelde oberhalb Veronas trafen sie sich, und in Verona ward am fünfzehnten Tage des Maimonds 589 unter dem Jauchzen des Volkes die Hochzeit des edlen jungen Paares gefeiert.

An demselben Tage erhob sich, wie die Sage meldet, ein heftiges Gewitter. Herzog Agilulf von Turin, ein wackrer Fürst und seinem Könige treu ergeben, war unter andern langobardischen Großen bei dem Feste zugegen. Jetzt stand er im Hofe des Königshauses, um das von Wein und Freude erhitzte Haupt im Winde zu kühlen. Da fuhr urplötzlich ein Blitzstrahl krachend vor ihm nieder und zerschmetterte ein Stück Holz, das zu seinen Füßen lag, und einer seiner Sklaven, der der Weissagung kundig war, trat zu ihm und sprach: „Das schöne Weib da drinnen, das sich unserm König soeben vermählt hat, wird binnen Jahresfrist deine Gemahlin werden.“ Als das Agilulf hörte, drohte er dem unzeitigen Propheten den Kopf von den Schultern zu schlagen, wenn er noch ein einziges Wort davon spräche. Doch jener versetzte: „Töten magst du mich; es wird dadurch doch nicht anders; die schöne Frau ist in unser Land gekommen, um dein Weib zu werden.“ — Und eine andere Sage, die gleichfalls der wackere Paulus Diakonus aufbewahrt hat, berichtet zur Verherrlichung des Königs, dem ein so früher Tod beschieden war, nicht lange danach sei Authari nach Spoleto und Benevent gekommen und habe diese Gegend erobert — was freilich schon lange durch Zotto und Farwald geschehen war —; ja bis zur äußersten Südspitze Italiens sei er gezogen. Dort stehe unweit der Küste eine Säule in den brandenden Wogen. Der König sei auf seinem Roß bis zu dieser Säule geritten, habe sie mit der Spitze seines Speeres berührt und dabei die Worte gesprochen: „Hier soll der Langobarden Grenze sein!“ Und diese Säule, sagt Paulus, soll noch bis auf den heutigen Tag dort stehen und Autharis Säule genannt werden. —

Nur kurze Frist war dem jungen König vergönnt, sich seines ehelichen Glückes zu freuen, und auch diese Spanne Zeit war angefüllt mit einem reichlichen Maß von Sorge. Der Herzog von Istrien, Grasulf, ließ sich durch Childebert zur Untreue gegen seinen königlichen Herrn verlocken; gemeinsam mit dem Frankenkönig wollte er Authari angreifen. Doch scheint

Digitized by Google

ihn sein Abfall schnell wieder gereut zu haben. Als Childebert im Sommer 589 ein Heer in Italien einfallen ließ, sandte er ihm keine Hülfe. Dennoch mußte Authari, der auf diesen Angriff nicht vorbereitet war, durch eine Geldsumme und die Verheißung der Waffenhülfe den Frieden von den Franken erkaufen. In demselben Jahre suchte eine furchtbare Überschwemmung verschiedene Teile des Reichs, namentlich die Gegend von Verona, heim. Im Winter darauf wütete die Beulenpest in Italien, an der auch der damalige Bischof von Rom, Pelagius der Zweite, starb. Aber schlimmer als dies alles war, daß Romanus, der neue Exarch von Ravenna, ein thatkräftiger Mann, zugleich mit den Franken einen verabredeten Doppelangriff auf das Langobardenreich unternahm. Während des wortbrüchigen Childebert Heer von Osten her bis an die Etsch, von Norden her bis zum Comersee vordrang, eine Anzahl Burgen brach und nach Kräften das Land verwüstete und verheerte, drohte im Rücken Autharis Romanus, der aus Ravenna vorrückte und Modena und Mantua eroberte. Die langobardischen Herzöge von Reggio (in der Emilia), Parma und Piacenza waren nichtswürdig genug sich den Byzantinern zu unterwerfen. Dem König und seinen Getreuen blieb nichts anderes übrig als sich in Pavia und andern festen Plätzen zu verschanzen. Da brachen Seuchen und Hunger unter den Franken aus; sie zogen ab und erreichten in elendem Zustand die Heimat. Romanus wurde in Istrien durch den Herzog Grasulf, der diesmal dem König die Treue hielt, längere Zeit festgehalten. Um einem erneuten Doppelangriff der Franken und der Byzantiner vorzubeugen, schickte Authari an den greisen König Guntram von Burgund Gesandte, die die Merowinger zum friedlichen Einvernehmen mit den Langobarden bewegen sollten. Doch ehe die Boten zurückkehrten, starb, zwei Tage nach der Wahl Gregors des Großen zum Papste, am 5. September 590 der junge Langobardenherrscher, wie man sagte, an Gift. Nur sechs Jahre hatte der treffliche Fürst die Krone getragen. Theudelinde umhüllte ihr schönes Haupt mit dem Witwenschleier, und das Volk beweinte seinen geliebten König.

10. König Agilulf und Gregor der Große.

(Von 590 bis 615.)

Die ernste Frage: Wer soll nun König sein? trieb die langobardischen Edlen zu sorgenvoller Beratung. Ein Erbe der Krone war nicht vorhanden; den Würdigsten aus ihrer Mitte zu finden, getrauten sie sich nicht, oder die Stimmen konnten sich nicht einigen; kurz sie faßten endlich den einstimmigen Beschluß, sie wollten der königlichen Witwe Theudelinde die Herrschaft überlassen und sie bitten, sich aus allem Langobardenvolk einen

Digitized by Google

Mann zum Gemahl zu wählen, der wie Authari kraftvoll zu herrschen verstehe; wen sie dazu würdig finde, der solle König sein. In der That, ein bemerkenswerter Beschluß! Welches Vertrauen, welche Hochachtung mußte Theudelinde, die keine Langobardin, sondern eine Baierin, keine Arianerin, sondern eine Katholikin war, sich in so kurzer Zeit erworben haben! und welche glänzenden Eigenschaften mußte dieses Weib besitzen, daß sich die trotzigen, herrschsüchtigen Männer ihrem Willen aus freier Entschließung beugten. Denn daß sie eine Enkelin des Königs Wacho war, also dem uralten Königsgeschlecht der Lethinge entstammte, das konnte jenen Beschluß wohl bestärken, aber nimmer hervorrufen. Es mag für Autharis Witwe nichts Leichtes gewesen sein, die Thränen um ihren Jugendgemahl so rasch zu trocknen; aber sie war eine Frau von männlichem Geiste. Darum dankte sie den Edlen für ihr Vertrauen und bewies sich seiner vollkommen würdig. Zunächst sandte sie Boten ins Frankenreich, um Autharis Tod zu melden und auf baldigen Friedensschluß zu dringen, zu dem sich auch Childebert geneigt zeigte und einen Tag anberaumte. Dann ging sie mit weisen und erfahrenen Männern zu Rate, wer auf Autharis Stuhle sitzen solle, und zuletzt wählte sie Agilulf, den Herzog von Turin, sich zum Gemahl und dem Langobardenvolke zum König, denn, obwohl von Herkunft ein Thüring, war er doch auch mit Autharis Geschlecht von mütterlicher Seite verwandt und vor allem ein tüchtiger, streitbarer Mann, an Leib und Seele zur Führung der Herrschaft wohl geeignet. Ihn entbot, so erzählt Paulus, die Königin alsbald zu sich und zog ihm selbst bis nach der Stadt Lomello entgegen. Und als er kam und einige Worte der Begrüßung gewechselt waren, ließ sie einen Becher Weins bringen, trank zuerst und reichte das Übrige dem Agilulf hin. Dieser nahm die Schale und drückte, als er getrunken hatte, ehrfurchtsvoll einen Kuß auf die Hand der Fürstin. Sie aber errötete und sprach lächelnd: „Wer mir den Mund küssen darf, soll seine Lippen nicht auf meine Hand drücken.“ Darauf hieß sie den Knienden sich erheben, küßte ihn und sprach zu ihm von Hochzeit und Königswürde. Anfangs November 590 ward die Vermählung gefeiert und Agilulf zum König erhoben; die feierliche Krönung geschah zu Mailand in einem allgemeinen Thing der Langobarden, im Monat Mai 591. Fünf und zwanzig Jahre hat Agilulf oder, wie er auch genannt wird, Ago die Krone der Langobarden getragen und ist einer der gewaltigsten und besten Könige gewesen, so daß Theudelindes kluge Wahl keinen gereute.

Das erste, was der neue König sich angelegen sein ließ, war der endgültige Friedensabschluß mit den Franken. Er schickte zu dem von Childebert anberaumten Tage den Herzog Ewin und den Bischof Agnellus von Trient, als seine Bevollmächtigten. Jeder der beiden wirkte

Digitized by Google

für sein Teil erfolgreich: der Herzog für die Feststellung der Friedensbedingungen, der Bischof für die Auslösung der Gefangenen. Bald kehrten die Gesandten glücklich heim und die Langobarden hatten von nun an Ruhe vor den Franken, wozu die inneren Wirren und Greuel im Frankenreiche nicht wenig beitrugen.

Bevor sich aber Agilulf mit ganzer Kraft auf die noch drohenden äußeren Feinde, die Kaiserlichen, warf, mußte er die gärenden Elemente im Innern des Reichs bezwingen. Unbekümmert um die schreckliche Dürre, die von Januar bis September 591 im Lande herrschte und eine böse Hungersnot im Gefolge hatte, zog er gegen die widerspenstigen herzoglichen Gewalten im Langobardenreiche, dessen Bestand er nur durch rücksichtslose Ausbeutung der Königsmacht sichern konnte. Nachdem er einen Herzog, Mimulf, der westlich vom Lago Maggiore hauste, wegen seines früheren Abfalls zu den Franken mit dem Tode bestraft hatte, wandte er sich gegen diejenigen Großen, die ihm die Anerkennung noch trotzig verweigerten, weil sie sich für geeignetere Thronerben Autharis halten mochten. An ihrer Spitze stand Gaidulf von Bergamo, der wegen seiner Verwandtschaft mit Authari am sichersten auf Theudelindes Wahl gerechnet hatte. Deshalb war er sicherlich von der Mailänder Maiversammlung weggeblieben und hatte die Zeit zur Befestigung seiner Stadt gegen die zu erwartenden Angriffe des Königs benutzt; denn im offnen Felde konnte er den Kampf nicht wagen. Aber als Agilulf nun mit Heeresmacht heranrückte, entfiel dem Herzog der Mut; er stellte Geiseln und schloß Frieden mit dem Könige. Hierauf wandte sich dieser gegen einen andern der aufständischen Großen, den Herzog Ulfari von Treviso, der als Nachbar der Byzantiner den Lockungen derselben gefolgt und vom Könige abgefallen war. Er wurde belagert und gefangen genommen. Von hier aus in die Gegenden vorzudringen, die 590 von den Kaiserlichen zurückerobert worden waren, wurde er verhindert durch den abermaligen Abfall des Herzogs Gaidulf, welcher die stark befestigte Insel Comacina im Comersee, dieselbe, auf der der Römer Francio zwanzig Jahre lang den Langobarden getrotzt hatte, zum Mittelpunkt des Aufruhrs wählte. Agilulf aber eroberte die Insel, verjagte Gaidulfs Anhänger und ließ den Schatz, den er dort fand, nach Pavia bringen. Gaidulf selbst entkam zwar nach Bergamo, ward aber hier vom König gefangen und wider Erwarten zu Gnaden angenommen. Der Grund solcher Milde kann nur die Rücksicht auf die Verwandtschaft Gaidulfs mit dem Königshause und die Absicht, durch wahren Edelsinn die Herzöge für sich zu gewinnen, gewesen sein.*)

So war Agilulf bestrebt, dem Reiche eine feste innere Ordnung zu

*) Weise a. a. O. S. 152.

Digitized by Google

verleihen und dadurch zugleich die notwendige Grundlage für eine erfolgreiche Bekämpfung der Byzantiner zu gewinnen. Zu demselben Zwecke schloß er mit den gefährlichen Avaren ein Freundschaftsbündnis. Der Schwerpunkt seiner Königsmacht lag in Oberitalien; die von dem langobardischen Hauptlande fast abgetrennten mittelitalischen Herzogtümer Benevent und Spoleto mußte er vorläufig sich selbst überlassen. In Spoleto war auf Farwald Herzog Ariulf gefolgt, auf den Herzogsstuhl von Benevent hatte Agilulf nach Zottos Tode den Arichis gesetzt, der die Kinder des alten Gisulf von Friaul, seines Verwandten, erzogen hatte. In höherem Maße noch als Trient, Friaul und Spoleto machte sich das südlichste Herzogtum Benevent allmählich von der Unterordnung unter die langobardische Krone los, so daß es schließlich einen fast unabhängigen Sonderstaat bildete; oft genug mußten die Könige ihre Waffen gegen diese widerspenstigen Grenzherzöge richten. Nur mit einer starken Kriegsflotte hätten die Langobardenherrscher die ganze Apenninenhalbinsel bezwingen und dauernd behaupten können; aber eine solche schufen sie sich nie, und das war ein verhängnisvoller Fehler, der sich auch nicht durch die verhältnismäßig geringe Volkszahl der Langobarden entschuldigen läßt; schickte doch sogar der kluge Agilulf den verbündeten Avaren italienische Handwerker zur Erbauung von Kriegsschiffen, mit denen jene gegen die Byzantiner im Adriameer kreuzten, anstatt die vorhandenen Kräfte zum Bau einer langobardischen Flotte zu verwenden und mit ihr Rom, Ravenna, Neapel und andre wichtige Städte zu gewinnen!

Nicht nur die Franken, Byzantiner und Avaren, nicht nur die immer wachsende Gewalt der großen Herzöge drohten beständig das Langobardenreich zu erschüttern, in Mittelitalien entfaltete sich eine fünfte Macht, die den Langobarden verhängnisvoll werden mußte: die Herrschaft der römischen Bischöfe. Für die großartige Entfaltung der katholischen Hierarchie und ihre Weltherrschaft im Mittelalter war es von höchster Bedeutung gewesen, daß seit dem Untergang des Ostgotenreichs der Bischof von Rom keinen weltlichen Herrn in Rom, ja auf der ganzen Halbinsel über sich hatte. Dem Namen nach galt zwar die Stadt mit den umliegenden Ländereien als ein Bestandteil des Exarchats von Ravenna, dessen wichtigste Provinzen außerdem noch Venedig nebst den benachbarten Sumpfgegenden, die Küste von Rimini bis Ancona und die Stadt und Umgegend von Neapel bildeten. Aber getrennt durch feindliche Besitzungen, insbesondere durch das Herzogtum Spoleto, war Rom eigentlich fast immer auf sich selbst angewiesen, zumal der Exarch für Ravenna selber genug zu sorgen hatte, und da die geringe Besatzungsmannschaft wenig Schutz gewährte, so hing das Schicksal der Tiberstadt vorzugsweise von dem derzeitigen Papste ab, in dessen Hände deshalb auch das weltliche Regiment mehr und mehr über-

Digitized by Google

ging. Nun schmückten damals gerade wiederholt Männer von hervorragendem Geist und Charakter den päpstlichen Stuhl, die sich aus unscheinbaren Anfängen allmählich eine von Byzanz, Ravenna und dem Senat unabhängige, auch in weltlichen Dingen entscheidende Stellung schufen. Wo sie ihre natürlichen äußeren Bundesgenossen zu suchen hatten, erkannten die Päpste bald: es waren die alten Feinde ihrer Feinde, die Franken, die einzigen katholischen Germanen von gebietender Machtstellung und noch dazu bedrohliche Nachbarn der Langobarden. Denn die Langobarden mußten nach dem Besitze Roms trachten; daran wurde auch durch ihren Übertritt zum Katholizismus nichts geändert, sie waren und blieben die natürlichen Gegner der päpstlichen Herrschaft. Und deshalb haben die Päpste trotz aller Ehrfurcht, die ihnen von den Langobarden persönlich gezollt ward, diesen stets einen unversöhnlichen Haß bewiesen, wenn derselbe nicht durch einen großartigen Erfolg oder durch eine wahrhaft christliche Sinnesart gedämpft ward, wie dies bei Gregor dem Ersten der Fall war. Von diesem hochbedeutenden Manne ist jetzt einiges zu sagen;*) denn er war in der That „die Seele des Widerstands" der Katholiken und Kaiserlichen gegen die Langobarden.

Gregor — geboren zu Rom um 540 — war der Sohn des Senators Gordian und stammte aus einem uralten römischen Adelsgeschlecht, dem der Anicier. Zum Rechtsgelehrten bestimmt und durch seine hohe Abkunft rasch zu weltlichen Ehren und Ämtern erhoben, dazu mit den ausgezeichnetsten Geistesgaben, Mut, Verstand, umsichtiger Thatkraft, ja diplomatischer Schlauheit, ausgestattet, stieg er bis zur Würde eines kaiserlichen Präfekten von Rom, damals des höchsten Civilbeamten der Stadt, empor. Aber er war auch ein Mann von tiefem Gemüt, aufrichtiger Frömmigkeit und hohem Gerechtigkeitssinn; deshalb machten ihn die trostlos wirren Zeitverhältnisse bald dem klösterlichen Leben geneigt. Er stattete sieben Klöster, die er stiftete, auf das reichste aus seinem eignen Vermögen aus und trat dann selbst in eines derselben als Mönch. Allein der Ruf seiner Klugheit und Rechtschaffenheit und das Vertrauen auf seine geistigen Gaben überhaupt war bereits so groß, daß er sich in einer so drangvollen Zeit nicht lange dem beschaulichen Klosterleben hingeben konnte. Der Papst Pelagius der Zweite ernannte ihn zum Diakon und schickte ihn als seinen Gesandten im Jahre 578 nach Byzanz. Dort stand er lange Zeit den Geschäften der römischen Kirche vor, knüpfte ausgebreitete Bekanntschaften an, begründete den Ruhm seiner Gelehrsamkeit durch Disputationen und Schriften und verschaffte sich nebenbei auch die genaueste Kenntnis von den

*) Das Folgende größtenteils nach Leo, Geschichte der italienischen Staaten, Bd. 1, S. 144 ff.

Digitized by Google

Verhältnissen am kaiserlichen Hofe. Nach seiner Rückkehr von Konstantinopel hoffte er nun die Ruhe des Klosterlebens genießen zu können. Aber gerade damals ward (590) der Bischof Pelagius von einer Seuche dahingerafft, und es war niemand in Rom, zu dem die Geistlichkeit, der Senat und das ganze Volk höheres Zutrauen gehabt hätten als zu Gregor. Er ward zum Bischof von Rom gewählt, und obwohl er alles that, um die Bestätigung der Wahl zu hindern, erfolgte sie dennoch. Es war in der That eine unendlich schwierige Stellung, die damals ein römischer Bischof einnahm. Durch die Verhältnisse an die Spitze alles dessen gestellt, was für Rom geschah und gethan werden konnte, hatte er doch nicht unbedingt freie Hand; denn der kaiserliche Präfekt, der Senat, der ganze römische Adel waren Schranken, die ihn auf Schritt und Tritt in seiner Thätigkeit hemmten. Überdies mußte, während in der Nähe ringsum nur Not und Bedrängnis zu sehen war, die Würde und der Einfluß des römischen Stuhles in der Ferne behauptet werden. Alles dies mußte einem Manne, der, des weltlichen Lebens satt, sich schon lange nach beschaulicher Ruhe gesehnt hatte, als eine entsetzliche Last erscheinen. Gregor sträubte sich, so lange er konnte. Sobald er aber einmal das bischöfliche Amt wirklich übernahm, verwaltete er es mit einer so heldenhaften Entschiedenheit in allen schwierigen Fällen, daß über die Reinheit seiner Absichten kein Zweifel bleiben kann. Wer so streng gegen sich selbst und seine kirchlichen Untergebenen auftreten kann, wie es Gregor als Bischof that, dem muß es allein um die Sache zu thun sein; und Gregor zeigte sich wirklich als ein Mann, dem an allen Ehren und Vorteilen dieser Welt nicht das Mindeste liegt, der persönlich am liebsten mit alle dem verschont bliebe, dem aber die Pflicht gebietet und der deshalb auch gar nichts anderes hört als diese Pflicht. Gregor hatte persönlich mit allem abgeschlossen; das ist das Hohe, das Ehrfurchtgebietende in seinem Wesen.

Als Gregor den päpstlichen Stuhl bestieg, waren die arianischen Langobarden schon im Besitz des größten Teils von Italien; die bedrückte katholische Geistlichkeit dieser Gebiete fand ihren einzigen Anhaltspunkt in Rom. Mit den katholischen Kirchen unter den Langobarden führte Gregor auf das eifrigste und doch vorsichtigste schriftlichen Verkehr. Indem er von den Formen der Kirche nicht das Mindeste aufgab, achtete er doch die Verhältnisse, welche Zurückhaltung geboten. Im stillen erhielt er eigentlich ganz Italien im einmütigen Widerstand gegen die Langobarden, deren Herrschaft er durchaus nur als vorübergehend ansah. Indem er die Verteidigung Roms gegen die wiederholten Angriffe der Langobarden größtenteils mit den Mitteln der Kirche leitete und durch seine praktisch klugen Sendschreiben an geistliche und weltliche Beamte alle Kräfte zum gemeinsamen Wirken nach einem bestimmten Plane lenkte, erwarb er dem Papsttum eine Machtstellung, die

Digitized by Google

weder der Exarch noch die kaiserlichen Beamten in den noch römischen Provinzen und Städten zu beherrschen vermochten. Bei Verhandlungen führte er die vermittelnde, oft entscheidende Stimme, und sein Ansehen wußte er in Konstantinopel und Ravenna wie in Pavia zu wahren.

Während er so als eine selbständige Macht in Feindeslande wirkte, sorgte er für die kirchliche Ordnung im Innern bis ins Kleinste und erfüllte die Pflichten seines Priesterberufs mit rührender Treue. Jede Klage eines Kolonen, und wenn sie noch so weit her kam, berücksichtigte er, niemals einen Vorteil, stets nur die Gerechtigkeit vor Augen. Er übte — wie gegen sich selber — gegen alle Unterbeamten die größte Strenge; er gab jedes Gut, das der Kirche nicht ganz rechtmäßig zugekommen war, freiwillig zurück; er hielt sittenlosen Geistlichen gegenüber die Kirchenzucht unnachsichtig aufrecht und ging selber allen in Reinheit des Wandels und einfachster Lebensweise mit dem besten Beispiel voran; er ließ alle Bischofssprengel, Pfarrkirchen und Klöster visitieren; er schrieb Briefe an gallische, spanische, afrikanische und orientalische Bischöfe und an einflußreiche Personen des Kaiserhofes; er tröstete jeden, der sich an ihn wendete; er war bis zur Verschwendung freigebig gegen Arme und Hülflose; er schrieb über die wichtigsten Gegenstände der Kirchenlehre und Kirchenzucht selbst Bücher, war eifrig und erfolgreich thätig für Verbesserung des Kirchengesangs, ordnete den Gang des Gottesdienstes, erließ eine Reihe tiefgreifender Verordnungen über das Mönchswesen und umfaßte mit seinem Geiste die ganze damalige gebildete Welt. Dabei erwies sich der außerordentliche Mann mit seiner allumfassenden Bildung, seinen rechtswissenschaftlichen Kenntnissen und seinem scharfen Verstand doch als ein Kind seiner Zeit: er verachtete die Denkmäler des klassischen Altertums und hielt sehr viel von Reliquien, Wundererscheinungen und Totenerweckungen. Aber was will das sagen gegen die ungeheure Geisteskraft eines Mannes, der bei so unermeßlicher Wirksamkeit seinem Geist aus freien Stücken neue Felder eröffnete? Es ist früher berichtet worden*) wie er, da er noch Stadtpräfekt war, auf dem Markte zu Rom unter andern Sklaven einige Knaben aus dem Lande der Angelsachsen erblickte, mit zartweißer Hautfarbe, goldigen Locken und lieblichen Kindergesichtern. „Aus welchem Land sind diese?“ fragte er. „Von der Insel Britannien,“ lautete die Antwort; „dort sehen alle Menschen so aus.“ „Sind sie denn Christen?“ „Nein, dort sind alle noch Heiden.“ „Ach Gott, wie traurig, daß Menschen von so lichtem Antlitz dem Herrn der Finsternis gehören, daß unter so lieblicher Stirn ein Geist wohnt, unteilhaft der Gnade! Wie heißt denn das Volk?“ „Sie heißen Angeln.“ „Wahrlich, so führen sie den Namen mit Recht; denn sie haben Angesichter wie

*) 1. Band, S. 27.

Digitized by Google

Engel und sollten Miterben der Engel im Himmel sein!" Und er war damals zum Papste Pelagius gegangen und hatte ihn gebeten, ihn mit andern Geistlichen als Glaubensboten zu den Angeln zu entsenden. Die Umstände hatten dies vereitelt. Aber er ließ seinen aus tief innerlicher Liebe entsprungenen Plan nicht fallen. Konnte er auch das Werk der Bekehrung nicht selbst ausführen, so sandte er doch, als er den Stuhl Petri bestiegen hatte, seine Missionare nach England, die das fromme Werk glücklich vollbrachten. Die Angelsachsen wurden zum Christentum, natürlich zum römischen, bekehrt; und das Unternehmen trug für die römische Kirche tausendfältige Früchte, denn angelsächsische Glaubensbrüder waren es, die später von Norden her das katholische Christentum unter andre Völker germanischen Stammes trugen und hier wie auch im großen Frankenreiche erst die Abhängigkeit vom römischen Stuhle begründeten.

Ja selbst die Abneigung gegen die Langobarden hinderte Gregor nicht, fort und fort Sorge zu tragen, daß sie, die zum Teil Heiden, zum großen Teil — was in seinen Augen ebenso schlimm war — Arianer, also Ketzer waren, bekehrt würden. Es ist nicht das Bestreben, das Machtgebiet seiner Kirche weiter auszudehnen, es ist der Drang eines echt christlichen Herzens, das heiße Verlangen, verirrte Schafe zum himmlischen Hirten zu führen, wenn er an den Bischof von Narni (im spoletanischen Gebiete) bei Gelegenheit einer Pest folgendes schreibt: „Es ist uns zu Ohren gekommen, daß die Stadt Narni durch ihre Sündenschuld von einer Seuche verheert wird, und wir sind durch diese Nachricht mit Trauer erfüllt. Deshalb nun senden wir dir unsern brüderlichen Gruß und fordern dich auf alle Weise auf, durchaus nicht nachzulassen in der Ermahnung der dort wohnenden Langobarden und Römer, am wenigsten aber in der Belehrung der Heiden und Ketzer, damit diese noch zu dem allgemeinen Glauben der christlichen Kirche bekehrt werden. Die göttliche Barmherzigkeit und Gnade ist ihnen dann entweder hier gewiß, oder, wenn sie die Ihrigen in dieser Welt verlassen müssen, so gehen sie wenigstens von ihrer Sünde gereinigt in das ewige Leben ein." Und nicht in Worten nur, auch durch die That bewies er seine große Seele. Als bei einem nächtlichen Überfall die langobardische Besatzung einer Burg in die Hände der Kaiserlichen gefallen war, kaufte der Papst sie mit 70 Pfund Goldes frei! — Auch in seinem Verhältnis zum Hof in Byzanz, über das es noch eines Wortes bedarf, steht der große Bischof verehrungswürdig da. Gegen den Kaiserhof, der nur an despotische Maßregeln gewöhnt war, verteidigte er — sonst voll kluger Mäßigung — die armen Einwohner der Provinz vor den entsetzlichen Bedrückungen der Steuerbeamten mit edler Freimütigkeit und Würde. Die Einkünfte des Hofes, sagt er, müßten weit eher verringert, als die Unterthanen so gedrückt werden, daß sie nicht mehr auf menschen- und christen-

Digitized by Google

würdige Weise leben könnten; die Ehre Gottes sei mehr als die Ehre des Kaisers. Auch dem Patriarchen von Konstantinopel, der vom Kaiser begünstigt war und den Titel eines ökumenischen Bischofs annahm, widerstand Gregor allein und hielt durch die rücksichtslose Ausführung dessen, was er für seine Pflicht hielt, das Ansehen der römischen Kirche aufrecht. Im Gegensatz zu der Anmaßung jenes nannte er sich einen „Knecht der Knechte Gottes" (servus servorum Dei), und er hatte ein Recht, diesen Titel voll stolzer Bescheidenheit zu führen, denn er war ein treuer Diener seines Berufs und sah diesen Beruf als einen göttlichen an.

Von solcher Art war der Mann, der nun auch als oberster Leiter des Kampfes der Römer gegen die Langobarden in Mittelitalien auftrat und als echter Priester zu gleicher Zeit nicht nachließ, die Langobarden zur Bekehrung von der arianischen Ketzerei zum katholischen Glauben zu bringen, Bemühungen, bei denen ihm der Umstand sehr zu statten kam, daß die hoch geehrte Königin Theudelinde eine Katholikin war. „Der treuste Freund und Helfer Italiens in diesen schweren Zeiten" entfaltete denn auch in dem Kampfe gegen die Langobarden von seinem „Hauptquartiere" Rom aus eine staunenswerte Thätigkeit, trotzdem daß er vielfach von körperlichen Leiden heimgesucht ward. „Er bat unablässig um Hülfe zu Byzanz, er besserte die alten Mauern Roms aus und erteilte den römischen Befehlshabern im offnen Felde Ratschläge, er suchte Agilulf durch seine katholische Königin friedlich zu stimmen; er rief den Beistand der Merowinge an, er schickte Geld, Soldaten, Befehlshaber in die von Langobarden bedrohten Burgen, er warnte die Städte und Inseln vor ihren Überfällen." (Dahn.)

Im Jahre 592 zog Herzog Ariulf von Spoleto gegen Rom, ward aber — obgleich noch Heide — in einer Unterredung mit dem geistgewaltigen Gregor zur Aufhebung der Belagerung bewogen, selbstverständlich gegen reiche Geschenke. Der Exarch Romanus, in diesen Friedensvertrag nicht eingeschlossen, brach von Ravenna auf und gewann durch Verrat des Herzogs Mauricio Perugia und die Städte zwischen Perugia und Rom. Als König Agilulf davon Kunde erhielt, zog er mit einem starken Heere von Pavia aus, belagerte und erstürmte Perugia, nahm Mauricio gefangen und ließ ihn ohne Verzug hinrichten. Darauf rückte er gegen Rom vor (Sommer 593). Gregor, der gerade predigte, als er die Nachricht erhielt, brach heftig erschreckt den Gottesdienst ab. Die Stadt geriet in große Bedrängnis. Doch die Befestigungen Roms waren trotz mancher Beschädigungen, die sie während der Gotenkriege erlitten hatten, immer noch einem Anprall gewachsen, und die Langobarden hatten keine genügenden Belagerungsmaschinen. Sie mußten deshalb — wie einst vor Pavia und zu andern zahllosen Malen — versuchen, die Stadt auszuhungern. So brach denn auch wirklich in Rom, wo sich größere Getreidevorräte wegen der Feuchtig-

Digitized by Google

keit während der wärmeren Monate nicht brauchbar erhielten,*) Hungersnot aus. Gregor, der mit zwei Befehlshabern die ganze Verteidigung lenkte, vermochte bei der dichten Umschließung keine neuen Lebensmittel zu schaffen, sah sich also genötigt, mit den Feinden zu unterhandeln. Er schickte ein reiches Lösegeld und verpflichtete sich zu einem jährlichen Tribut von 500 Pfund Gold. Agilulf, der seine Krieger durch Sommerhitze und Fieberluft, sein Königtum durch einige rebellische Herzöge in Oberitalien gefährdet sah, nahm das Anerbieten an. Dann kehrte er schnell nach Norden zurück, brachte die Aufrührer — Zangrulf von Verona, Warnegauz von Pavia und den unverbesserlichen Gaidulf von Bergamo — in seine Gewalt und ließ sie alle drei hinrichten.

Während der König so mit starker Hand den Aufruhr im Innern des Reiches erstickte, bemühte sich Gregor eifrig, einen allgemeinen Frieden zwischen Langobarden und Kaiserlichen anzubahnen. In Byzanz machte er bewegliche Vorstellungen von der Not Italiens, das nach Frieden schmachte; auf Agilulf suchte er durch Theudelinde und durch den Erzbischof Constantius von Mailand zu wirken. Aber wenn auch der König geneigt war, seinen Vorstellungen Gehör zu geben, so konnte er doch die Eigenmächtigkeit und Raubluft der Herzöge von Benevent und Spoleto noch nicht bewältigen. Namentlich Arichis von Benevent erwies sich widerspenstig und unternahm im Jahre 596 einen verheerenden Eroberungszug gegen die noch römischen Städte in Kampanien, Lucanien und Bruttium. Auch der Exarch Romanus wollte nichts von Unterhandlung hören. Endlich, als er gestorben war, schloß — im Frühling 599 — sein Nachfolger Kallinikos im Namen des Kaisers und des Papstes einen endgültigen Frieden mit Agilulf; auch die Herzöge von Benevent und Spoleto traten — obwohl nicht ohne Vorbehalt — bei. Die beiden schönen Briefe an das Königspaar, die der ehrwürdige Gregor voll dankbarer Freude den Boten Agilulfs, welche ihm die Friedenskunde überbracht hatten, mitgab und die auch Paulus Diakonus seinem Werke einschaltet, lauten folgendermaßen.

„Gregorius an Theudelinda, die Königin der Langobarden. Wie sich Eure Hoheit mit gewohntem Eifer und Edelmut den Abschluß des Friedens hat angelegen sein lassen, haben wir aus dem Bericht unsers Sohnes, des Abtes Probus, ersehen. Und es war ja nicht anders von Euerm christlichen Sinn zu erwarten, als daß Ihr in der Sache des Friedens Eure Mühwaltung und Güte vor allem bewieset. Darum sagen wir Dank dem allmächtigen Gott, daß er in seiner Gnade Euer Herz lenkt und, wie er Euch den wahren Glauben verlieh, so auch Euch immerdar das ihm Wohlgefällige vollbringen läßt. Denn sei überzeugt, treffliche Tochter, daß kein

*) Weise a. a. O. S. 181.

Digitized by Google

geringer Lohn Dir zufällt von dem verschonten Blut, das sonst auf beiden Seiten hätte vergossen werden müssen. Darum danken wir Euch für Eure gute Gesinnung und flehen die Barmherzigkeit unsers Gottes an, daß er Euch dafür mit Gütern des Leibes und der Seele hier und dort lohne. Dabei grüßen wir Euch und ermahnen Euch mit väterlicher Liebe, es bei Eurem hohen Gemahl dahin zu bringen, daß er sich nicht länger fern halte von der Gemeinschaft der katholischen Christen; denn es wäre, wie Ihr selbst wohl wisset, von mannigfaltigem Nutzen, wenn er sich mit ihr befreunden wollte. Ihr aber befleißiget Euch allezeit, wie Ihr es ja gewohnt seid, dessen, was zum Wohle beider Teile — der Langobarden und der Römer — dient, und bemühet Euch, Gotteslohn zu verdienen, wo sich eine Gelegenheit dazu bietet, und auch fernerhin Eure irdischen Güter dem Allmächtigen darzubringen."

Und an den König schrieb er: „Gregorius an Agilulf, den König der Langobarden. Wir danken Eurer Hoheit, daß Ihr unsre Bitte erhört und den Frieden, der beiden Teilen Nutzen bringen sollte, angeordnet habt, wie wir es auch von Euch nicht anders erwarteten. Darum loben wir auch sehr die Klugheit und Milde Eurer Hoheit; denn indem Ihr den Frieden liebet, zeigt Ihr auch, daß Ihr Gott liebt, der der Schöpfer des Friedens ist. Wäre er nämlich — was ferne sei — nicht geschlossen worden, was wäre anderes geschehen, als daß zum Sünd' und Schaden beider Teile das Blut der armen Landleute, deren Arbeit doch beiden zu gute kommt, vergossen worden wäre? Damit wir aber auch inne werden, daß dieser Friede, wie er von Euch geschlossen worden ist, sich uns nützlich erweise, so fügen wir zu unserm Gruße aus väterlicher Liebe die Bitte bei, Ihr möchtet bei jeder Gelegenheit an Eure Herzöge in den verschiedenen Gegenden, besonders aber an die in unsrer Nähe den schriftlichen Befehl erlassen, sie sollen diesen Frieden, wie es versprochen ist, unverletzt halten und keine Veranlassung zu Streit oder irgend einer Unbill suchen, auf daß wir Eurem guten Willen recht zu Dank sein können. Die Überbringer dieses Briefes, als Eure Leute, haben wir mit dem schuldigen Wohlwollen aufgenommen; denn es war billig, weise Männer, die den unter Gottes Beistand abgeschlossenen Frieden verkündeten, mit Liebe aufzunehmen und zu entlassen."

Gregor, der schwer an der Gicht litt und seit der Mitte des folgenden Jahres (600) sein Schmerzenslager nicht wieder verließ, sollte noch manches Leid vor seinem Ende erleben. Sein bester Helfer am Langobardenhof, der Erzbischof Constantius von Mailand starb, und nach nur zweijähriger Ruhe brach der Streit in dem unglücklichen Italien wieder aus. Kallinikos überfiel Parma und schleppte den Herzog Godiskalk mit seinem Weibe, einer Tochter Agilulfs aus früherer Ehe, nebst Kindern und Schätzen gefangen nach Ravenna.

Digitized by Google

Der König eroberte dafür Padua, das bis dahin allen Angriffen der Langobarden getrotzt hatte, und ließ seine Mauern schleifen. Auch in Istrien wurde gekämpft, und Ariulf von Spoleto schlug die Kaiserlichen bei Camerino in Umbrien, an der picenischen Grenze. Arichis bedrohte sogar Sicilien ließ sich jedoch durch Gregors Vorstellungen von einem Angriff abhalten. Aber eine große Freude war dem trefflichen Priester noch aufgespart. Er verdankte sie der eifrigen Frömmigkeit Theudelindes und der vorurteilslosen Einsicht Agilulfs. Die kleine, oberhalb Mailands gelegene Stadt Monza hatte bereits dem großen Theoderich, der sich hier einen Palast erbauen ließ, wegen der dort wehenden gesunden und frischen Luft zum Sommersitz gedient. Hier nun hatte sich Theudelinde nicht nur einen zweiten Palast, den sie mit Gemälden aus der Langobardengeschichte schmücken ließ, erbaut, sondern auch dem Täufer Johannes eine schöne Kirche geweiht und mit den herrlichsten Kirchengefäßen ausgestattet, in der seit jener Zeit die berühmte eiserne Krone*) aufbewahrt wird. In dieser Kirche nun — der ersten katholischen, von Langobarden gegründeten — war es, wo König Agilulf auf die Bitten seiner Gemahlin ein Söhnlein, das sie ihm zu Ende des Jahres 602 im Palast zu Monza geboren hatte, am Ostertag des folgenden Jahres auf den Namen Adelwald katholisch taufen ließ, wie das schon einige Zeit vorher mit einer Tochter Namens Gundiperga geschehen war. Der Erbe der Langobardenkrone Katholik! Das war ein gewaltiger Erfolg, der den todkranken Papst gewiß alle seine Körperschmerzen vergessen ließ. Es war ein Ereignis, das die sicherste Aussicht auf eine baldige Bekehrung des ganzen Langobardenvolkes eröffnete. Und dazu erhielt der Papst einige Monate später auch die Nachricht von der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens. Vom Siechbett aus, auf dem er sich nicht einmal zum Schreiben mehr emporrichten konnte, richtete er in herzlichen Worten ein Dankesschreiben an die Königin und sandte ihren Kindern wertvolle Geschenke mit, für das Töchterchen drei mit Edelsteinen verzierte Ringe, dem kleinen Adelwald aber ein Brustkreuz mit einem angeblichen Splitter vom Kreuze des Heilands und ein Evangelienbuch in kostbarer Truhe. Im März des nächsten Jahres (604) erlöste der Tod, den er sich so oft ersehnt hatte, den wunderbaren Mann, der durch seinen starken Willen und seine gewaltige Geisteskraft noch vom Krankenbett aus eine ganze

*) Diese hat ihren Namen von einem Eisenreifen, der die aus Gold bestehenden Teile der Krone innen zusammenhält und aus einem Nagel vom heil. Kreuze geschmiedet sein soll. Es ist nicht zweifellos, ob die mit Edelsteinen geschmückte, allerdings sehr altertümliche Krone, mit der die Könige der Langobarden und nach ihnen die deutschen Kaiser, die jenen Titel beanspruchten, sich krönen ließen, wirklich aus der Zeit Theudelindens stammt. Einige wollen sie ins 8. oder 9. Jahrhundert versetzen.

Digitized by Google

Welt geleitet hatte. Man hat ihm wohl Fanatismus gegen Andersgläubige vorgeworfen, und sein Haß gegen solche ist gewiß nicht christlich im Sinne des göttlichen Stifters unsrer Religion zu nennen. Aber dennoch sollte man dem großen Manne daraus keinen vorschnellen Vorwurf machen. Erstens teilte er die Überzeugung, daß Katholizismus und Christentum sich deckende Begriffe seien, mit allen Katholiken seines Zeitalters; und sodann war eine solche Unduldsamkeit geschichtlich notwendig und heilsam. Durch jene strenge, eifersüchtig ausschließende Richtung der katholischen Kirche wurde derselben neue Lebenskraft eingehaucht, während der Arianismus mit seiner geringen Widerstandsfähigkeit, duldsam und lau, auch Heidentum und alle Wildheit unangetastet ließ, wo sie bestehen wollten, und sich von Verweltlichung und Verrohung selbst nicht auf die Dauer frei zu halten vermochte. Protestantische Freiheit der Geister war damals noch lange nicht möglich; wo etwas Ähnliches angestrebt wurde, artete es in Gleichgültigkeit aus, oder man fiel gar in heidnische Zustände zurück. Mag Gregor immerhin nicht nur für die Religion, sondern auch für die Herrschaft der Päpste gearbeitet haben, es kam der ganzen Christenheit zu gute, und er that es in der heiligen und vollständig richtigen Überzeugung, daß ohne ein einheitliches, straffes Kirchenregiment alles in Barbarei untergehen, die christliche Kirche in den elendesten Zustand versinken, alle christliche Bildung vor der Roheit der Zeit vergehen werde. Daß Gregor an dieser Überzeugung festgehalten und sie mit allen Mitteln durchgesetzt hat, ist sein unsterbliches Verdienst um die Menschheit.

Die geringe Lebensfrische, die dem Arianismus innewohnte, zeigte sich denn auch bei der Bekehrung der Langobarden zur römischen Kirche in auffallender Weise. Wenn auch hie und da der Übereifer der Katholiken zum Widerstand reizte und dem Arianismus frische Spannkraft verlieh, so neigte sich doch der Sieg immer mehr und mehr auf die Seite des Katholizismus. König Agilulf selbst konnte sich nicht entschließen, zum katholischen Glauben überzutreten, und da er sich trotzdem den Katholiken äußerst wohlwollend und fördernd erwies, lediglich aus innerer Überzeugung am arianischen Bekenntnis für seine Person festhielt und selbst bekümmert über den Gegensatz, in dem er zu seiner Gattin und seinen Kindern stand, erklärte, er würde gern glauben, wenn er nur fest überzeugt wäre, so kann die Standhaftigkeit, mit der er seinem alten Glauben treu blieb, unsre Hochachtung vor ihm nur steigern. Mit Adelwald*) kam dann ein katholischer König auf den langobardischen Thron. Da er erst dreizehn Jahre alt war, regierte seine Mutter Theudelinde für ihn, und unter ihrem Schutze erstarkte die katho-

*) Vgl. zum Folgenden Abel, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 15, S. 245 ff.

Digitized by Google

lische Lehre bei den Langobarden so, daß sie nicht mehr unterdrückt werden konnte. Adelwalds Nachfolger, Ariwald, war zwar ein eifriger Arianer, aber schon zu Rotharis, des nächsten Königs Zeit gab es in allen langobardischen Städten neben dem arianischen Bischof einen katholischen. Rotharis Sohn, ein Arianer, wurde schon im sechsten Monate seiner Herrschaft ermordet, und seitdem beginnt mit Aripert die ununterbrochene Reihe katholischer Könige; nur der Anmaßer Alachis war Arianer. Seit seinem Sturz hören wir nichts mehr von kirchlichen Streitigkeiten, und unter König Liutprand (712—744) erscheint die katholische Kirche als die herrschende und Staatsreligion. Gleichzeitig mit den Arianern wurden auch die zahlreichen Heiden, die sich noch unter den Langobarden befanden, in den Schoß der römischen Kirche geführt. Ein großer Teil des Volkes war wirklich noch ungetauft, als Alboin es nach Italien führte. Wenn selbst ein mächtiger Herzog wie Ariulf von Spoleto, der 601 starb, noch Heide war, wie mag es da um das Christentum des niederen Volkes beschaffen gewesen sein! Gregor der Große erzählt in seinen Dialogen einmal, daß Langobarden im Jahre 579 ihrem obersten Gott unter Gesang und Tanz den Kopf einer Ziege geopfert und das Fleisch des Opfertieres verzehrt hätten. Vom heiligen Barbatus von Benevent (um 660) wird erzählt, daß er einen Baum umgehauen habe, um den sich ein seltsamer alter Heidenbrauch eingerichtet hatte. An diesem „heiligen" Baume nämlich war ein Fell aufgehangen, und darunter thaten langobardische Männer Gelübde. Wer nun ein solches zu lösen hatte, mußte schnell von dem Baum wegreiten und dabei mit dem Speer rückwärts nach dem Fell werfen. Traf er es, so empfing er ein kleines Stück davon und verzehrte es. Vergebens predigten die Geistlichen gegen diesen Brauch; das Volk hielt ihn als ein Gesetz der Vorfahren heilig und behauptete, diese seien dadurch so starke Männer geworden.*) In ähnlicher Weise verehrte man das goldene Bild einer Schlange, das Barbatus einschmelzen ließ. Noch im Jahr 727 mußte König Liutprand das Gesetz erlassen: „Wer an einem Baume, den die Landleute einen heiligen nennen, oder an einer Quelle betet oder Götzendienst oder Beschwörungen treibt, der soll die Hälfte seines Wergeldes erlegen." Daß viele die Taufe nur äußerlich empfingen und dabei voll Aberglaubens blieben, ist selbstverständlich; der alte Wodansdienst steckte dem Volke eben tief im Blute und war nicht sogleich mit den Wurzeln auszureißen. Haben doch auch bei andern deutschen Volksstämmen dergleichen Gebräuche, die aus dem altheidnischen Götterglauben erwachsen waren, selbst in weit späterer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch, ja bis in die Gegenwart hinein, fortbestanden.

König Agilulf, zu dem wir jetzt zurückkehren, hatte mit dem Exarchen

*) Vgl. 1. Band, S. 129 f.

Digitized by Google

Smaragdus, dem Nachfolger des Kallinikos, eine kurze Waffenruhe geschlossen. Nach deren Ablauf war er mit seinem Heere und einer slavischen Hülfsschar, die ihm der Chakan der Avaren geschickt hatte, gegen Cremona gezogen, eroberte die Stadt (21. August 603) und zerstörte sie gänzlich; hierauf nahm er Mantua, dessen Mauern er mit Sturmböcken durchbrach, und stand schon in Begriff über den Po vor Ravenna zu rücken, als Smaragdus um Waffenstillstand bat und die Tochter des Königs, die mit dem Herzog Godiskalk von Kallinikos gefangen worden war, samt Gemahl, Kindern und Schätzen herausgab.

Im Juli des folgenden Jahres (604) sicherte der verständige König seinem Volke das Königtum und seiner Familie die Thronfolge dadurch, daß er sein noch nicht zweijähriges Söhnchen Adelwald als Langobardenkönig anerkennen ließ. Dies geschah im Cirkus zu Mailand vor den Augen einer Gesandtschaft des Frankenkönigs Theudebert. Das Töchterchen Theudeberts ward dabei mit dem Knäblein verlobt und ewiger Friede zwischen Langobarden und Franken geschlossen.

Im April des nächsten Jahres (605) brach der Krieg mit Byzanz wieder aus. Doch Agilulf brachte in Tuscien eine Burg nach der andern in seine Gewalt, so daß Smaragdus sich noch in demselben Jahre einen einjährigen Frieden für 12 000 Solidi erkaufte und nach Ablauf desselben um dreijährige Verlängerung bat. Agilulf gewährte ihm die Bitte, und so ward bis zum November 609 die Ruhe erhalten und dann noch sechsmal der Friede verlängert, so daß die Kämpfe zwischen Kaiserlichen und Langobarden bis 615, die ganze übrige Regierungszeit Agilulfs hindurch geruht haben. Daß der König auf weitere Eroberungen verzichtete, ist ein neuer Beweis für seine Herrscherklugheit, vielleicht auch für den segensreichen Einfluß der friedliebenden Theudelinde. „Er wollte das bisher noch gar nicht recht zur Ruhe gekommene Langobardenreich nach geschehener Abrundung — denn die kaiserlichen Gebietsinseln und Grenzeinschiebsel hatte er alle gewonnen — in seinen Teilen erst zusammenwachsen und dadurch festen Bestand gewinnen lassen. Nur so sicherte er den Langobarden die Herrschaft in Italien. Zugleich befestigte er die beste Stütze des Reichs, nämlich das Königtum, zum Nutzen seines Volkes und auch seiner Familie, die er für lange Zeit mit dem Throne verband. War alles in gute Ordnung gebracht, dann konnten Krieg und Eroberung wieder beginnen." An einen ewigen Frieden mit den Byzantinern wäre ja nicht zu denken gewesen. Daß er byzantinischerseits so lange erhalten blieb, hatte seinen Hauptgrund in den damaligen innern Wirren des oströmischen Reichs, dem Wiederausbruch des Kriegs mit den Persern und in der Gefahr, die von seiten der Avaren in gleicher Weise Langobarden wie Byzantinern drohte. Zuerst brachen die unter avarischer Hoheit stehenden Slaven den Frieden

Digitized by Google

mit dem Kaiser (seit 610 Heraklius) und verwüsteten die oströmischen Teile von Istrien, gleich darauf (611) fiel der Chakan der Avaren selbst in das langobardische Istrien, dann in Venetien und Friaul ein. Über diesen Avareneinfall sind wir durch den trefflichen Friauler Paulus Diakonus auf das genaueste unterrichtet; der nächste Abschnitt giebt seinen schönen und warm empfundenen Bericht wieder. Ein Jahr darauf kam der heilige Kolumban nach Italien, wurde von Agilulf freundlich aufgenommen und gründete das später so berühmt gewordene Kloster Bobbio in dem ligurischen Apennin. Von König Agilulf ist nur noch zu sagen, daß er im Jahre 615 nach fünfundzwanzigjähriger ruhmreicher und ersprießlicher Regierung seine Tage zu Mailand in Frieden beschloß. Er hinterließ ein nach außen und innen beruhigtes und gefestigtes Reich. Von Theudelinde, die ihn länger als ein Jahrzehnt überlebte, wird später noch die Rede sein.

11. Die Avaren in Friaul und die Ahnen des Paulus Diakonus.

(611.)

Jenseits der Julischen Alpen und des Karst saßen, seit dem Abzug der Langobarden aus Pannonien, in deren alten Gauen die wilden und grausamen Avaren, mit denen einst Alboin einen Friedensbund geschlossen hatte, welchen sie nur achteten, wenn es ihnen gefiel und Vorteil versprach. Begehrlich schauten die gefährlichen Freunde nach der nordöstlichen Mark des großen Langobardenreiches herüber und beunruhigten die Bewohner von Friaul und Venetien häufig durch ihre räuberischen Einfälle. Zu Hütern des bedrohten Landes hatten die Könige die Herzöge von Friaul gesetzt, und zu König Agilulfs Zeiten waltete noch immer der erste dieser Herzöge, der greise Gisulf, ein streitbarer Mann, rühmlich des Hüteramtes, das ihm sein Oheim Alboin einst (568) anvertraut hatte.

Einmal aber — es war dreiundvierzig Jahre nach dem Zuge Alboins, vier Jahre vor König Agilulfs Tode — da brach der König der Avaren, den sie in ihrer Sprache Chakan nannten, mit zahllosen Scharen ins Land, und Gisulf warf sich ihnen sogleich entgegen, obwohl er in der Eile nur ein kleines Häuflein seiner Langobarden an sich ziehen konnte. Als es nun zum Kampfe kam, wurde der alte Held, so tapfer er sich auch mit seiner geringen Kriegerschar gegen die ungeheure Übermacht wehrte, von allen Seiten umringt und fast mit seiner ganzen Mannschaft niedergehauen. Wie ein wilder Bergstrom überschwemmten nun die Avarenhorden das unglückliche Land Friaul, indem sie alles mit Feuer und Schwert verheerten. Nur die befestigten Plätze, in die man sich geflüchtet hatte, vermochten sie nicht zu nehmen. Auch die Burg Forojuli, jetzt Cividale genannt, wo der

Digitized by Google

heldenmütige Herzog Gisulf gehaust hatte, umlagerten sie. Hinter ihren starken Mauern hatte sich Gisulfs Gemahlin, Namens Romhilde, mit den entflohenen Mannen und den Weibern und Kindern der Gefallenen geborgen. Bei ihr waren ihre vier Töchter; von den Söhnen des Herzogs leiteten die beiden ältesten, Taso und Kako, die Verteidigung der Burg; der dritte, Radwald mit Namen, war eben erst den Knabenjahren entwachsen; Grimwald, der jüngste der Brüder, war noch ein Kind.

Obwohl die Avaren ihre ganze Macht aufboten, um die Burg zu erobern, so gelang ihnen dies doch nicht. Da geschah es eines Tages, daß ihr Chakan gewappnet und mit einem großen Gefolge um die Mauer herumritt, um eine Stelle zu erspähen, wo die Burg am leichtesten erstürmt werden könnte. Ihn erblickte Romhilde, die von einer Mauerzinne herabschaute, und als sie sah, daß er ein stattlicher Mann in blühendem Alter war, so erwachten schlimme Gedanken in ihrem Herzen; und ohne langes Besinnen sandte das ehrvergessene Weib einen Boten hinaus und ließ dem Avarenfürsten sagen, sie wolle ihm, wenn er sich mit ihr vermähle, die Feste mit allen, die darin seien, überliefern. Der schlaue Chakan ließ diese unverhoffte Gelegenheit, die Stadt in seine Gewalt zu bringen, nicht unbenutzt und versprach mit arglistigen Worten, ihr Anerbieten anzunehmen und sie zu seinem Weibe zu machen. Da öffnete sie unverweilt die Thore von Forojuli, zum Verderben aller Einwohner. Denn als die grausamen Heiden mit ihrem Könige in die Burg einbrachen, plünderten sie alles, was sie fanden, übergaben die Stadt selbst den Flammen und schleppten alle Bewohner, die sie ergreifen konnten, als Gefangene hinweg, indem sie ihnen mit argem Trug vorspiegelten, sie wollten sie in Pannonien ansiedeln, gemäß dem alten Versprechen, das sie einst dem Alboin gegeben, den Langobarden, wenn sie einmal wieder zurückkehren müßten, gutwillig ihr altes Besitztum einzuräumen. Als aber die Räuber auf ihrem Heimzuge auf das sogenannte „heilige Feld“ kamen, beschlossen sie alle volljährigen Langobarden niederzuhauen; die Weiber aber und Kinder verlosten sie unter sich als Sklaven. Nur ganz wenige entrannen dem Verderben, unter ihnen auch die Söhne des Herzogs. Sobald nämlich Taso, Kako und Radwald den bösen Anschlag der Avaren erkannten, sprangen sie auf ihre Rosse und ergriffen die Flucht. Der kleine Grimwald aber wollte auch mitgenommen sein. Zwei der Brüder ritten davon, ohne sich an sein Schreien zu kehren. Der dritte aber glaubte, der Knabe sei noch zu jung, um sich auf einem in vollem Lauf dahinsausenden Rosse halten zu können; doch unerträglich war ihm der Gedanke, daß das Brüderchen in die Knechtschaft eines rohen Heiden fallen und sein Leben als Sklave beschließen sollte. Lieber tot, als ein Knecht! Und er hob den Speer, um dem Kleinen die Brust zu durchstoßen. Aber das Kind

Digitized by Google

rief weinend: „Bruder, durchbohre mich nicht! Ich kann mich ja schon auf einem Roß halten". Da ließ jener den Speer sinken, ergriff den Knaben und hob ihn auf ein leeres Pferd. Auf dem glatten Rücken des ungesattelten Tieres setzte er ihn, hieß ihn den Zügel ergreifen und rief: „Halte dich an, so fest du kannst!" Dann schwang er sich selbst auf sein Roß, und sie jagten den Brüdern nach.

Bald verbreitete sich die Kunde, daß des Herzogs Söhne entkommen seien. Etliche Avaren sprangen sogleich auf ihre Pferde und jagten den Flüchtigen nach. Jene aber entrannen glücklich ihren Verfolgern, bis auf Grimwald, welcher bald hinter den älteren Brüdern zurückblieb. So ward er von dem vordersten der Avaren eingeholt. Schon sah er den Tod vor Augen; aber Gott, der ihn zu großen Dingen ausersehen hatte, breitete seine Vaterhand über ihn aus. Dem rohen Barbaren fuhr es plötzlich durch den Kopf: „Warum sollst du das Kind töten? bewahre es dir lieber zum Dienste auf." Und er faßte Grimwalds Roß am Zügel und führte es so samt dem Knaben nach dem Lager zurück, hoch erfreut über die köstliche Beute; denn der Kleine war von schönem Wuchs und Antlitz, groß und glänzend waren seine Augen, und das lichtblonde Haar hing ihm in langen Locken um die Schultern. Grimwald wußte, welchem traurigen Los er entgegen geführt ward, und tiefer Schmerz ergriff ihn, da er sich so gefangen dahin geschleppt sah. Aber in seiner kleinen Brust regten sich große Gedanken. Er war ja nicht waffenlos; an seiner Seite hing ein kleines Schwert, das ihm sein Vater geschenkt hatte. Es war scharf und von gutem Stahl. Unbemerkt zog er es aus der Scheide, und schnell wie der Blitz hieb er mit aller Macht nach des ahnungslosen Barbaren Schädel und traf so gut, daß der Feind alsbald tot vom Pferde fiel. Nun wandte der Knabe Grimwald sein Roß um und floh fröhlich von dannen, bis er seine Brüder wieder eingeholt hatte; und als er ihnen von seiner Not und Befreiung erzählte, freuten sie sich höchlich über den kleinen Helden. Von Grimwald wird später noch vieles zu berichten sein.

Die Avaren aber brachten wirklich alle gefangenen Langobarden, die schon im Mannesalter standen, mit dem Schwert um und schleppten Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Die verräterische Romhilde, die alles Unheil verschuldet hatte, sollte dem verdienten Schicksal nicht entgehen. Zuerst zwar erwies ihr der Avarenkönig alle Ehre und behandelte sie, um seinem Eid zu genügen, als sein eheliches Weib. Aber schon am zweiten Tage änderte er sein Benehmen und that ihr allen möglichen Schimpf an; dann ließ er sie von seinen rohen Kriegern auf die gräßlichste Weise martern und sie zuletzt mit einem Pfahl durchstoßen, indem er ihr höhnend zurief: „Das ist der Mann, den du verdienst". Auf so schaudervolle Art endete das schändliche Weib, das ihr Vaterland verraten und Hunderte ihrer Mit-

Digitized by Google

bürger und Blutsfreunde ins tiefste Elend gestürzt hatte. Ihre vier Töchter aber gingen nicht den Sündenweg der Mutter. Um die schamlosen Feinde abzuschrecken und ihre eigene Ehre zu retten, legten sie sich halbverwestes Fleisch zwischen Gewand und Brust, welches einen unerträglichen Geruch verbreitete. Als nun die frechen Barbaren auf sie einstürmten, wichen sie plötzlich voll Abscheu zurück, denn der gräßliche Geruch war nicht zu ertragen. Und die wackeren Mädchen achteten nicht auf die gemeinen Hohnreden und Flüche der rohen Gesellen. So retteten sie durch eine kluge Notwehr ihre Ehre. Sie wurden bald von den Avaren nach andern Ländern verkauft, und es wird erzählt, daß sie späterhin alle auf eine ihrer Abkunft und Tugend würdige Weise vermählt worden sind.

Nachdem der vortreffliche Paulus, Warnefrieds Sohn, in seinem Bericht soweit gekommen ist, schaltet er einen kurzen Abschnitt aus der Geschichte seiner Ahnen ein, der für ihn selbst, wie für die damaligen Zustände jener Völker und Länder außerordentlich bezeichnend ist und deshalb auch hier eine Stelle finden soll. „Es verlangt mich," so schreibt der bescheidene Mann, „an dieser Stelle die allgemeine Geschichte zu unterbrechen und ein Weniges über mein, des Schreibers, Geschlecht einzuflechten, dabei aber, weil die Sache es erfordert, in dem Gang der Ereignisse etwas zurückzugreifen. Zu der Zeit, da das Volk der Langobarden aus Pannonien nach Italien kam, war auch mein Urgroßvater Leupichis, der ein Langobarde von Geburt war, mitgezogen. Nachdem er einige Jahre in Italien (und zwar in Friaul) gelebt hatte, starb er und hinterließ fünf unmündige Söhne, die nun zu der Zeit, von der ich eben erzählte, alle in Gefangenschaft gerieten und aus der Burg Forojuli (wohin sie sich vom offenen Land geflüchtet hatten) in die Fremde, nach dem Avarenland geschleppt wurden. Nachdem sie daselbst (in Pannonien) viele Jahre lang das harte Los der Knechtschaft erduldet und bereits das Mannesalter erreicht hatten, blieben vier von ihnen, deren Namen ich nicht erfahren habe, in der traurigen Fremde zurück. Der fünfte aber von den Brüdern, der mit Namen Leupichis wie der Vater hieß und später mein Urgroßvater wurde, faßte den Entschluß — wie ich glaube, auf Eingebung des Herrn der Barmherzigkeit — das Joch der Gefangenschaft abzuschütteln, nach Italien zurück zu fliehen, wo, wie er wußte, das Langobardenvolk noch hauste, und so seine Freiheit wiederzugewinnen. Und so entwich er eines Tages und nahm nichts als einen Bogen nebst Köcher und Pfeilen und etwas Wegzehrung mit, wußte auch gar nicht, nach welcher Richtung er sich wenden sollte, um sein Ziel, die Heimat, zu erreichen. Siehe, da kam ein Wolf und ward ihm Führer und Begleiter auf der Reise. Denn wie der Wolf vor ihm herging, sich häufig nach ihm umsah, still stand, wenn er halt machte, und wieder voraus ging, wenn er aufbrach, da

Digitized by Google

merkte er, daß ihm das Tier von Gott zugesandt sei, damit es ihm den Weg weise, den er nicht kannte. Als sie nun auf diese Weise mehrere Tage durch das einsame Gebirge gezogen waren, da ging der geringe Vorrat an Brot, den Leupichis bei sich hatte, völlig zu Ende. Hungernd zog er seines Weges weiter und wurde immer schwächer und matter. Endlich als er ganz erschöpft war, spannte er seinen Bogen und wollte den Wolf durch einen Pfeilschuß erlegen, um sein Fleisch zu verzehren. Aber der Wolf wich dem Schusse aus und verschwand alsbald aus des Wanderers Augen. Nun wußte Leupichis gar nicht, wohin er gehen sollte, weil der Wolf ihn verlassen hatte, und da auch der Hunger ihm alle Kraft raubte, so warf er sich, schon am Leben verzweifelnd, zu Boden und schlief sogleich ein. Da erblickte er im Traume einen Mann, der also zu ihm sprach: „Erhebe dich! Was ruhest du? Dorthin nimm deinen Weg, wohin deine Füße gerichtet sind; denn dort liegt das Land Italien, das Ziel deiner Sehnsucht.“ Alsbald erhob er sich und begann nach jener Richtung zu wandern, die ihm das Traumbild angegeben hatte. Und bald gelangte er zu Menschenwohnungen, denn es siedelten in jener Gegend Slaven. Eine alte Frau erblickte ihn und erkannte sogleich, daß er ein Flüchtling sei und Hunger leide. Darob ward sie von Mitleid ergriffen, verbarg ihn in ihrer Hütte und reichte ihm heimlich und ganz allmählich Nahrung, damit er nicht, wenn sie ihm in ihrem Erbarmen auf einmal Speise bis zur Sättigung gäbe, das Leben verlöre. So gab sie ihm in angemessener Weise zu essen, bis er wieder völlig zu Kräften gekommen war. Und als er ihr kräftig genug schien, seine Reise fortzusetzen, gab sie ihm noch Speise auf den Weg mit und belehrte ihn, welche Richtung er einschlagen müsse. Und nach einigen Tagen erreichte er wirklich Italien und kam zu der Stätte, wo er geboren war. Ach, das Haus, in dem er zuerst das Licht erblickt hatte, war verödet, das Dach verschwunden, so daß der blaue Himmel oben herein schien; nur die nackten Mauern standen noch; Dornen und Buschwerk wucherten darüber hin. Zwischen dem Gemäuer war ein schöner, stattlicher Eschenbaum gewachsen; an den hängte er Bogen und Köcher. Dann begann er das Gestrüpp niederzuhauen, das den halbzertrümmerten Bau überzog. Von seinen Gespippen und Freunden durch froh gewährte Gaben unterstützt, konnte der kräftige Mann sein väterliches Heimwesen wieder herstellen. Von dem Vermögen freilich, das einst sein Vater besessen hatte, war nichts mehr vorhanden. Doch dauerte es nicht lange, da führte er ein junges Weib in das Haus; und, wie ich schon sagte, dieser Leupichis ward mein Urgroßvater. Er zeugte meinen Großvater Arichis, Arichis aber meinen Vater Warnefried, und Warnefried endlich hat mit seinem Weibe Theudelinde mich, den Paulus, gezeugt und meinen Bruder Arichis, auf den der Name unseres Großvaters überging. Dies Wenige

Digitized by Google

habe ich über mein Geschlecht mitteilen wollen und nehme jetzt den Faden der allgemeinen Geschichte wieder auf."

12. Theudelinde und die Könige Adelwald und Ariwald.

(Von 615 bis 636.)

Schon zur Zeit des Königs Agilulf hatte sich die vortreffliche Theudelinde oft als eifrige Vermittlerin des Friedens verdient gemacht, und daß die letzten zehn Jahre der Regierung jenes Königs friedliche waren, hatte Italien gewiß nicht zum kleinsten Teile den Bemühungen der edlen Fürstin zu danken. Unter ihrem Schutze machte auch die Ausbreitung des katholischen Bekenntnisses, wie bereits dargelegt worden ist, rasche Fortschritte. Die Langobarden standen ihrer natürlichen Anlage nach einem grimmigen Fanatismus fern, teils aus Edelsinn, teils aus einer gewissen Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen. Nirgends verschmolz das Christentum weniger mit nationalen Bestrebungen und Erinnerungen, nirgends blieb die kirchliche Tradition ärmer an Märtyrern, Heiligen und Legenden als unter den Langobarden. Da nun außerdem die arianische Geistlichkeit sehr wenig Einfluß und inneren Zusammenhang hatte, konnte die katholische unter der Leitung eines Papstes, wie Gregor einer war, still und stetig immer mehr Einfluß gewinnen. Theudelinde hatte ihren ersten Gatten Authari als strengen Arianer sterben sehen müssen; den kirchlich milden Agilulf, den sie sich überdies durch die Erhebung zum Gemahl und König verpflichtet hatte, wußte sie gar bald für ihre Pläne zu gewinnen. Freilich war er selbst nie katholisch geworden — ein dogmatischer Streit, der selbst Theudelinde eine Zeit lang in der Ergebenheit gegen den verehrten Papst erschütterte, mochte ihn wohl auch zurückschrecken —, aber seiner Gattin zu Liebe erhielt er den Katholizismus durch Schonung und förderte ihn so mittelbar. Denn der römische Glaube bedurfte, wie gesagt, nur des Friedens, um die von Natur geringe Lebenskraft des Arianismus mehr und mehr schwinden zu machen. Bereits 602 erhob sich in Monza, Theudelindes Lieblingsaufenthalt, die erste von Langobarden erbaute katholische Kirche, die Basilika des Täufers Johannes; sie war von Theudelinde gestiftet und wurde von ihr mit vielen goldenen und silbernen Weihegeschenken ausgeschmückt und durch große Schenkungen für die Folgezeit vor allem Mangel gesichert. Gregor stattete diese im Longobardenreiche stets am meisten verehrte Kirche, deren Schutzpatron der des ganzen Volks ward und deren Bestand nach der Weissagung eines Einsiedlers die Fortdauer der Langobarden in Italien verbürgte, reich mit Reliquien aus. Sogar Agilulf schenkte dieser Lieblingsstiftung seiner Gemahlin eine goldene Krone mit edelsteinbesetztem Kreuz. Dort ließ er die beiden Kinder, die Theudelinde ihm geboren hatte, katholisch taufen. Dort

Digitized by Google

legte er, als Adelwald 604 zu Mailand von den Langobarden als zukünftiger Herrscher anerkannt worden war, wiederum reiche Geschenke nieder. Trotzdem blieb er Arianer; wie er niemandem religiösen Zwang auferlegte, so ließ auch er sein Gewissen und seine Überzeugung nicht knechten. Er wollte nur Frieden und Glückseligkeit in allen Orten seines Reiches stiften.

Auch durch den Zauber der Baukunst und Malerei wollte Theudelinde die geistige Roheit der Langobarden mildern; deshalb ließ sie in Monza einen neuen Palast errichten und mit Gemälden, über Ereignisse aus der Langobardengeschichte, schmücken und auch an andern Orten Kirchen und andere Bauten aufführen. Nur durch einmütiges Zusammenwirken der alten römischen Kultur und der römischen Kirche konnte eine Einigung und Durchdringung der beiden sich gegenüberstehenden Nationen, der Langobarden und der Römer, erzielt werden. Diese Verschmelzung angebahnt und begründet zu haben, ist hauptsächlich das Verdienst der vielgeliebten, glorreichen Königin.

Die ruhigen Zustände im Langobardenreiche dauerten nach Agilulfs Tode fort. Theudelinde, die dem neuen Könige, ihrem minderjährigen Sohne Adelwald, als Vormünderin und einstmalige Mitherrscherin beigegeben worden war, fand in echter Frauenweise wenig Gefallen an Krieg und Eroberung. Die notwendigen Kämpfe gegen Feinde ihrer Herrschaft überließ sie entweder den Herzögen der betroffenen Gegenden oder dem Oberbefehlshaber des königlichen Heeres Suntharí. Sie selbst wandte nur den inneren Angelegenheiten des Reiches regen Eifer zu, wobei sie vor allem nicht die Pflege des Katholizismus vergaß, überall die zerstörten Kirchen wieder aufbaute und reiche Schenkungen an heilige Orte vermachte.

In Ravenna herrschte seit 616 der Exarch Eleutherius, ein sehr kriegstüchtiger Mann, der aber doch gegen das Feldherrngeschick Suntharis keinen Erfolg zu erzielen vermochte, vielmehr wiederholt von ihm besiegt wurde, so daß er sich zuletzt, um Frieden zu erlangen, zu jährlicher Zahlung von 500 Solidi verstehen mußte. Derselbe Eleutherius unterwarf das abgefallene Neapel der byzantinischen Herrschaft wieder und empörte sich dann gegen seinen Kaiser. Aber er wurde plötzlich von seinen Soldaten verlassen und ermordet. Der Kaiser ernannte Eusebius zu seinem Nachfolger, und diesem gelang es, die friedliche Ruhe zwischen Langobarden und Byzantinern zur Erlangung eines Einflusses auf den jungen König zu benutzen, die diesem zum Unheil ausschlug.

Wie es scheint*), hatte nämlich der König Adelwald sich allmählich

*) Ich folge hier der Untersuchung Weises a. a. O. 280 ff., wenn möglich, wörtlich; es muß aber bemerkt werden, daß es sich bei der Darstellung dieser Ver-

Digitized by Google

der Vormundschaft seiner Mutter immer mehr zu entziehen gewußt und eigene Wege eingeschlagen. Er hatte nach seines Vaters Art seine Unterthanen in religiöser Hinsicht niemals beeinflußt und that dies wohl auch später nicht. Er überließ das Theudelinden. Dafür widmete er andern Zeitfragen lebhafte Teilnahme. Er plante, dem Anscheine nach, neue Einrichtungen für sein Reich und trat dabei der römischen Kultur näher, wozu er ja gewiß schon durch seine katholischen Lehrer angeregt worden war. Zugleich mußte er aber auch den Hauptträgern dieser Kultur, den Römern des Kaiserreichs, bei solchem Streben genähert werden. Er schützte und förderte römisches Wesen, so daß der schlaue Eusebius hoffen durfte, den Jüngling zum Nutzen des Kaisers zu beeinflussen. Er erschien selbst am Hofe Adelwalds und gewann bald dessen Freundschaft. Aber in ihren gemeinsamen Bestrebungen, zu Gunsten des Römertums, sahen sie sich vielfach durch die national gesinnten langobardischen Großen gehindert. Sie suchten sich der gefährlichsten dieser Gegner durch willkürliche Hinrichtungen zu entledigen, reizten aber gerade dadurch die übrigen samt dem Volke zur Empörung. Adelwald verlor den Thron und das Vaterland und fand Zuflucht bei seinem Freunde Eusebius in Ravenna. Dies geschah spätestens gegen Ende des Sommers 625.

Theudelinde hatte sich, je mehr sie die Macht über ihren Sohn verlor, desto mehr von der Regierung zurückgezogen. Sie sah Adelwald auf falschen Wegen, vermochte ihn aber weder zu zügeln noch vor dem Sturze zu bewahren. Es war für sie doch sicher ein Trost, daß sie trotz ihres Sohnes Beginnen die treue Liebe des langobardischen Volkes für sich selbst und ihre Familie nicht eingebüßt hatte. Bestieg doch als neuer König durch Volkswahl ihr Tochtermann Herzog Ariwald von Turin, Gundipergas Gatte, den Thron (625).

Der verbannte Sohn Agilulfs, dessen verkehrte Bestrebungen und gewaltsame Thaten das Volk mit Wahnsinn, der ihm durch byzantinische Kräuter angezaubert sein sollte, zu entschuldigen glaubte, weilte in Ravenna, um sich von seinem Freund und Verführer, Eusebius, möglichst bald wieder auf den Langobardenthron zurückführen zu lassen. Aber es geschah nichts dergleichen, Eusebius wurde abberufen, und sein Nachfolger Isaak merkte wahrscheinlich, daß sein Schützling nie wieder im Langobardenreiche festen Fuß fassen könne. Deshalb trachtete er danach, den neuen König Ariwald nebst der großen Mehrzahl seines Volkes für sich zu gewinnen. Adelwald starb in Ravenna an Gift. So entledigte sich der Exarch des steten Mahners zum aussichtslosen Rachekrieg und vernichtete dadurch den beständig drohenden Kriegszustand

hältnisse zuweilen nur um mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen handelt, da eine genügende Geschichtsquelle nicht erhalten ist.

Digitized by Google

zwischen Langobarden und den Kaiserlichen, indem er dem mächtigen Nachbar eine friedfertige Gesinnung zeigte und zugleich die Reste des byzantinischen Besitzes in Italien vor Schaden bewahrte.

Theudelinde aber verschied, nachdem sie an vierzig Jahre wie ein guter Engel über dem Langobardenreiche gewaltet hatte, wahrscheinlich im Jahre 628 an dem Tage, den die katholische Kirche später zu ihrem Gedenktag bestimmte, am 22. Januar. Denn mit gutem Grunde ward die fromme Königin um ihrer Verdienste willen unter die Heiligen der römischen Kirche versetzt. Begraben wurde sie in der zu ihrer geliebten Johanniskirche gehörigen Vincentiuskapelle zu Monza. Die Liebe und treue Erinnerung ihres Volkes folgte ihr nach, und wahrlich mit Recht, denn an Theudelinde knüpft sich die Blütezeit des Langobardenreiches. Die Verwandtschaft mit der verehrten Herrscherin sicherte den folgenden Königen fast auf ein Jahrhundert den Besitz des Thrones.

Gundiperga, Theudelindes und Agilulfs Tochter, Ariwalds Gattin, erinnerte durch ihre Schönheit und ihr hohes Wesen alle an ihre Mutter und wußte aller Herzen zu gewinnen. „Sie war," erzählt ein alter Chronist*), „schön von Angesicht, gütig gegen Jedermann, voll Sanftmut, von christlichem Sinn und freigebig im Almosenspenden. Nun war da ein Langobarde Adelwulf, der im Dienste des Königs beständig am Hofe lebte. Als dieser einmal vor der Königin stand, sprach Gundiperga, die gegen ihn wie gegen alle freundlich war, Adelwulf sei ein Mann von schöner Gestalt. Er hörte dies und gab alsbald unlauteren und vermessenen Gedanken Raum, trat zur Königin und flüsterte ihr ins Ohr: „Du hast meine Gestalt des Lobes gewürdigt; schenke mir auch deine Liebe!" Sie aber spie ihm voll Verachtung ins Antlitz. Nun begann Adelwulf für sein Leben zu fürchten, lief eilig zum König Ariwald und bat um eine geheime Unterredung. Als ihm diese bewilligt ward, sprach er zum König: „Herr, die Königin hat sich vor drei Tagen insgeheim mit dem Herzoge Taso von Friaul beredet, dich mit Gift umzubringen, ihm dann ihre Hand zu geben und ihn auf den Thron zu erheben". Der König Ariwald glaubte diese Verleumdungen und warf Gundiperga in einen Turm der Burg Lomello bei Pavia. Als dies der Frankenkönig Chlothar der Zweite erfuhr, schickte er Gesandte an Ariwald und ließ ihn fragen, aus welchem Grunde er eine Verwandte der Merowinge so erniedrigt habe. Ariwald antwortete, was Adelwulf ihm gesagt hatte. Da sprach einer der Gesandten: „Du könntest die Verleumdung, die hier vorliegt, leicht aufdecken. Befiehl jenem Menschen, der dir solches angezeigt hat, sich zu wappnen, und ein anderer möge für die Königin auftreten, jeder zum Zweikampf gerüstet. So werde

*) Der sog. Fredegar, ein fränkischer Geschichtschreiber des siebenten Jahrh.

Digitized by Google

beim Streit dieser beiden durch ein Gottesgericht erkannt, ob mit Recht ein solcher Vorwurf gegen Gundiperga erhoben wurde, oder ob sie vielleicht unschuldig ist." Dieser Vorschlag fand bei dem König und allen Großen seines Palastes Beifall, und Ariwald befahl demnach dem Adelwulf gewappnet zum Kampfe hervorzutreten; für Gundiperga stellte sich ein gewisser Pitto zum Streit. Wie sie nun aneinander gerieten, ward Adelwulf von Pitto erschlagen; und sofort ließ der König seine Gattin nach dreijähriger Verbannung auf den Thron zurückführen." *)

Von Kriegen vernehmen wir aus Ariwalds Zeit nichts. Seine Herrschaft, die bis 636 währte, verlief durchaus friedlich; und als er starb, vertrauten die Langobarden seiner Witwe Gundiperga das Wohl des Reiches an, wie einst ihrer Mutter Theudelinde, indem sie ihr durch Eidschwur gelobten, sie wollten den zum König nehmen, dem sie ihre Hand reichte. Und Gundipergas Wahl war eine nicht minder glückliche als die Theudelindes: sie berief den Herzog Rothari von Brescia zu sich und bot ihm Hand und Krone, obgleich er wie Ariwald ein Arianer war.

13. König Rothari und das Recht der Langobarden; die Könige Rodwald und Aripert.

(Von 636 bis 661.)

Rothari willigte gern in den Wunsch Gundipergas und des Volkes. Er gelobte eidlich an heiliger Stätte, Gundiperga niemals zu verlassen, noch ihren Ehrenrang zu verschmähen, sondern sie zu lieben und zu ehren, wie es ihr gezieme. Dann erschienen auf der Königin Ladung fast alle langobardischen Großen und erhoben ihn auf den Thron. Des neuen Herrschers erstes Geschäft war einige Vornehme zu bekriegen, deren widerspenstige Gesinnung offenbar war. Er überwand sie und ließ sie hin-

*) Die vorübergehende Entfremdung zwischen dem Königspaar hatte vielleicht in religiösen Meinungsverschiedenheiten ihren Grund. Ariwald war Arianer und konnte die Katholiken nicht besonders leiden, Gundiperga aber war eine eifrige Katholikin. Als Ariwald noch Herzog war, begegnete er einmal einem Mönch aus dem Kloster Bobbio. Ariwald sprach ärgerlich zu seinen Begleitern: „Das ist einer von den Mönchen Kolumbans, die sich nicht die Mühe nehmen, uns für unsern Gruß zu danken". Blidulf, so hieß der Mönch, hatte diese Worte vernommen und sprach: „Ich würde dich gegrüßt haben, wenn du nicht einen falschen Glauben hättest." Da befahl der Herzog den Mönch festzunehmen und tüchtig durchzuprügeln. Es geschah; Blidulf erhielt seine Schläge; dann kehrte er fröhlich und wohlbehalten ins Kloster zurück und erzählte mit Befriedigung, was ihm um seines Glaubens willen widerfahren war. Als König mischte sich Ariwald nie in Glaubenssachen; er sagte: es käme ihm nicht zu, Streitigkeiten der Geistlichen zu entscheiden, und wies Streitende an den Papst.

Digitized by Google

richten. Da er, so sagt sinnvoll jener fränkische Chronist, den Frieden suchte, schuf er strenge Ordnung und Zucht im ganzen Reiche. Aber er war auch ein gewaltiger Kriegsmann. Er eroberte an der Westküste Italiens, von der toskanischen Stadt Luna (bei Lucca) an, alle noch kaiserlich gebliebenen Städte — vor allem Genua — bis zur fränkischen Grenze hin. Die Mauern ließ er, da es ihm an genügender Besatzungsmannschaft fehlte, stets niederreißen und gab den Befehl, diese Städte künftig nur Flecken zu nennen. Auch auf der Ostküste, am adriatischen Meere, war er siegreich. Mit den Kaiserlichen von Ravenna kämpfte er in der Provinz Emilia öfters. In einer Schlacht am Tanaro (im Gebiet von Modena) fielen auf seiten der Byzantiner 8000 Mann, die übrigen ergriffen die Flucht. In der südlichen Hälfte Italiens waltete während des der mächtige Herzog Grimwald von Benevent, der in fast ununterbrochenem Kampfe mit den Kaiserlichen in Italien lag.

Seine segensreichste Thätigkeit aber wandte der ausgezeichnete Fürst Werken des Friedens zu. Rothari war, wie Paulus Diakonus sagt, ein starker und tapferer Mann und ging den Weg der Gerechtigkeit; und selbst seine Unterthanen römischen Stammes, wußten nichts Nachteiliges über ihn, als — nach ihrer Meinung — seinen Unglauben, nämlich, daß er nicht katholischer, sondern arianischer Christ war. Dabei hinderte er aber die Ausbreitung der römischen Lehre nicht im mindesten; gab es doch schon zu seiner Zeit fast in allen Städten des Landes neben dem arianischen auch einen katholischen Bischof. Und ein Werk des Friedens, hervorgegangen aus dem Bestreben seinem Volke eine feste Grundlage des Rechtes zu schaffen, war es auch, wodurch Rothari seinen Namen unsterblich gemacht hat.

Fünfundsiebzig Jahre*) waren bereits seit der Ankunft des Heldenvolkes in Italien verflossen, als die Langobarden zu ihrem ältesten geschriebenen Rechte gelangten. Und sie verdankten dies dem König Rothari, der im Jahre 643 eine umfassende Satzung und Aufzeichnung ihres Rechtes veranstaltete, die sich als „Edictus" bezeichnet, ein Name, unter dem einst auch die ostgotischen Könige ihre Gesetze erlassen hatten.**) Dieser Edictus Langobardorum oder Edictus Rothari ist uns erhalten und für unsere Kenntnis der langobardischen Sitten und Rechtsanschauungen von unschätzbarem Werte. In einem Prologe stellt der König sein Werk als eine notwendige Reform des von alters her geltenden Rechtes hin; im Epiloge nennt er das althergebrachte, bisher ungeschriebene Recht der Vorfahren als die Quelle seiner Gesetzgebung. Nachdem der Edictus, der

*) Das Folgende zum großen Teil nach Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte 1. Bd., S. 368 ff.

**) Vgl. 2. Bd., S. 225.

Digitized by Google

in einem ziemlich krausen, volkstümlichen Latein, wie es damals gesprochen wurde, abgefaßt ist, mit Rat und Zustimmung der Großen und des Volkes zustande gekommen war, ließ Rothari ihn nach langobardischer Sitte durch den „Gairethings" bekräftigen. So hieß bei den Langobarden die rechtsförmliche Zustimmung und Zusage, welche von der Volksversammlung durch Zusammenschlagen der Speere abgegeben wurde.*) Das Wort stammt von gair „Ger, Wurfspeer" und von Thing. Man sieht, selbst der König hielt sein Gesetz nicht für fest gegründet, wenn es sich nicht dieser uralten Bestätigung durch die Volksgemeinde erfreute.

Rotharis Edikt ist mit Recht als die hervorragendste gesetzgeberische Schöpfung aus der Zeit der Volksrechte (deren wichtigste der Leser im 1. Bande, S. 75 f. aufgezählt findet) bezeichnet worden. Ein Werk aus einem Gusse, ist das Edikt frei von dem Mangel der meisten Volksrechte, nämlich daß sie aus verschiedenen — oft innerlich einander widerstrebenden — Quellen zusammen getragen, ja gestoppelt sind. Die Rechtssätze sind knapp und scharf gefaßt. Der Stoff ist nach bestimmtem Plane verteilt. Zuerst werden die Verbrechen gegen König und Staat und die an der Person begangenen Unthaten, darunter besonders genau die Wundbußen, behandelt; der zweite Teil ist dem Erbrecht, dem Familienrecht und der Freilassung gewidmet; im dritten Teile werden die Bestimmungen über Sachen- und Schuldrecht und über Verbrechen gegen das Vermögen behandelt; den Schluß bildet eine Nachlese vereinzelter Vorschriften. In dem Text des Ediktes finden sich zahlreiche technische Ausdrücke, wie sie der Rechtssprache der Langobarden eigentümlich waren. Die meisten sind nachweisbar deutsch und hochdeutsch, z. B.: ahamund (ohne Vormund, völlig frei), aido (Eideshelfer), aldio (Halbfreier), anagrif (unrechtmäßiges Angreifen), fadarfio (Vatergut, was die Braut von den Eltern mitbekommt), faida (Fehde, Feindschaft, auch Fehdegeld), fâra (Familie, Sippe), figang (Viehgang, d. h. Entführung beweglicher Habe, Diebstahl), fraida (Friede, Zuflucht), fulboran (vollbürtig), folcfrî (volksfrei), gairetinx (s. o.), gamahal (Verwandte, Vermählte), gesindi (Gefolge) gastald (Angestellter, königlicher Beamter), hariman (Heermann), kamphio (Kämpfer), krapworf (Hinauswerfen einer Leiche aus dem Grabe), launigild (Lohngeld, Gegengeschenk), marahworf (Herunterwerfen vom Pferde), mêta (Miete, Kaufpreis), morgingâp (Morgengabe), mund (Vormund, Schutz), pûlslag (Beulenschlag; Schlag, der eine Beule verursacht), rairaub (Leichenberaubung), selpmund (Selbstschutz, Mündigkeit), sculdhais oder sculdahis (Schultheiß, Ortsrichter), thinx (Thing, Gericht), waregango (Schutzgänger, Einwanderer), wergild (Wergeld), wirdibora (ebenbürtig,

*) Vgl. 1. Bd., S. 62.

Digitized by Google

würdig geboren); andere Ausdrücke trotzen bis jetzt jeder sprachlichen Erklärung. Dem Verfasser des Ediktes waren die römischen Rechtsquellen nicht unbekannt; um so mehr muß es — namentlich im Verhältnis zu den Gesetzen der Goten und Burgunden — betont werden, daß Rotharis Gesetzbuch in seinen Rechtssätzen, dem römischen Rechte gegenüber, eine weitgehende Selbständigkeit bewahrt hat. Fehlt es auch nicht an Wendungen der römischen Rechtssprache, so ist doch die Zahl der den römischen Institutionen entlehnten Sätze verschwindend klein. Kirchliche Verhältnisse hat Rothari wenig berücksichtigt, eine kirchliche Art der Freilassung nicht anerkannt. Der Römer wird in dem Edikt nicht besonders gedacht; die römische Bevölkerung war eben in Sachen des öffentlichen Rechts und im Rechtsverkehr mit den Langobarden den Vorschriften des Edikts unterworfen, und nur in den gegenseitigen Rechtsbeziehungen der Römer untereinander wurde die Anwendung des römischen Rechtes geduldet.

Eigentümlich ist die Stellung, die das langobardische Volksrecht zu den übrigen germanischen Rechten einnimmt. Nicht die oberdeutschen und nicht die fränkischen stehen ihm am nächsten; sondern es bildet innerhalb des Kreises der deutschen Volksrechte mit denen der Altsachsen und Angelsachsen eine engere Gruppe; charakteristische Rechtssätze und -Ausdrücke sind den Langobarden mit den Sachsen und Angelsachsen gemein. Nicht minder merkwürdig ist die Übereinstimmung, die in manchen Beziehungen zwischen den langobardischen und den skandinavischen Rechtsanschauungen obwaltet. Findet die Verwandtschaft mit dem Sachsenrechte ihre naheliegende Erklärung in der Nachbarschaft der Langobarden und Sachsen, als jene an der Niederelbe saßen, und in den Beziehungen, die sie zu den Sachsen noch nach ihrer Auswanderung fest hielten, so können die Übereinstimmungen mit skandinavischen Rechten nur auf uralte Verwandtschaft zurückgeführt werden, die einst zwischen den Rechten der niederelbischen und der skandinavischen Völkerschaften bestand. Jedenfalls sind die nach dem Norden weisenden Zusammenhänge ein Beweis der auffallenden Zähigkeit, mit welcher die Langobarden an ihrem hergebrachten Rechte hingen, jene Zähigkeit, welche auch in der Widerstandskraft zum Ausdruck kommt, die das langobardische Recht Jahrhunderte hindurch dem römischen Rechte gegenüber trotz enger örtlicher Berührung bewährt hat. —

Bei der hohen Wichtigkeit des Edikts, für die Kenntnis des ganzen altgermanischen Rechts, wird es nicht überflüssig sein, hier etwas Näheres über diejenigen Gesetze, die zum Schutz des Lebens und Eigentums getroffen waren, anzuführen. Ursprünglich beruhte bei allen Germanen die ganze gesellschaftliche Ordnung auf der Sippe, die ganze Sicherheit des Lebens auf der Blutrache oder Fehde. Diese war das einzige Schutzmittel und daher auch die heilige Pflicht der Gesippen; ihr Versäumnis machte

Digitized by Google

ehr- und erblos.*) Wie bei allen Völkern, welche die Blutrache gekannt haben, trat dann, um die daraus entstehenden Geschlechterkriege zu beenden oder zu verhindern, eine vertragsmäßige Abfindung an Gelde, in älterer Zeit an Vieh und anderer fahrender Habe. Es ward den Verwandten des Erschlagenen oder dem Verletzten vom Thäter oder dessen Sippe eine Buße von bestimmter Höhe gezahlt und damit die Rache abgekauft. Es war natürlich, daß der Staat, dem es auf einen geordneten Zustand unter seinen Mitgliedern ankommen mußte, das Herkommen, das sich über das Wergeld bildete, als Gesetz auch gegen solche geltend zu machen suchte, die sich dabei nicht beruhigen wollten. Deshalb finden wir denn in allen germanischen Volksgesetzen eine Reihe von Bußen angegeben für Verletzung nicht nur von Menschen, sondern auch von Haustieren und für Beschädigung anderweitigen Eigentums. Der Germane erscheint mit seinem Eigentum ganz zu Einem verwachsen, so daß z. B. eine Verletzung, die seinem Rosse angethan ward, ihm nach dem herkömmlichen Ansatz so gut gebüßt werden mußte, als eine Verletzung seines Auges oder seiner Nase.

Die Höhe des Bußgeldes — im Ediktus Rothari immer in Solidi**) (Goldschillingen) angegeben — richtete sich nach der Schwere der Verletzung und nach der Herkunft und Ehre des Verletzten; auf die Absicht, die zu der That getrieben hatte, scheint ursprünglich gar nicht, selbst später nur wenig geachtet worden zu sein. Man hielt sich an das, was als ausgemachte Thatsache vorlag, und verzichtete auf die Untersuchung der Beweggründe dazu. Das sieht man aus einem Gesetz Rotharis, welches einen nachts in fremdem Hof Ertappten, wenn er sich nicht binden lassen will, tot zu schlagen erlaubt, wenn er sich aber binden läßt, ihm ohne alle Rücksicht auf seine Absicht 80 Sol. Buße auferlegt. Hatten mehrere zusammen ein Verbrechen begangen, so teilten sie die Buße unter sich.

Die Art der Wunden und Verletzungen ist oft bis ins Kleinlichste angegeben und die Buße danach verschieden festgesetzt; über die Buße für abgehauene, beziehentlich ausgeschlagene Augen, Ohren, Nasen, Lippen, Schneide- und Backenzähne, Daumen, zweite, dritte, vierte, fünfte Finger und Zehen u. s. w. sind die genauesten Bestimmungen gegeben. Und die Buße ändert sich wieder nach dem Stande des Verletzten. Einige der höchsten Bußen sind folgende: Der Mord einer freien Langobardin ward mit 1200 Sol. gebüßt, zur Hälfte an den König, zur Hälfte an den Mundwalt der Getöteten; der Mord eines freien Langobarden mit 900 Sol., halb dem Könige, halb den Gesippen des Erschlagenen. Für eigenmächtige Blutrache sind 450 Schillinge dem Könige (für den Friedensbruch),

*) Vgl. 1. Bd., S. 73 f.; zum Folgenden Leo a. a. O. S. 114 ff.
**) Siehe S. 45, Anmerkung.

Digitized by Google

ebensoviel dem Verletzten zu zahlen. Wer einer freien Langobardin den Weg vertritt oder sie beleidigt, wird — bezeichnend nicht nur für den ritterlichen Sinn des Stammes, sondern auch für die allgemeine germanische Verehrung der Frauen — mit schwerer Strafe belegt; er zahlt 480 Sol. dem Könige, ebensoviel dem Mundwalt der Verletzten. Die Buße für Brautraub betrug 1800 Sol.; 450 bekam der König, ebensoviel der Mundwalt, das Doppelte der Bräutigam. Wer den Thingfrieden bricht, d. h. in einer Versammlung zu den Waffen greift, zahlt dem Könige 900 Goldschillinge. Jede Verletzung an einem königlichen Beamten wird mit 80 Sol. mehr gebüßt als sonst. Wer in des Königs Palast zur Waffe greift, büßt mit 24 Sol., wenn er ein Freier ist; ist er ein Knecht, mit der Hälfte.

Von allen Verletzungen, die einem Privatmann zugefügt werden können, ward nur der Ehebruch mit dem Tode bestraft, ferner der Mord des Ehegatten durch die Frau und der des Herrn durch den Knecht. Außerdem aber gab es Vergehen am Gemeinwesen, die, wie schon im alten Germanien, immer mit dem Tode gebüßt wurden. Während in der älteren Zeit in der Regel der Fürst im Gauthing (vgl. 1. Bd., S. 70 f.), bei Meinthaten gegen den Staat aber der große Volksthing die Entscheidung fand, erscheint die strafrichterliche Gewalt überhaupt im Reich der Langobarden an die königlichen Richter,*) bei todeswürdigen Verbrechen gegen das Gemeinwesen an den König selbst geknüpft. Der Langobardenkönig hatte also das Recht wegen gewisser Verbrechen am Leben zu strafen. Da er aber — in der Regel — nicht selbst das Urteil vollstrecken kann, so müssen außer ihm auch alle, denen er die Ausübung des Blutbannes aufträgt, vor der Blutrache geschützt sein. Das erste Gesetz im Edikt Rotharis verurteilt daher den zum Tode, der dem Könige nach dem Leben steht; das zweite schützt jeden, der unter Königsbann jemanden hingerichtet hat. Todeswürdige Verbrechen waren: Flucht zum Feinde, Verrat des Vaterlandes an den Feind, Schutz, der einem zum Tod Verurteilten gewährt wird, Empörung gegen den Heerführer auf einem Heerzuge, treuloses Verlassen des Kampfgefährten in der Schlacht und eigenmächtiges Verfahren mit den Waffen innerhalb der Königsburg in des Königs Gegenwart.**) Für Vergehen gegen die staatliche Ordnung, die zu gering waren, um mit dem Tode bestraft zu werden, traten wieder Bußen ein: wenn ein Heer-

*) Selbstverständlich konnten auch in einem Gericht, vor welchem Langobarden zu erscheinen hatten, keine andere Richter oder Urteilsfinder sitzen als solche von vollkommen freier, langobardischer Herkunft; nach altgermanischem Grundsatz kann niemand von einem Niedrigergeborenen gerichtet werden.

**) Doch konnte in diesem Fall die Todesstrafe abgekauft werden, wenn der König mit Geldbuße zufrieden sein wollte.

Digitized by Google

mann dem Gebot des Herzogs nicht gehorchte, zahlte er 20 Sol. Buße, ebenso viel büßte der Heerbeamte, der seinem Untergebenen Recht verweigerte, ebenso viel wer dem Aufgebot nicht folgte. Überall tritt die kriegerische Richtung des Volkslebens zu Tage.

Es sei gleich hier bemerkt, daß das Gesetz Rotharis in der Folgezeit mancher Veränderung im einzelnen unterlag. Der König hatte wohl geglaubt, durch die hohen Bußen die Blutrache, das Fehdewesen unterdrücken zu können; es scheint aber, daß nun Verlegenheit entstand, die Bußen beizutreiben, weil sie oft unzahlbar waren; gegen Hinrichtungen und Verknechtungen mochte sich das Volk sträuben. So fügte schon König Grimwald im Jahre 668 auf Wunsch der langobardischen Richter dem Edikt neue Kapitel hinzu, um gewisse Härten des älteren Rechtes zu mildern; weit umfangreicher aber war die gesetzgeberische Thätigkeit des großen Königs Liutprand in den Jahren 713 bis 735, welcher zahlreiche und umfängliche Ergänzungen zu dem Ediktus Rothari erließ. An Durchsichtigkeit, Kürze und Anschaulichkeit können sie sich zwar mit Rotharis Gesetzen nicht messen, doch sind sie gleich diesen immerhin ein Zeugnis von der hervorragenden juristischen Begabung des Volkes, und es spricht aus ihnen ein milderer, christlicher Sinn. Der Einfluß des Katholizismus beginnt sich auch in der Gesetzgebung fühlbar zu machen. Liutprands Erlasse flechten zuweilen Bibelsprüche ein; berufen sich auf göttliche Eingebung; verfolgen heidnische Gebräuche; berufen sich sogar einmal bei einem Eheverbot auf die Autorität des Papstes. Am auffallendsten aber ist die Herabsetzung zahlreicher hoher Bußen; so wurde, während Rothari die Tötung eines freien Langobarden mit 900 Solidi büßen ließ, unter Liutprand ein Mord an einem Gemeinfreien oder Harimann nur noch mit 150 Solidi gestraft. Für Diebereien finden sich ganz neue Strafen eingeführt: unterirdische Gefängnisse, Haarabscheren, Brandmarken, Geißelhiebe; alles Dinge, die die alten langobardischen Gesetze nicht kennen und die wahrscheinlich von der Verlegenheit eingegeben war, daß man keine Bußen eintreiben konnte von armen Dieben, die man doch auch nicht immer hängen mochte und, wenn es Freie waren, auch nicht hängen konnte und nur im äußersten Falle verknechten wollte. Auch ganz neue Verbrechen kamen zum Vorschein, z. B. Menschendiebstahl und Verkauf freier Leute ins Ausland. Die Juden und die Venetianer, die ärgsten Menschenmäkler im Mittelalter, mögen zu gesetzlichen Strafen gegen solchen Unfug veranlaßt haben.

Neue Zusätze erhielt der Ediktus unter König Ratchis im Jahre 746 und durch König Ahistulf im Jahre 755. Dem Edikt förmlich einverleibt wurden stets nur solche Gesetze, die auf den langobardischen Reichstagen mit Beirat der Königsbeamten und unter Zustimmung des

Digitized by Google

Volkes beschlossen worden waren. Andere königliche Erlasse erhielten keinen Eintritt in das allgemeine Gesetzbuch. Seit der Unterwerfung des Reiches unter die fränkische Herrschaft blieb das langobardische Recht noch in den unteritalischen Sitzen langobardischer Herzöge erhalten und entwickelte sich selbständig weiter. Namentlich in Benevent, der stärksten Langobardengemeine in Unteritalien, erhielt sich die langobardische Verfassung und Gesetzgebung fortwährend unvermischt. Selbst als die Stadt Benevent 1053 unter die Herrschaft des Papstes kam, wurde das hergebrachte Recht nicht umgestoßen; und so überdauerte hier Recht und Verfassung der Langobarden alle langobardischen Staaten.

Merkwürdig ist, daß der strenge und kluge Gesetzgeber der Langobarden in der Sage des Mittelalters als ein Mann von ganz andrer Sinnesart erscheint. Wir haben oben seiner Heirat mit Gundiperga gedacht. Mit dem Mann, der nicht zögerte seine erste Gemahlin zu verlassen, da das Wohl des Reiches und seine Ehre ihn auf den Thron rief, mit dem Mann, der mit starker Hand und verständigem Sinn das Reich nach außen zu vergrößern, im Innern zu festigen und zu ordnen verstand, vergleiche man das ritterlich romantische Bild, welches eine Spielmannsdichtung des zwölften Jahrhunderts von ihm entwirft. Darin heißt es,*) daß Rother (oder Ruther) König war zu Bari in Apulien, von wo aus man zur Zeit der Kreuzzüge häufig nach dem gelobten Lande fuhr. König Rother suchte sich eine Jungfrau, die ihm zum Weibe geziemen möchte, und da er in seinem Lande keine finden konnte, gab ihm Held Lupold, der ihm mit besonderer Treue ergeben war, den Rat, er solle nach Konstantinopel zum „König" Konstantin gehen und dessen wunderschöne Tochter zur Ehe begehren. So schickt denn Rother seine Boten dahin; aber als Konstantin ihren Auftrag vernimmt, ist er sehr aufgebracht und läßt sie in den Kerker werfen. Rother harrt lange vergebens auf Antwort; endlich ahnt er das Unglück und fährt unter dem Namen eines Grafen Dietrich, den Rother vertrieben haben soll, selbst hinüber, um nachzuforschen. Unter seinen Begleitern ist auch der Riesenfürst Asprian mit seinen Gesellen, über die alle Leute in Konstantinopel in Schrecken geraten. Als sie zu Tische sitzen, will ein gezähmter Löwe, der am Hofe frei umhergeht, dem Riesen Asprian sein Brot wegnehmen, da faßt ihn Asprian und wirft ihn an die Wand, daß er zerbricht. Dem König Rother aber, der sich Dietrich nennt, werden um seiner Milde (Freigebigkeit) willen alle freundlich gesinnt, und auch die Tochter des Königs Konstantin, die von ihm gehört hat, gewinnt ihn lieb und wünscht ihn zu sehen. Er schickt ihr Geschenke,

*) Der folgende Auszug nach Klopp, Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Völkerstämme. 1. Bd. S. 369 f. Ausführliche Nacherzählung in meinen Heldensagen S. 95 ff.

Digitized by Google

unter diesen auch ein Paar Schuhe von Gold und Silber, die aber auf einen Fuß gemacht sind. Da kann die Königstochter die Schuhe nicht anziehen, und deshalb muß Graf Dietrich selber hin, ihr zu helfen. Er bringt ihr die richtigen Schuhe mit und giebt sich ihr, während er ihr sie anzieht, als König Rother zu erkennen. Aber sie glaubt ihm erst, als seine frühern Boten, die noch gefangen sitzen, auch ihn als ihren König begrüßen. Rother darf sich jedoch dem alten Konstantin nicht zu erkennen geben, sondern versucht eine List und verspricht ihm Hilfe im Kriege gegen einen Heidenfürsten. Während sie auf dem Zuge sind, kehrt Rother heimlich nach Konstantinopel zurück und entflieht mit der Königstochter und seinen Getreuen heim in sein Land. Aber ein griechischer Spielmann lockt die Königin im langobardischen Reiche auf sein Schiff und bringt sie ihrem Vater Konstantin wieder. Nicht lange nachher kommt Rother, um seine Gattin wiederzuholen; da wird er gefangen genommen und soll gehängt werden. Doch der Schall seines Hornes ruft seine Mannen, die am Ufer versteckt liegen, noch zur rechten Zeit herbei. Er wird befreit, und Konstantin muß dem Könige seine Tochter geben, um sein eignes Leben zu erhalten. Nun kehrt Rother mit seinem Weibe fröhlich heim nach Bari.

So erzählte und sang man sich noch im zwölften Jahrhundert in Deutschland von dem Langobardenkönig Rothari. Dieser, d. h. der geschichtliche, beschloß 652, neun Jahre nach der Vollendung seines Gesetzbuches, nach sechzehnjähriger rühmlicher Herrschaft, seine Tage und hinterließ das Reich seinem Sohn Rodwald.

Rodwald aber verlor schon nach sechs Monaten Krone und Leben; denn er wurde von einem Langobarden, dessen Weib er verführt hatte, erschlagen. Mit diesem Unwürdigen starb Theudelindens Nachkommenschaft in gerader Linie aus (653); doch war das Andenken an die edle Frau noch so frisch und die Achtung vor der noch lebenden Gundiperga, ihrer Tochter, so tief, daß das Volk den Thron wenigstens der Verwandtschaft der beiden vornehmen Fürstinnen erhielt, indem es den Sohn von Theudelindens Bruder Gundwald, den Herzog Aripert von Asti, zum König erkor. So wenig wir von diesem Herrscher wissen, so ist es doch unzweifelhaft, daß er seine Tüchtigkeit durch eine segensreiche Regierung bewährte. Obwohl er Katholik und von Herkunft kein Langobarde, sondern ein Baier war, hören wir doch nichts von Empörungen eigensinniger Herzöge. Auch nach außen hin verstrichen die neun Jahre seiner Herrschaft, wie es scheint, in ungestörtem Frieden, für das vielgeplagte Land gewiß ein unschätzbares Glück. Aripert, der die Erlöserkirche zu Pavia erbauen ließ, starb 661 und hinterließ das Reich seinen zwei Söhnen Perthari und Godepert, offenbar nach dem alten germanischen Grundsatz, daß die Söhne des Königs zu gleichen Teilen erbberechtigt seien. Es war das erste Mal, seit die Langobarden

Digitized by Google

in Italien waren, daß ein König zwei Söhne hinterließ; wie die folgenden Ereignisse zeigen, erwuchs daraus weder den Thronerben noch dem Reiche Heil.

14. Godepert, Perthari und Grimwald.

(Von 661 bis 662.)

Die beiden Brüder Perthari und Godepert, die noch in sehr jugendlichem Alter standen, beschlossen anfangs in brüderlicher Eintracht und Liebe gemeinschaftlich zu regieren. Godepert wählte Pavia, Perthari aber die Stadt Mailand zum Herrschersitz. Jedoch auf die Dauer einig zu bleiben war unmöglich. Die Grenzen der Macht eines jeden scharf zu bestimmen, mochte gar nicht angehen, da die Königsgewalt seit unvordenklichen Zeiten bei den Langobarden stets eine monarchische, nie eine geteilte gewesen war. Eine Trennung des Reiches in zwei voneinander ganz geschiedene Hälften hätte das Volk schwerlich gut geheißen, und außerdem war es nur zu natürlich, daß alle Fehden und Parteigerichte der langobardischen Großen durch die Teilung der Königsgewalt einen Anhalt bekamen. Jede Partei konnte sich jetzt an einen besondern König anschließen; statt daß der König über allen Zwistigkeiten einzelner hätte stehen sollen, wurden beide selbst in diese hineingezogen; sobald den Großen des Reiches daran gelegen war, daß die beiden Könige uneins würden, mußte auch Feindschaft zwischen beiden entstehen.*) So kam es denn, daß, wie Paulus Diakonus erzählt, bald schlechte Menschen Zwietracht zwischen die Brüder säeten und grimmiger Haß unter ihnen entbrannte, so daß der eine dem andern die Herrschaft ganz zu entreißen trachtete. Das somit sehr gefährdete Langobardenreich drohte durch den Zwist zweier Brüder zu zerfallen; den Feinden winkte eine willkommene Gelegenheit die blühenden Gefilde Italiens als leichte Beute an sich zu reißen. Da rettete ein thatkräftiger Mann, Herzog Garibald von Turin, durch ein schlaues und gewaltthätiges Beginnen das bedrohte Vaterland, indem er den kriegerischen Herzog Grimwald von Benevent bewog, die Zügel der Königsherrschaft an sich zu reißen. Das kam aber also.

Nach jenem Raubzug der Avaren (611), von dem wir oben berichtet haben,**) walteten des heldenmütigen Gisulf Söhne Taso und Kako gemeinsam des Herzogtums Friaul, bis sie durch die verruchte List eines vornehmen Römers ums Leben kamen. Der Exarch Gregorius lockte sie nach der Stadt Oderzo bei Treviso (nördlich von Venedig), indem er

*) Vgl. Leo a. a. O. S. 160.

**) Von hier an können wir uns wieder der Führung des Paulus Diakonus anvertrauen, der über die Könige Adelwald, Ariwald, Rothari, Rodwald und Aripert fast gar nichts zu melden weiß.

Digitized by Google

versprach, dem Taso nach germanischem Brauch den Bart zu scheren und ihn damit an Kindesstatt anzunehmen,*) worauf denn auch Taso mit seinem Bruder Kako und einem auserlesenen Gefolge junger Männer, nichts Schlimmes befürchtend, zu Gregorius kam. Sobald sie aber die Stadt betreten hatten, ließ der Exarch die Thore verschließen und Bewaffnete über Taso und sein Gefolge herfallen. Dieser rüstete sich mit den Seinen unerschrocken zum Streit; nachdem sie aber ein großes Blutbad unter den Kaiserlichen angerichtet hatten, fanden sie selber den Tod. Gregorius ließ sich Tasos Haupt bringen und schnitt ihm, auf teuflische Weise seinen Eid erfüllend, den Bart ab.

Danach wurde Gisulfs Bruder, Grasulf, vom König Agilulf zum Herzog von Friaul erhoben. Die beiden jüngern Söhne Gisulfs aber, Radwald und Grimwald, waren zu stolz sich der Gewalt des Oheims zu beugen, obwohl sie beide noch jung an Jahren waren. Darum fuhren sie auf einem kleinen Schiffe an der Küste des adriatischen Meeres südwärts und begaben sich nach der Stadt Benevent, dem Sitze des Herzogs Arichis. Dieser hatte, wie früher bemerkt worden ist, die Söhne Gisulfs erzogen und nahm jetzt die beiden Flüchtlinge auf das liebevollste auf und hielt sie in allen Stücken als seine eigenen Söhne. Er selbst hatte nur einen Sohn, Agio mit Namen. Der war einst ein kluger und herrlicher Jüngling gewesen. Als aber sein Vater ihn zur Zeit des Königs Rothari einmal als Gesandten nach Italien geschickt hatte und Agio auf dem Rückweg in Ravenna einkehrte, brachte ihm der Exarch, obwohl es mitten im Frieden war, einen Gifttrank bei, der dem Unglücklichen seinen Verstand raubte, so daß er seitdem nie wieder bei gesunden Sinnen war. Als nun der alte Arichis, nachdem er fünfzig Jahre Herzog gewesen war, zu sterben kam, empfahl er, wohl wissend, daß sein armer Sohn nicht wohl bei Sinnen sei, seinen Mannen die beiden wackern Helden Radwald und Grimwald als seine eigenen Söhne und riet ihnen diesen zu gehorchen, da sie besser als Agio die Herrschaft zu führen vermöchten. Darauf starb der greise Herzog (641). Radwald und Grimwald aber wollten den Sohn ihres Wohlthäters nicht in seinem Rechte kränken, sondern gehorchten ihm in allen Dingen wie einem älteren Bruder. Als nun Agio ein Jahr und fünf Monate regiert hatte, kamen einst slavische Seeräuber auf einem Schiffe über das adriatische Meer, landeten, schlugen ein Lager auf und verwüsteten das Gebiet der Stadt Sipontum. Sie gruben aber insgeheim verborgene Gruben und deckten sie mit Reisig und Rasen zu, und wie Agio, da Radwald

*) Abschneiden des Haares, bei Erwachsenen des Bartes, war Symbol der Annahme an Kindesstatt. Wer sich Haar oder Bart abschneiden ließ, unterwarf sich gleichsam der väterlichen Gewalt des Abschneidenden; denn Haar und Bart durften nur mündige Freie ungeschoren tragen.

Digitized by Google

und Grimwald gerade abwesend waren, gegen die Räuber auszog, um sie zu vernichten, stürzte er mit seinem Roß in eine dieser Gruben und wurde samt vielen Begleitern von den hinterlistigen Feinden, die über ihn herfielen, umgebracht. Kurz darauf kehrte Radwald heim, und unverweilt sammelte er eine mutige Kriegerschar, überfiel mit ihr die Räuber, rächte mit großem Blutvergießen Agios Tod und verjagte die, welche am Leben geblieben waren, aus dem Lande. Nachdem er darauf fünf Jahre lang das Herzogtum beherrscht hatte, starb er, und sein Bruder Grimwald wurde Herzog von Benevent.

Grimwald, der schon als Kind einen so wunderbaren Heldenmut an den Tag gelegt hatte, war ein gewaltiger Kriegsmann, kühn und rasch von That und überhaupt ein ausgezeichneter Fürst. Als nun der Zwist der königlichen Brüder Godepert und Perthari das Langobardenreich zu zerrütten drohte, sandte ersterer den Herzog Garibald von Turin an Grimwald, daß er ihm so rasch wie möglich gegen seinen Bruder Perthari zu Hülfe eile. Da der Gesandte aber sah, daß Grimwald reif an Jahren,*) mächtig, tapfer und klug war, handelte er treulos gegen seinen Herrn, denn er ermahnte Grimwald, die Königsherrschaft selbst an sich zu reißen und die beiden thörichten Brüder zum Heile des Volkes vom Throne zu stoßen. Als Grimwald ihn angehört hatte, zögerte er nicht lange; er fühlte sich stark genug, die Hand nach der Königskrone auszustrecken. Darum setzte er seinen Sohn Romwald zum Herzog von Benevent ein und rückte mit einer auserlesenen Schar nach Norden. Wohin er kam, fielen ihm die Langobarden zu und traten in sein Heer, so daß ihn zuletzt eine gewaltige Kriegsmacht begleitete. Als er nach Piacenza gelangte, schickte er den Garibald nach Pavia voraus, um dem Godepert seine Ankunft zu melden. Garibald sagte dem Könige, Grimwald ziehe in Eile heran, und es gezieme sich, daß er, der zu seiner Hülfe herbeikomme, des Königs Schwester zur Ehe und eine Wohnung im königlichen Palast erhalte. Und so geschah es auch; als Garibald in Pavia einrückte, wurde er im Palaste beherbergt. Derselbe Garibald aber, der Urheber des ganzen Anschlags, überredete den Godepert, daß er nicht anders als mit einem Panzer unter dem Kleide zu einer Unterredung mit Grimwald gehe, weil dieser ihm nach dem Leben trachte. Dann ging er wieder zu Grimwald und sagte ihm, er solle auf der Hut sein; denn Godepert wolle ihn mit dem Schwerte umbringen; als Beweis für seine Aussage gab er an, daß der König bei der Unterredung einen Panzer unter dem Kleide tragen werde. Als nun am nächsten Morgen Godepert und Grimwald zu einer Zwiesprache zusammen kamen, umarmte Grimwald jenen, um sich zu überzeugen, ob Gari-

*) Er muß etwa 56 Jahre gezählt haben.

Digitized by Google

bald die Wahrheit gesprochen habe, und als er wirklich den Panzer unter dem Gewand fühlte, riß er in raschem Zorn das Schwert aus der Scheide und stieß es Godepert in die Brust. So verlor Godepert Herrschaft und Leben zugleich. Die Anhänger des Ermordeten brachten seinen kleinen Sohn Raginpert in Sicherheit und ließen ihn heimlich auferziehen. Grimwald selbst, der nun (662) Godeperts Macht und Reich an sich riß, befahl, das unschuldige Kind nicht weiter zu verfolgen.

Kaum erfuhr Perthari, der ein milder, unkriegerischer Mann war, die Kunde von dem gewaltsamen Ende seines Bruders, so verließ er aus Furcht seinen Herrschersitz Mailand und floh eiligst zum Chakan der Avaren, der ihn gastlich aufnahm. Seine Gemahlin Rodelinde aber und sein kleiner Sohn Kuninkpert fielen in Grimwalds Hände. Dieser wies ihnen Benevent zum Aufenthalt an.

Garibald, der Anstifter des Königsmordes, sollte sich nicht lange mehr des Lebens freuen. Es war nämlich in der Stadt Turin ein kleines Männchen, das zum Geschlechte Godeperts gehörte. Da dieses Männlein wußte, daß der Herzog Garibald am heiligen Ostertag in die Kirche des Täufers Johannes kommen werde, versteckte es sich hinter einem Pfeiler, und als der Herzog vorüber schritt, zückte es das Schwert, das es unter dem Mantel verborgen hatte, und hieb es dem Herzog mit solcher Gewalt in den Nacken, daß das Haupt zur Erde rollte. Garibalds Begleiter warfen sich sogleich auf den Thäter und hieben ihn nieder, aber, so sagt der Mönch Paulus, in dem das alte heidnische Germanenblut hier aufwallt, „wenn er auch sein Leben verlor, so hatte er das Ende seines Herrn Godepert doch rühmlich gerächt."

Nicht lange nachdem Grimwald auch zu Pavia seine Königsherrschaft durch die Wahl der Großen des Reichs und mit Zustimmung des Volkes befestigt hatte, vermählte er sich mit der Tochter König Ariperts, die ihm Godepert versprochen hatte; das Heer von Benevent, das ihm zum Throne verholfen hatte, entließ er reich beschenkt in die Heimat; nur einige Männer behielt er bei sich und wies ihnen große Besitzungen an.

Bald darauf hörte König Grimwald, daß Perthari zu den Avaren geflohen sei und beim Chakan lebe. Sogleich sandte er Boten zu diesem und ließ ihm melden, wenn er den Perthari noch länger Zuflucht gewähre, so könne der Frieden zwischen Langobarden und Avaren nicht mehr bestehen. Diese Worte vernahm der Chakan ungern, er rief den Perthari vor sich und hieß ihn gehen, wohin er wolle, damit nicht die Avaren um seinetwillen mit den Langobarden in Kampf gerieten. Auf solche Aufforderung hin verließ Perthari sogleich den Hof des Avarenfürsten, und weil er erfahren hatte, wie milde Grimwald sein Weib Rodelinde und sein Söhnlein Kuninkpert behandelte, kehrte er geradeswegs nach Italien zurück.

Digitized by Google

Als er nun in die Stadt Lodi gelangte, sandte er seinen vertrauten Freund Hunulf, einen vielgetreuen Mann, zum Könige voraus, um diesem sein Kommen zu melden. Kaum vernahm Grimwald die Botschaft, so gelobte er, dem Perthari kein Leid zuzufügen, wenn er im Vertrauen auf seinen Schutz komme. Mit dieser Antwort ritt Hunulf zu seinem Herrn zurück. Alsbald machte sich Perthari auf den Weg nach Pavia, wo der König weilte, und begab sich ohne Zögern in den Palast. Und als er vor Grimwald trat und ihm zu Füßen sinken wollte, lief ihm dieser entgegen, hielt ihn gütig zurück und küßte ihn. Da sprach Perthari: „Herr, ich bin dein Knecht. Man sagte mir, daß du frommen und christlichen Sinnes seiest, und darum, obwohl ich unter den Heiden sicher leben konnte, kam ich doch zu dir zurück, auf deine Milde vertrauend." Mit seinem gewöhnlichen Schwur versetzte der König: „Bei dem, der mich geboren werden ließ! ich will dein Vertrauen nicht täuschen. Es soll dir kein Leid widerfahren, und du sollst in meiner Nähe wohnen mit allen Ehren, die du verdienst." Darauf gab er ihm einen schönen Palast zur Wohnung, bat ihn nach der mühevollen Fahrt der Ruhe zu pflegen und ließ ihn von Staatswegen mit Speise und Trank und allem Nötigen reichlich versorgen.

Als es nun in der Stadt ruchbar ward, daß Perthari zurückgekehrt sei, währte es nicht lange, da kamen die Bürger scharenweise in sein Haus geströmt, um ihn zu sehen und freudig zu begrüßen. Was kann eine böse Zunge nicht verderben? Es fanden sich leider allzubald einige Schmeichler, die dem Könige vorstellten, wie gefährlich es sei, wenn Perthari, noch dazu in derselben Stadt, einen so großen Anhang gewinne. Ja, sie wußten den leichtgläubigen Fürsten durch ihre Verleumdungen endlich zu überzeugen, daß Perthari ihm nach Leben und Thron trachte und daß er, der König, unfehlbar verloren sei, wenn er nicht jenen schnell aus dem Wege räume. Da vergaß Grimwald seines Eides und beschloß den unschuldigen Perthari zu töten. An demselben Abend sandte er ihm durch seine Gefolgsleute außer mancherlei Speisen auch köstliche Weine und andere Getränke, indem er hoffte, Perthari werde zuviel davon genießen und über dem Trinken nicht an seine Rettung denken. Es war aber unter den königlichen Leuten ein Mann, der früher dem Vater Pertharis gedient hatte; als dieser dem Perthari den Fußschemel hinstellte, flüsterte er ihm heimlich zu: „Hüte dich! Der König hat es auf deinen Tod abgesehen!" Perthari erschrak, aber schnell gefaßt befahl er seinem Mundschenken leise, ihm nichts als etwas Wasser in einer silbernen Schale zu reichen. Als nun die Männer Grimwalds ihn aufforderten zu trinken, ergriff er seinen Becher und sprach, er wolle ihn zu Ehren des Königs leeren, schlürfte aber nur ein wenig Wasser. Da kehrten jene zum König zurück und meldeten ihm, Perthari

Digitized by Google

trinke mit Begierde. Und Grimwald sprach: „Er trinke nur, der Trunkenbold! Morgen wird er sein Blut mit dem Weine mischen."

Kaum aber sah sich Perthari unbeobachtet, da ließ er sogleich seinen getreuen Hunulf kommen und entdeckte ihm Grimwalds Vorhaben. Alsbald sandte Hunulf einen Knaben nach seinem Hause, der ihm Polster herbeibringen und ein Lager neben Pertharis Bette bereiten mußte. Unterdes gebot der König etlichen seiner Leute, Pertharis Wohnhaus zu umstellen und wohl acht zu geben, daß er nicht entrinne. Das Mahl war zu Ende, und alle hatten sich entfernt außer Perthari, Hunulf und einem Kämmerer, der seinem Herrn mit inniger Liebe anhing. Nun eröffnete Hunulf dem Kämmerer seinen Anschlag und beschwor ihn, daß er, während Perthari fliehe, die Rolle desselben übernehme und solange als möglich den Schein zu wahren suche, als ob er in seinem Schlafgemach ruhe. Der treue Mann versprach sogleich also zu thun. Da packte Hunulf seinem Herrn alle seine Bettdecken und Polster samt einem Bärenfell auf Rücken und Nacken, trieb ihn unter vielen Scheltworten wie einen gemeinen Sklaven zur Thür hinaus, schlug ihn dazu mit einem Stock und ließ nicht ab mit Stoßen und Schlagen, so daß Perthari mehrmals zu Boden stürzte. Als nun des Königs Wächter auf den Lärm herzukamen und fragten, was da los sei, sprach Hunulf: „Ei, dieser nichtsnutzige Sklav hat mir mein Bett in das Gemach Pertharis, des unsinnigen Trunkenbolds, gestellt, der sich mit Wein angefüllt hat, daß er wie tot daliegt. Ich habe ihm immer treu gedient, aber nun ists genug. Ich bin es endlich müde, diesem Thoren zu folgen. Will künftig fein ruhig zu Hause bleiben. Es lebe der König!" Die Wächter glaubten, was sie hörten, lachten und freuten sich, daß Perthari wirklich in die Falle gegangen sei. Die beiden ließen sie unbehelligt fürder ziehen. Inzwischen verriegelte der treue Kämmerer sorgfältig die Thür des Hauses und blieb ganz allein darin zurück. Hunulf aber brachte seinen Herrn glücklich in einen entlegenen Teil der Stadt, führte ihm etliche Getreue zu und ließ ihn an einem Seil von der Stadtmauer herab, da wo der Fluß Ticino unten vorüber fließt. Es gelang den Flüchtlingen, einige Pferde von der Weide einzufangen und auf ihnen zu entweichen. Sie erreichten noch in der nämlichen Nacht die Stadt Asti, wo sich viele Anhänger Pertharis aufhielten. Von hier aus floh Perthari in größter Eile nach Turin und gelangte von da über die Grenze in das Reich der Franken. So rettete der barmherzige Gott den Unschuldigen vom Tode und bewahrte zugleich den irre geleiteten König vor schwerer Sünde.

Längst war der Morgen angebrochen, und noch war alles still in Pertharis Hause zu Pavia. Endlich dauerte es den Wächtern draußen doch zu lange, und da Leute vom König kamen, um Perthari nach dem Palaste

Digitized by Google

zu rufen, begannen sie ungeduldig an die Pforte zu klopfen. Der Kämmerer aber, der sich darin befand, rief mit gedämpfter Stimme heraus: „Geduldet euch doch noch ein Weilchen! Mein Herr liegt noch in tiefem Schlafe.“ Dabei beruhigten sich die Leute und meldeten es dem Könige. Dieser aber befahl, ihn unverweilt zu wecken und zu ihm zu bringen. Daher gingen jene nochmals hin und begannen mit lauten Schlägen Einlaß zu fordern. Der Kämmerer öffnete zögernd die Hauspforte. Als sie aber an das Gemach kamen, wo nach ihrer Meinung Perthari schlief, fanden sie auch dieses verschlossen. Wieder hub der Kämmerer an zu flehen, sie sollten doch seinen Herrn noch eine kleine Weile schlafen lassen. Sie aber gerieten in Zorn, schrien: „Der Trunkenbold hat lange genug geruht!“ stießen die Thür des Gemaches mit den Füßen ein und liefen auf Pertharis Bett zu, um ihn sogleich festzunehmen. Doch siehe, es war leer. Nun suchten sie in allen Zimmern und Gängen, vom Giebel bis zum Keller hinab und fanden niemand. „Was ist aus Perthari geworden?“ schrien sie den Kämmerer an. Der antwortete: „Er ist entflohen.“ Da packten sie ihn wütend bei den Haaren und schleppten ihn vor den König. „Der Kerl,“ riefen sie, „hat deinem Feinde zur Flucht verholfen und ist des Todes schuldig.“ Aber der König befahl ihnen sofort, den Mann loszulassen und fragte ihn ruhig, wie alles gekommen sei. Jener gestand die volle Wahrheit. Darauf wandte sich Grimwald zu den Umstehenden und fragte: „Was meint ihr wohl, daß diesem Menschen gebühre, der solches gethan hat?“ Sie riefen alle wie aus einem Munde: „Er ist des martervollsten Todes schuldig.“ Aber der König erhob seine Stimme und sprach feierlich: „Bei dem, der mich geboren werden ließ! Dieser Mann hat große Treue geübt an seinem Herrn; denn er scheute sich nicht, für ihn in den sichern Tod zu gehen. Ein solcher Mann verdient wahrlich gut behandelt zu werden.“ Und er wandte sich zu dem Überraschten und sagte: „Von heute an bist du mein Kämmerer. Bewähre mir nun dieselbe Treue, die du deinem vorigen Herrn erwiesen hast.“ Mit diesen Worten nahm er ihn in seine Dienste auf und versprach ihm reichen Lohn. Sodann fragte er, was aus Hunulf geworden sei, und als er erfuhr, dieser sei in die Kirche des heiligen Erzengels Michael geflohen, schickte er sogleich Boten zu ihm und gelobte ihm, es solle ihm nicht das geringste Leid widerfahren. Da ging Hunulf vertrauensvoll in den Palast und kniete vor dem Könige nieder. Der aber bat ihn aufzustehen und zu erzählen, auf welche Weise Perthari habe entrinnen können. Und Hunulf berichtete alles der Wahrheit gemäß, und als er geendet hatte, lobte der König Hunulfs Klugheit und Treue höchlich, ließ ihn im Besitz aller seiner Habe und bat ihn, an seinem Hofe zu leben. Solche Milde rührte den Mann, und obwohl er seinen alten Herrn nicht vergaß, ging er doch oft

Digitized by Google

in Grimwalds Palast, um seine Treue zu beweisen. Aber eines Tages fragte ihn der König geradezu, ob er seine Tage bei Perthari verleben wolle, und jener erwiderte: „Ja, bei dem allmächtigen Gott! Lieber möchte ich mit Perthari sterben als irgend anderswo in höchster Wonne leben." Da entbot er auch den Kämmerer vor sich und richtete dieselbe Frage an ihn, ob er lieber bei ihm im Palaste bleiben oder mit Perthari in der Verbannung leben wolle. Und der Kämmerer antwortete dasselbe, was Hunulf geantwortet hatte. Der edle König nahm solche Worte huldreich auf, pries laut ihre Treue und hieß den Hunulf alles, was er wünsche, aus seinem Hause mitnehmen, nämlich Knechte, Rosse und allerlei Hausrat, und damit ungefährdet zu Perthari ziehen. In gleicher Weise gab er auch den Kämmerer frei. Nach des Königs huldreichem Willen machten die beiden Getreuen sich auf und zogen mit all ihrer Habe unter sicherem Geleite nach dem Reiche der Franken zu ihrem geliebten Herrn. — So lautet des Diakons rührender Bericht, an dessen Wahrhaftigkeit zu zweifeln Frevel wäre.

15. König Grimwalds Siege und sein Tod.

(Von 663 bis 671.)

Perthari war an den Hof des Frankenkönigs Chlothar des Dritten geflohen und wußte es durch Bitten und Klagen durchzusetzen, daß ein fränkisches Heer ausrückte, um ihn auf den Thron zurückzuführen. Von der Provence zog es — das Jahr ist ungewiß — über die Seealpen und drang von der Nordostmark des Langobardenreiches in Italien ein. Grimwald eilte den Franken sofort entgegen, da aber seine Heeresmacht der feindlichen nicht gewachsen war, so ersann er, wie Paulus berichtet, eine Kriegslist. Er hatte ein Lager aufgeschlagen, als ihm um die Mittagsstunde gemeldet ward, die Franken rückten heran. Da ließ er in aller Eile Speisen und Getränke auftragen und zog sich dann mit seinem ganzen Heer aus dem Lager zurück, so daß dieses ganz menschenleer blieb. Unterdes näherten sich die Franken, und als sie die Langobarden abziehen sahen, glaubten sie, diese fürchteten sich so vor ihnen, daß sie nicht einmal ihre Ankunft abgewartet hätten. Jubelnd und mit Spottreden gegen die Langobarden liefen sie in das verlassene Lager, fielen begierig über die wohlbesetzten Tische her und ließen sichs wohlschmecken. So unmäßig waren sie, daß bald alle von dem überreichlichen Essen und Trinken ermüdet in tiefen Schlaf versanken. Inzwischen war der Abend angebrochen; da führte Grimwald im Schutze der Dunkelheit sein Heer heran, und um Mitternacht fielen die Langobarden über die schnarchenden Franken her und richteten unter ihnen ein solches Gemetzel an, daß nur wenige entkamen und ihr Vaterland wieder er-

Digitized by Google

reichten. Der Ort, wo diese Schlacht geschlagen wurde, hieß noch Jahrhunderte später Frankenbach (jetzt Rivoli) und liegt unweit des Städtchens Asti. Seitdem hatte König Grimwald vor den Franken Ruhe.

Eine viel ernstere Gefahr aber drohte dem Langobardenreich von Südosten her. Denn damals (im Jahre 663) beschloß der oströmische Kaiser Konstans der Zweite allen Ernstes, Italien den Langobarden endlich wieder zu entreißen. Als er bei Tarent gelandet war, suchte er — wie Paulus Diakonus erzählt — einen Einsiedler auf, der in dem Rufe stand, die Gabe der Weissagung zu besitzen, und befragte ihn eifrig, ob er das langobardische Volk besiegen und beherrschen könne. Der Knecht Gottes erbat sich eine Nacht als Frist, um sich bei Gott im Gebet Rat zu holen. Am andern Morgen aber gab er dem Kaiser diese Antwort: „Das Volk der Langobarden kann jetzt von niemand unterjocht werden, weil eine Königin desselben, die aus der Fremde kam, dem heiligen Täufer Johannes auf langobardischem Boden eine Kirche erbaut hat und deshalb dieser Heilige selbst im Himmel fortwährend Fürbitte für das Volk einlegt. Es wird aber eine Zeit kommen, da dieses Heiligtum mißachtet wird, und dann wird das Volk untergehen." Der treuherzige Sohn Warnefrieds fügt zu dieser Erzählung hinzu: „Daß diese Weissagung in Erfüllung ging, das habe ich erfahren, der ich mit ansah, wie eben diese in Monza gelegene Kirche des heiligen Johannes vor dem Untergang des Langobardenreiches von schlechten Menschen verwaltet wurde, so daß die heilige Stätte unwürdigen Personen und Ehebrechern nicht ob ihres Verdienstes anvertraut, sondern als Belohnung verliehen ward."

Trotz dieser warnenden Prophezeiung glaubte der Kaiser doch sein Vorhaben versuchen zu müssen, zog von Tarent aus in das Herzogtum Benevent und eroberte fast alle langobardischen Städte, durch die er kam. Zuletzt schloß er mit seinem ganzen Heere Benevent selber ein, wo, wie oben gesagt worden ist, damals Romwald, Grimwalds Sohn, Herzog war. Sobald dieser, der noch sehr jung an Jahren war, vom Anrücken des Kaisers Kunde erhielt, hatte er seinen Erzieher Seswald zu seinem königlichen Vater jenseit des Pos geschickt und Grimwald beschwören lassen, so rasch als möglich herbeizueilen und den Beneventanern, denen er einst selber ein gütiger Herrscher gewesen, mit Heeresmacht beizustehen. Als das König Grimwald vernahm, setzte er sich sogleich mit einer Kriegerschar in Bewegung. Aber unterwegs verließen ihn treulos einige Langobarden, indem sie sagten, Grimwald habe nun den Königspalast ausgeplündert, jetzt wolle er nach seinem Benevent zurückkehren, um niemals wiederzukommen. Unterdessen bedrängte der Kaiser die feste Stadt sehr hart mit allen Belagerungsmaschinen. Romwald aber mit seinen Langobarden leistete tapfern Widerstand. Zwar konnte er mit seinem kleinen Häuflein nicht gegen eine

Digitized by Google

solche Menge zu offener Feldschlacht auszurücken wagen, aber er brach häufig mit etlichen kühnen Jünglingen ins feindliche Lager und richtete daselbst großen Schaden an. Endlich rückte sein Vater Grimwald heran und sandte jenen Erzieher Seswald zu seinem Sohne voraus, um diesem seine Ankunft zu melden. Als aber Seswald schon ganz nahe an den Mauern Benevents war, wurde er von den Griechen ergriffen und gefangen vor den Kaiser gebracht. Dieser fragte ihn, woher er komme, und Seswald versetzte, er komme vom Könige Grimwald, der in Eile heranziehe. Darüber erschrak der Kaiser und beriet sich sogleich mit seinen Ratgebern, wie er mit Romwald einen Vertrag abschließen und dann nach Neapel abziehen könne. Nun hatte er auch Romwalds Schwester, Namens Gisa, in seine Gewalt bekommen; indem er diese als Geisel benutzte, bot er Romwald den Frieden an. Zugleich ließ er dessen Erzieher Seswald dicht an die Mauer führen und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er dem Romwald oder den Bürgern ein Wort vom Anzuge Grimwalds verrate; er sollte ihm vielmehr melden, daß es dem Könige ganz unmöglich sei, die Stadt zu entsetzen. Seswald versprach, so zu thun, wie ihm befohlen war. Als er aber vor die Mauer kam, verlangte er seinen Herrn zu sehen. Romwald eilte schnell herbei, und Seswald sprach zu ihm: „Harre aus, mein Herzog, und sei getrost; denn dein Vater naht eiligst heran, dir Hilfe zu bringen. In dieser Nacht lagert er nur wenige Meilen von hier mit einem starken Heere. Vernimm nun von mir noch eine Bitte: Erbarme dich meines Weibes und meiner Kinder; denn dieses treulose Volk hier wird mich nicht länger leben lassen, weil ich dir die Wahrheit gesagt habe." Kaum hatte der getreue Mann diese Worte ausgesprochen, als ihm auf Befehl des Kaisers das Haupt abgeschlagen und durch ein Wurfgeschütz in die Stadt geschleudert wurde. Da ließ Romwald sich das liebe Haupt bringen, küßte es bitterlich weinend und befahl es an würdiger Stätte zu beerdigen.

Der Kaiser hob aus Furcht vor Grimwald die Belagerung auf und wandte sich nach Neapel; unterwegs aber erlitt er einen schweren Verlust; denn der Graf von Capua überfiel sein Heer und brachte ihm eine empfindliche Niederlage bei. Als aber der Kaiser in Neapel angekommen war, bat sich einer seiner Großen, Namens Saburrus, 20000 Soldaten von ihm aus und versprach, mit dieser Schar den Romwald siegreich zu bekämpfen. Wirklich erhielt er das Heer, rückte damit nach der Gegend von Benevent und schlug ein Lager auf. Grimwald, der unterdes in Benevent angelangt war, hörte dies und wollte gegen Saburrus ausziehen. Da sprach sein Sohn Romwald: „Das ist nicht nötig, lieber Vater; gieb mir nur einen Teil deines Heeres. Ich will mit Gottes Hilfe gegen ihn kämpfen, und wenn ich ihn allein besiege, so ist der Ruhm um so größer."

Digitized by Google

So geschah es; der Vater übergab ihm einen Teil des Heeres, und Romwald zog damit und mit seinen eigenen Leuten gegen Saburrus. Ehe er zum Angriff schritt, ließ er an vier verschiedenen Stellen die Heerhörner blasen, um die Feinde irre zu machen, und stürzte dann kühn auf sie los. Wie nun beide Heere miteinander in heißem Kampfgewühle lagen, da erblickte einer im Langobardenheere, der den Speer des Königs zu tragen pflegte — er hieß Amalung —, einen griechischen Mann, der da mitkämpfte. Alsbald nahm Amalung den Speer in beide Hände, rannte gewaltig gegen jenen vor, durchbohrte das Griechenmännlein, hob es aus dem Sattel und trug es so gespießt in freier Luft über seinem Haupte. Bei diesem Anblick überkam die Griechen ein ungeheurer Schrecken. Das ganze Heer wandte sich zur Flucht. So erlitt Saburrus eine vollständige Niederlage, und noch auf der Flucht hieben die Langobarden viele der Seinigen nieder. Nur mit wenigen kam er nach Neapel zurück, um dem Kaiser seine Schande zu erzählen; Romwald aber zog fröhlich heim und brachte seinem Vater die Kunde von diesem schönen Sieg, durch den er das Langobardenreich gegen weitere Angriffe des Kaisers sicherte. Denn dieser sah, daß er gegen solche Helden nichts ausrichten könne, und setzte nach Sicilien über, wo er sich durch seine Habsucht so verhaßt machte, daß er schließlich von seinen eigenen Leuten im Bade erschlagen wurde (668).

Jene Tochter Grimwalds, die vor Benevent dem Kaiser in die Hände gefallen war, schleppte dieser mit sich nach Sicilien, wo sie fern von der Heimat starb, ohne ihre Lieben wieder gesehen zu haben. Seine zweite Tochter aber gab Grimwald dem Grafen Transamund, der ihm die treusten Dienste geleistet hatte, zur Ehe und machte ihn zugleich zum Herzog von Spoleto. Dann kehrte er (663) nach Pavia zurück und strafte alle, die auf seinem Zuge nach Benevent von ihm abgefallen waren.

Als der König gegen die Byzantiner ausgezogen war, hatte er in Pavia dem Herzog Lupus von Friaul die königliche Regierung anvertraut. Dieser nun hatte während des Herrschers Abwesenheit übermütig und gewaltthätig geschaltet, da er hoffte, jener werde niemals wiederkehren. Aber die Bürger der Königsstadt schickten Gesandte an Grimwald und beklagten sich über den Herzog, und Grimwald ließ diesem sagen, er werde ihn nach seiner Heimkehr zur Rechenschaft ziehen. Im Bewußtsein seiner Schuld wartete indes Lupus die Rückkehr des Königs nicht ab, sondern floh nach Friaul und erregte hier einen Aufstand gegen den König. Grimwald wollte keinen Bürgerkrieg unter den Langobarden entzünden und ließ darum an den Chakan der Avaren die Aufforderung ergehen, mit Heeresmacht in Friaul einzufallen, um den Herzog Lupus zu vernichten. Der raubsüchtige Chakan ließ sich das nicht zweimal sagen; alsbald rückte er mit einer großen Schar in Friaul ein, und es kam zu einer furchtbaren Schlacht

Digitized by Google

zwischen Lupus und dem Chakan bei dem Orte Flovius, jetzt Fluß geheißen, der in dem Thale Wippach in Krain liegt.*) Drei Tage lang schlugen sich die Friauler mit den Avaren. Am ersten Tage warf Lupus das ungeheure Heer der Feinde mit geringem Verluste zurück, am zweiten ebenfalls, doch schon mit größerem Verluste, am dritten Tage errang er einen glänzenden, aber schwer erkauften Sieg; denn die Reihen der Seinigen waren schrecklich gelichtet. Am vierten Tage aber rückten aufs neue zahllose Scharen von Feinden heran, daß das kleine wackere Häuflein keinen Widerstand wagen konnte, sondern floh. Und auf der Flucht fand Herzog Lupus den Tod.

Nun ergossen sich die Avaren unaufhaltsam über das ganze Land Friaul, raubend, plündernd und brennend. Wer sich nicht hinter festen Mauern retten konnte, ward in die Sklaverei geschleppt oder ermordet. Als dies König Grimwald erfuhr, forderte er die Avaren auf, von der Verwüstung abzulassen. Sie aber ließen ihm sagen, sie hätten Friaul mit ihren eigenen Waffen erobert und dächten gar nicht daran, es gutwillig zu räumen. Da sah sich der König gezwungen, seine Langobarden zur Heeresfolge aufzubieten, um die schlimmen Gäste aus dem Lande zu jagen. Er zog nach Friaul, und als er ein Lager aufgeschlagen hatte, unfern dem Lager des Avarenkönigs, schickte dieser noch einmal Boten an ihn, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Grimwald hatte in der Eile nur ein kleines Heer zusammengebracht; aber er wußte, wie erzählt wird, die Avaren zu täuschen, so daß sie seine Schar für weit größer hielten, als sie wirklich war. Er zog nämlich die Verhandlungen absichtlich in die Länge und behielt die avarischen Gesandten einige Tage als seine Gäste bei sich im Lager. Während dieser Zeit hielt er täglich Heerschau, und dabei ließ er alle Tage seine Langobarden in verschiedener Kleidung und anderer Bewaffnung an sich und den Gesandten vorüberziehen, so daß die Gesandten glaubten, es seien immer andere Scharen und der König gebiete über ein unzähliges Heer. Zuletzt sagte Grimwald zu ihnen: „Mit dieser ganzen Heeresmacht, die ihr gesehen habt, werde ich unverweilt über die Avaren herfallen, wenn sie nicht schleunigst Friaul räumen.“ Die Gesandten kehrten zu ihrem König zurück und erzählten ihm von der gewaltigen Macht des Langobardenherrschers. Da zog der Chakan mit allen seinen Scharen alsbald wieder in sein Reich.

Arnefried, der Sohn des gefallenen Herzogs Lupus, war nach Kärnten zu den Slaven geflohen und fiel nachmals mit slavischen Scharen ins Land, um das Herzogtum Friaul an sich zu reißen. Allein die Friauler

*) Die Nordostmark des Langobardenreichs lief ein gutes Stück weiter nordöstlich als jetzt die italienische Grenze. Das langobardische Herzogtum Friaul umfaßte mithin auch Teile des heutigen Kärnten und Krain.

Digitized by Google

rückten ihm in geschlossenen Reihen entgegen, überfielen ihn und brachten ihn um. König Grimwald aber übergab das Herzogtum einem würdigen Manne Namens Wechthari. Dieser stammte aus der Stadt Vicenza und war seinem Volke ein gütiger und milder Herrscher. Als er einstmals nach Pavia gezogen war, hörten dies die Slaven, sammelten eine starke Heeresmacht, um die Stadt Friaul zu überfallen, und schlugen nicht weit davon ein Lager auf. Aber nach göttlicher Fügung war der Herzog schon am Abend vorher zurückgekehrt, ohne daß die Slaven davon eine Ahnung hatten. Da indes seine Grafen, „wie es zu gehen pflegt" sagt Paulus, sich bereits nach Hause zerstreut hatten, so rückte er am Morgen nur mit ganz wenigen Mannen — es sollen nicht mehr als fünfundzwanzig gewesen sein — gegen die Slaven aus. Diese lachten, als sie ein so winziges Häuflein herankommen sahen, und riefen spottend, da ziehe wohl der Patriarch von Aquileja mit seinen Pfaffen gegen sie zu Felde. Aber wie Wechthari an die Brücke über den Fluß Natisio kam, die jetzt noch die Slavenbrücke (Ponte de' Schiavi) heißt, wo jenseit die Slaven lagerten, da nahm er seinen Helm vom Haupte und gab sich ihnen dadurch zu erkennen; denn er hatte einen Kahlkopf. Kaum erblickten ihn die Slaven, so wurden sie ganz bestürzt und schrien, Wechthari sei da, und in jähem Schrecken dachten sie mehr ans Laufen als ans Kämpfen. Wechthari aber fiel über sie her und richtete ein solches Blutbad unter ihnen an, daß von fünftausend nur wenige mit dem Leben entkamen.

Eine oströmische Stadt, Forumpopuli genannt, die dem Könige auf seinem Zug gegen Konstans manchen Schaden angethan hatte, überfiel Grimwald ganz unvermutet und ließ fast alle Einwohner ermorden. Überhaupt hegte er gegen alles, was zu den Oströmern gehörte, einen unversöhnlichen Haß, weil sie ihm einst seine Brüder Taso und Kako so schändlich verraten hatten. Darum zerstörte er auch die Stadt Oderzo, wo jene ermordet worden waren, von Grund aus. Einen Bulgarenherzog, Namens Alzeko, der in friedlicher Absicht mit seinem Volke nach Italien kam, siedelte Grimwald im beneventanischen Gebiete an und verlieh ihm die Würde eines Gastalten. Mit dem Frankenkönig Dagobert dem Ersten schloß er einen Friedensbund, weshalb Perthari, die Macht Grimwalds selbst in der Fremde fürchtend, Gallien verließ und nach Britannien floh, um bei einem König der Sachsen Schutz zu suchen. So groß war Grimwalds Ansehen. Aber er hielt auch im Innern des Reichs streng auf Ordnung und Recht und fügte, wie schon früher bemerkt worden ist, etliche Zusätze zu Rotharis Gesetzbuch hinzu. Namentlich schränkte er den Mißbrauch des Zweikampfes ein, der damals so überhand genommen hatte, daß der Stärkere sein Recht gegen den Schwächeren immer mit dem Schwert entscheiden wollte, wobei er natürlich fast immer Recht behielt.

Digitized by Google

Über des gewaltigen Königs Tod erzählt Paulus Diakonus, er habe einst zur Ader gelassen und neun Tage in seinem Palast gesessen. Da nahm er seinen Bogen zur Hand, um eine Taube zu schießen; aber dabei brach die Ader an seinem Arme wieder auf, und die Ärzte legten ihm vergiftete Heilmittel darauf und führten so den Tod des kraftvollen Greises herbei. Er war von gewaltigem Körperbau, kahlem Haupte und starkem Barte; an Kühnheit kam niemand ihm gleich, und auch im klugen Rate übertraf ihn keiner. Der Leib des Königs — er war eifriger Katholik gewesen — wurde in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Pavia bestattet, die Grimwald selbst hatte erbauen lassen. Da sein Sohn Romwald gestorben war, so hinterließ er die Herrschaft seinem zweiten Sohne Garibald, den ihm König Ariperts Tochter geboren hatte. Aber dieser war noch ein Kind.

16. Pertharis Rückkehr und König Kuninkperts Schicksale.

(Von 672 bis 700.)

Damals geschah es, daß Perthari — wie der Volksmund erzählt — aus dem Frankenreiche schied und ein Schiff bestieg, um nach der britannischen Insel überzusetzen. Als aber das Fahrzeug eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, erscholl von der Küste her eine Stimme, die rief: „Ist Perthari auf diesem Schiffe?“ Und als geantwortet ward, er sei allerdings hier, rief die Stimme weiter: „So meldet ihm, er möge heimkehren in sein Vaterland; denn heute ist der dritte Tag, seit Grimwald aus dieser Welt geschieden ist.“ Sogleich kehrte Perthari um, konnte aber, als er das Ufer erreicht hatte, weit und breit niemand finden. Deshalb glaubte er, daß es kein Mensch, sondern ein göttlicher Bote gewesen sein müßte, der ihm Grimwalds Tod verkündete. Da zog er unverweilt dem Vaterlande zu und als er die italienische Landesmark überschritt, fand er dort schon alle seine Getreuen versammelt und zog mit königlichem Gepränge in Pavia ein. Der Knabe Garibald mußte mit seinen Anhängern fliehen. Drei Monate nach Grimwalds Tode ward Perthari von den Langobarden feierlich zum König gekrönt.

Sogleich nach seiner Heimkehr sandte Perthari nach Benevent und ließ von da seine Gemahlin Rodelinde und seinen Sohn Kuninkpert zu sich holen. Dann erbaute er in Pavia an der Stelle am Ticinofluſſe, wo ihm einst die Flucht vor Grimwald gelungen war, ein Jungfrauenkloster zu Ehren der heiligen Agathe, das er mit vielem Gut ausstattete; die Königin Rodelinde aber gründete vor den Mauern von Pavia eine Kirche der Jungfrau Maria. Sie wurde ad perticas d. i. „zu den Stangen“ genannt, ein Name, der von einer langobardischen Sitte her-

Digitized by Google

rührt. Wenn nämlich jemand im Kriege oder sonstwo umgekommen war, so pflegten seine Blutsfreunde auf ihren Erbbegräbnissen eine Stange zu errichten, auf deren Spitze sie eine hölzerne Taube befestigten; diese war nach der Gegend hingewandt, wo der Geliebte gestorben war; und so konnte man immer sehen, wo der Tote seine Ruhestätte habe. Solcher Stangen standen bei jener Kirche eine große Anzahl.

Paulus Diakonus rühmt von Perthari, er sei ein gottesfürchtiger, gläubiger Katholik gewesen, der fest an der Gerechtigkeit gehalten und den Armen reichliche Almosen gespendet habe. Diesem Charakter entsprechend war auch des Königs Regierung durchaus friedlich. Sieben Jahre herrschte er zuerst allein, dann (zu Anfang des Jahres 679) nahm er seinen Sohn Kuninkpert zum Mitherrscher an, mit dem gemeinsam er noch weitere zehn Jahre in fast ununterbrochenem Frieden regierte.

Nur ein Mann störte die Ruhe, deren das Langobardenreich sich erfreute. Noch bei Pertharis Lebzeiten empörte sich Alachis, der Herzog von Trient, zu wiederholten Malen und rief blutigen Streit hervor, der vielen das Leben kostete. Mehrmals wollte der König den Unruhstifter töten lassen; doch ließ er immer wieder Gnade vor Recht ergehen, bewogen durch die Fürbitte seines Sohnes Kuninkpert, welcher hoffte, der Begnadigte werde sich nun aus Dankbarkeit treu beweisen. Ja, Kuninkpert wußte seinen Vater sogar zu überreden, daß er dem Alachis noch das Herzogtum Brescia verlieh. Perthari warnte davor und sagte zu seinem Sohne, er thue dies zu seinem eigenen Verderben; denn der Feind werde einst die Mittel, die Kuninkpert ihm an die Hand gebe, gegen ihn benutzen und ihm die Krone vom Haupte reißen.

Nachdem nun Perthari siebzehn Jahre lang, zuerst allein, dann mit seinem Sohne gemeinsam, die Langobardenkrone getragen hatte, schied er durch einen sanften Tod aus dem Leben (688) und wurde in der Kirche des Erlösers, die sein Vater Aripert erbaut hatte, beigesetzt. Er war von würdigem Äußern und voller Gestalt gewesen und ein herzlich guter, sanfter und milder Mann. So führte nun Kuninkpert allein die Herrschaft und nahm die vornehme Angelsächsin Hermelinde zum Weibe.

Alachis aber vergaß gar bald die großen Wohlthaten, die ihm Kuninkpert erwiesen, und ebenso den Treueid, den er ihm geleistet hatte, und führte seinen längst geplanten Verrat aus. Mit Hilfe zweier angesehener Bürger von Brescia, der Brüder Aldo und Grauso, und etlicher anderer Langobarden bemächtigte er sich, während Kuninkpert gerade abwesend war, der Herrschaft und des königlichen Palastes zu Pavia. Sobald dies der König erfuhr, entfloh er auf jene kleine Insel im Comersee, auf der einst der Römer Francio und später der Herzog Gaidulf langobardischen Königen Trotz geboten hatten, und verschanzte sich hier durch starke Be-

Digitized by Google

festigungen. Über alle, die ihn liebten, kam infolgedessen eine große Angst und Verwirrung, besonders über die Priester und Geistlichen, welche Alachis als ein Arianer grimmig haßte. Schon als er den Königspalast in Pavia einnahm, hatte er einen würdigen Diakon, der ihm den Segen seines bischöflichen Herrn überbringen wollte, mit harten Worten angefahren und verhöhnt. Darum fürchteten sie den Anmaßer und wünschten den frommen Kuninkpert sehnlichst zurück. Und nicht allzulange sollte der rohe Kronenräuber sich der angemaßten Herrschaft erfreuen.

Eines Tages war Alachis damit beschäftigt, auf dem Tische Goldschillinge zu zählen. Da rollte eine der Münzen herab, und der Sohn des Aldo, noch ein kleines Kind, bückte sich, hob sie auf und gab sie dem Alachis wieder. Da sprach dieser: „Von den Dingern da hat dein Vater mehr als genug; wenn mich aber nicht alles täuscht, so wird er sie nächstens mir geben müssen.“ Er meinte natürlich, das Knäblein verstehe nicht, was er rede. Aber als der Kleine abends nach Hause kam und sein Vater ihn fragte, was der König heute mit ihm gesprochen habe, berichtete jener getreulich, was geschehen war und was Alachis gesagt hatte. Darüber erschrak Aldo heftig, rief sogleich seinen Bruder Grauso zu sich und erzählte ihm die argen Worte des Königs. Schnell hielten sie mit ihren Freunden und Vertrauten Rat, wie sie dem Tyrannen die Herrschaft wieder entreißen könnten, bevor sie alle zu Schaden kämen. In der Frühe des nächsten Morgens gingen sie in den Palast und sprachen zu Alachis: „Warum bleibst du nur immer in deiner Burg? Siehe, die ganze Stadt und alles Volk ist dir treu, und jener Säufer Kuninkpert ist so heruntergekommen, daß kaum noch ein Mensch zu ihm hält. Auf, ziehe einmal hinaus auf die Jagd und übe dich mit deinen Degen im Waidwerk! Wir wollen dir einstweilen mit deinen übrigen Getreuen diese Stadt hüten. Ja, wir versprechen sogar, dir in nächster Zeit das Haupt deines Feindes Kuninkpert herzubringen.“ Durch solche Worte ließ sich Alachis wirklich bethören, zog mit seinen Gesellen hinaus in den weiten Stadtwald und überließ sich dort der Jagd und allerlei Lustbarkeit.

Unterdessen eilten Aldo und Grauso nach dem Comersee, bestiegen ein Boot und fuhren zu Kuninkpert hinüber. Als er sie vor sich gelassen hatte, warfen sie sich ihm zu Füßen, gestanden ein, daß sie schändlich gegen ihn gehandelt hätten, gelobten für die Zukunft stete Treue und erzählten ihm, wie Alachis Böses wider sie im Schilde führe und welchen Rat sie ihm zu seinem Verderben gegeben hätten. So sprachen sie weinend, und auch der gute König konnte die Thränen nicht zurückhalten. Er versicherte sie seiner Huld und Gnade. Dann ward ein Tag bestimmt, an welchem Kuninkpert nach Pavia kommen und die Königsstadt wieder zuhanden nehmen sollte. Und so geschah es auch. Am festgesetzten Tage erschien Kuninkpert

Digitized by Google

mit einem kleinen Gefolge vor dem Stadtthor. Mit Freuden ward er eingelassen und in festlichem Zuge in seinen Palast geführt. Da kamen sogleich alle Bürger, vor allem der Bischof und die ganze Geistlichkeit, arm und reich und alt und jung herbeigeströmt und drängten sich weinend zu ihm; ein jeder wollte ihn begrüßen und umarmen. Alle waren von unsäglicher Freude trunken und priesen Gott, daß er ihrem geliebten rechtmäßigen Könige die Heimkehr vergönnte; und Kuninkpert, überwältigt von solcher Treue, hatte für jeden ein herzliches Wort und küßte ihrer, soviel er konnte. Alsbald ward nun ein Bote an Alachis gesandt mit der Meldung: Aldo und Grauso hätten ihr Versprechen erfüllt und ihm Kuninkperts Haupt, ja nicht nur dies, sondern den ganzen Leib dazu gebracht; er sitze bereits im Palast. Als der Anmaßer dies vernahm, ward er über die Maßen bestürzt, knirschte vor Wut mit den Zähnen und stieß wilde Drohungen gegen Aldo und Grauso aus. Nachdem er sich wieder ermannt hatte, zog er mit seinem Gefolge rasch in die östlichen Provinzen des Reichs. Hier brachte er mehrere Städte durch Versprechungen und Drohungen auf seine Seite. Als die Friauler in hellen Haufen dem König Kuninkpert zu Hilfe ziehen wollten, legte sich Alachis bei einer Brücke über den Fluß Livenza in einen Hinterhalt, hielt die Nichtsahnenden, die in einzelnen Scharen daher kamen, fest und zwang sie, ihm Treue zu schwören. Inzwischen war auch Kuninkpert nicht unthätig gewesen und war ausgezogen, den Kronenräuber zu bekämpfen. In der Ebene von Kornate an der Adda schlugen beide Heere unfern voneinander ihre Lager auf (692).

Bevor aber die Schlacht begann, sandte der wackere Kuninkpert an Alachis einen Boten, durch den er ihn zum Zweikampf aufforderte, damit ihren Mannen unnützes Blutvergießen erspart bleibe. Doch Alachis wollte sich darauf durchaus nicht einlassen. Und als nun einer seiner Mannen, der aus Tuscien stammte, ihm leise und zornig zuredete, mutig gegen Kuninkpert zu streiten, versetzte Alachis: „Du weißt nicht, was du redest. Ist Kuninkpert auch blöden Verstandes, so besitzt er doch unglaubliche Kühnheit und Stärke. Als wir noch junge Leute waren, wurden in seines Vaters Hofe einige mächtig große Widder gehalten. Die packte er einst an der Wolle des Rückens und hob so einen nach dem andern mit ausgestrecktem Arm vom Boden auf; ich aber vermochte das nicht.“ Wie jener Krieger das hörte, sprach er: „Wenn du nicht soviel Herz hast, den Zweikampf mit Kuninkpert zu wagen, so will ich auch nicht länger dein Dienstmann sein.“ Und mit diesen Worten kehrte er ihm den Rücken und ritt augenblicklich zu Kuninkpert hinüber, dem er alles erzählte.

Schon rückten die Heere zur Schlacht aus. Da trat aus Kuninkperts Reihen ein junger Priester hervor, Seno mit Namen, der Diakon von

Digitized by Google

Pavia und Pfleger der St. Johanniskirche daselbst war und den König herzlich liebte. Dieser ging in des Königs Zelt und sprach zu Kuninkpert folgende Worte: „Mein Herr und König! unser aller Leben ruht in deinem Heil; denn fällst du in der Schlacht, so wird der Tyrann uns mit allen erdenklichen Qualen umbringen. Laß dir also meinen Rat gefallen! Gieb mir deine Waffenrüstung; dann will ich in den Streit ziehen und mit jenem Bösewicht kämpfen. Falle ich, so kannst du den Schaden leicht wieder gut machen; siege ich aber, so wird dir um so größerer Ruhm zuteil werden, weil du durch deinen Knecht gesiegt hast." Der König dankte dem Jüngling für seine Treue, weigerte sich aber beharrlich auf seinen Vorschlag einzugehen, obgleich auch alle seine Getreuen, die um ihn waren, ihn unter Thränen baten, den Priester gewähren zu lassen. Endlich ließ er sich, obwohl ungern, durch ihr inständiges Bitten bewegen nachzugeben, übergab dem Diakon seinen Harnisch und Helm, die Beinschienen und andre Waffenstücke und entsandte ihn an seiner Statt in den Kampf. Es war aber dieser Priester ganz von gleicher Gestalt und Haltung wie Kuninkpert, so daß ihn, als er nun gewappnet aus dem Zelte trat, jedermann für den König hielt. Die Schlacht begann, und es ward mit aller Macht gestritten. Der Priester suchte den Kronenräuber und rief ihn, als er ihn fand, sogleich zum Zweikampf. Da nahm Alachis alle seine Kraft zusammen und focht mit solcher Wut, daß sein Gegner nach tapfrer Gegenwehr tot vom Rosse sank. So starb der Diakon Seno den schönen Tod für seinen König. Wie ihm aber der Sieger das Haupt abschlagen wollte und den Helm abnahm, erkannte er, daß er nicht den König, sondern einen Geistlichen getötet hatte. Da schrie er wütend: „Verflucht! nichts habe ich gewonnen. Um einen Pfaffen zu erschlagen, zog ich in den Kampf. Aber das schwöre ich jetzt: erring' ich den Sieg, so will ich einen ganzen Brunnen mit Pfaffennasen füllen."

Als nun der wackere Priester gefallen war und Kuninkpert merkte, daß die Seinen, weil sie den Getöteten für den König hielten, die Schlacht für verloren ansahen, gab er sich ihnen sogleich zu erkennen und stärkte dadurch aller Herzen zu neuer Siegeszuversicht. Die Reihen ordneten sich wiederum; hier rüstete sich Kuninkpert, dort Alachis zur Schlacht. Bald waren beide Heere wieder handgemein. Da sprengte Kuninkpert den Seinigen voran und rief dem Alachis mit lauter Stimme zu: „Siehe, wieviel Volkes hier versammelt ist! Wozu sollen so große Scharen zu Grunde gehen? Laßt uns beide den Einzelkampf mit den Schwertern versuchen! und wem von uns der Herr den Sieg verleiht, dem soll das ganze Volk heil und unversehrt gehorchen." Da umringten den Alachis seine Mannen und drangen in ihn mit Bitten und zornigen Worten, zu thun, was Kuninkpert vorschlug. Er aber schüttelte sein bleiches Antlitz und sprach: „Ich kann

Digitized by Google

nicht mit ihm kämpfen. Denn ich sah über ihm den Erzengel Michael schweben, bei dem ich ihm einst Treue schwur." Da sagte einer seiner Mannen gerade heraus: „Vor Angst siehst du am lichten Tag Gespenster. Sprich nur nicht von Schwur und Treue! Über solche Kleinigkeiten bist du ja längst hinaus." Auf einen Wink von Alachis erdröhnten die Schlachthörner; ein blutiger Kampf begann, bis endlich der Tyrann vom Rosse sank und seine Seele aushauchte. Seine Scharen ergriffen, als sie des Führers Untergang vernahmen, die Flucht; aber wen das Schwert nicht erreichte, der fand in den reißenden Wellen des Addaflusses sein Ende. Dem Leichnam des Alachis schlug man das Haupt und die Beine ab; der ungestalte Rumpf blieb auf der Walstatt liegen. Die Friauler Mannschaft nahm an dieser Schlacht keinen Teil, weil sie wider ihren Willen dem Alachis geschworen hatte und doch auch nicht gegen den rechtmäßigen König kämpfen wollte. Der König aber, dem Gott den Sieg verliehen hatte, kehrte unter dem Frohlocken des Volkes in festlichem Gepränge nach Pavia zurück. Hier ließ er den Leichnam des edlen Priesters Seno, der so hochherzig für ihn in den Tod gegangen war, in der Kirche des heiligen Johannes feierlich beisetzen. Auf der Ebene, wo er den Sieg über Alachis errungen hatte, erbaute er ein Kloster zu Ehren des kriegerischen Heiligen Georg. —

Später geschah es, daß die Brüder Aldo und Grauso sich in eine Verschwörung gegen Kuninkpert einließen, und als dieser davon Kunde erhielt, pflog er geheimen Rat mit seinem Marpais oder Stallmeister, wie er die beiden gefangen nehmen und hinrichten lasse wolle. Die Sage berichtet aber folgendes seltsame Ereignis. Während der König und sein Marschall miteinander redeten, saß an dem Fenster, wo sie standen, eine große Fliege. Kuninkpert schlug mit dem Messer nach ihr, um sie zu töten, traf aber nicht recht und schnitt ihr nur ein Bein ab. Die Fliege flog mit großem Gesumm davon. Aldo und Grauso wollten, da sie nichts ahnten, eben nach dem Königspalast gehen und schritten gerade an der St. Romanuskirche vorüber. Da begegnete ihnen ein hinkender Mann, dem ein Bein fehlte; der sagte: „Geht nicht zum Könige; sonst werdet ihr umgebracht." Die beiden erschraken heftig und flohen in die Kirche, wo sie sich an den Altar setzten. Nicht lange danach meldete man dem König, Aldo und Grauso hätten sich in die Romanuskirche geflüchtet. Da machte Kuninkpert seinem Marschalk Vorwürfe, warum er die beiden Brüder gewarnt hätte. Dieser aber versetzte: „Mein Herr und König, du weißt doch, daß ich seit unserer Unterredung dir nicht aus den Augen gegangen bin. Wie sollte ich also einem andern etwas davon verraten haben?" Darauf schickte der König einen Boten an Aldo und Grauso und ließ sie fragen, warum sie zu der heiligen Stätte geflohen seien. Sie antworteten:

Digitized by Google

„Weil uns gesagt ward, der König trachte uns nach dem Leben." Abermals sandte Kuninkpert den Boten und ließ fragen, wer es gewesen sei, der ihnen das gesagt hätte; wenn sie das nicht gestänben, dürften sie keine Gnade von ihm erwarten. Da erzählten jene der Wahrheit gemäß, daß ein Hinkender mit einem Bein und Stelzfuß ihnen begegnet sei und sie vor dem drohenden Unheil gewarnt habe. Sobald dies dem Könige gemeldet ward, mußte er jener Fliege gedenken, der er einen Fuß abgeschlagen hatte, und er merkte, daß das Insekt ein Geist gewesen und der Verräter seines Anschlags geworden sei. Sofort ließ er die beiden Brüder auf Königswort seines Schutzes versichern und entbot sie zu sich in den Palast. Hier verzieh er ihnen und nahm sie unter sein nächstes Gefolge auf, und sie blieben ihm von nun an treu ergeben.

Nachdem Kuninkpert zwölf Jahre lang*) allein über die Langobarden geherrscht hatte, schied der von allen seinen Unterthanen geliebte Fürst im Jahre 700 aus diesem Leben. Er war ein schöner Mann, in dessen milden Zügen sich seine große Herzensgüte wiederspiegelte; dabei war er ein mannhafter Held und von gewaltiger Leibeskraft. Seine Langobarden bestatteten ihn unter reichlichen Thränen zu Pavia in der Kirche des heiligen Erlösers, wo schon sein Vater und sein Großvater ruhten. Eine teilweise noch heute erhaltene Grabschrift preist den gütigen König als den Vater und Hirten Italiens.

17. Liutpert, Aripert der Zweite und Ansprand; Ferdulf und Argait wider die Slaven.

(Von 700 bis 712.)

Kuninkpert hinterließ das Reich seinem noch nicht wehrhaften Sohne Liutpert, dem er als Vormund den weisen Ansprand, einen Mann von erlauchtem Geschlecht, zur Seite stellte. Im Anfang erhielt die Liebe des Volkes zu des guten Kuninkperts Kinde und die Achtung vor dem verständigen Reichsverweser alles in friedlicher Ruhe. Aber nun war nach Grimwalds Tode jener Raginpert, Godeperts Sohn, zurückgekehrt, den seine Freunde nach Godeperts Ermordung ins Ausland geflüchtet und dort erzogen hatten. Perthari oder Kuninkpert hatte diesen seinen nächsten Verwandten zum Herzog von Turin erhoben, und er hatte sich zu großer Macht emporgeschwungen. Jetzt glaubte er ein näheres Anrecht auf den Thron zu haben als Liutpert und rückte deshalb mit gewaltiger Heeresmacht gegen Pavia heran. Ansprand, dem der Herzog Rothari von Bergamo

*) Mit Einrechnung der beiden Jahre, wo er durch Alachis der Krone beraubt war.

Digitized by Google

zu Hilfe kam, zog ihm entgegen und wurde in offener Feldschlacht bei Novara besiegt. Darauf riß Raginpert die Herrschaft an sich. Aber noch in demselben Jahre starb er.

Für den jungen Liutpert sollte indes der Tod Raginperts keine Früchte tragen. Denn des Anmaßers Sohn Aripert nahm (701) den Kampf um die Krone sofort auf, und als es abermals zu einer großen Schlacht — diesmal bei Pavia, der Königsstadt selbst — kam, wurden Liutperts Anhänger geschlagen und der junge König gefährlich verwundet und gefangen genommen. Ansprand entkam auf die Insel im Comersee und setzte sich dort zu Wehr. Den Herzog Rothari von Bergamo, der sich jetzt selber zum König aufwarf, überzog Aripert mit Krieg, belagerte seine Hauptstadt und eroberte sie mit Hilfe seiner Sturmböcke. Den Herzog nahm er gefangen, ließ ihm Haupthaar und Bart scheren und verbannte ihn nach Turin, wo er nach einiger Zeit auf Ariperts Befehl umgebracht ward. Ebenso ließ der grausame König den beklagenswerten jungen Liutpert im Bade das Leben nehmen. Als er ein Heer gegen Ansprand abschickte, entfloh dieser (702) zu dem bairischen Herzog Theodebert, an dessen Hofe zu Salzburg er neun Jahre lebte. Die Feste auf der Insel Comacina ließ Aripert zerstören und Ansprands Familie gefangen hinwegschleppen.

Auch Ansprands Söhne, Sigiprand und Liutprand, waren dem König in die Hände gefallen. Jenem befahl er die Augen auszustechen und wütete in ähnlicher Weise gegen alle, die dem Ansprand blutsverwandt waren. Nur dem jungen Liutprand that er nichts zu Leide, weil er ihm gänzlich ungefährlich schien. Ja, er erlaubte ihm sogar, zu seinem Vater in das Baiernland zu ziehen. „Daß dies," sagt Paulus, „auf Geheiß des allmächtigen Gottes geschah, der ihn zu der Leitung des Reiches vorbereiten wollte, daran läßt sich nicht zweifeln." Liutprand also kam nach Baiern zu des Vaters unaussprechlicher Freude. Aber Ansprands Gattin Theuderada und ihrer schönen Tochter Aurona ließ der unbarmherzige Tyrann Nase und Ohren abschneiden.

Damals trug in Friaul ein streitsüchtiger und hochmütiger Mann, Namens Ferdulf, den Herzogshut. Seine Ruhmsucht brachte ihm selbst und den Friaulern großen Schaden. Bloß um der Ehre des Sieges willen bestach er nämlich etliche Slaven in Kärnten mit vielem Gelde, daß sie in Friaul einbrachen, wodurch großes Ungemach über die Bewohner kam. Die räuberischen Horden überfielen nämlich die Schafhirten, die unweit der Grenze ihre Herden weideten, und schleppten letztere als Beute hinweg. Argait, der Schultheiß jener Gegend und ein sehr wackerer Mann, verfolgte sie zwar, konnte sie aber nicht einholen. Wie er nun zurückkehrte, begegnete ihm unterwegs der Herzog Ferdulf mit einer Schar Gewappneter. Ihn verdroß es heftig, daß er nicht selbst die Räuber erwischt hatte.

Digitized by Google

Hochfahrend wandte er sich an Argait mit der Frage, wo er denn seine Gefangenen habe. Der würdige Schultheiß antwortete: „Herr, ich kam zu spät; die Räuber waren leider schon über die Grenze entflohen.“ Da rief Ferdulf höhnisch: „Wann hättest du auch eine kühne That vollbringen können? Nicht umsonst heißt du Argait; ein Arger (Feiger)*) bist du stets gewesen.“ Dem tapfern Mann kochte das Blut ob solcher Beschimpfung, doch bezwang er sich und sagte nur: „Gott gebe, daß wir beide nicht aus dem Leben scheiden, ehe man erkannt hat, wer der Arge sei, ich oder du.“ So trennten sie sich in bitterer Feindschaft. Nicht lange danach aber begab es sich, daß, durch Ferdulfs Geldsummen herbeigelockt, ein noch viel größerer Schwarm von Slaven ins Land brach. Hoch oben auf dem Gipfel eines steilen Berges schlugen sie ihr Lager auf, so daß es fast unmöglich war, ihnen beizukommen. Spähend umritt der Herzog mit seinem Heere den Berg, eine ebenere Stelle suchend, wo ein Angriff gewagt werden könnte. Da sprengte Argait an Ferdulf heran und sprach: „Erinnere dich, Herzog, daß du mich einen Argen oder Feigling gescholten hast. Heute soll sich zeigen, wer von uns der Arge ist. Wohlan denn, frisch den Berg hinauf! Gottes Zorn soll den treffen, der von uns beiden zuletzt oben bei den Slaven ist!“ Damit schwenkte er sein Roß herum und begann den steilen Abhang gegen das Lager der Feinde hinauf zu reiten. Ferdulf schämte sich, wollte jenem nicht an Tapferkeit nachstehen, spornte gleichfalls sein Roß und folgte Argait auf dem gefährlichen Pfade. Die Seinen wollten ihren Herrn auch nicht in der Not verlassen und begannen ebenfalls den abschüssigen Felsen hinanzuklimmen. Die Slaven hatten einen leichten Kampf gegen die Tollkühnen. Sie schleuderten von oben große Steine und Wurfbeile herab und richteten so mehr als mit den Schwertern aus, warfen sie von den Pferden und machten die meisten nieder. So fielen die wahnsinnigen Angreifer fast bis auf den letzten Mann, und die Slaven errangen nicht durch Heldenkraft, sondern durch glücklichen Zufall den Sieg. Fast der ganze Adel von Friaul sank an diesem Unglückstage dahin; auch Herzog Ferdulf war unter den Toten, und nicht weit von ihm lag Argaits Leiche. So kamen durch dieser beiden Männer schlimmen Zank und thörichte Eifersucht viele gute Helden ums Leben, die mit Eintracht und Klugheit Tausende von Feinden hätten überwinden können. Nur einem einzigen Langobarden, mit Namen Munichis, einem Mann von vornehmer Geburt, gelang damals

*) Langobardisch: Arga. In Rotharis Gesetzbuch steht geschrieben: „Wenn einer einen andern im Zorn einen Arga schilt und er kann es nicht leugnen und sagt, er habe ihn nur so im Zorn gescholten, so soll er eidlich erklären, daß er ihn nicht als einen Arga kenne, und hierauf für die Kränkung zwölf Solidi zahlen. Bleibt er aber dabei und sagt, er könne das im Zweikampf beweisen, so beweise er es, wenn er kann, oder er zahle wie oben.“

Digitized by Google

ein trefflich Heldenstück. Wie er nämlich vom Pferde geworfen war und ihm ein Slave, der sich augenblicklich auf ihn stürzte, die Hände mit Stricken gebunden hatte, wand er noch mit gefesselten Händen dem Slaven den Speer aus der Rechten, durchbohrte ihn damit und rollte sich dann gebunden, wie er war, den steilen Berg hinunter, und so entkam er.

Nach Ferdulfs Untergang setzte Aripert den Korvulus als Herzog in Friaul ein, entkleidete ihn aber bald darauf wegen einer Beleidigung wieder dieser Würde und ließ ihn blenden. Hierauf aber erhielt ein verständiger und würdiger Mann Namens Pemmo das Herzogtum, der dem Lande vielen Segen brachte. Seine Gemahlin hieß Ratperga, ein bescheidenes Weib, aber von bäurischem Aussehen. Diese bat öfters ihren Gatten, er möge sie verstoßen und sich ein anderes Weib suchen, das einem so mächtigen Herrn besser als Gemahlin anstehe. Aber er, ein verständiger Mann, sagte, ihr demütiges und ehrerbietiges Benehmen und ihre Sittsamkeit gefalle ihm mehr als Schönheit des Leibes. Mit dieser Frau zeugte Pemmo drei Söhne, Ratchis, Ratchait und Ahistulf, lauter treffliche Männer, welche durch ihre Geburt die Niedrigkeit der Mutter zu Ehren brachten und von denen zwei die Krone der Langobarden getragen haben. Herzog Pemmo war es auch, der die Söhne all der Edlen, die in jener Schlacht gegen die Slaven gefallen waren, zu sich nahm und sie mit seinen eigenen Söhnen erziehen ließ, als wären sie sein Fleisch und Blut. Ein Ereignis, das an jenen Kampf anknüpft, sei sogleich an dieser Stelle noch erwähnt, obwohl es nicht mehr unter die Regierung Ariperts, sondern unter die Liutprands fällt. Etwa zwanzig Jahre nach dem Unglückstage, wo Ferdulfs und Argaits Hader so großes Leid über die Friauler brachte, fielen die Slaven abermals und zwar in ungeheurer Anzahl in Friaul ein. Der alte Herzog Pemmo aber überraschte die Sorglosen und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an, während auf Seite der Langobarden nur ein einziger Mann, ein hochbetagter Greis Namens Sigwald, ums Leben gekommen sein soll. Dieser hatte in der Schlacht, wo Herzog Ferdulf fiel, zwei Söhne verloren. Seitdem fühlte er nur einen Wunsch, für den Tod seiner Kinder an den Slaven Rache zu nehmen. Zweimal schon hatte er auf kühnen Streifzügen in das Land der Feinde seinen Zorn gekühlt, und auch jetzt eilte er allen andern voran in den Kampf; „denn," sagte er zu denen, die ihn seines hohen Alters wegen zurückhalten wollten, „nun habe ich den Mord meiner Söhne genugsam gerächt und brauche nicht länger zu leben. Freudig will ich den Tod begrüßen, wann und wo er mich trifft." Und ihm geschah, wie er gewünscht hatte; von allen Langobarden war er der einzige, der in dieser Schlacht fiel. —

König Aripert suchte seine Frömmigkeit dadurch zu beweisen, daß er dem päpstlichen Stuhl zu Rom die alten Kirchengüter im ligurischen Apennin

Digitized by Google

wieder schenkte*) und eine prächtige Urkunde darüber nach Rom sandte. Sonst weiß der Geschichtschreiber, abgesehen von den oben schon berührten Mordthaten und Grausamkeiten, nichts aus seiner elfjährigen Regierung zu berichten als, daß er „ein frommer Mann und ein Freund der Gerechtigkeit gewesen sei," ein Lob, zu dessen Bekräftigung er selbst freilich nichts weiter anführen kann als jene Schenkung und daß er öfters bei Nacht unerkannt ausgegangen und sich in andern Städten herumgetrieben habe, um zu erlauschen, was die Leute von ihm redeten und ob die Richter überall ihre Schuldigkeit thäten. Wir haben nun noch den Ausgang dieses Königs zu erzählen.

Nachdem Ansprand, wie bereits erwähnt ward, neun Jahre im Baierland in der Verbannung zugebracht hatte, bewog er endlich zu Anfang des zehnten Jahres (712) den Herzog Theodebert, seinen Beschützer, zu einem Feldzug gegen Aripert. Ein bairisches Heer rückte in Italien ein und lieferte ihm eine blutige Schlacht, wahrscheinlich am südlichen Ausgang der Alpen. Die Schlacht blieb unentschieden; als aber die Nacht dem Morden ein Ende machte, räumten die Baiern zuerst das Feld, und Ariperts Heer nahm deshalb die Ehre des Sieges für sich in Anspruch. Allein der König selbst muß andrer Meinung gewesen sein; denn er brach das Lager ab und zog sich gen Pavia zurück. Dadurch entmutigte er seine Leute und gab dem Feinde neue Kühnheit; ja, die Seinen wurden sogar schwierig und machten Miene zu Ansprand überzugehen. Bald nachdem er in die Stadt eingezogen war, mußte er die Erfahrung machen, daß er sich sein Heer entfremdet habe; deshalb folgte er dem Andrängen seiner Ratgeber, nach dem Frankenreiche zu fliehen. In der Nacht entwich er aus seinem Palast und nahm dabei soviel Gold als möglich mit. Als er aber über den Ticino schwimmen wollte, zog ihn die goldene Last auf den Grund, und er starb in den Wellen eines unrühmlichen Todes. Sein Leichnam wurde am nächsten Tage aufgefischt, in den Palast gebracht und mit gebührenden Ehren in der Erlöserkirche, die sein Urgroßvater Aripert erbaut hatte, beigesetzt.

Nach dem Begräbnis Ariperts des Zweiten nahm Ansprand das Königreich, ohne daß jemand Einspruch erhob, zuhanden, denn er stand im Ruf eines weisen und wohlwollenden Mannes und besaß in der That eine Klugheit, in der sich wenige mit ihm vergleichen konnten. Aber schon nach drei Monaten fiel der treffliche Herrscher in eine tödliche Krankheit. Er erlebte noch die Freude, daß die Langobarden, als sie sein Ende kommen sahen, seinen Sohn Liutprand zum König erkoren. Dann starb er, im Juni 712.

*) In der Provinz „Cottische Alpen". Siehe die Anmerkung S. 39. Es handelte sich nicht um eine Landschenkung, sondern nur um Wiederanerkennung des päpstlichen Eigentumsrechts über die Kirchengüter jener Provinz, das den Päpsten durch die Gründung des Langobardenreiches verloren gegangen war.

Digitized by Google

ein trefflich Heldenſtück. Wie er nämlich vom Pferde geworfen war und ihm ein Slave, der ſich augenblicklich auf ihn ſtürzte, die Hände mit Stricken gebunden hatte, wand er noch mit gefeſſelten Händen dem Slaven den Speer aus der Rechten, durchbohrte ihn damit und rollte ſich dann gebunden, wie er war, den ſteilen Berg hinunter, und ſo entkam er.

Nach Ferdulfs Untergang ſetzte Aripert den Korvulus als Herzog in Friaul ein, entkleidete ihn aber bald darauf wegen einer Beleidigung wieder dieſer Würde und ließ ihn blenden. Hierauf aber erhielt ein verſtändiger und würdiger Mann Namens Pemmo das Herzogtum, der dem Lande vielen Segen brachte. Seine Gemahlin hieß Ratperga, ein beſcheidenes Weib, aber von bäuriſchem Ausſehen. Dieſe bat öfters ihren Gatten, er möge ſie verſtoßen und ſich ein anderes Weib ſuchen, das einem ſo mächtigen Herrn beſſer als Gemahlin anſtehe. Aber er, ein verſtändiger Mann, ſagte, ihr demütiges und ehrerbietiges Benehmen und ihre Sittſamkeit gefalle ihm mehr als Schönheit des Leibes. Mit dieſer Frau zeugte Pemmo drei Söhne, Ratchis, Ratchait und Ahiſtulf, lauter treffliche Männer, welche durch ihre Geburt die Niedrigkeit der Mutter zu Ehren brachten und von denen zwei die Krone der Langobarden getragen haben. Herzog Pemmo war es auch, der die Söhne all der Edlen, die in jener Schlacht gegen die Slaven gefallen waren, zu ſich nahm und ſie mit ſeinen eigenen Söhnen erziehen ließ, als wären ſie ſein Fleiſch und Blut. Ein Ereignis, das an jenen Kampf anknüpft, ſei ſogleich an dieſer Stelle noch erwähnt, obwohl es nicht mehr unter die Regierung Ariperts, ſondern unter die Liutprands fällt. Etwa zwanzig Jahre nach dem Unglückstage, wo Ferdulfs und Argaits Hader ſo großes Leid über die Friauler brachte, fielen die Slaven abermals und zwar in ungeheurer Anzahl in Friaul ein. Der alte Herzog Pemmo aber überraſchte die Sorgloſen und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an, während auf Seite der Langobarden nur ein einziger Mann, ein hochbetagter Greis Namens Sigwald, ums Leben gekommen ſein ſoll. Dieſer hatte in der Schlacht, wo Herzog Ferdulf fiel, zwei Söhne verloren. Seitdem fühlte er nur einen Wunſch, für den Tod ſeiner Kinder an den Slaven Rache zu nehmen. Zweimal ſchon hatte er auf kühnen Streifzügen in das Land der Feinde ſeinen Zorn gekühlt, und auch jetzt eilte er allen andern voran in den Kampf; „denn,“ ſagte er zu denen, die ihn ſeines hohen Alters wegen zurückhalten wollten, „nun habe ich den Mord meiner Söhne genugſam gerächt und brauche nicht länger zu leben. Freudig will ich den Tod begrüßen, wann und wo er mich trifft.“ Und ihm geſchah, wie er gewünſcht hatte; von allen Langobarden war er der einzige, der in dieſer Schlacht fiel. —

König Aripert ſuchte ſeine Frömmigkeit dadurch zu beweiſen, daß er dem päpſtlichen Stuhl zu Rom die alten Kirchengüter im liguriſchen Apennin

Digitized by Google

wieder schenkte*) und eine prächtige Urkunde darüber nach Rom sandte. Sonst weiß der Geschichtschreiber, abgesehen von den oben schon berührten Mordthaten und Grausamkeiten, nichts aus seiner elfjährigen Regierung zu berichten als, daß er „ein frommer Mann und ein Freund der Gerechtigkeit gewesen sei," ein Lob, zu dessen Bekräftigung er selbst freilich nichts weiter anführen kann als jene Schenkung und daß er öfters bei Nacht unerkannt ausgegangen und sich in andern Städten herumgetrieben habe, um zu erlauschen, was die Leute von ihm redeten und ob die Richter überall ihre Schuldigkeit thäten. Wir haben nun noch den Ausgang dieses Königs zu erzählen.

Nachdem Ansprand, wie bereits erwähnt ward, neun Jahre im Baierland in der Verbannung zugebracht hatte, bewog er endlich zu Anfang des zehnten Jahres (712) den Herzog Theodebert, seinen Beschützer, zu einem Feldzug gegen Aripert. Ein bairisches Heer rückte in Italien ein und lieferte ihm eine blutige Schlacht, wahrscheinlich am südlichen Ausgang der Alpen. Die Schlacht blieb unentschieden; als aber die Nacht dem Morden ein Ende machte, räumten die Baiern zuerst das Feld, und Ariperts Heer nahm deshalb die Ehre des Sieges für sich in Anspruch. Allein der König selbst muß andrer Meinung gewesen sein; denn er brach das Lager ab und zog sich gen Pavia zurück. Dadurch entmutigte er seine Leute und gab dem Feinde neue Kühnheit; ja, die Seinen wurden sogar schwierig und machten Miene zu Ansprand überzugehen. Bald nachdem er in die Stadt eingezogen war, mußte er die Erfahrung machen, daß er sich sein Heer entfremdet habe; deshalb folgte er dem Andrängen seiner Ratgeber, nach dem Frankenreiche zu fliehen. In der Nacht entwich er aus seinem Palast und nahm dabei soviel Gold als möglich mit. Als er aber über den Ticino schwimmen wollte, zog ihn die goldene Last auf den Grund, und er starb in den Wellen eines unrühmlichen Todes. Sein Leichnam wurde am nächsten Tage aufgefischt, in den Palast gebracht und mit gebührenden Ehren in der Erlöserkirche, die sein Urgroßvater Aripert erbaut hatte, beigesetzt.

Nach dem Begräbnis Ariperts des Zweiten nahm Ansprand das Königreich, ohne daß jemand Einspruch erhob, zuhanden, denn er stand im Ruf eines weisen und wohlwollenden Mannes und besaß in der That eine Klugheit, in der sich wenige mit ihm vergleichen konnten. Aber schon nach drei Monaten fiel der treffliche Herrscher in eine tödliche Krankheit. Er erlebte noch die Freude, daß die Langobarden, als sie sein Ende kommen sahen, seinen Sohn Liutprand zum König erkoren. Dann starb er, im Juni 712.

*) In der Provinz „Cottische Alpen". Siehe die Anmerkung S. 39. Es handelte sich nicht um eine Landschenkung, sondern nur um Wiederanerkennung des päpstlichen Eigentumsrechts über die Kirchengüter jener Provinz, das den Päpsten durch die Gründung des Langobardenreiches verloren gegangen war.

Digitized by Google

18. König Liutprand.

(Von 712 bis 744.)

Mit Liutprand*) kam einer der größten Herrscher, welche die Geschichte der Langobarden kennt, vielleicht der größte, auf den Thron. Ein vortrefflicher deutscher Historiker, der alte Johann Jacob Mascov, faßt sein Endurteil über Liutprand in folgende Worte zusammen: „Der kriegerische Mut that bei ihm den Tugenden des Friedens und der Liebe für die Religion und gute Sitte keinen Abbruch. Er war herzhaft und streng im Felde, gütig und wohlthätig zu Hause. Seine Siege machten ihm desto mehr Ehre, weil er zugleich ein Pflegevater seines Volkes genannt wird." Seine Persönlichkeit erschien dem Volke der Langobarden so heldenmäßig, daß bald alle ihn achteten, und seit dem Gesetzgeber Rothari kein König mit so allgemeiner Anerkennung geherrscht hat wie er. Ein schönes Bild von seinem ganzen hochherzigen Wesen und der ritterlichen Art, wodurch er die Bewunderung und Liebe des Volkes erwarb, giebt ein kleiner Vorfall, den uns Paulus Diakonus erzählt. „Liutprand war ein Mann von seltenem Mute," berichtet Warnefrieds Sohn; „so ging er einst mit zwei Waffenträgern, die, wie ihm gemeldet wurde, ihn zu ermorden beabsichtigten (wahrscheinlich von geheimen Widersachern des Königs dazu gedungen), ganz allein in den dichtesten Wald. Hier zog er sein Schwert aus der Scheide, hielt es ihnen entgegen, entdeckte ihnen, daß er Kunde habe von ihrem schändlichen Vorhaben, und forderte sie auf, es nun auszuführen. Da warfen sie sich ihm reuig zu Füßen und bekannten offen ihre Schuld. Und das war nicht das einzige Mal, daß er in dieser Weise verfuhr, wenn er sein Leben gefährdet sah. Wenn aber die Schuldigen reuevoll ihre verbrecherische Absicht eingestanden, verzieh er ihnen großmütig."

Kaum hatte Liutprand den Thron bestiegen und seine Herrschaft befestigt, als auch schon ein Versuch gemacht wurde, das neue Königshaus zu stürzen. Einer seiner eignen Blutsverwandten, Rothari mit Namen, sonst nicht näher bekannt, war es, der den Plan ersann und auszuführen versuchte. In seinem Hause zu Pavia ließ er ein Gastmahl herrichten, zu dem er den König einlud; wenn dieser bei der Tafel saß, sollten einige sehr starke Männer, die im Hause versteckt waren, ihn ermorden. Indes wurde dieser Anschlag dem Könige hinterbracht. Alsbald ließ er den Rothari zu sich rufen an dem Tage, wo die That vollbracht werden sollte, und fand nun, indem er ihn mit der Hand anrührte, daß jener zur besseren

*) Vgl. zum Folgenden: Martens, Politische Geschichte des Langobardenreichs unter K. Liutprand, Heidelberg 1880 und Leo, Geschichte der italienischen Staaten. Bd. 1, S. 173 ff.

Digitized by Google

Fürsorge einen Panzer unter dem Leibrock trug. Wie Rothari merkte, daß er entlarvt sei, riß er sofort einen Dolch hervor, um den König zu durchbohren. Dieser aber zog rasch sein Schwert aus der Scheide. Einer der königlichen Leibwächter packte den Rothari im Rücken, ward aber von ihm an der Stirne verwundet. Nun fielen etliche Diener, die herbeistürzten, über den Mörder her und hieben ihn nieder. Auch seine vier Söhne, die an dem verruchten Plan teil hatten, wurden, wo man sie fand, getötet.

Der wiederholte gewaltsame Thronwechsel im Langobardenreiche hatte natürlich die Herrschergewalt und das königliche Ansehen sehr geschädigt; die mächtigen Herzöge benutzten die innere Zwietracht, indem sie nur darauf bedacht waren, ihren eignen Einfluß geltend zu machen. Fast unabhängig von der Krone standen die Herzöge von Benevent, die von jeher eine Sonderstellung im Süden behauptet hatten und ihr Geschlecht durch Grimwald auf Gisulf, Alboins Bruder, also auf altkönigliches Blut zurückführten. Seit dem Jahre 706 führte der junge Romwald der Zweite, ein Urenkel Grimwalds, die Herrschaft über die „Samniten" d. h. über ein Gebiet, welches ungefähr das alte Campanien, Samnium und den größten Teil Apuliens und Lukaniens umfaßte. Er schaltete durchaus nach eignem Ermessen. Liutprand suchte zunächst dadurch ein neues Band zwischen der Krone und dem Herzogtum zu knüpfen, daß er Romwald seine Nichte Guntperga, eine Tochter der unglücklichen Aurona, zur Gemahlin gab. Etwa 728 erkannte Romwald des Königs Oberhoheit an und leistete ihm den Eid der Treue. Guntperga starb, nachdem sie ihrem Gatten ein Söhnlein, den nachmaligen Herzog Gisulf den Zweiten geboren hatte, und als (732) auch Romwald vom Tode dahingerafft wurde, und einige Große den jungen Thronerben ermorden wollten, eilte Liutprand selber nach Benevent, nahm das gefährdete Kind mit sich und setzte an dessen Stelle seinen eignen Neffen Gregor zum Herzoge ein. Durch diese Maßregel brachte Liutprand das Herzogtum eigentlich erst wieder zum Reiche der Langobarden, während es vorher so gut wie ganz unabhängig gewesen war.

In gleicher Weise verstand der König sein Ansehen in Spoleto zu wahren, wo Herzog Farwald der Zweite sich eigenmächtig in den Besitz von Classis bei Ravenna setzte. Auf Liutprands Befehl mußte er es wieder herausgeben. Als Farwalds Sohn Transamund sich gegen den Vater empörte, ihn ins Kloster schickte und sich wie ein unabhängiger Landesherr gebärdete, zwang ihn Liutprand ihm zugleich mit dem Herzog Romwald von Benevent den Treueid zu leisten, den Transamund freilich späterhin brach.

Auch in die Verhältnisse des drittmächtigsten Herzogtums, Friaul, griff der Herrscher mit starker Hand ein. Hier waltete der vielgerühmte

Digitized by Google

alte Herzog Pemmo, dessen wir im vorigen Abschnitt bereits gedacht haben. Er erwarb sich durch Besiegung der alten Plagegeister des Landes, der Slaven und Avaren, ein großes Verdienst und schloß einen Friedensvertrag mit den Besiegten, die seit jener Zeit vor den Waffen der Friauler einen heilsamen Schrecken hatten. In späteren Jahren aber zog er sich die ernstliche Ungnade des Königs zu, die zu seiner Entsetzung vom Herzogtum führte; und das kam so. Die Patriarchen von Aquileja hatten bisher, da sie in ihrer eigentlichen Metropole vor den Oströmern nicht sicher waren, in Cormons gehaust. Der von Liutprand selbst eingesetzte und begünstigte Patriarch Calixtus aber, der, wie Paulus sagt, ein gar vornehmer Herr war, fand den Aufenthaltsort seiner Amtsvorgänger zu gemein und beschloß nach der Herzogsstadt Friaul (Cividale) überzusiedeln, zumal es ihm gar nicht gefallen wollte unter bäurischem Volke sein Leben zu verbringen, während ein Bischof seiner Diöcese beim Herzog und unter vornehmen Langobarden wohnte. Hier nämlich residierte mit Bewilligung des Herzogs der Bischof Amator von Julia Carnica. Der ehrgeizige Patriarch vertrieb diesen ohne weiteres aus seinem Palast und setzte sich selber darin fest. „Darob," so erzählt Paulus, „verbündete sich Herzog Pemmo mit vielen edlen Langobarden gegen den Patriarchen, führte ihn nach der am Meere gelegenen Burg Pontium ab und wollte ihn von da in die See hinabstürzen, that es aber nach dem Willen Gottes doch nicht. Dagegen hielt er ihn eingeschlossen und gab ihm das Brot der Trübsal zu schmecken. Als das König Liutprand vernahm, entbrannte er in großem Zorn, nahm dem Pemmo das Herzogtum und übertrug es dessen Sohn Ratchis. Da wollte Pemmo in das Land der Slaven fliehen, aber sein Sohn Ratchis legte bei dem Könige Fürbitte für ihn ein und verschaffte ihm die königliche Huld wieder. Nachdem nun Pemmo die Versicherung erhalten hatte, daß ihm kein Leid widerfahren solle, erschien er mit allen Langobarden, die sich an jener That beteiligt hatten, vor dem Könige. Dem Ratchis zuliebe verzieh Liutprand, als er zu Gericht saß, dem Pemmo und seinen Söhnen Ratchait und Ahistulf und hieß sie sich hinter seinem Stuhle aufstellen; dann aber rief er mit lauter Stimme alle die auf, die Pemmo beigestanden hatten, und befahl sie gefangen zu legen. Da konnte der leidenschaftliche Ahistulf seinen Schmerz nicht bezwingen, zückte das Schwert und würde den König durchbohrt haben, wenn ihn nicht sein Bruder Ratchis zurückgehalten hätte. Wie nun jene Mannen festgenommen wurden, zog einer von ihnen Namens Herfemar sein Schwert und floh, indem er sich vor seinen zahlreichen Verfolgern mannhaft wehrte, nach der Kirche des heiligen Michael; und er allein ging durch des Königs Gnade straflos aus, während die andern lange Zeit in Fesseln schmachteten."

Digitized by Google

Ratchis, nun Herzog von Friaul, unternahm bald darauf einen Zug nach Kärnten gegen die Slaven, tötete eine große Menge derselben und verwüstete ihr Gebiet, um sie vor weiteren Einfällen in Friaul abzuschrecken. Bei einem der windschnellen Überfälle der Slaven geschah es, daß der Herzog seinen Speer nicht erst aus den Händen seines Waffenträgers nehmen konnte und deshalb den ersten Slaven, der ihm in den Weg kam, mit einem Stocke, den er gerade in der Hand hatte, tot schlug.

Während Liutprand im Innern des Reiches auf strenge Ordnung hielt, indem er unbotmäßige Herzöge zum Gehorsam zwang und — wie früher erwähnt worden ist — eine große Reihe von höchst bedeutsamen Nachträgen zu Rotharis Gesetzbuche abfassen ließ, war er bestrebt, mit den ausländischen Nachbarn des Reiches im Norden freundschaftliche Beziehungen zu knüpfen. Gundrud, die Tochter des bairischen Herzogs Theodebert, bei dem er mit seinem Vater in der Verbannung gastliche Aufnahme gefunden hatte, führte er kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung als Gattin heim. Leider gebar sie ihm nur eine einzige Tochter. Der Tod seines Schwiegervaters (724) veranlaßte den König auch in die Verhältnisse Baierns entscheidend einzugreifen. Theodeberts Vater Theodo hatte sein Land unter seine vier Söhne geteilt. Der älteste, Theodebert, hatte eine Art Oberherrschaft über die andern geführt. Als er nun starb und sein Herzogtum, dessen Hauptstadt Salzburg war, seinem Sohne Hugbert hinterließ, wollte einer der Oheime Namens Grimwald den Neffen verdrängen und sich zum Oberherrn in Baiern aufschwingen. Da wandte sich Hugbert an seinen Schwager Liutprand um Hilfe und erhielt sie auch. Der Langobardenkönig brach in Grimwalds Gebiet, zwang ihn zur Anerkennung Hugberts und ließ sich einige feste Plätze an der Etsch abtreten. Der Friede zwischen den beiden altbefreundeten und nahverwandten Völkern wurde seitdem nicht wieder gestört. Ebenso pflegte Liutprand das freundnachbarliche Verhältnis zu den gefährlichen Avaren und zu den mächtigen Franken. In dem tief zerrütteten Frankenreiche hatten die ersten Karolingischen Hausmeier die Ordnung kraftvoll wieder hergestellt. Karl Martell, seit 720 Majordomus des ganzen Reiches, hielt sorgfältig auf gute Nachbarschaft mit dem gewaltigen Langobardenkönig. Der deutlichste Beweis dafür ist die Thatsache, daß er um das Jahr 735 seinen eben herangereiften jüngeren Sohn Pippin, den nachmaligen Vater Karls des Großen, zu Liutprand schickte, mit der Bitte, daß dieser ihm nach altem Brauch das Haar schere. Indem Liutprand dies that, trat er zu Pippin in eine Art väterliches Verhältnis. Reich beschenkt entließ er den Jüngling in seine Heimat. Die schöne Freundschaft zwischen den beiden hervorragendsten Herrschern ihrer Zeit trug bald eine erfreuliche Frucht. Als die Saracenen, die Karl Martell im Jahre 732 so ruhmvoll aufs Haupt geschlagen hatte,

Digitized by Google

sieben Jahre später wieder einmal ihre Einfälle in Gallien erneuerten und bis in die Provence vordrangen, schickte Karl, der gerade in Sachsen beschäftigt war, Gesandte mit Geschenken an Liutprand und ersuchte um Beistand gegen die Ungläubigen, der auch sofort gewährt wurde. Mit dem ganzen Heer der Langobarden rückte der König über die Seealpen, die räuberischen Araber zu vertreiben. Aber die bloße Nachricht vom Herannahen der Langobarden genügte, um die Ungläubigen zum eiligen Rückzug zu bewegen, so daß Liutprand ohne Schwertstreich heimkehren konnte. Wie sehr sich Karl für so treue Hilfe dankbar erwies, werden wir bei der Besprechung von Liutprands Streitigkeiten mit den Päpsten sehen. Diese ziemlich verwickelten und zum Teil unklaren Verhältnisse sind es, die wir jetzt betrachten müssen.

Liutprand, ein frommer Katholik, hatte jene Schenkung von Kirchengütern in der Provinz „Cottische Alpen", die einst König Aripert der Zweite dem päpstlichen Stuhle gemacht hatte, bestätigt und zeigte überhaupt die unverkennbare Absicht, mit dem römischen Bischof, dessen geistliche Autorität er unbedingt anerkannte, auch in weltlichen Dingen in gutem Einvernehmen zu bleiben. Die Päpste aber, obwohl sie seit dem Ausbruch des Bilderstreites den Byzantinern, also den Feinden der Langobarden, selbst feindlich gegenüberstanden, waren doch niemals von aufrichtiger Freundschaft für die Langobarden erfüllt; denn da sie nach weltlicher Unabhängigkeit strebten, so mußte ihnen der langobardische König, der noch dazu so in der Nähe war, ebenso unbequem sein als der oströmische Kaiser, der die Bischöfe von Rom gerade so wie die im Orient seinen Verfügungen und Launen unterthan wissen wollte. Deshalb arbeiteten die Päpste der immer wachsenden Macht des Langobardenkönigs auf alle mögliche Weise entgegen, soweit sie dies ohne eine direkte Förderung der byzantinischen Macht in Italien thun konnten.

Die Neigung, göttliche Wesen in Bildern darzustellen, war dem ganzen heidnischen Altertum gemein gewesen, während die Lehre Mosis streng den Menschen verbot, sich ein Bildnis des Göttlichen zu machen; bei den Christen finden wir seit dem zweiten Jahrhundert Bildnisse des Heilandes und bald liebte man es auch, die Kirchen mit bildlichen Darstellungen aus der heiligen Geschichte zu schmücken. Darüber erhob sich innerhalb der Christenheit im vierten Jahrhundert ein Streit, der lange unentschieden hin und her wogte. Die Sitte, Bilder des Heilands, der Jungfrau Maria und gewisser Heiligen förmlich anzubeten, beklagt schon der große Kirchenvater Augustin. Gregor der Große wollte die Bilder in den Kirchen nicht missen und sagte, gewiß nicht unzutreffend, die Bilder seien die Bücher der Armen, Ungebildeten, aus welchen sie, da sie nicht lesen könnten, doch etwas Kenntnis der heiligen Geschichte zu schöpfen vermöchten. Von einer wirk-

Digitized by Google

lichen Bilderverehrung weiß aber Gregor noch nichts. Diese kommt zuerst im Orient in auffälliger Weise zur Geltung. Im sechsten Jahrhundert wurde dann die Sitte allgemein, sich vor Heiligenbildern niederzuwerfen, sie durch Geschenke zu ehren, zu ihnen zu wallfahrten, bis sich dagegen ein entschiedener Widerspruch vom Kaiser selbst erhob. Leo der Isaurier (717—741) war es, der im Jahre 726 die Ausrottung des Bilderdienstes anordnete und dadurch zu einem förmlichen Bildersturm das Zeichen gab. Dagegen aber erhob sich die römische Kirche, welche Bilderverehrung wohl von Gottesdienst unterschieden wissen wollte; und bei dem alten Wunsch der Päpste, sich von der kaiserlichen Gewalt ganz los zu machen, konnte es nicht fehlen, daß der hierüber entbrennende Streit zu einer völligen Trennung der römischen Kirche von der byzantinischen führte, zumal die damaligen politischen Verhältnisse für eine solche Trennung sehr günstig lagen. Die Einwohner Roms wollten viel lieber von einem Bischof, aus ihrer Mitte erwählt, als von einem Dux oder Herzog, den der Kaiser aus Byzanz schickte, regiert sein; sie, wie die Italiener überhaupt, hingen zudem mit Leidenschaft an ihren altverehrten Heiligtümern; und so trat ganz Italien gegen die byzantinischen Bilderstürmer auf die Seite des römischen Bischofs. Der ausgezeichnete Papst Gregor der Zweite, einer der Begründer der römischen Weltmacht, stellte sich selbst an die Spitze der allgemeinen Auflehnung gegen den Kaiser und that dadurch von seiner Seite dasselbe, was Liutprand von der seinigen erstrebte, nämlich der Macht der Oströmer in Italien ein Ende zu bereiten. Gleichzeitig hatte er die zweite, noch weit schwierigere Aufgabe, die Macht der Langobarden von Rom fern zu halten; beide Aufgaben hat er wirklich gelöst.

Wenn auch, wie gesagt, der Papst sich niemals mit Entschiedenheit auf die Seite der Langobarden stellte, so war doch für Liutprands hochfliegende Pläne die Lage der Dinge unstreitig außerordentlich günstig, und er wußte sie klug zu benutzen. Ohne Zweifel erkannte sein Scharfblick, daß die langobardische Macht in Italien nur durch völliges Hinausdrängen der Byzantiner und durch eine gewisse Oberhoheit über Rom aufrecht erhalten werden konnte. Der Erreichung dieses Doppelzieles galten Liutprands eifrigste Bestrebungen, und er ging sogleich ans Werk. Noch im Jahre 726 nahm er den Byzantinern die feste Stadt Narni und zog mit großer Heeresmacht gegen Ravenna, den Hauptstützpunkt der byzantinischen Macht. Nach mehrtägiger Belagerung erstürmte er wenigstens Ravennas Hafenstadt Classis, erbeutete reiche Vorräte und zerstörte die Stadt. Darauf setzte er seinen begonnenen Siegeslauf fort, brachte die Städte der Emilia — darunter auch Bologna — und der Pentapolis*) in seine Gewalt, ebenso

*) Mit diesem Namen (Fünfstädtegebiet) bezeichnet man einen schmalen Küstenstrich.

Digitized by Google

Osimo und mehrere andere feste Plätze. Die Friedensvorschläge des Exarchen wies er ab. So lange der Papst ihm keinen Anlaß zu Feindseligkeiten gab, konnte es Liutprand mit seiner tiefen Ehrfurcht vor der römischen Kirche und ihrem Oberhaupte nicht ernstlich einfallen, mit Byzanz ein Bündnis gegen den Papst zu schließen. Aber vorübergehend war er bald dazu genötigt. Nachdem er sich nämlich der kaiserlichen Stadt Sutri in der Nähe von Rom bemächtigt und sie nach kurzer Zeit auf dringende Bitten Gregors und gegen große Geldsummen dem Papste — nicht den Kaiserlichen — zu eigenem Besitz überlassen, darauf die oben berührte Unterwerfung von Benevent und Spoleto mit Hülfe des Exarchen beendet hatte, zog er mit diesem zusammen plötzlich vor Rom, weil er wußte, daß der Papst die Herzöge zur Widersetzlichkeit gegen ihn gereizt hatte, und lagerte zum großen Schrecken der Einwohner auf dem „Felde des Nero", dicht vor dem Thore der Stadt. Indes gelang es Gregor, durch die Mittel geistlicher Überredung den König zum Abzug zu bewegen.*) Wahrscheinlich hoffte Liutprand durch seine Nachgiebigkeit den Papst ganz für sich zu gewinnen und von weiterer Aufreizung der Herzöge abzubringen. Doch Gregor der Zweite schied bald darauf aus dem Leben, und sein Nachfolger, Gregor der Dritte, betrieb diese nur noch gefliſſentlicher. In dieser Zeit — nach 731 — entrissen die Venetianer den Langobarden das erst gewonnene Classis wieder, wobei des Königs Neffe, Hildeprand, in Gefangenschaft geriet. Als der König einen zweiten Zug in das Gebiet von Rom unternahm, weigerte sich der Herzog Transamund von Spoleto Heeresfolge zu leisten, weil er mit dem Papste in geheimem Einverständnis war. Liutprand wandte sich sofort gegen Transamund, der nach Rom zu Gregor floh, und setzte an seiner Statt den Hilderich zum Herzog ein. Im römischen Gebiet eroberte er vier feste Plätze und erschien nochmals drohend vor Rom. In seiner Bedrängnis rief der Papst flehentlich die Hülfe Karl Martells an; reiche Geschenke und die goldenen Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus, die er dem Hausmeier sandte, sollten der

südlich von Ravenna, der zum Exarchat gehörte und in dem die fünf Städte Rimini, Pesaro, Fano, Numana und Ancona lagen.

*) Ein starker Zug kirchlicher Frömmigkeit erfüllte allerdings im achten Jahrhundert mit steigender Gewalt das ganze Abendland. „Wie viele Fürsten haben ihre Krone niedergelegt, um den Rest ihrer Tage im Kloster zu verbringen! Der wilde Keadwealf und der große Ine von Wessex, der Frankenkönig Karlmann, der Langobardenkönig Ratchis, der Herzog von Aquitanien u. a. Meist kamen sie auch nach Rom, um hier den Pforten des Himmels näher zu sein, und außer diesen Fürsten kamen dorthin ganze Scharen von Männern und Weibern, und besonders aus den höheren Kreisen. König Liutprand war von dieser mystischen Verehrung des römischen Stuhles tief ergriffen; und diese Verehrung hinderte ihn, Rom zu erstürmen, als er es konnte." Kaufmann, Deutsche Geschichte 2, 260.

Digitized by Google

Bitte Nachdruck geben. Aber auch Liutprand schickte Gesandte an den Frankenherrscher und enthüllte ihm das zweideutige Verfahren des Papstes. Karl war ganz in der Lage, den Zorn Liutprands gegen die Rebellen und ihren Bundesgenossen zu begreifen und konnte auch nicht wünschen, sich den mächtigen König zum Feinde zu machen. Deshalb blieb er neutral. Dennoch konnte (oder wollte?) Liutprand die ewige Stadt nicht erobern und zog 739 nach Pavia zurück. Von dort aus brach er in das Ravennatische ein und verwüstete das Land. Aber während des unterwarf sich Transamund mit kaiserlichen Truppen von Rom aus sein Herzogtum wieder und ermordete den Hilderich, so daß der König wieder genötigt war, Truppen gegen den rebellischen Herzog zu entsenden. Aus diesem Kampfe weiß Paulus Diakonus ein paar Einzelheiten zu berichten: Der König hatte einst dem Herzog Ratchis von Friaul und seinem Bruder Ahistulf mit den Friaulern die Nachhut anvertraut. Diese wurden von den Spoletanern und Römern angefallen und einige von ihnen verwundet. Ein überaus tapferer Spoletaner rief den Ratchis mit Namen zum Kampfe auf und sprengte in voller Waffenrüstung auf ihn los. Ratchis aber warf ihn sofort vom Rosse, und als friaulische Gefolgsmannen ihn umbringen wollten, ließ Ratchis nach seiner gewöhnlichen Milde ihn laufen; auf Händen und Füßen kriechend entkam der Spoletaner in den Wald. Ahistulf wurde auf einer Brücke von zwei starken Spoletanern zugleich hinterrücks angefallen. Da schleuderte er den einen mit einem Stoß des umgekehrten Speeres über die Brücke hinab, ging dann sogleich auf den andern los, tötete ihn und schickte ihn seinem Kameraden ins Wasser nach.

Damals war eben Gregor der Dritte gestorben (741), und sein Nachfolger, der Grieche Zacharias, ein weltkluger Mann von milderem Gemüt, suchte Versöhnung mit dem Langobardenkönig. Dieser versprach ihm die vier dem römischen „Herzogtum" entrissenen Städte zum Geschenk und erhielt für die Zusicherung Hülfstruppen gegen den aufrührerischen Transamund. Als der Empörer, der römischen Hülfe beraubt, vom Herannahen des Königs hörte, gab er jeden Widerstand auf, ritt dem Könige entgegen und überlieferte sich selbst in seine Hand. Liutprand steckte ihn in ein Kloster und übergab das Herzogtum dem bisherigen Herzog von Chiusi, Agiprand, seinem Verwandten. Dann kehrte er seine Waffen unverweilt gegen Benevent, wo ebenfalls der Aufruhr sein Haupt gegen den König erhoben hatte. Als hier der Herzog Gregor nach siebenjähriger Herrschaft eines gewaltsamen Todes gestorben war, hatten die Beneventaner sich selbst einen neuen Herzog mit Namen Godschalk erkoren, der sich ganz als unumschränkten Herrscher gebärdete. Aber als Liutprand gegen ihn heranrückte, floh Godschalk nach der Meeresküste, um im oströmischen Reiche eine Stätte zu finden, wurde indes, als er eben den Fuß aufs Schiff

Digitized by Google

setzen wollte, von einigen Mitgliedern der ihm feindlichen Partei in Benevent ergriffen und tot geschlagen. Nun setzte Liutprand seinen inzwischen herangewachsenen Großneffen Gisulf, den Sohn Romwalds, auf den Herzogsstuhl und kehrte nach Pavia zurück. Dies war die letzte Unternehmung gewesen, die Liutprand gegen einen aufrührerischen Großen ins Werk setzen mußte. Die Einheit des Reichs war wiederhergestellt, der Übermut der Kronvasallen gebrochen.

Nachdem Liutprand auf solche Weise die Herzöge wieder unterworfen hatte, beschloß er mit dem Papste, dessen Macht über die Gemüter er vollauf zu schätzen wußte, Frieden zu schließen, selbst um den Preis bedeutender Zugeständnisse. Als die Herausgabe der versprochenen vier Städte sich verzögerte, machte sich Papst Zacharias selbst auf den Weg nach Terni, wo gerade Liutprand Hof hielt, um durch persönliche Einwirkung die Erfüllung des Versprechens zu beschleunigen. An der Spitze der hohen Geistlichkeit verließ er Rom und wurde mit der größten Ehrerbietung empfangen. Auf die Kunde von seinem Anzug schickte der König ihm einen hochgestellten Langobarden entgegen, der ihm von Orte bis nach Narni das Geleit gab; hier begrüßten den Papst mehrere Herzöge mit ihren Heerscharen; der König selbst kam ihm bis auf acht römische Meilen vor Narni entgegen und führte ihn nach Terni. Hier waren die langobardischen Edlen und Heermannen um die Kirche des heiligen Valentin zu feierlicher Begrüßung aufgestellt. Nach dem Gottesdienst geleitete der König den Papst eine römische Meile weit bis zu seinem Zeltlager, wo er ihm ein prächtiges Zelt als Wohnung anwies. Am folgenden Tage hielten beide eine Zwiesprache, in welcher der König, ergriffen von der Beredsamkeit des geistlichen Oberhirten, alle dessen Forderungen gewährte. Er schenkte jene vier Städte mit ihrem Gebiet der römischen Kirche (nicht dem Kaiser) und stellte eine feierliche Urkunde darüber aus. Dazu fügte er in seiner großherzigen Freigebigkeit noch die Rückgabe verschiedener Kirchengüter, die in den Händen der Langobarden waren, gewährte dem heiligen Stuhl einen zwanzigjährigen Frieden und setzte alle römischen und byzantinischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld in Freiheit. Durch so große Opfer erreichte der fromme König (742) seine völlige Aussöhnung mit dem Papste. Doch war es nicht Frömmigkeit allein, die ihn zu solcher Nachgiebigkeit bewog. So unerschütterlich war Liutprands königliche Stellung nach innen doch noch nicht, daß er jedem Sturm von außen hätte trotzen und das Mißfallen seines katholischen Volkes herausfordern können, ohne die Krone in Gefahr zu bringen. Ein Ereignis aus dem Jahre 735 zeigt deutlich, daß es nur die gewaltige Persönlichkeit des Königs war, die die mancherlei widerstrebenden Gewalten im Staat an straffem Zügel hielt. Um jene Zeit nämlich war Liutprand in eine schwere Krankheit verfallen und dem Tode nahe. Ein Teil der

Digitized by Google

langobardischen Edlen, der das Ableben des Herrschers, wie es scheint, nicht erwarten konnte, führte schleunigst den Neffen des Königs, Hildeprand, dessen Gefälligkeit sie sich natürlich versichert hatten, in die Kirche der Mutter Gottes und riefen ihn zum König aus. Aber Liutprand genas wider Erwarten. Obwohl er nun keineswegs über so eifrige Fürsorge für die Nachfolge im Reich erbaut war, so ließ er sich doch seinen Neffen als Mitregenten gefallen und mußte ihn sich wohl gefallen lassen, um jene Partei nicht zu offenem Aufruhr zu reizen, obwohl Hildeprand beim Volke geradezu verhaßt war.

So war denn durch Zacharias Klugheit und Liutprands Entgegenkommen aller Hader zwischen Kirche und Staat beigelegt, und der König hoffte nun freie Hand zur Wegnahme des so lange begehrten Ravenna erhalten zu haben. Heftige Thronstreitigkeiten in Byzanz schienen diesem Unternehmen günstig. Rasch sammelte der König sein Heer und führte es ins Ravennatische. Das offene Land ward verwüstet, die Stadt Cesena erobert, eine Belagerung Ravennas vorbereitet. Da wandten sich der Exarch und der Bischof von Ravenna an den Papst, von dessen Einfluß auf Liutprand man eine sehr hohe Meinung haben mußte, daß er „seinen Freund", den König von seinem Vorhaben zurückhalte. Wirklich sandte Zacharias sofort Boten in das Lager vor Ravenna, um Liutprand in diesem Sinne zu bearbeiten. Aber der König wies sie zornig ab. Da machte sich der Papst, der seine persönliche Gewalt über den alten biedern Herrscher wohl kannte, selbst auf den Weg nach Ravenna. Zwar fand er hier den König, der nach Pavia gereist war, nicht mehr; dafür aber ward er in Ravenna vom Exarchen und dem ganzen Volk wie ein Bote des Himmels empfangen. Von hier aus benachrichtigte er durch Gesandte den König, daß er ihn in Pavia besuchen werde. Es macht einen rührenden und zugleich fast humoristischen Eindruck, wie sich der Heldenkönig vor dieser bedrohlichen Annäherung des waffenlosen Greises fürchtete. „Hatte Liutprand doch zu seinem Schaden erfahren, wie wehrlos vielmehr er selbst dem beredten Einfluß dieses Priesters gegenüberstand, wie dieser ihm durch fromme Reden alles entriß, was er irgend wollte. Der König fürchtete sich vor dieser abermaligen persönlichen Begegnung; er mißtraute nach den Erfahrungen des Vorjahres seiner eigenen Festigkeit; und der Erfolg sollte lehren, wie vollbegründet solche Besorgnis war." *) Als die Boten des Papstes erfuhren, daß in Imola Leute des Königs aufgestellt seien, um die Reise zu hindern, und Zacharias dies meldeten, erschrak dieser wohl, aber er ließ sich dadurch nicht zurückhalten; er wußte ja recht gut, daß der fromme Liutprand ihm kein Leides anthun werde. Dieser befand sich in großer Verlegenheit und Auf-

*) Dahn, Urgeschichte 4, S. 278.

Digitized by Google

regung. Er weigerte sich sogar in bitterm Unmut, die hohen Geistlichen, die der Papst voraussandte, zu empfangen. Als aber Zacharias trotz alledem am 28. Juni 743 am Po anlangte, ward er auf des Königs Geheiß hier von den ersten langobardischen Kronvasallen feierlich eingeholt und nach Pavia geleitet. Vor den Mauern hielt er in der von Liutprand erbauten Kirche zum „goldenen Himmel" (Ciel d'Oro) ein Hochamt und zog dann in die Königsstadt ein, wo ihm selbstverständlich auf Liutprands Befehl ein Quartier bereit gehalten ward. Am folgenden Tage las er auf des Königs Einladung abermals die Messe. Dann begrüßte ihn der alte Langobardenherrscher selbst in der Kirche, ließ ihn aber erst am dritten Tage feierlich in den Palast einladen. Hier ward er mit allen Ehren empfangen und brachte sofort sein Anliegen vor, „der König möge nicht ferner die Provinz Ravenna durch Heereszüge bedrängen, vielmehr die entrissenen Städte des ravennatischen Gebietes und dazu das feste Cesena herausgeben." Zwar brauste der König zuerst auf und schlug alles rund ab. „Aber was blieb schließlich übrig, wenn er dem gefürchteten offenen Konflikte mit der Kirche und dessen Folgen vorbeugen wollte, als doch nachzugeben, der Sicherheit und Ruhe des Reiches im Innern die glücklichen Erfolge einer jahrelangen Thätigkeit zur Wahrung der äußern Macht aufzuopfern?"*) Wenn er auch nicht alle Wünsche des Papstes erfüllte, so versprach er doch, die Feindseligkeiten gegen Ravenna sofort einzustellen, und gab zwei Drittel des eroberten Gebietes ohne weiteres wieder heraus; das letzte Drittel mit Cesena sollte erst nach Rückkehr einer langobardischen Gesandtschaft von Byzanz hinzugefügt werden. Der Papst hatte allen Grund, mit dem Erfolg seiner Reise zufrieden zu sein; der gute alte König geleitete ihn sogar noch ehrenvoll bis an den Po und gab ihm von dort aus einige Herzöge als Begleiter mit. Wehmütig berührt es zu hören, wie wenig Dank der biedere Fürst selbst von all seiner Nachgiebigkeit erntete. Betete doch Zacharias, als er nach seiner Rückkehr nach Rom einen feierlichen Gottesdienst hielt, öffentlich zu Gott „um Gnade und Tröstung für die Römer und Ravennaten gegen ihren Nachsteller und Verfolger, den König Liutprand," und als dieser kurz darauf starb, frohlockte man in Rom wie in Ravenna, daß Gott des Papstes Gebet erhört habe.

Liutprand beschloß hochbetagt sein thatenreiches Leben im Januar 744 nach einer Herrschaft von 31 Jahren und sieben Monaten und wurde in der Kirche des heiligen Adrian an der Seite seines Vaters Ansprand beigesetzt. Die schönen und wahren Worte, die Paulus Diakonus ihm widmete und mit denen er sein Geschichtswerk beschloß, lauten also: „Er war ein Mann von großer Weisheit, klug im Rat, sehr gottesfürchtig und ein

*) Martens a. a. O. S. 86.

Digitized by Google

Freund des Friedens, im Streite gewaltig, mild gegen Fehlende, keusch und sittenrein, wachsam im Gebet, freigebig gegen die Armen, der Wissenschaften zwar unkundig, aber dennoch den Philosophen gleichzuachten, ein Vater seines Volkes und Verbesserer der Gesetze." Und mit diesen Worten wollen auch wir Abschied nehmen von dem vortrefflichen Fürsten, dem wohl der Name des Großen gebühren würde, wenn die Geschichte diese Auszeichnung weniger nach den äußeren Erfolgen eines Herrschers als nach seinem Charakter, seinem redlichen Willen und hohen Streben verliehe.

19. Die Könige Ratchis und Ahistulf.

(Von 744 bis 786.)

Im Anschluß an den Papst hatte Liutprand der byzantinischen Herrschaft in Italien ein Ende bereiten wollen;*) die Art, wie er in seinem Reiche dem römischen Elemente Geltung verschaffte, seine aus tiefreligiösem Herzen entsprungene Achtung vor der Kirche und vor dem römischen Bischof als deren Oberhaupt konnten dafür bürgen, daß er als weltlicher Herrscher Italiens die Rechte der Kirche in vollem Umfange schützen werde. Allein die Päpste blickten weiter als er. Obgleich sie sich von dem oströmischen Kaiser los sagten, suchten sie doch die Vereinigung Italiens unter einem weltlichen Oberhaupte zu verhindern, weil sie von einem solchen unfehlbar sofort in eine Abhängigkeit geraten wären, die ihrem kühnen Ideale von Weltherrschaft verhängnisvoll geworden sein würde. Deshalb konnte von einer dauernden Eintracht zwischen Rom und Pavia nicht die Rede sein, und alle Anstrengung und Selbstverleugnung, die Liutprand aufgewendet hatte, waren verlorene Liebesmühe.

Auf Liutprand folgte sein Neffe Hildeprand, der schon bei Lebzeiten jenes seit neun Jahren sein Mitregent gewesen war. Als — wie oben erzählt worden ist — während einer Krankheit Liutprands eine Partei den Hildeprand zum König ausgerufen und man ihm nach altem Brauch einen Speer in die Hand gegeben hatte, war — so sagte der Volksmund — ein Kuckuck herbeigeflogen und hatte sich auf die Spitze des Königsspeeres gesetzt. Etliche weise Männer wollten darin ein Zeichen erkennen, daß Hildeprands Regiment nichts Gutes bringen werde. Die Sage zeigt, wessen sich das Volk von ihm gewärtigte. Als er nun als selbständiger Herrscher auftrat, steigerte sich gar bald die Abneigung des Volkes zu ingrimmigem Hasse, und er ward schon nach sieben Monaten wieder vom Throne gestoßen. An seiner Stelle wählten die Langobarden im Herbst

*) Zum Folgenden vgl. besonders S. Abel, Der Untergang des Langobardenreiches in Italien. Göttingen, 1889.

Digitized by Google

744 einen der mächtigsten Großen des Reichs, den Herzog Ratchis von Friaul, Pemmos Sohn.

Ratchis war ein wohlwollender und persönlich tapferer Mann, aber seine milde, sanftmütige Art gereichte dem Staate nicht zum Vorteil. Zunächst zwar bewies er sich als tüchtigen Kriegsmann und griff die Pentapolis und die Stadt Perugia an, um, der Staatskunst Liutprands getreu, die Kaiserlichen ganz aus Italien herauszuwerfen. Allein in Rom hatte man, wie sich schon in Liutprands letzter Zeit klar gezeigt hatte, sich endgültig dafür entschieden, lieber Hand in Hand mit dem byzantinischen Kaiser als mit den so viel näheren und gefährlicheren Langobarden zu gehen. Deshalb machte Zacharias wieder einmal den Zauber seiner Persönlichkeit und seiner päpstlichen Würde geltend; er erschien in dem langobardischen Lager vor Perugia und bewog den König, die Belagerung aufzuheben und von weiteren Angriffen auf das Exarchat abzustehen. Was die Langobarden dem alten, hochverdienten und geliebten Liutprand verziehen hatten, das konnten sie dem jungen Ratchis nicht vergeben, zumal dieser schon durch seine Vermählung mit einer Römerin, durch Schenkungen von Königsgut an römische Klöster und durch allerlei auffällige Begünstigung römischen Wesens das Selbstgefühl der Nation verletzt hatte. Die würdelose Nachgiebigkeit gegen den Papst brachte ihn um den Thron. Die erbitterten Langobarden zwangen ihn (749), die Krone niederzulegen und riefen seinen kriegslustigen Bruder Ahistulf zum König aus. Ratchis versuchte keinen Widerstand, ging nach Rom und trat dann in das berühmte, wundervoll gelegene Benediktinerkloster zu Monte Cassino, in dem vor kurzem auch der weltmüde Franke Karlmann, Karl Martells ältester Sohn, Aufnahme gefunden hatte.

Im Juli 749 ward Ahistulf in Mailand mit der eisernen Krone zum Langobardenkönig gekrönt. Er übernahm die Herrschaft unter sehr schwierigen Verhältnissen, denn die Kraft des Reiches war nicht nur durch einige, immerhin nicht bedeutende Gebietsabtretungen geschwächt, sondern es war dem Reiche auch in dem mit Ravenna verbündeten Papste ein Gegner erwachsen, dessen Einfluß sich immer weiter ausbreitete. Ahistulf und die langobardischen Großen waren entschlossen, mit der versöhnlichen Politik Liutprands völlig zu brechen und gegen Rom und römisches Wesen kräftigen Widerstand zu leisten, in der richtigen Erkenntnis, daß Freundschaft mit Rom dem Reiche nur nachteilig — im Grunde unmöglich — sei und zum Untergang der langobardischen Nationalität führen müsse. Diesen Entschluß zu verwirklichen, bot Ahistulf alle seine Thatkraft auf und that alles in seinen Kräften Stehende, um sein Volk zum Siege zu führen. Daß es ihm nicht gelang, kann die Achtung vor ihm nicht schmälern, da nicht

Digitized by Google

Mangel an Tüchtigkeit, sondern die erdrückende Macht der Verhältnisse die Schuld trug.

Der Anfang seiner Regierung war großartig. Ein Reichstag zu Pavia faßte am 1. März 750 die bedeutsamsten Beschlüsse. Obenan steht ein Gesetz, „daß alle von Ratchis und seiner Gemahlin seit Ahistulfs Thronbesteigung gemachten Schenkungen ungültig sein sollten, wenn nicht Ahistulf sie bestätige. Die meisten Bestimmungen aber haben schon ganz unmittelbar den Krieg mit Rom im Auge. Nicht bloß der Handel mit den Römern, sondern überhaupt der Handel zu Wasser und zu Lande ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs wurde streng verboten; die „Klausen", d. h. die Alpenpässe an den nördlichen Grenzen des Reiches, sollten in Verteidigungszustand gesetzt werden; die Kriegspflicht und Bewaffnung wurde genau geregelt und (was für die Verfassungsgeschichte wichtig ist) nicht mehr vom Grundbesitz abhängig gemacht; denn auch die Kaufleute ohne Grundbesitz sollten Kriegsdienste leisten." Der Krieg selber nahm bald darauf seinen Anfang, und es gelang dem rasch handelnden Könige wirklich, das stets ersehnte und nie erreichte Ziel seiner Vorgänger zu erreichen. Im Juli 751 schon finden wir Ahistulf im Kaiserpalast zu Ravenna, als Herrn über das Exarchat und die Pentapolis; die Herrschaft des Kaisers im nördlichen Italien hatte ein Ende genommen. In den besetzten Städten galt königlicher Befehl und langobardisches Recht.

Aber der kraftvolle König blieb bei diesem großen Erfolg nicht stehen, sondern wandte sich bereits im folgenden Jahre nach dem Süden, wo er unfehlbar mit seinem mächtigsten Gegner, dem Papste, zusammenstoßen mußte. Zuerst stellte er das Königsansehn in Benevent und Spoleto wieder her, dann rückte er ins römische Gebiet. Papst Zacharias war kurz vorher gestorben, sein Nachfolger Stephan der Zweite beeilte sich, dem Könige reiche Geschenke zu schicken und Friedensverhandlungen anzuknüpfen. In der That bewilligte Ahistulf einen Frieden auf vierzig Jahre, kündigte ihn aber schon nach vier Monaten wieder auf, vermutlich deshalb, weil der Papst die harten Bedingungen, zu denen er sich in der Not verstanden hatte, nun nach dem Abzuge des Königs nicht erfüllte. Ahistulf drohte mit einer Belagerung, in Rom verbreitete sich Furcht und Schrecken. Stephan bat in Byzanz um Hülfe, aber sie blieb aus. Da wendete sich der Papst, der seinerseits ebensowenig nachzugeben gesonnen war wie der König, in seiner Bedrängnis nach dem Beispiele Gregors des Dritten an die Franken, ein verhängnisvoller Schritt von den bedeutendsten Folgen, unter deren Gewicht die eben noch so stolz auftretende Langobardenmacht unterliegen mußte.

Bis vor wenigen Jahren hatten so gut wie keine Beziehungen zwischen den Frankenherrschern und den römischen Bischöfen bestanden. Von den

Digitized by Google

Merowingern konnten die Päpste überhaupt keine Förderung erwarten, da jene zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken waren und ihre Macht hatten verfallen lassen. Die kraftvollen Hausmeier aber hatten vollauf zu thun, um das Reich vor gänzlicher Zerrüttung zu bewahren. Karl Martell, der Wiederhersteller des Reichs, war als Liutprands treuer Freund gegen die Interessen der römischen Kirche sehr gleichgültig; wir wissen, daß Gregors des Dritten Versuch, mit Karl eine Verbindung zu schließen, fehlschlug. Aber die Nachfolger der beiden Männer, Papst Zacharias und der Hausmeier Pippin der Kurze, hatten diese von der römischen Kirche längst erstrebte Verbindung geschlossen. Um zu der königlichen Macht sich auch den Königsnamen zu verschaffen und dem unnatürlichen Verhältnisse ein Ende zu machen, wonach im Frankenreich die höchste Würde getrennt war von der höchsten Gewalt, hatte Pippin der Mitwirkung des Papstes bedurft. Durch des Papstes Billigung war er 751 König der Franken und seitdem entschiedener Freund des römischen Stuhles geworden. Die Thätigkeit des Bonifatius für den engsten Anschluß an den Papst hatte dazu gewiß gewaltig viel beigetragen, wie andrerseits Pippin das Werk des Bonifatius eifrig förderte, und sicherlich hatte der Papst seine Billigung von Pippins Staatsstreich nicht gegeben, ohne geheime Gegenforderungen zu stellen, die sich ohne Zweifel in erster Reihe auf sein Verhältnis zu den Langobarden bezogen. Wenn auch ein endgültiges Abkommen zwischen Pippin und dem Papste noch nicht getroffen worden war, da sonst dieser nicht noch im Jahre 753 den Kaiser in Byzanz um Hülfe gebeten haben würde, so drohte dem Langobardenreich doch durch die enge Verbindung des Papstes mit dem Frankenkönig eine ernste Gefahr, und deshalb richtete Ahistulf mit aller Macht seine Angriffe auf Rom, um den Papst, die Seele des Widerstands gegen die Langobarden, von seiner Höhe herabzustürzen, um die ewige Stadt seinem Reiche einzuverleiben und von dort aus ganz Italien zu beherrschen. Hätte damals Stephan der Zweite keine Hülfe bei Pippin gefunden, wer weiß, wie sich nicht nur des Langobardenreiches Schicksal, sondern die ganze Geschichte Europas und der römischen Kirche gewendet hätte! Aber er fand sie, und damit war das Los Ahistulfs und seines Volkes entschieden.

Durch einen Pilger schickte Stephan insgeheim Nachricht an Pippin und bat um Zusendung von Boten, die ihn ins Frankenreich geleiten könnten, d. h. der Papst wollte sich von dem Frankenkönige einladen lassen. Es war ein Meisterzug verschlagener Staatskunst; „denn jetzt konnte der Langobardenkönig dem Papst, der ja an solcher Einladung ganz unschuldig war, nicht verwehren, ihr zu folgen, ohne das mächtige Frankenreich unmittelbar zu beleidigen und zum Kriege herauszufordern; und hatte Pippin den Papst eingeladen, so mußte er ihm auch die Wege frei machen, um dieser Einladung folgen zu können. Daß also die Gewährung der

Digitized by Google

gewünschten Einladung Krieg bedeuten könne, war dem Papste so klar wie Pippin." Dieser, der wußte, was er dem heiligen Stuhl zu danken hatte, war sogleich geneigt, der Bitte des Papstes zu willfahren; aber die Erfüllung stieß auf Schwierigkeiten, nämlich auf den entschiedenen Widerspruch eines großen Teils der fränkischen Edlen, welche Pippins Königsrat bildeten. Als Stephan hiervon durch einen Boten Pippins, den Abt Droktegang, unterrichtet ward, that er einen zweiten Schritt, der seine staatsmännische Begabung in hellem Lichte zeigt: er wandte sich nun gerade an die Opposition, an die fränkischen Großen, oder, wie er sich ausdrückte, „an alle Herzöge des Volkes der Franken" mit der beweglichen Bitte, doch nicht ihr Seelenheil zu verscherzen, sondern ihren König, — als ob dieser der Widerstrebende gewesen wäre! — zur Erfüllung der päpstlichen Wünsche zu bewegen; dafür ward als Lohn Vergebung aller Sünden durch St. Peter und die ewige Seligkeit in sichere Aussicht gestellt. Der Überbringer dieses Schreibens, Droktegang, brachte aber auch einen Brief des Papstes an Pippin mit, in welchem Stephan diesen zur Ausdauer ermahnte und sich Antwort durch Vermittlung eines zuverlässigen und frommen Priesters, den er mitsandte, erbat. Der Papst erreichte seinen Zweck. Nach kurzer Zeit erschienen ein päpstlicher und ein weltlicher Großer aus dem Frankenreiche, der Bischof Chrodegang von Metz und der Herzog Autchar, mit Gefolge in Rom, um den Papst feierlich und von Staats wegen ins fränkische Reich zu geleiten. Sie trafen ihn bereits reisefertig; der „gotteslästerliche" Langobardenkönig hatte freies Geleit bewilligt. Auch waren inzwischen Gesandte vom oströmischen Kaiser gekommen, die dem Papste den „Befehl" überbrachten, von Ahistulf die Rückgabe seiner Eroberungen zu verlangen. So trat denn Stephan am 14. Oktober 753 mit einem großen Gefolge von geistlichen und weltlichen Großen seine Reise an. Während Autchar vorauseilte, um für den Empfang im Frankenreich zu sorgen, wendete sich der Papst selber zunächst nach Pavia zum König Ahistulf. Dieser suchte — wie Liutprand eine persönliche Zusammenkunft fürchtend — den unwillkommenen Gast durch Drohungen zurückzuscheuchen. Er schickte ihm Boten entgegen, die Stephan im Namen des Königs dringend rieten, ja nicht etwa Ravenna und das Exarchat mit der Pentapolis von ihm zu verlangen;. Stephan aber erklärte, gerade das wolle er thun, und übersandte viele Geschenke. Allein Ahistulf blieb fest; Stephans Thränen und Bitten ließen ihn ebenso kalt wie der kaiserliche Brief, den der Papst vorzeigte. Nun legten sich die fränkischen Gesandten ins Mittel und drangen mit aller Macht darauf, der König solle den Papst ungehindert ins fränkische Reich ziehen lassen. Ahistulf fragte den Papst, ob das denn wirklich sein Wille sei. Und als dieser bejahte, „knirschte der König wie ein Löwe mit den Zähnen." So erzählt eine gleichzeitige Quelle, und malt damit

Digitized by Google

vortrefflich die Wirkung, welche diese böse Neuigkeit auf Ahistulf ausübte. Er erkannte die Gefahr, die seinem Reiche aus dieser Reise erwachsen konnte. Deshalb sandte er nach der Unterredung noch etliche seiner Großen zu Stephan, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen; und da diese nichts ausrichteten, fragte er ihn am folgenden Tage nochmals, ob es denn wirklich sein Wille sei. „Wenn du es verstattest, ja!" antwortete der Papst. Da gab der König seine Einwilligung, die er ja nicht weigern konnte, ohne den Krieg mit Pippin herauszufordern. Am 15. November brach der Papst von Pavia nach den „Klausen der Franken" auf, überstieg den großen St. Bernhard und erreichte wohlbehalten das Kloster des heiligen Mauricius im oberen Rhonethal. Hier empfingen ihn königliche Gesandte, die sich erboten, ihn nach Ponthion (zwischen Vitry und Bar le Duc) zu ihrem Gebieter zu geleiten. So setzte Stephan seine Reise fort. Pippin schickte ihm seinen damals elfjährigen Sohn Karl entgegen. Am 6. Januar 754 empfing er selbst den ehrwürdigen Gast mit ausgesuchten Ehrenbezeugungen. Er kam ihm drei römische Meilen (eine starke Wegstunde) entgegen, kniete mit den Seinigen vor ihm nieder und ging dann eine Strecke weit zu Fuße neben dem Maultiere des Papstes her. In der Königspfalz zu Ponthion warf sich Stephan vor dem Frankenherrscher nieder und erklärte unter Thränen, er werde nicht eher wieder aufstehen, als bis der König ihm Hilfe gegen die Langobarden zusage. Es geschah; Pippin versprach nicht nur weiteren Ansprüchen Ahistulfs mit Waffengewalt entgegenzutreten, sondern auch dem päpstlichen Stuhl alles durch die Langobarden ihm entrissene Kirchengut wieder zu verschaffen. Eine Urkunde hierüber ward zu Kiersy (Quierzy an der Oise) ausgestellt.*) Zum Dank dafür salbte der Papst am 28. Juli zu St. Denis den König und die Königin nebst ihren beiden Söhnen Karlmann und Karl, übertrug dem Könige die Schirmvogtei über die römische Kirche, erteilte dem Könige und den Prinzen die Würde des römischen Patriciats, die zu verleihen von rechts wegen nur dem Exarchen zustand, und nahm den fränkischen Großen den Schwur ab, nie einen König aus anderm Geschlecht zu erwählen. Über die Rechte des byzantinischen Hofes setzte sich Stephan hiermit völlig weg, indem er sie sich selber anmaßte und dadurch indirekt jedes Verhältnis zwischen Byzanz und Rom für gelöst erklärte. Pippin aber, der für die Macht seines Hauses wie für die Befestigung der Ordnung in seinem Reich großes erreicht hatte, zögerte nun auch nicht länger, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Inzwischen war auch Ahistulf nicht unthätig gewesen. Seine Sache bei

*) „Sankt Peter" sollte die bisherige kaiserliche Provinz Italien erhalten, d. h. das „Herzogtum Rom", das der Papst zum größten Teil schon besessen, aber an Ahistulf verloren hatte, und das Exarchat von Ravenna, das Ahistulf den Byzantinern entrissen hatte.

Digitized by Google

Pippin zu vertreten, schien ihm niemand geeigneter als Pippins Bruder, Karlmann, der Mönch zu Monte Cassino. Wirklich ließ sich Karlmann dazu überreden und reiste zu seinem Bruder; aber seine Bemühungen blieben erfolglos; Pippin erklärte, er werde die Sache der Kirche verfechten, wie er dem Papste versprochen habe, und verbot außerdem, um alle Verbindungen zwischen Karlmann und Ahistulf abzubrechen, ersterem nach Italien zurückzukehren. Karlmann wurde in ein Kloster zu Vienne gebracht und starb dort noch in demselben Jahre; Pippin aber forderte Ahistulf durch eine Gesandtschaft auf, das Gebiet von Rom nicht mehr feindlich zu betreten, steten Frieden zu versprechen und „der Kirche und dem Staat", d. h. dem römischen Stuhl, der ihm zugleich als Rechtsnachfolger des Kaisers in Italien galt, ihre Rechte und Besitzungen zurückzuerstatten. Diese Forderungen wies Ahistulf zurück; unmöglich konnte er dem fernen Frankenkönig die Berechtigung, solche zu stellen, zugestehen und damit auf die Früchte seiner ganzen angestrengten Thätigkeit verzichten. Er, der seine Krone dem wiedererwachten Nationalgefühl seines Volks verdankte, durfte sich nicht von einer fremden Macht Bedingungen vorschreiben lassen, die sein Reich und seine königliche Stellung schädigten. Nunmehr berief Pippin eine Reichsversammlung und beschloß — trotz dem Widerspruch einiger Großen — den Krieg gegen die Langobarden. In Begleitung des Papstes zog er mit einem gewaltigen Heere über Lyon und Vienne nach Maurienne, wo er mit dem Papste zurückblieb. Als Ahistulf die Kunde von Pippins Herannahen erhielt, rückte er mit dem Langobardenheere, das dem fränkischen an Zahl jedenfalls bedeutend nachstand, bis vor den östlichen Ausgang des Thales von Susa. Seltsamerweise hatte er sich nicht der Bergjoche, die noch zum Frankenreiche gehörten, beizeiten bemächtigt, von wo aus er dem Heere Pippins den Durchzug erfolgreich hätte wehren können, sondern den Aufstieg und die Paßhöhe dem Feinde preisgegeben und sich damit begnügt, unten in der Thalsohle auf langobardischem Boden Befestigungen anzulegen und hier den Andrang der Franken zu erwarten. Der Grund dieser sonderbaren Kriegsführung lag vielleicht darin, daß neben jenem Hauptwege noch zwei andre Pfade über den Mont Cenis führten, die er, um Umgehungen zu verhüten, auch hätte besetzen müssen, zu deren genügender Besetzung aber wohl seine Streitkräfte nicht ausreichten. Wie dem auch sei, kurz, Pippin sandte von Maurienne aus eine auserlesene Heerschar ohne Troß und Gepäck voraus, diese gewann ohne Schwertstreich die Alpenhöhen und schlug oben ein Lager auf, Ahistulf griff die kühne fränkische Vorhut an. Mochten die Langobarden noch so tapfer kämpfen, sie mußten von unten die steile Anhöhe hinanstürmen und waren schon dadurch unendlich im Nachteil; außerdem wurde der Mut der fränkischen Schar durch den Gedanken, daß sie für St. Peter und ihre eigne Seligkeit kämpfe, zu unwiderstehlicher Be-

Digitized by Google

vortrefflich die Wirkung, welche diese böse Neuigkeit auf Ahistulf ausübte. Er erkannte die Gefahr, die seinem Reiche aus dieser Reise erwachsen konnte. Deshalb sandte er nach der Unterredung noch etliche seiner Großen zu Stephan, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen; und da diese nichts ausrichteten, fragte er ihn am folgenden Tage nochmals, ob es denn wirklich sein Wille sei. „Wenn du es verstattest, ja!" antwortete der Papst. Da gab der König seine Einwilligung, die er ja nicht weigern konnte, ohne den Krieg mit Pippin herauszufordern. Am 15. November brach der Papst von Pavia nach den „Klausen der Franken" auf, überstieg den großen St. Bernhard und erreichte wohlbehalten das Kloster des heiligen Mauricius im oberen Rhonethal. Hier empfingen ihn königliche Gesandte, die sich erboten, ihn nach Ponthion (zwischen Vitry und Bar le Duc) zu ihrem Gebieter zu geleiten. So setzte Stephan seine Reise fort. Pippin schickte ihm seinen damals elfjährigen Sohn Karl entgegen. Am 6. Januar 754 empfing er selbst den ehrwürdigen Gast mit ausgesuchten Ehrenbezeugungen. Er kam ihm drei römische Meilen (eine starke Wegstunde) entgegen, kniete mit den Seinigen vor ihm nieder und ging dann eine Strecke weit zu Fuße neben dem Maultiere des Papstes her. In der Königspfalz zu Ponthion warf sich Stephan vor dem Frankenherrscher nieder und erklärte unter Thränen, er werde nicht eher wieder aufstehen, als bis der König ihm Hülfe gegen die Langobarden zusage. Es geschah; Pippin versprach nicht nur weiteren Ansprüchen Ahistulfs mit Waffengewalt entgegenzutreten, sondern auch dem päpstlichen Stuhl alles durch die Langobarden ihm entrissene Kirchengut wieder zu verschaffen. Eine Urkunde hierüber ward zu Kiersy (Quierzy an der Oise) ausgestellt.*) Zum Dank dafür salbte der Papst am 28. Juli zu St. Denis den König und die Königin nebst ihren beiden Söhnen Karlmann und Karl, übertrug dem Könige die Schirmvogtei über die römische Kirche, erteilte dem Könige und den Prinzen die Würde des römischen Patriciats, die zu verleihen von rechts wegen nur dem Exarchen zustand, und nahm den fränkischen Großen den Schwur ab, nie einen König aus anderm Geschlecht zu erwählen. Über die Rechte des byzantinischen Hofes setzte sich Stephan hiermit völlig weg, indem er sie sich selber anmaßte und dadurch indirekt jedes Verhältnis zwischen Byzanz und Rom für gelöst erklärte. Pippin aber, der für die Macht seines Hauses wie für die Befestigung der Ordnung in seinem Reich großes erreicht hatte, zögerte nun auch nicht länger, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Inzwischen war auch Ahistulf nicht unthätig gewesen. Seine Sache bei

*) „Sankt Peter" sollte die bisherige kaiserliche Provinz Italien erhalten, d. h. das „Herzogtum Rom", das der Papst zum größten Teil schon besessen, aber an Ahistulf verloren hatte, und das Exarchat von Ravenna, das Ahistulf den Byzantinern entrissen hatte.

Digitized by Google

Pippin zu vertreten, schien ihm niemand geeigneter als Pippins Bruder, Karlmann, der Mönch zu Monte Cassino. Wirklich ließ sich Karlmann dazu überreden und reiste zu seinem Bruder; aber seine Bemühungen blieben erfolglos; Pippin erklärte, er werde die Sache der Kirche verfechten, wie er dem Papste versprochen habe, und verbot außerdem, um alle Verbindungen zwischen Karlmann und Ahistulf abzubrechen, ersterem nach Italien zurückzukehren. Karlmann wurde in ein Kloster zu Vienne gebracht und starb dort noch in demselben Jahre; Pippin aber forderte Ahistulf durch eine Gesandtschaft auf, das Gebiet von Rom nicht mehr feindlich zu betreten, steten Frieden zu versprechen und „der Kirche und dem Staat", d. h. dem römischen Stuhl, der ihm zugleich als Rechtsnachfolger des Kaisers in Italien galt, ihre Rechte und Besitzungen zurückzuerstatten. Diese Forderungen wies Ahistulf zurück; unmöglich konnte er dem fernen Frankenkönig die Berechtigung, solche zu stellen, zugestehen und damit auf die Früchte seiner ganzen angestrengten Thätigkeit verzichten. Er, der seine Krone dem wiedererwachten Nationalgefühl seines Volks verdankte, durfte sich nicht von einer fremden Macht Bedingungen vorschreiben lassen, die sein Reich und seine königliche Stellung schädigten. Nunmehr berief Pippin eine Reichsversammlung und beschloß — trotz dem Widerspruch einiger Großen — den Krieg gegen die Langobarden. In Begleitung des Papstes zog er mit einem gewaltigen Heere über Lyon und Vienne nach Maurienne, wo er mit dem Papste zurückblieb. Als Ahistulf die Kunde von Pippins Herannahen erhielt, rückte er mit dem Langobardenheere, das dem fränkischen an Zahl jedenfalls bedeutend nachstand, bis vor den östlichen Ausgang des Thales von Susa. Seltsamerweise hatte er sich nicht der Bergjoche, die noch zum Frankenreiche gehörten, beizeiten bemächtigt, von wo aus er dem Heere Pippins den Durchzug erfolgreich hätte wehren können, sondern den Aufstieg und die Paßhöhe dem Feinde preisgegeben und sich damit begnügt, unten in der Thalsohle auf langobardischem Boden Befestigungen anzulegen und hier den Andrang der Franken zu erwarten. Der Grund dieser sonderbaren Kriegsführung lag vielleicht darin, daß neben jenem Hauptwege noch zwei andre Pfade über den Mont Cenis führten, die er, um Umgehungen zu verhüten, auch hätte besetzen müssen, zu deren genügender Besetzung aber wohl seine Streitkräfte nicht ausreichten. Wie dem auch sei, kurz, Pippin sandte von Maurienne aus eine auserlesene Heerschar ohne Troß und Gepäck voraus, diese gewann ohne Schwertstreich die Alpenhöhen und schlug oben ein Lager auf, Ahistulf griff die kühne fränkische Vorhut an. Mochten die Langobarden noch so tapfer kämpfen, sie mußten von unten die steile Anhöhe hinanstürmen und waren schon dadurch unendlich im Nachteil; außerdem wurde der Mut der fränkischen Schar durch den Gedanken, daß sie für St. Peter und ihre eigne Seligkeit kämpfe, zu unwiderstehlicher Be-

Digitized by Google

geisterung entfacht. So wurden die Langobarden geschlagen, und dieses Gefecht entschied den ganzen Feldzug. Nach ungeheuren Verlusten gelangte Ahistulf nur mit wenigen Leuten nach seiner Hauptstadt Pavia; Pippin, vom Papste begleitet, rückte nach, umlagerte mit seinem ganzen Heere die Stadt, die offenbar nicht hinreichend mit Lebensmitteln versorgt war, ließ die Umgegend fürchterlich verheeren und zwang so schon nach wenigen Tagen (im September oder Oktober 754) Ahistulf um Frieden zu bitten. Der Langobardenkönig mußte eidlich versprechen, Ravenna und andere Städte mit ihren Gebieten an St. Peter herauszugeben und überhaupt die Wünsche des Papstes, um die der Krieg geführt worden war, zu erfüllen. Nun gewährte Pippin den erbetenen Frieden, womit der Papst wenig zufrieden war, da er den Erbfeind Roms gern ganz vernichtet gesehen hätte. Als Bürgen für die Ausführung des Vertrags stellte Ahistulf dem Frankenkönige vierzig Geiseln, worauf dieser sofort aus Italien heimkehrte und nur einige Beauftragte zurückließ, die über der Vollstreckung der Friedensbedingungen wachen und den Papst nach Rom zurückführen sollten. Mit lautem Jubel begrüßte das Volk in der ewigen Stadt seinen Seelenhirten und Oberherrn, der nun durch jene Schenkung Pippins auch ein anerkannter weltlicher Fürst geworden war.

Ahistulfs Macht war geschwächt, aber nicht gebrochen; und selbst die Schwächung wollte sein leidenschaftlicher Stolz nicht ertragen. Allen Schwüren zum Trotz weigerte er sich hartnäckig, die Gebietsabtretungen vollstrecken zu lassen, und bald erschollen von Rom aus neue Klagen des Papstes an Pippins Ohr über den wortbrüchigen, „boshaften und gottlosen" Langobardenkönig, der seit Pippins Rückkehr der Kirche unsägliches Leid und unerträglichen Schaden zugefügt habe. Ahistulf aber ließ sich durch die Furcht vor den Franken nicht einschüchtern. Er gab nichts heraus, sondern beschloß durch einen Schlag auf Rom den Papst unter seinen Willen zu beugen. Am Neujahrstag 756 erschien er vor Rom, unzweifelhaft um eine Entscheidung zu erzwingen; denn alle Kräfte seines Reiches hatte er zu diesem Feldzug aufgeboten. Narni fiel wieder den Langobarden in die Hände, das Land rings um Rom wurde verheert und ausgeplündert; nur die Kirchen blieben verschont, wenn auch der fromme Eifer die Gebeine dort ruhender Heiligen und andere Reliquien mitgehen hieß. Die Tiberstadt geriet in die verzweifeltste Lage, vergebens wartete man auf Hilfe von Pippin. Endlich, im zweiten Monat der Belagerung, gelang es dem Abt Warnehari (Wernher) mit päpstlichen Briefen an den Frankenkönig, die Tiber hinabfahrend, das Meer zu erreichen und zu Schiff in das fränkische Reich zu kommen. Wieder einmal rächte sich hier die Unfähigkeit der Langobarden, eine Seemacht zu begründen; sie ver-

Digitized by Google

mochten nicht einmal die Tiber ganz zu sperren, also auch der Stadt nicht alle Zufuhr abzuschneiden.

Warnehari erreichte sein Ziel, und Pippin war sofort bereit, den Vertragsbrüchigen zu strafen. Im Frühling 756 rückte er zum zweiten Male nach Italien heran. Der Feldzug verlief fast genau so wie der erste. Die Langobarden wurden an den „Klausen" von den Franken umgangen, die auf schmalem Nebenpfade die Höhen überstiegen; ihre Scharen wurden, wo sie sich den Feinden entgegenwarfen, in die Flucht geschlagen; Ahistulf, der die Belagerung Roms aufgeben mußte, hatte gerade noch Zeit sich in seine Stadt Pavia zu werfen. Abermals schloß ihn Pippin hier ein, abermals mußte er sich dem Sieger ergeben und alle seine Bedingungen annehmen, nämlich den Nachfolger St. Petri nunmehr unverzüglich zu befriedigen, Geiseln zu stellen, den dritten Teil des Königsschatzes auszuliefern und ein Jahrgeld an den Frankenkönig zu zahlen. Auch diesmal kehrte Pippin zurück, ohne Rom gesehen zu haben. Dem Abte Fulrad von St. Denis erteilte er die Vollmacht, die Übergabe des dem heiligen Stuhl geschenkten Gebietes ins Werk zu setzen. Der Abt begab sich, in Begleitung mehrerer Bevollmächtigten Ahistulfs, der Reihe nach in die einzelnen Städte des früheren Exarchats, nahm zum Zeichen der Übergabe die Schlüssel derselben entgegen und verlangte die angesehensten Männer als Geiseln. Hierauf brachte er diese nach Rom und legte die Schlüssel der Städte und Pippins Schenkungsurkunde am Grabe des heiligen Petrus nieder. Damit war thatsächlich der Grund zum Kirchenstaat gelegt (756); der Papst war ein weltlicher Machthaber geworden, dem die ewige Stadt mit ihrem Gebiet (das ehemalige „Dukat" Rom) und ein Küstenstrich am adriatischen Meer, von der Pomündung bis nach Ancona, gehorchte. Daß dies alles von Rechts wegen Eigentum des oströmischen Kaisers war, blieb billig unbeachtet, da Byzanz keine Hand gerührt hatte, um dieses sein Eigentum zu schützen.

Ahistulf überlebte das Scheitern seiner hochfliegenden Pläne nur kurze Zeit. All sein jahrelanges Mühen war umsonst gewesen; die Kränkung fraß dem stolzen Manne das Herz. Ein Unglücksfall führte seinen Tod herbei. Auf der Jagd, von einem Eber am Bein verwundet, stürzte er vom Pferde, und starb drei Tage später, gegen Ende des Jahres 756. Wir müssen uns davor hüten, den thatkräftigen und bedeutenden Herrscher ungerecht zu beurteilen, indem wir ihn für das Fehlschlagen seiner Entwürfe vorschnell allein verantwortlich machen. Mit der größten Entschlossenheit trat er dem Kaiser wie dem Papste gegenüber auf und eroberte sich eine Machtstellung, die vor ihm nicht einmal Liutprand behauptet hatte; er schien nahe daran, sich Roms zu bemeistern und damit Herr von ganz Italien zu werden. An das letzte Mittel, das dem Papst noch zu

Digitized by Google

seiner Rettung blieb — die fränkische Hilfe, dachte er zu spät. Hätte er sich von Anfang an auf die Möglichkeit eines Bündnisses des heiligen Stuhles mit den Franken gefaßt gemacht, so konnte er vielleicht noch eine ansehnliche Stellung behaupten; allein es scheint fast, als ob er sich von diesem Bündnisse unvorbereitet überraschen ließ. Den Franken war er nicht gewachsen; er wurde besiegt. Aber der Friede, so demütigend er für Ahistulf auch gewesen sein mag, stellte doch immerhin nur den Besitzstand für das Langobardenreich wieder her, wie er bei Ahistulfs Thronbesteigung gewesen war. Der Bruch des Vertrags und des Königs trotziger Wagemut ward ihm erst zum Verhängnis. Der kühne Versuch, sich durch Eroberung Roms zum Herrn der Lage aufzuwerfen, schlug fehl, und die zweite Niederlage zwang ihn zu weit härteren Zugeständnissen. Wenn auch der Umfang des Reiches nur wenig geschmälert wurde, so lähmte doch der zweite Friedensschluß die Widerstandskraft der Langobarden empfindlich und schwächte ihr Selbstbewußtsein wie ihr Ansehen in gleichem Grade. So ließ der König, der unter günstigen Verhältnissen Großes geleistet haben würde, sein Reich geschwächt zurück.*)

20. König Desiderius und des Langobardenreiches Fall.

(Von 757 bis 774.)

Das hohe Ziel Ahistulfs, die Vereinigung Italiens zu einem einzigen Reiche, war für immer unerreichbar geworden; der langobardische Staat war, obwohl er noch immer bei weitem den größten Teil der Apenninenhalbinsel umfaßte, nicht mehr die erste Macht im Lande. Papst und Frankenkönig waren an seine Stelle getreten. Die nationale Partei im Reiche, durch deren Macht Ahistulf König geworden war und deren Ziele dieser Fürst verfolgt hatte, war unterlegen, das römische Wesen erhob übermächtig sein Haupt. Vielleicht wäre noch jetzt ein kraftvoller und kluger Herrscher, der sich mit dem Volke eins wußte, im stande gewesen, die Selbständigkeit der langobardischen Eigenart zu retten, in der schon stark romanisierten Gestalt, welche die Nation im Lauf der Jahrhunderte angenommen hatte, — denn sehr weit war die Verschmelzung zwischen Langobarden und Römern vorgeschritten —; aber die Langobarden besaßen kein angestammtes Königsgeschlecht, das durch jahrhundertealte Gewohnheit und eingewurzelte Liebe fest stand, und dieser Mangel machte, nach Ahistulfs Tode mehr als je, die schwierige Lage des Staats noch schwieriger, indem er den Feinden des Reiches Gelegenheit bot, bei der Besetzung des Thrones ihren schädlichen Einfluß geltend zu machen.

*) Nach S. Abel a. a. O. S. 56.

Digitized by Google

Nach Ahistulfs Tode suchte Desiderius, der Marschalk des verstorbenen Königs, die Krone zu erlangen. Er war nicht aus erlauchtem Geschlecht entsprossen, sondern durch die Gunst Ahistulfs, in dessen Gefolge er trat, groß geworden und hatte sich des Königs Zuneigung in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß dieser ihm die Herzogswürde in Tuscien übertrug. Desiderius hoffte jetzt mit Hilfe seiner Heeresmacht die Königsherrschaft leicht zu gewinnen. Aber er fand einen Gegner, der gefährlich werden konnte: Ratchis, Ahistulfs Bruder und Vorgänger auf dem Thron, trat aus der Stille des Klosters von Monte Cassino plötzlich hervor und verlangte, von zahlreichen Großen und einer beträchtlichen Kriegerschar, dem größten Teil des Volkes, unterstützt, die Krone für sich. Einst war er des Thrones verlustig gegangen, weil er den Langobarden zu römisch war; jetzt hielt ihn die nationale Partei als den ihren hoch, weil Desiderius seine Ansprüche hauptsächlich mit päpstlichem und fränkischem Einfluß geltend machte. Anfangs behielt Ratchis die Oberhand, bis zum März 757 behauptete er sich in Pavia und den meisten nördlichen Gegenden des Reiches und fand selbst in Tuscien teilweise Anerkennung. Da warf sich Desiderius gänzlich dem Papst und Pippin in die Arme. Er gelobte eidlich, in allem das Wohl des römischen Stuhles zu fördern und eine ganze Reihe von Städten in der Emilia und Pentapolis, die noch langobardisch waren — darunter auch Bologna — abzutreten, und zwar der Form nach zunächst an Pippin, der sie seinerseits dem Stuhl Petri schenkte. Dafür machte nun Stephan dem entlaufenen Mönche Ratchis gegenüber sein geistliches Ansehen geltend; er schickte einen Priester (den späteren Papst Stephan den Dritten) zu ihm und forderte ihn zur Erfüllung seines Gelübdes auf. Der eingeschüchterte Mann kehrte denn auch gehorsam in seine Zelle zurück. Zu gleicher Zeit begaben sich die Herzöge von Benevent und Spoleto in ein päpstliches und fränkisches Schutzbündnis, wozu vermutlich Desiderius seine Beistimmung erklären mußte. So erlangte dieser die Herrschaft nur durch eine ganze Reihe von Abtretungen und Zugeständnissen an die Erbfeinde des Reiches. Das war eine schwere Schuld, und er hat sie büßen müssen. Das langobardische Volk aber, das der Papst öffentlich aufgefordert hatte Desiderius anzuerkennen — eine Aufforderung, die durch ein heranrückendes fränkisches Heer kräftig unterstützt ward —, das Volk hatte ohne Widerstand des Papstes Willen erfüllt und den selbst erwählten König preis gegeben; und auch dieser Mangel an nationalem Ehrgefühl fand bald seine Strafe.

Kurz nach diesem neuen Triumphe der päpstlichen Politik starb Stephan der Zweite (im April 757) und in ihm einer der genialsten und erfolgreichsten Staatsmänner, die auf dem Stuhle Petri gesessen haben. Er hatte Großes erreicht; freilich war er auch nicht um die Mittel dazu verlegen gewesen.

Digitized by Google

744 einen der mächtigsten Großen des Reichs, den Herzog Ratchis von Friaul, Pemmos Sohn.

Ratchis war ein wohlwollender und persönlich tapferer Mann, aber seine milde, sanftmütige Art gereichte dem Staate nicht zum Vorteil. Zunächst zwar bewies er sich als tüchtigen Kriegsmann und griff die Pentapolis und die Stadt Perugia an, um, der Staatskunst Liutprands getreu, die Kaiserlichen ganz aus Italien herauszuwerfen. Allein in Rom hatte man, wie sich schon in Liutprands letzter Zeit klar gezeigt hatte, sich endgültig dafür entschieden, lieber Hand in Hand mit dem byzantinischen Kaiser als mit den so viel näheren und gefährlicheren Langobarden zu gehen. Deshalb machte Zacharias wieder einmal den Zauber seiner Persönlichkeit und seiner päpstlichen Würde geltend; er erschien in dem langobardischen Lager vor Perugia und bewog den König, die Belagerung aufzuheben und von weiteren Angriffen auf das Exarchat abzustehen. Was die Langobarden dem alten, hochverdienten und geliebten Liutprand verziehen hatten, das konnten sie dem jungen Ratchis nicht vergeben, zumal dieser schon durch seine Vermählung mit einer Römerin, durch Schenkungen von Königsgut an römische Klöster und durch allerlei auffällige Begünstigung römischen Wesens das Selbstgefühl der Nation verletzt hatte. Die würdelose Nachgiebigkeit gegen den Papst brachte ihn um den Thron. Die erbitterten Langobarden zwangen ihn (749), die Krone niederzulegen und riefen seinen kriegslustigen Bruder Ahistulf zum König aus. Ratchis versuchte keinen Widerstand, ging nach Rom und trat dann in das berühmte, wundervoll gelegene Benediktinerkloster zu Monte Cassino, in dem vor kurzem auch der weltmüde Franke Karlmann, Karl Martells ältester Sohn, Aufnahme gefunden hatte.

Im Juli 749 ward Ahistulf in Mailand mit der eisernen Krone zum Langobardenkönig gekrönt. Er übernahm die Herrschaft unter sehr schwierigen Verhältnissen, denn die Kraft des Reiches war nicht nur durch einige, immerhin nicht bedeutende Gebietsabtretungen geschwächt, sondern es war dem Reiche auch in dem mit Ravenna verbündeten Papste ein Gegner erwachsen, dessen Einfluß sich immer weiter ausbreitete. Ahistulf und die langobardischen Großen waren entschlossen, mit der versöhnlichen Politik Liutprands völlig zu brechen und gegen Rom und römisches Wesen kräftigen Widerstand zu leisten, in der richtigen Erkenntnis, daß Freundschaft mit Rom dem Reiche nur nachteilig — im Grunde unmöglich — sei und zum Untergang der langobardischen Nationalität führen müsse. Diesen Entschluß zu verwirklichen, bot Ahistulf alle seine Thatkraft auf und that alles in seinen Kräften Stehende, um sein Volk zum Siege zu führen. Daß es ihm nicht gelang, kann die Achtung vor ihm nicht schmälern, da nicht

Digitized by Google

Mangel an Tüchtigkeit, sondern die erdrückende Macht der Verhältnisse die Schuld trug.

Der Anfang seiner Regierung war großartig. Ein Reichstag zu Pavia faßte am 1. März 750 die bedeutsamsten Beschlüsse. Obenan steht ein Gesetz, „daß alle von Ratchis und seiner Gemahlin seit Ahistulfs Thronbesteigung gemachten Schenkungen ungültig sein sollten, wenn nicht Ahistulf sie bestätige. Die meisten Bestimmungen aber haben schon ganz unmittelbar den Krieg mit Rom im Auge. Nicht bloß der Handel mit den Römern, sondern überhaupt der Handel zu Wasser und zu Lande ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs wurde streng verboten; die „Klausen", d. h. die Alpenpässe an den nördlichen Grenzen des Reiches, sollten in Verteidigungszustand gesetzt werden; die Kriegspflicht und Bewaffnung wurde genau geregelt und (was für die Verfassungsgeschichte wichtig ist) nicht mehr vom Grundbesitz abhängig gemacht; denn auch die Kaufleute ohne Grundbesitz sollten Kriegsdienste leisten." Der Krieg selber nahm bald darauf seinen Anfang, und es gelang dem rasch handelnden Könige wirklich, das stets ersehnte und nie erreichte Ziel seiner Vorgänger zu erreichen. Im Juli 751 schon finden wir Ahistulf im Kaiserpalast zu Ravenna, als Herrn über das Exarchat und die Pentapolis; die Herrschaft des Kaisers im nördlichen Italien hatte ein Ende genommen. In den besetzten Städten galt königlicher Befehl und langobardisches Recht.

Aber der kraftvolle König blieb bei diesem großen Erfolg nicht stehen, sondern wandte sich bereits im folgenden Jahre nach dem Süden, wo er unfehlbar mit seinem mächtigsten Gegner, dem Papste, zusammenstoßen mußte. Zuerst stellte er das Königsansehn in Benevent und Spoleto wieder her, dann rückte er ins römische Gebiet. Papst Zacharias war kurz vorher gestorben, sein Nachfolger Stephan der Zweite beeilte sich, dem Könige reiche Geschenke zu schicken und Friedensverhandlungen anzuknüpfen. In der That bewilligte Ahistulf einen Frieden auf vierzig Jahre, kündigte ihn aber schon nach vier Monaten wieder auf, vermutlich deshalb, weil der Papst die harten Bedingungen, zu denen er sich in der Not verstanden hatte, nun nach dem Abzuge des Königs nicht erfüllte. Ahistulf drohte mit einer Belagerung, in Rom verbreitete sich Furcht und Schrecken. Stephan bat in Byzanz um Hülfe, aber sie blieb aus. Da wendete sich der Papst, der seinerseits ebensowenig nachzugeben gesonnen war wie der König, in seiner Bedrängnis nach dem Beispiele Gregors des Dritten an die Franken, ein verhängnisvoller Schritt von den bedeutendsten Folgen, unter deren Gewicht die eben noch so stolz auftretende Langobardenmacht unterliegen mußte.

Bis vor wenigen Jahren hatten so gut wie keine Beziehungen zwischen den Frankenherrschern und den römischen Bischöfen bestanden. Von den

Digitized by Google

Merowingern konnten die Päpste überhaupt keine Förderung erwarten, da jene zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken waren und ihre Macht hatten verfallen lassen. Die kraftvollen Hausmeier aber hatten vollauf zu thun, um das Reich vor gänzlicher Zerrüttung zu bewahren. Karl Martell, der Wiederhersteller des Reichs, war als Liutprands treuer Freund gegen die Interessen der römischen Kirche sehr gleichgültig; wir wissen, daß Gregors des Dritten Versuch, mit Karl eine Verbindung zu schließen, fehlschlug. Aber die Nachfolger der beiden Männer, Papst Zacharias und der Hausmeier Pippin der Kurze, hatten diese von der römischen Kirche längst erstrebte Verbindung geschlossen. Um zu der königlichen Macht sich auch den Königsnamen zu verschaffen und dem unnatürlichen Verhältnisse ein Ende zu machen, wonach im Frankenreich die höchste Würde getrennt war von der höchsten Gewalt, hatte Pippin der Mitwirkung des Papstes bedurft. Durch des Papstes Billigung war er 751 König der Franken und seitdem entschiedener Freund des römischen Stuhles geworden. Die Thätigkeit des Bonifatius für den engsten Anschluß an den Papst hatte dazu gewiß gewaltig viel beigetragen, wie andrerseits Pippin das Werk des Bonifatius eifrig förderte, und sicherlich hatte der Papst seine Billigung von Pippins Staatsstreich nicht gegeben, ohne geheime Gegenforderungen zu stellen, die sich ohne Zweifel in erster Reihe auf sein Verhältnis zu den Langobarden bezogen. Wenn auch ein endgültiges Abkommen zwischen Pippin und dem Papste noch nicht getroffen worden war, da sonst dieser nicht noch im Jahre 753 den Kaiser in Byzanz um Hülfe gebeten haben würde, so drohte dem Langobardenreich doch durch die enge Verbindung des Papstes mit dem Frankenkönig eine ernste Gefahr, und deshalb richtete Ahistulf mit aller Macht seine Angriffe auf Rom, um den Papst, die Seele des Widerstands gegen die Langobarden, von seiner Höhe herabzustürzen, um die ewige Stadt seinem Reiche einzuverleiben und von dort aus ganz Italien zu beherrschen. Hätte damals Stephan der Zweite keine Hülfe bei Pippin gefunden, wer weiß, wie sich nicht nur des Langobardenreiches Schicksal, sondern die ganze Geschichte Europas und der römischen Kirche gewendet hätte! Aber er fand sie, und damit war das Los Ahistulfs und seines Volkes entschieden.

Durch einen Pilger schickte Stephan insgeheim Nachricht an Pippin und bat um Zusendung von Boten, die ihn ins Frankenreich geleiten könnten, d. h. der Papst wollte sich von dem Frankenkönige einladen lassen. Es war ein Meisterzug verschlagener Staatskunst; „denn jetzt konnte der Langobardenkönig dem Papst, der ja an solcher Einladung ganz unschuldig war, nicht verwehren, ihr zu folgen, ohne das mächtige Frankenreich unmittelbar zu beleidigen und zum Kriege herauszufordern; und hatte Pippin den Papst eingeladen, so mußte er ihm auch die Wege frei machen, um dieser Einladung folgen zu können. Daß also die Gewährung der

Digitized by Google

gewünschten Einladung Krieg bedeuten könne, war dem Papste so klar wie Pippin." Dieser, der wußte, was er dem heiligen Stuhl zu danken hatte, war sogleich geneigt, der Bitte des Papstes zu willfahren; aber die Erfüllung stieß auf Schwierigkeiten, nämlich auf den entschiedenen Widerspruch eines großen Teils der fränkischen Edlen, welche Pippins Königsrat bildeten. Als Stephan hiervon durch einen Boten Pippins, den Abt Droktegang, unterrichtet ward, that er einen zweiten Schritt, der seine staatsmännische Begabung in hellem Lichte zeigt: er wandte sich nun gerade an die Opposition, an die fränkischen Großen, oder, wie er sich ausdrückte, „an alle Herzöge des Volkes der Franken" mit der beweglichen Bitte, doch nicht ihr Seelenheil zu verscherzen, sondern ihren König, — als ob dieser der Widerstrebende gewesen wäre! — zur Erfüllung der päpstlichen Wünsche zu bewegen; dafür ward als Lohn Vergebung aller Sünden durch St. Peter und die ewige Seligkeit in sichere Aussicht gestellt. Der Überbringer dieses Schreibens, Droktegang, brachte aber auch einen Brief des Papstes an Pippin mit, in welchem Stephan diesen zur Ausdauer ermahnte und sich Antwort durch Vermittlung eines zuverlässigen und frommen Priesters, den er mitsandte, erbat. Der Papst erreichte seinen Zweck. Nach kurzer Zeit erschienen ein päpstlicher und ein weltlicher Großer aus dem Frankenreiche, der Bischof Chrodegang von Metz und der Herzog Autchar, mit Gefolge in Rom, um den Papst feierlich und von Staats wegen ins fränkische Reich zu geleiten. Sie trafen ihn bereits reisefertig; der „gotteslästerliche" Langobardenkönig hatte freies Geleit bewilligt. Auch waren inzwischen Gesandte vom oströmischen Kaiser gekommen, die dem Papste den „Befehl" überbrachten, von Ahistulf die Rückgabe seiner Eroberungen zu verlangen. So trat denn Stephan am 14. Oktober 753 mit einem großen Gefolge von geistlichen und weltlichen Großen seine Reise an. Während Autchar vorauseilte, um für den Empfang im Frankenreich zu sorgen, wendete sich der Papst selber zunächst nach Pavia zum König Ahistulf. Dieser suchte — wie Liutprand eine persönliche Zusammenkunft fürchtend — den unwillkommenen Gast durch Drohungen zurückzuscheuchen. Er schickte ihm Boten entgegen, die Stephan im Namen des Königs dringend rieten, ja nicht etwa Ravenna und das Exarchat mit der Pentapolis von ihm zu verlangen;. Stephan aber erklärte, gerade das wolle er thun, und übersandte viele Geschenke. Allein Ahistulf blieb fest; Stephans Thränen und Bitten ließen ihn ebenso kalt wie der kaiserliche Brief, den der Papst vorzeigte. Nun legten sich die fränkischen Gesandten ins Mittel und drangen mit aller Macht darauf, der König solle den Papst ungehindert ins fränkische Reich ziehen lassen. Ahistulf fragte den Papst, ob das denn wirklich sein Wille sei. Und als dieser bejahte, „knirschte der König wie ein Löwe mit den Zähnen." So erzählt eine gleichzeitige Quelle, und malt damit

Digitized by Google

vortrefflich die Wirkung, welche diese böse Neuigkeit auf Ahistulf ausübte. Er erkannte die Gefahr, die seinem Reiche aus dieser Reise erwachsen konnte. Deshalb sandte er nach der Unterredung noch etliche seiner Großen zu Stephan, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen; und da diese nichts ausrichteten, fragte er ihn am folgenden Tage nochmals, ob es denn wirklich sein Wille sei. „Wenn du es verstattest, ja!" antwortete der Papst. Da gab der König seine Einwilligung, die er ja nicht weigern konnte, ohne den Krieg mit Pippin herauszufordern. Am 15. November brach der Papst von Pavia nach den „Klausen der Franken" auf, überstieg den großen St. Bernhard und erreichte wohlbehalten das Kloster des heiligen Mauricius im oberen Rhonethal. Hier empfingen ihn königliche Gesandte, die sich erboten, ihn nach Ponthion (zwischen Vitry und Bar le Duc) zu ihrem Gebieter zu geleiten. So setzte Stephan seine Reise fort. Pippin schickte ihm seinen damals elfjährigen Sohn Karl entgegen. Am 6. Januar 754 empfing er selbst den ehrwürdigen Gast mit ausgesuchten Ehrenbezeugungen. Er kam ihm drei römische Meilen (eine starke Wegstunde) entgegen, kniete mit den Seinigen vor ihm nieder und ging dann eine Strecke weit zu Fuße neben dem Maultiere des Papstes her. In der Königspfalz zu Ponthion warf sich Stephan vor dem Frankenherrscher nieder und erklärte unter Thränen, er werde nicht eher wieder aufstehen, als bis der König ihm Hülfe gegen die Langobarden zusage. Es geschah; Pippin versprach nicht nur weiteren Ansprüchen Ahistulfs mit Waffengewalt entgegenzutreten, sondern auch dem päpstlichen Stuhl alles durch die Langobarden ihm entrissene Kirchengut wieder zu verschaffen. Eine Urkunde hierüber ward zu Kiersy (Quierzy an der Oise) ausgestellt.*) Zum Dank dafür salbte der Papst am 28. Juli zu St. Denis den König und die Königin nebst ihren beiden Söhnen Karlmann und Karl, übertrug dem Könige die Schirmvogtei über die römische Kirche, erteilte dem Könige und den Prinzen die Würde des römischen Patriciats, die zu verleihen von rechts wegen nur dem Exarchen zustand, und nahm den fränkischen Großen den Schwur ab, nie einen König aus anderm Geschlecht zu erwählen. Über die Rechte des byzantinischen Hofes setzte sich Stephan hiermit völlig weg, indem er sie sich selber anmaßte und dadurch indirekt jedes Verhältnis zwischen Byzanz und Rom für gelöst erklärte. Pippin aber, der für die Macht seines Hauses wie für die Befestigung der Ordnung in seinem Reich großes erreicht hatte, zögerte nun auch nicht länger, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Inzwischen war auch Ahistulf nicht unthätig gewesen. Seine Sache bei

*) „Sankt Peter" sollte die bisherige kaiserliche Provinz Italien erhalten, d. h. das „Herzogtum Rom", das der Papst zum größten Teil schon besessen, aber an Ahistulf verloren hatte, und das Exarchat von Ravenna, das Ahistulf den Byzantinern entrissen hatte.

Digitized by Google

Pippin zu vertreten, schien ihm niemand geeigneter als Pippins Bruder, Karlmann, der Mönch zu Monte Cassino. Wirklich ließ sich Karlmann dazu überreden und reiste zu seinem Bruder; aber seine Bemühungen blieben erfolglos; Pippin erklärte, er werde die Sache der Kirche verfechten, wie er dem Papste versprochen habe, und verbot außerdem, um alle Verbindungen zwischen Karlmann und Ahistulf abzubrechen, ersterem nach Italien zurückzukehren. Karlmann wurde in ein Kloster zu Vienne gebracht und starb dort noch in demselben Jahre; Pippin aber forderte Ahistulf durch eine Gesandtschaft auf, das Gebiet von Rom nicht mehr feindlich zu betreten, steten Frieden zu versprechen und „der Kirche und dem Staat", d. h. dem römischen Stuhl, der ihm zugleich als Rechtsnachfolger des Kaisers in Italien galt, ihre Rechte und Besitzungen zurückzuerstatten. Diese Forderungen wies Ahistulf zurück; unmöglich konnte er dem fernen Frankenkönig die Berechtigung, solche zu stellen, zugestehen und damit auf die Früchte seiner ganzen angestrengten Thätigkeit verzichten. Er, der seine Krone dem wiedererwachten Nationalgefühl seines Volks verdankte, durfte sich nicht von einer fremden Macht Bedingungen vorschreiben lassen, die sein Reich und seine königliche Stellung schädigten. Nunmehr berief Pippin eine Reichsversammlung und beschloß — trotz dem Widerspruch einiger Großen — den Krieg gegen die Langobarden. In Begleitung des Papstes zog er mit einem gewaltigen Heere über Lyon und Vienne nach Maurienne, wo er mit dem Papste zurückblieb. Als Ahistulf die Kunde von Pippins Herannahen erhielt, rückte er mit dem Langobardenheere, das dem fränkischen an Zahl jedenfalls bedeutend nachstand, bis vor den östlichen Ausgang des Thales von Susa. Seltsamerweise hatte er sich nicht der Bergjoche, die noch zum Frankenreiche gehörten, beizeiten bemächtigt, von wo aus er dem Heere Pippins den Durchzug erfolgreich hätte wehren können, sondern den Aufstieg und die Paßhöhe dem Feinde preisgegeben und sich damit begnügt, unten in der Thalsohle auf langobardischem Boden Befestigungen anzulegen und hier den Andrang der Franken zu erwarten. Der Grund dieser sonderbaren Kriegsführung lag vielleicht darin, daß neben jenem Hauptwege noch zwei andre Pfade über den Mont Cenis führten, die er, um Umgehungen zu verhüten, auch hätte besetzen müssen, zu deren genügender Besetzung aber wohl seine Streitkräfte nicht ausreichten. Wie dem auch sei, kurz, Pippin sandte von Maurienne aus eine auserlesene Heerschar ohne Troß und Gepäck voraus, diese gewann ohne Schwertstreich die Alpenhöhen und schlug oben ein Lager auf, Ahistulf griff die kühne fränkische Vorhut an. Mochten die Langobarden noch so tapfer kämpfen, sie mußten von unten die steile Anhöhe hinanstürmen und waren schon dadurch unendlich im Nachteil; außerdem wurde der Mut der fränkischen Schar durch den Gedanken, daß sie für St. Peter und ihre eigne Seligkeit kämpfe, zu unwiderstehlicher Be-

Digitized by Google

geisterung entfacht. So wurden die Langobarden geschlagen, und dieses Gefecht entschied den ganzen Feldzug. Nach ungeheuren Verlusten gelangte Ahistulf nur mit wenigen Leuten nach seiner Hauptstadt Pavia; Pippin, vom Papste begleitet, rückte nach, umlagerte mit seinem ganzen Heere die Stadt, die offenbar nicht hinreichend mit Lebensmitteln versorgt war, ließ die Umgegend fürchterlich verheeren und zwang so schon nach wenigen Tagen (im September oder Oktober 754) Ahistulf um Frieden zu bitten. Der Langobardenkönig mußte eidlich versprechen, Ravenna und andere Städte mit ihren Gebieten an St. Peter herauszugeben und überhaupt die Wünsche des Papstes, um die der Krieg geführt worden war, zu erfüllen. Nun gewährte Pippin den erbetenen Frieden, womit der Papst wenig zufrieden war, da er den Erbfeind Roms gern ganz vernichtet gesehen hätte. Als Bürgen für die Ausführung des Vertrags stellte Ahistulf dem Frankenkönige vierzig Geiseln, worauf dieser sofort aus Italien heimkehrte und nur einige Beauftragte zurückließ, die über der Vollstreckung der Friedensbedingungen wachen und den Papst nach Rom zurückführen sollten. Mit lautem Jubel begrüßte das Volk in der ewigen Stadt seinen Seelenhirten und Oberherrn, der nun durch jene Schenkung Pippins auch ein anerkannter weltlicher Fürst geworden war.

Ahistulfs Macht war geschwächt, aber nicht gebrochen; und selbst die Schwächung wollte sein leidenschaftlicher Stolz nicht ertragen. Allen Schwüren zum Trotz weigerte er sich hartnäckig, die Gebietsabtretungen vollstrecken zu lassen, und bald erschollen von Rom aus neue Klagen des Papstes an Pippins Ohr über den wortbrüchigen, „boshaften und gottlosen" Langobardenkönig, der seit Pippins Rückkehr der Kirche unsägliches Leid und unerträglichen Schaden zugefügt habe. Ahistulf aber ließ sich durch die Furcht vor den Franken nicht einschüchtern. Er gab nichts heraus, sondern beschloß durch einen Schlag auf Rom den Papst unter seinen Willen zu beugen. Am Neujahrstag 756 erschien er vor Rom, unzweifelhaft um eine Entscheidung zu erzwingen; denn alle Kräfte seines Reiches hatte er zu diesem Feldzug aufgeboten. Narni fiel wieder den Langobarden in die Hände, das Land rings um Rom wurde verheert und ausgeplündert; nur die Kirchen blieben verschont, wenn auch der fromme Eifer die Gebeine dort ruhender Heiligen und andere Reliquien mitgehen hieß. Die Tiberstadt geriet in die verzweifeltste Lage, vergebens wartete man auf Hilfe von Pippin. Endlich, im zweiten Monat der Belagerung, gelang es dem Abt Warnehari (Wernher) mit päpstlichen Briefen an den Frankenkönig, die Tiber hinabfahrend, das Meer zu erreichen und zu Schiff in das fränkische Reich zu kommen. Wieder einmal rächte sich hier die Unfähigkeit der Langobarden, eine Seemacht zu begründen; sie ver-

Digitized by Google

mochten nicht einmal die Tiber ganz zu sperren, also auch der Stadt nicht alle Zufuhr abzuschneiden.

Warnehari erreichte sein Ziel, und Pippin war sofort bereit, den Vertragsbrüchigen zu strafen. Im Frühling 756 rückte er zum zweiten Male nach Italien heran. Der Feldzug verlief fast genau so wie der erste. Die Langobarden wurden an den „Klausen" von den Franken umgangen, die auf schmalem Nebenpfade die Höhen überstiegen; ihre Scharen wurden, wo sie sich den Feinden entgegenwarfen, in die Flucht geschlagen; Ahistulf, der die Belagerung Roms aufgeben mußte, hatte gerade noch Zeit sich in seine Stadt Pavia zu werfen. Abermals schloß ihn Pippin hier ein, abermals mußte er sich dem Sieger ergeben und alle seine Bedingungen annehmen, nämlich den Nachfolger St. Petri nunmehr unverzüglich zu befriedigen, Geiseln zu stellen, den dritten Teil des Königsschatzes auszuliefern und ein Jahrgeld an den Frankenkönig zu zahlen. Auch diesmal kehrte Pippin zurück, ohne Rom gesehen zu haben. Dem Abte Fulrad von St. Denis erteilte er die Vollmacht, die Übergabe des dem heiligen Stuhl geschenkten Gebietes ins Werk zu setzen. Der Abt begab sich, in Begleitung mehrerer Bevollmächtigten Ahistulfs, der Reihe nach in die einzelnen Städte des früheren Exarchats, nahm zum Zeichen der Übergabe die Schlüssel derselben entgegen und verlangte die angesehensten Männer als Geiseln. Hierauf brachte er diese nach Rom und legte die Schlüssel der Städte und Pippins Schenkungsurkunde am Grabe des heiligen Petrus nieder. Damit war thatsächlich der Grund zum Kirchenstaat gelegt (756); der Papst war ein weltlicher Machthaber geworden, dem die ewige Stadt mit ihrem Gebiet (das ehemalige „Dukat" Rom) und ein Küstenstrich am adriatischen Meer, von der Pomündung bis nach Ancona, gehorchte. Daß dies alles von Rechts wegen Eigentum des oströmischen Kaisers war, blieb billig unbeachtet, da Byzanz keine Hand gerührt hatte, um dieses sein Eigentum zu schützen.

Ahistulf überlebte das Scheitern seiner hochfliegenden Pläne nur kurze Zeit. All sein jahrelanges Mühen war umsonst gewesen; die Kränkung fraß dem stolzen Manne das Herz. Ein Unglücksfall führte seinen Tod herbei. Auf der Jagd, von einem Eber am Bein verwundet, stürzte er vom Pferde, und starb drei Tage später, gegen Ende des Jahres 756. Wir müssen uns davor hüten, den thatkräftigen und bedeutenden Herrscher ungerecht zu beurteilen, indem wir ihn für das Fehlschlagen seiner Entwürfe vorschnell allein verantwortlich machen. Mit der größten Entschlossenheit trat er dem Kaiser wie dem Papste gegenüber auf und eroberte sich eine Machtstellung, die vor ihm nicht einmal Liutprand behauptet hatte; er schien nahe daran, sich Roms zu bemeistern und damit Herr von ganz Italien zu werden. An das letzte Mittel, das dem Papst noch zu

Digitized by Google

seiner Rettung blieb — die fränkische Hilfe, dachte er zu spät. Hätte er sich von Anfang an auf die Möglichkeit eines Bündnisses des heiligen Stuhles mit den Franken gefaßt gemacht, so konnte er vielleicht noch eine ansehnliche Stellung behaupten; allein es scheint fast, als ob er sich von diesem Bündnisse unvorbereitet überraschen ließ. Den Franken war er nicht gewachsen; er wurde besiegt. Aber der Friede, so demütigend er für Ahistulf auch gewesen sein mag, stellte doch immerhin nur den Besitzstand für das Langobardenreich wieder her, wie er bei Ahistulfs Thronbesteigung gewesen war. Der Bruch des Vertrags und des Königs trotziger Wagemut ward ihm erst zum Verhängnis. Der kühne Versuch, sich durch Eroberung Roms zum Herrn der Lage aufzuwerfen, schlug fehl, und die zweite Niederlage zwang ihn zu weit härteren Zugeständnissen. Wenn auch der Umfang des Reiches nur wenig geschmälert wurde, so lähmte doch der zweite Friedensschluß die Widerstandskraft der Langobarden empfindlich und schwächte ihr Selbstbewußtsein wie ihr Ansehen in gleichem Grade. So ließ der König, der unter günstigen Verhältnissen Großes geleistet haben würde, sein Reich geschwächt zurück.*)

20. König Desiderius und des Langobardenreiches Fall.

(Von 757 bis 774.)

Das hohe Ziel Ahistulfs, die Vereinigung Italiens zu einem einzigen Reiche, war für immer unerreichbar geworden; der langobardische Staat war, obwohl er noch immer bei weitem den größten Teil der Apenninenhalbinsel umfaßte, nicht mehr die erste Macht im Lande. Papst und Frankenkönig waren an seine Stelle getreten. Die nationale Partei im Reiche, durch deren Macht Ahistulf König geworden war und deren Ziele dieser Fürst verfolgt hatte, war unterlegen, das römische Wesen erhob übermächtig sein Haupt. Vielleicht wäre noch jetzt ein kraftvoller und kluger Herrscher, der sich mit dem Volke eins wußte, im stande gewesen, die Selbständigkeit der langobardischen Eigenart zu retten, in der schon stark romanisierten Gestalt, welche die Nation im Lauf der Jahrhunderte angenommen hatte, — denn sehr weit war die Verschmelzung zwischen Langobarden und Römern vorgeschritten —; aber die Langobarden besaßen kein angestammtes Königsgeschlecht, das durch jahrhundertealte Gewohnheit und eingewurzelte Liebe fest stand, und dieser Mangel machte, nach Ahistulfs Tode mehr als je, die schwierige Lage des Staats noch schwieriger, indem er den Feinden des Reiches Gelegenheit bot, bei der Besetzung des Thrones ihren schädlichen Einfluß geltend zu machen.

*) Nach S. Abel a. a. O. S. 56.

Digitized by Google

Nach Ahistulfs Tode suchte Desiderius, der Marschalk des verstorbenen Königs, die Krone zu erlangen. Er war nicht aus erlauchtem Geschlecht entsprossen, sondern durch die Gunst Ahistulfs, in dessen Gefolge er trat, groß geworden und hatte sich des Königs Zuneigung in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß dieser ihm die Herzogswürde in Tuscien übertrug. Desiderius hoffte jetzt mit Hilfe seiner Heeresmacht die Königsherrschaft leicht zu gewinnen. Aber er fand einen Gegner, der gefährlich werden konnte: Ratchis, Ahistulfs Bruder und Vorgänger auf dem Thron, trat aus der Stille des Klosters von Monte Cassino plötzlich hervor und verlangte, von zahlreichen Großen und einer beträchtlichen Kriegerschar, dem größten Teil des Volkes, unterstützt, die Krone für sich. Einst war er des Thrones verlustig gegangen, weil er den Langobarden zu römisch war; jetzt hielt ihn die nationale Partei als den ihren hoch, weil Desiderius seine Ansprüche hauptsächlich mit päpstlichem und fränkischem Einfluß geltend machte. Anfangs behielt Ratchis die Oberhand, bis zum März 757 behauptete er sich in Pavia und den meisten nördlichen Gegenden des Reiches und fand selbst in Tuscien teilweise Anerkennung. Da warf sich Desiderius gänzlich dem Papst und Pippin in die Arme. Er gelobte eidlich, in allem das Wohl des römischen Stuhles zu fördern und eine ganze Reihe von Städten in der Emilia und Pentapolis, die noch langobardisch waren — darunter auch Bologna — abzutreten, und zwar der Form nach zunächst an Pippin, der sie seinerseits dem Stuhl Petri schenkte. Dafür machte nun Stephan dem entlaufenen Mönche Ratchis gegenüber sein geistliches Ansehen geltend; er schickte einen Priester (den späteren Papst Stephan den Dritten) zu ihm und forderte ihn zur Erfüllung seines Gelübdes auf. Der eingeschüchterte Mann kehrte denn auch gehorsam in seine Zelle zurück. Zu gleicher Zeit begaben sich die Herzöge von Benevent und Spoleto in ein päpstliches und fränkisches Schutzbündnis, wozu vermutlich Desiderius seine Beistimmung erklären mußte. So erlangte dieser die Herrschaft nur durch eine ganze Reihe von Abtretungen und Zugeständnissen an die Erbfeinde des Reiches. Das war eine schwere Schuld, und er hat sie büßen müssen. Das langobardische Volk aber, das der Papst öffentlich aufgefordert hatte Desiderius anzuerkennen — eine Aufforderung, die durch ein heranrückendes fränkisches Heer kräftig unterstützt ward —, das Volk hatte ohne Widerstand des Papstes Willen erfüllt und den selbst erwählten König preis gegeben; und auch dieser Mangel an nationalem Ehrgefühl fand bald seine Strafe.

Kurz nach diesem neuen Triumphe der päpstlichen Politik starb Stephan der Zweite (im April 757) und in ihm einer der genialsten und erfolgreichsten Staatsmänner, die auf dem Stuhle Petri gesessen haben. Er hatte Großes erreicht; freilich war er auch nicht um die Mittel dazu verlegen gewesen.

Digitized by Google

Sein Nachfolger war sein Bruder Paul der Erste, der ihm an Klugheit gleichkam und ihn an Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel noch übertraf.

Auf dem Langobardenthron saß ein König, den nicht der Volkswille erkoren, sondern der römische Bischof mit fränkischer Beihilfe eingesetzt hatte. Geschwächt war das Reich, dem das von Ahistulf eroberte Gebiet und mehr als dies entrissen war, von dem die ganze südliche Hälfte, die Beneventaner und die Spoletiner, sich losgesagt hatten und das den Franken zinspflichtig war: und schwach war auch der König, der sich bald in der übelsten Lage sah. Kam er nämlich seinen Verpflichtungen gegen seine Gönner nicht ängstlich nach, so machte er sich diese sofort zu erbitterten Feinden; ließ er sich ihre Anmaßungen widerstandslos gefallen, so verscherzte er vollends die Achtung des Volkes, und sein Königsname ward zum leeren Schall. Fast ohne zu wollen fand er sich bald genötigt, sich der entehrenden Bande zu entledigen, mit denen er sich selbst die Hände gebunden hatte.

Im Innern fehlte es ihm nicht an Feinden; selbst unter der Geistlichkeit seines Reichs hatte er mächtige Gegner, wie den berühmten, streitbaren Mönch Anselm von Nonantula, einen Schwager Ahistulfs, der früher Herzog von Friaul gewesen war und endlich von Desiderius des Reiches verwiesen werden mußte. Nach außen hin suchte Desiderius die schlimmen Folgen wieder gut zu machen, die seine Thronbesteigung für das Reich gehabt, und das Preisgegebene wieder zu gewinnen. Er behielt einige der abgetretenen Städte zurück, besonders Bologna, Imola, Osimo und Ancona. Sofort erhob der Papst Beschwerde beim Frankenkönig. Doch ließ sich Desiderius dadurch nicht abhalten, die Herzöge von Spoleto und Benevent zum Gehorsam zu bringen; er zog — ohne Zweifel von der Stimme des Volkes getrieben — gegen sie ins Feld, um sie für ihren Abfall von der Sache des Reiches zu bestrafen. Um aber dahin zu gelangen, mußte er päpstliches Gebiet betreten, den Kirchenstaat, durch den jene südlichen Herzogtümer ganz vom Königreiche abgetrennt waren; ohne Zögern that er es und zwang die Bewohner der Pentapolis zur Lieferung von Lebensmitteln für sein Heer. Dann besetzte er die beiden Herzogtümer, nahm den Herzog Alboin von Spoleto gefangen und setzte an Stelle des flüchtigen Liutprand von Benevent hier einen neuen Herzog, mit Namen Arichis, ein, einen trefflichen Mann, dem er später seine Tochter, die edle Adelberga, zur Frau gab.

Der Papst betrachtete des Königs Vorgehen mit Grund als offene Feindseligkeit gegen sich und sah zugleich mit Besorgnis, daß Byzanz sich den Langobarden näherte, um seine an den Papst verlorenen Besitzungen wiederzugewinnen. Als Desiderius 758 den Papst zu Rom besuchte und im Vertrauen auf seine Erfolge von ihm Zugeständnisse zu erlangen suchte,

Digitized by Google

nämlich daß er dafür sorge, daß Pippin die langobardischen Geiseln in ihre Heimat entlasse und den Langobarden dauernden Frieden zusichere, gab Paul zum Scheine nach, schrieb an Pippin einen Brief, in dem er ihn bat, dem „friedfertigen und demütigen Sohn der Kirche" zu willfahren, und erlangte dadurch das Versprechen von Desiderius, Imola herauszugeben; insgeheim aber forderte er Pippin auf, den „gottlosen und grausamen" Langobardenkönig zu zwingen, daß er alle seine früheren Versprechungen erfülle. Pippin schickte indes nur eine Gesandtschaft, mit der Desiderius einen Vertrag abschloß, worin er sich verpflichtete, dem heiligen Petrus alle seine Gerechtsame zurückzuerstatten. Offenbar lag ihm viel an einem guten Verhältnis zu Pippin.

Daß Desiderius seine Herrschaft über Spoleto und Benevent wieder hergestellt hatte, war immerhin eine bedeutende Errungenschaft. Dazu kam, daß der Papst sich in besonders schwieriger Lage befand. Die Furcht vor Byzanz und die kühle Haltung Pippins, der ihm riet sich mit dem Langobardenkönig zu vertragen, nötigte ihn, Unterhandlungen mit Desiderius anzuknüpfen, obwohl dieser immer noch mit der Rückgabe des streitigen Gebiets zögerte. So schienen die Verhältnisse für Desiderius sich günstig zu gestalten; aber die Sorge vor den Oströmern verschwand allmählich; Gesandte reisten eifrig hin und her, um die Streitigkeiten zwischen Rom, Byzanz und dem fränkischen Hofe friedlich beizulegen, und der Papst bekam die Hände gegen Desiderius wieder frei. Dieser verpflichtete sich wieder auf alle Rechte zu verzichten, die dem Papst auf langobardischem Gebiet zuständen. Aber er war nun einmal auf einen Weg gedrängt, den ihm der Volkswille gebieterisch gewiesen hatte, er konnte nicht zurück. Bald schritt er zu offenen Feindseligkeiten gegen den Papst, fiel in sein Gebiet ein und schrieb drohende Briefe. Wieder wandte sich der Papst an Pippin, wiederum vermochten Pippins Mahnungen den Langobardenkönig, Frieden mit dem heiligen Stuhl zu schließen. Fränkische und langobardische Bevollmächtigte sollten gemeinsam die einzelnen Städte bereisen und die Verhältnisse ordnen. Mit beachtenswerter Gewandtheit wußte Desiderius, ungeachtet seines entschiedenen Auftretens gegen den Papst, den gefährlichen Bruch mit Pippin zu vermeiden. Er beschränkte sich darauf, dem Papste gegenüber eine möglichst unabhängige Stellung zu gewinnen und gewann ohne Zweifel dadurch bei seinem Volke sehr an Achtung. Spoleto und Benevent hatte er zum Gehorsam zurückgeführt, ohne daß Pippin dafür irgendwelche Genugthuung verlangte; auch seine Stellung im Innern des Reiches hatte er durch Ordnung der Thronfolge zu sichern gesucht, indem er sich schon im Jahre 759 seinen Sohn Adelgis zum Mitherrscher zugesellte.

Da traten plötzlich Ereignisse ein, die des Königs Stellung zum

Digitized by Google

Stuhle Petri völlig änderten. So lange Kaiser und Papst sich um die weltliche Hoheit über Rom stritten, standen die Römer alle auf seiten des Papstes; kaum aber war der Sieg des letzteren entschieden, so erhoben sich Gegner wider ihn.*) Es waren vorzüglich die Großen, die in seiner mächtigen Stellung eine Gefahr für sich erblickten und daher einen möglichst großen Einfluß auf ihn zu gewinnen, ihn für ihre Parteizwecke zu benutzen suchten. Dies zeigte sich namentlich bei der Erledigung des heiligen Stuhles, wo man die größten Anstrengungen machte, diesen einem Parteigenossen zu verschaffen. Noch war Paul der Erste nicht gestorben, als schon einer jener römischen Adligen, der „Herzog" Toto von Nepi, mit seinen drei Brüdern, einem Heere und einer Schar Landvolk sich nach Rom begab und, als Paul am 28. Juni 767 wirklich entschlafen war, auf seine Macht gestützt seinen Bruder Konstantin, einen Laien, zum Papst ausrief. Der Bischof Georg wurde gezwungen, ihm die Weihe zu erteilen, worauf das Volk dem neuen Papste Treue schwur. Die Gegner dieses gewaltsamen Verfahrens, an deren Spitze Pauls erster Kanzler Christophorus und dessen Sohn Sergius, unter Paul Säckelmeister des heiligen Stuhls, standen, gaben vor, um sich der Verfolgung zu entziehen, sie wollten in ein Kloster gehen, begaben sich aber statt dessen zu Desiderius nach Pavia. Es war das erste und letzte Mal, daß an einen langobardischen König die Aufforderung erging, zur Einsetzung des römischen Bischofs seine Unterstützung zu leihen und die Kirche von der Herrschaft eines Eindringlings zu befreien. Desiderius ließ sich bewegen Hilfe zu gewähren. Kurze Zeit darauf rückte Sergius an der Spitze einer langobardischen Heerschar gegen Rom; ein Priester, Waldipert mit Namen, begleitete ihn als Bevollmächtigter des Königs. Am 28. Juli erschienen sie vor Rom, schon am folgenden Tage drangen sie in die Stadt ein, da ihnen die Wachen ein Thor öffneten. Toto kam ihnen mit Bewaffneten entgegen geeilt und drängte die Langobarden zurück, aber Leute aus seiner eigenen Umgebung stießen ihn von hinten nieder; der falsche Papst flüchtete sich in eine Kapelle und ward von römischen Truppen gefangen genommen.

Es war nun den Gegnern Konstantins in die Hand gegeben, den Stuhl Petri nach ihrem Willen zu besetzen; aber sie waren unter sich uneinig. Der Haß der Römer gegen die Langobarden hatte sich sogleich bei dem Eintritt in die Stadt so unverhüllt gezeigt, daß diese aus Furcht vor dem Volke sich auf dem befestigten Janiculum verschanzt hielten. Sergius und Christophorus, die ohne das Volk ihren Plan nicht durchsetzen konnten, suchten nach einem Vorwande, sich von den nun überflüssigen Helfern loszusagen. Da wagte

*) Das Folgende fast ganz nach Abel a. a. O. S. 72 ff.

Digitized by Google

Waldipert einen entscheidenden Schritt, er ließ ohne Wissen des Sergius von einer Anzahl Römer einen Priester Namens Philippus zum Papste wählen; einige weltliche und geistliche Große schlossen sich an. Sergius hatte nun den gewünschten Anlaß gefunden, und Christophorus, der Rom noch nicht betreten hatte, schwur, nicht eher in die Stadt zu kommen, als bis Philipp entsetzt sei. Dieser ward denn auch aus dem Lateran vertrieben, Christophorus zog in Rom ein und berief sofort Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft zu einer Versammlung, in der am 1. August 768 der Priester Stephanus einmütig zum Papste gewählt wurde. Die siegreiche Partei, an ihrer Spitze Sergius und Christophorus, nahmen an ihren Gegnern blutige Rache; sie trugen sogar kein Bedenken den Langobarden Waldipert, des Königs Bevollmächtigten, zu beseitigen. Der Unglückliche wurde ins Gefängnis geworfen und geblendet und starb an den Folgen der grausamen Mißhandlung. So kläglich endete ein Unternehmen, zu dem jene erst den Langobardenherrscher gedrängt und von dem dieser sich gewiß großen Vorteil versprochen hatte. Sein Einfluß in Rom war gänzlich vernichtet, seine Ehre auf das empfindlichste bloßgestellt. Die Partei Stephans des Dritten aber suchte sofort Anschluß an die Franken und gewann ihn, da Pippin am 24. September 768 gestorben war, bei dessen Nachfolgern Karl und Karlmann.

Aber den Bemühungen des Papstes gegenüber that auch Desiderius Schritte, um ein freundschaftliches Verhältnis zu den fränkischen Königen anzubahnen, und diesmal trug er den Sieg über den Papst davon. Die edle Mutter Karls und Karlmanns, die sagenberühmte Bertrada oder Bertha, arbeitete dem Langobardenkönig in die Hände, indem sie ihren Söhnen ein gutes Einvernehmen mit ihm ans Herz legte; durch ihren Einfluß besonders ward ein Ehebund geplant, der die beiden bedeutendsten germanischen Staaten der damaligen Zeit zu verbrüdern versprach. Bertrada selbst reiste nach Italien, wo sie eine Zusammenkunft mit Desiderius hatte. Das Ergebnis derselben war, daß der Langobardenkönig nun wirklich viele Städte an den päpstlichen Stuhl zurückgab und daß Bertrada die Tochter des Königs, Desiderata, mit sich nahm, um sie ihrem Sohn Karl als Gemahlin zuzuführen (770). So wurden die Forderungen des Papstes zwar befriedigt, aber zugleich ward ein Anschluß der Langobarden an die Franken geschaffen, den der Papst höchst ungern sah und den er mit aller Macht zu verhindern gesucht hatte. In den leidenschaftlichsten, ja empörenden Ausdrücken hatte er Karl von der Ehe mit Desiderata abgeraten; es war eine schwere Niederlage für ihn, daß diese dennoch zustande kam.

Nun sann Desiderius auf Rache an seinen römischen Beleidigern. In Ravenna wurde mit seiner Unterstützung gegen den Willen des Papstes ein Erzbischof gewählt, der ihm aus dem Kirchenschatze reiche Geschenke zu-

Digitized by Google

fließen ließ und sich über ein Jahr hielt, bis Karl der Große sich ins Mittel legte; und im Jahre 771 führte Desiderius einen entscheidenden Schlag gegen Rom selbst. Hier wüteten Christophorus und Sergius gegen alles, was sich den Langobarden zuneigte, forderten von Desiderius Erfüllung seiner Pflichten gegen den heiligen Petrus und drängten den Papst zu enger Verbindung mit den Franken. Da rückte Desiderius „um zu beten" mit Heeresmacht vor Rom und beschied zuerst den Papst zu einer Unterredung auf das rechte Tiberufer in die Peterskirche, die damals noch außerhalb der Stadtmauer lag. Wirklich leistete Stephan, dem die Anmaßungen der beiden mächtigen Männer längst lästig waren, der Aufforderung Folge und traf mit dem Könige ein gütliches Abkommen. Desiderius gelobte seine Verpflichtungen gegen die Kirche zu erfüllen, wogegen der Papst ihm Sergius und Christophorus preiszugeben versprach. Nach der Rückkehr des Papstes suchte der päpstliche Oberkämmerer Paulus Afiarta, der den Langobarden geneigt war, das Volk gegen die beiden Männer aufzuwiegeln. Diese aber erkannten die Größe der Gefahr und nahmen die Unterstützung des Franken Dodo, der als Bevollmächtigter König Karlmanns in Rom weilte, in Anspruch. Dodo zeigte sich gern bereit; mit seiner Hilfe sammelten jene beiden eine Schar Bewaffneter, mit der sie in eine Kirche eindrangen, wo der Papst sich gerade aufhielt, offenbar um sich dessen selbst zu bemächtigen.

Wie Stephan der Gefahr entkam, ist unbekannt; jedenfalls aber wurde das Vorhaben seiner ehemaligen Beschützer und Herren vereitelt, und der Papst, der nun klar erkannte, welche Behandlung er von ihrer Seite zu erwarten hatte, begab sich am folgenden Tage zum zweiten Male in die Peterskirche zu einer Unterredung mit Desiderius. Dieser benutzte die Gelegenheit, um auf ein strengeres Verfahren gegen seine beiden Hauptwidersacher zu dringen, und setzte seinen Willen durch. Er schloß die Thüren der Kirche, indem er sie mit Langobarden besetzen ließ, und nötigte so die Römer, die mit dem Papste gekommen waren, bei ihm zu bleiben. Dann schickte Stephan zwei Bischöfe zu Christophorus und Sergius und ließ diese auffordern, entweder ins Kloster zu treten oder zu ihm nach St. Peter zu kommen. Allein sie wußten, welches Schicksal sie hier erwartete, wo sie ganz in die Gewalt des Langobardenkönigs gegeben waren. Deshalb suchten sie sich lieber mit Waffengewalt im Besitz der Stadt zu behaupten. Sobald aber das Volk, das sich um sie gesammelt hatte, den Willen des Papstes erfuhr, wandte es sich massenweise von ihnen ab; viele Römer, darunter auch einige der entschiedensten Anhänger jener beiden, verließen die Stadt und gingen zum Papste. Da erkannten die zwei eben noch so mächtigen Männer, daß sie verloren waren. Sergius schlich in der Nacht nach St. Peter, wurde aber von langobardischen Wächtern ergriffen und vor Desiderius geführt; ebenso erging es Christophorus. Der König

Digitized by Google

ließ sie vor den Papst bringen, der sie — er verdankte ihnen ja seine Würde! — gern schonend behandelt und in ein Kloster gesteckt hätte. Aber Desiderius und Astarta mit seinen Anhängern fanden dies zu glimpflich; die Unglücklichen wurden aus der Peterskirche weggeschleppt und vor dem Stadtthor geblendet. Christophorus erlag drei Tage später seinen Wunden, Sergius wurde in ein Gefängnis gebracht.

So hatte sich Desiderius an seinen Beleidigern gerächt und zugleich die fränkische Partei in Rom gestürzt und durfte sich rühmen, den heiligen Vater, der ihn in einem Briefe an die Frankenkönige seinen höchst ausgezeichneten Sohn nannte, aus der Gewalt seiner Feinde befreit zu haben. Doch gedachte Stephan durchaus nicht die Beziehungen zu den Franken abzubrechen, oder sonstwie seinem Ansehen und dem Rechte der Kirche etwas zu vergeben. Als daher der König mit der Erfüllung seiner Versprechungen wieder zögerte, machte ihm Stephan durch Gesandte ernstliche Vorstellungen und suchte, als Desiderius ablehnend antwortete, aufs neue Hilfe bei den Franken. Offenbar war des Königs Verhalten ein schwerer Fehler, denn er beraubte sich dadurch selbst der Früchte seiner jüngsten Thätigkeit in Rom, da unter solchen Umständen ein gutes Einvernehmen mit dem Papste, dessen er doch so dringend bedurfte, unmöglich wurde. Der Papst seinerseits ergriff, sobald er Desiderius' übeln Willen merkte, sofort die Gelegenheit, das innige Verhältnis des römischen Stuhls zu den Frankenkönigen wieder herzustellen. Die Aussöhnung der feindlichen Brüder Karl und Karlmann, die damals zustande gekommen war, benutzte der Papst als Anlaß zu einem Briefe, in welchem er die beiden Könige seiner Freundschaft und seines Vertrauens zu ihrer kirchlichen Gesinnung versicherte; er erinnerte sie an ihres Vaters und ihr eigenes Gelöbnis, den heiligen Petrus zu schützen, machte sie darauf aufmerksam, daß diesem durchaus nicht sein Recht geworden sei, und bat die Könige inständig, sie möchten die Langobarden zwingen, der Kirche ihre Gerechtsame zu überlassen.

Nur zu bald sollte der Papst über Desiderius triumphieren; denn schon ein Jahr, nachdem Karl die langobardische Prinzessin zur Frau genommen hatte, verstieß er sie wieder, trotz des heftigen Widerspruchs seiner Mutter, aus unbekannten Gründen, jedenfalls ohne eine Schuld von seiten Desideratas. Dadurch war in den Beziehungen zwischen Stephan, Karl und Desiderius ein vollständiger Umschwung hervorgebracht, dessen Folgen zuerst klar zu Tage traten, als gegen Ende desselben Jahres (771) König Karlmann, dessen schlimmes Verhältnis zu Karl sich zu offener Feindschaft gesteigert hatte, starb und seine Witwe Gerberga, Böses von Karl fürchtend, mit ihren beiden Söhnen und einer Anzahl fränkischer Großen, unten denen Autchar genannt wird, zu Desiderius eilte. Der schwer ge-

Digitized by Google

kränkte König nahm die „Flüchtigen“ nicht nur gastlich bei sich auf, sondern benutzte auch ihre Anwesenheit zu Schritten, welche den Bruch mit Karl, wenn er nicht schon durch die ungerechte Verstoßung der Königstochter unheilbar gewesen wäre, jetzt jedenfalls vollenden mußten.

Ereignisse traten hinzu, die die Entscheidung beschleunigten. Im Januar des folgenden Jahres (772) starb Stephan der Dritte. Sein Nachfolger Hadrian, ein Römer aus altadligem Geschlecht, war ein leidenschaftlicher Feind der Langobarden; in der ersten Stunde nach seiner Wahl rief er die gefangenen Anhänger des Christophorus und Sergius aus dem Kerker, die Verbannten aus dem Exil. Desiderius ließ ihm zwar versichern, er werde ihm alle Gerechtsame einräumen, die er seinem Vorgänger noch vorenthalten habe, zugleich aber besetzte er mehrere Plätze und Gegenden des Kirchenstaates, um eine Art Pfand oder Bürgschaft für des Papstes Gefügigkeit zu haben; er verlangte nämlich von diesem, er solle persönlich mit ihm verhandeln und die Söhne Karlmanns zu Königen der Franken salben; nur dann werde er das Weggenommene wieder herausgeben und dem Papste allen Schutz und Beistand leisten. Seine Absicht war dabei, durch Aufstellung von Gegenkönigen, deren Erbrecht recht wohl begründbar schien, das Reich der Franken zu spalten, sich selbst unter den Franken eine Partei zu gewinnen und vor allem Karls Macht zu schwächen. Denn „es ist sehr begreiflich, daß Desiderius als Vater und König in Liebe und Ehre aufs tiefste von Karl gekränkt, gegen diesen die feindseligste Politik verfolgte;“ nur war freilich bei der Übermacht Karls der Ausgang eines entscheidenden Zusammenstoßes vorauszusehen. Der Fehler des Langobardenkönigs war, daß er seine Kraft überschätzt und die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte. Denn Hadrian, auf dessen Nachgiebigkeit sein ganzer Plan gebaut war, blieb felsenfest. Da zog der König mit Heeresmacht ins römische Gebiet und nahm noch eine Reihe von Städten weg; allein der Papst ließ sich nicht einschüchtern; als Desiderius wieder auf eine Unterredung drang, weigerte sie der Papst, so lange der König nicht alles Besitztum des heiligen Petrus herausgegeben habe. Davon aber wollte Desiderius nichts wissen. Nun rief Hadrian die Hilfe des Frankenherrschers an; und als Desiderius mit seinem Sohne und Mitregenten Adelgis und seinem Heere den Weg auf Rom zu einschlug, sammelte der Papst rasch Krieger aus den römischen Landschaften, setzte Rom in Verteidigungszustand, brachte die Schätze der Peterskirche in Sicherheit und ließ die Thore dieses Heiligtums fest verschließen, so daß Desiderius nur mit Gewalt hätte eindringen können und dabei zum fluchbeladenen Kirchenschänder geworden wäre. Dann aber schickte er Gesandte an den Langobardenkönig und bedrohte ihn mit dem Kirchenbanne, wenn er weiter gegen Rom vorschreite. Dies wirkte: Desiderius wich erschreckt zurück. Ob es freilich allein die päpstliche

Digitized by Google

Waffe war, die den König schlug, ist zweifelhaft. Er hatte nämlich ins Frankenreich melden lassen, er habe dem heiligen Petrus alles Eigentum zurückerstattet; Karl schickte nun eine Gesandtschaft, die sich durch den Augenschein davon überzeugen sollte. Dies mochte wohl mitwirken auf Desiderius' Entschluß, den Kampf gegen Rom aufzugeben; denn seine Wortbrüchigkeit lag doch gar zu klar am Tage, wenn er selbst im Gebiet des heiligen Petrus heerte. Noch zweimal versuchte Karl, dessen Kraft damals gerade durch den eben begonnenen Sachsenkrieg gänzlich in Anspruch genommen war, Desiderius zum Nachgeben zu bewegen; er bot ihm, wenn er St. Peter befriedige, sogar eine bedeutende Geldsumme — 14000 Goldsolidi — als Entschädigung. Umsonst! Desiderius' Haß gegen seine Beleidiger war stärker als sein staatsmännischer Weitblick. Da endlich beschloß Karl auf einem Maifeld bei Genf 773 den Krieg gegen die Langobarden. Die ganze Kriegsmacht des Reiches war aufgeboten, und in zwei Heersäulen rückten die Franken über die Alpen. Das Hauptheer führte Karl selber über den Mont Cenis; eine kleinere Schar unter seinem Oheim Bernhard sandte er nördlicher über den großen St. Bernhard. Vor den „Klausen", die Desiderius besetzt hielt, vereinigten sich beide Abteilungen wieder. Die gewaltigen Verschanzungen, welche Desiderius hier angelegt hatte, schienen uneinnehmbar; deshalb versuchte Karl nochmals Verhandlungen anzuknüpfen und erklärte sich bereit, ohne Schwertstreich umzukehren, wenn Desiderius ihm drei langobardische Edelinge als Geiseln stelle für die Erfüllung der päpstlichen Ansprüche. Und als Desiderius auch dies abschlug, waren die Franken nahe daran, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen, da wendete sich auf einmal durch einen glücklichen Zufall das Blatt völlig. Einer auserlesenen Frankenschar nämlich gelang es, einen Pfad über die Berge zu entdecken und hier an einer von den Langobarden unbeachteten Stelle den Übergang zu bewerkstelligen. Auf die Nachricht hiervon gab Desiderius sofort seine Stellung ohne Schwertstreich auf und eilte mit dem größten Teil seiner Scharen nach Pavia, während sein kraftvollerer Sohn Adelgis mit den übrigen nach dem stark befestigten Verona abschwenkte. Auch Gerberga nebst ihren Söhnen und fränkischen Begleitern ging mit ihm. Karl aber zog durch die offenen Klausen ungehindert in das Langobardenreich, schloß Desiderius in Pavia ein und belagerte die Stadt.

Warum Desiderius keinen Widerstand im offenen Feld versuchte, wird uns ausdrücklich berichtet. Er war der Treue eines Teiles seiner Unterthanen nicht gewiß; an mehreren Stellen des Reiches gärte der Aufruhr. Als es galt, alle Kraft des Reiches gegen den äußeren Feind aufzubieten, da lähmte innere Zwietracht und Verrat. Das ganze Herzogtum Spoleto fiel von der nationalen Sache ab und leistete dem Papst den Eid der Treue; einer der Anstifter dieser Treulosigkeit, Hildeprand mit Namen,

Digitized by Google

ward mit Zustimmung Hadrians Herzog. So kam das Herzogtum in Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhl. Und dem bösen Beispiel der Spoletiner folgten mehrere Stadtgemeinden, die sich gleichfalls in den Schutz des Papstes begaben.

Die Belagerung von Pavia zog sich inzwischen in die Länge, da Desiderius die Bollwerke der Stadt sehr verstärkt hatte; während das Hauptheer der Franken Pavia eingeschlossen hielt, zog Karl mit einer auserlesenen Mannschaft vor Verona. Wider Erwarten schnell — vielleicht durch Verrat — fiel die starke Stadt; Gerberga nebst ihren Kindern und Autchar ergaben sich dem Sieger; Adelgis entfloh übers Meer nach Byzanz. Hierauf kehrte Karl vor Pavia zurück; auf dem Wege dahin unterwarf er sich verschiedene Städte am nördlichen Ufer des Po. „Bereits sechs Monate stand er vor Pavia; das Land ringsum war unterworfen, die schließliche Einnahme der Hauptstadt schien gesichert. So konnte er unbesorgt sein Heer verlassen und nach Rom gehen, gewiß auch „um zu beten", wie eine alte Quelle sagt, besonders aber um sich mit dem Papst persönlich über die Herstellung einer festen Ordnung in Italien zu besprechen. Denn allerdings that Eile not: die Sachsen hatten einen Einfall ins fränkische Reich gemacht und waren bis Fritzlar vorgedrungen, was Karls Rückkehr höchst wünschenswert machte. Andrerseits sollten die Verhältnisse Italiens *dauernd* in Ordnung gebracht werden; denn Karl war nicht der Mann, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Sicherlich war es bei ihm schon längst beschlossene Sache, dem bisherigen unsichern Zustande der Dinge ein Ende zu machen." So traf er denn am Sonnabend vor Ostern, den 2. April 774, in Rom ein, begleitet von einer Anzahl Bischöfe und Äbte, Herzöge und Grafen. Er wurde vom Papste aufs festlichste empfangen und beging mit ihm die Osterfeier. Am nächstfolgenden Mittwoch besprachen sich der Papst und der Frankenkönig in der Peterskirche über die Ansprüche und Rechte der Kirche; und hier war es, wo Karl den zwanzig Jahre früher in Kiersy geschlossenen Vertrag bestätigte und zu jener Schenkungsurkunde eine zweite hinzufügte, durch welche auch u. a. Corsica, Venetien, Istrien, die Herzogtümer Benevent und Spoleto und verschiedene andere italische Gebiete dem heiligen Petrus zu eigen gesprochen wurden, freilich Versprechungen, die Karl, wie sich bald zeigte, gar nicht alle erfüllen konnte.

Gegen Ende April kehrte Karl in sein Lager vor Pavia zurück und betrieb die Belagerung mit aller Macht. Tödliche Seuchen wüteten in der Stadt und erschöpften ihre Widerstandskraft. Dennoch hielt sie sich noch zwei Monate, bis endlich im Juni die Übergabe erfolgte. Der unglückliche König Desiderius mit seiner Gemahlin *Ansa* und einer Tochter wurden gefangen, der Königsschatz fiel in Karls Hände, die Königsburg erhielt eine fränkische Besatzung. Hiermit war das Schicksal der Langobarden

Digitized by Google

entschieden; die Herrscherstadt und das Kernland des Reiches war in der Gewalt der Franken, der Thronerbe weilte fern im griechischen Reiche; aus vielen Gegenden Italiens kamen die führerlosen Edlen und Heermannen und huldigten ihrem neuen Herrn. Denn Karl erklärte sich selbst für den König der Langobarden. „Das Langobardenreich (sagt Felix Dahn) ward nicht, wie etwa früher Aquitanien, später Baiern, völlig dem Frankenreich einverleibt, eine fränkische Provinz, sondern es blieb als selbständiger Staat neben dem Frankenreich bestehen, nur daß der Frankenkönig, oder doch überhaupt ein König aus dem Karolingergeschlecht, zugleich König des Reiches der Langobarden sein sollte. Daher wurde denn zunächst wenigstens an der langobardischen Verfassung fast nichts geändert; die Edikte und Gesetze der alten Könige bestanden fort, Karl bezeichnete sich als deren Nachfolger, rechnete in langobardischen Urkunden nach Jahren seiner Herrschaft „in Italien" (nicht von 768 an), fügte seinem Titel „rex Francorum" nun noch bei „et Langobardorum" und ließ neue Gesetze für die Langobarden in der Regel auf langobardischen Sonderreichstagen geben." Nur das Eine, daß der König der Langobarden ein fränkischer König sein mußte, und das Andre, daß Beschlüsse des allgemeinen fränkischen Reichstags, auf dem auch Langobarden erschienen, auch im Langobardenreich gelten konnten, — waren die beiden freilich sehr engen Bande, durch welche Karl das unterworfene Reich an sein altes kettete. Nicht außer acht ist endlich zu lassen, daß das Herzogtum Benevent noch für einige Jahre unter dem Eidam des Desiderius, Arichis, ganz selbständig fortbestand und überhaupt niemals dem fränkischen Reichsverband enger verknüpft worden ist.

Desiderius selber ward mit Frau und Tochter gefangen ins fränkische Reich geführt. Über Zeit und Ort seines Todes ist nichts Sicheres überliefert. Wahrscheinlich wurde er zunächst nach Lüttich verbannt und später nach Corbie an der Somme gebracht, wo er als Mönch „unter Wachen und Beten, unter Fasten und vielen guten Werken" den Rest seiner Tage verlebte.

Mit großer Milde und Mäßigung hatte Karl seinen Sieg verfolgt. Dadurch daß er in Pavia eine fränkische Besatzung zurückließ, gab er allerdings zu erkennen, daß Langobardien unter die Oberherrlichkeit des fränkischen Reiches gekommen war; aber die Langobarden hatten sich doch nicht den Franken, sondern nur dem König Karl, der nun auch ihr König war, unterworfen. Die Herzöge wurden in ihren Herzogtümern belassen, mußten nur einen jährlichen Tribut zahlen und Karl den Eid der Treue schwören. Aber bald zeigte es sich, daß das milde Auftreten des Königs diese Großen nicht gewinnen konnte. Gerade jetzt erhoben sie trotzig ihr Haupt. Karl weilte zu fern und war zudem mit dem Sachsenkriege beschäftigt; im Süden des Reiches aber, in Benevent, stand wie gesagt Herzog Arichis unabhängig da, den Unzufriedenen ein starker Rückhalt.

Digitized by Google

21. Die letzten Ereignisse der Langobardengeschichte.

(Von 776 bis 788.)

Schon im Jahre 776*) wurde der Versuch gemacht, die karolingische Herrschaft in Italien abzuschütteln. Mehrere Herzöge, darunter die von Friaul, Spoleto und Benevent, schlossen zu diesem Zweck ein Bündnis, dem auch Adelgis, des Desiderius Sohn, beitrat und dem sogar der Erzbischof Leo von Ravenna nicht fremd blieb. Am meisten litt darunter der Papst, von dessen Gebiet ein Teil nach dem andern abgerissen wurde und der deshalb bittere Klagen bei Karl erhob. Aber zunächst empfahl ihm dieser, sich mit den Feinden zu verständigen; hatte er doch selbst seine ungemessenen Versprechungen dem Papste nur zu einem kleinen Teil erfüllt und erfüllen können. Allein bald wendeten sich die Aufständischen gegen Karl selbst. Herzog Rotgaud von Friaul erhob offen die Fahne des Aufruhrs, um sich eine selbständige Herrschaft in Oberitalien zu erringen. Denn den Thronerben Adelgis als alleinigen König wiedereinzusetzen, war dieser stolzen Männer Absicht schwerlich; wohl nur einen Teil des alten Langobardenreiches wollte man ihm überlassen. Vor allem aber scheint ihnen daran gelegen zu haben, durch seine Vermittlung die Hilfe des griechischen Kaisers zu erlangen.

Auf die Nachricht von den Vorgängen in Italien eilte Karl zu Anfang des Jahres 776 schleunigst nach Friaul. Hier hatten sich mehrere Städte der Bewegung angeschlossen, darunter Treviso; dennoch wurde Karl rasch ihrer Herr. Rotgaud fiel im Kampf, worauf Karl die aufrührerischen Städte einnahm. Diesmal griff er zu wirksameren Maßregeln, um seine Herrschaft zu befestigen; sämtliche abgefallene Städte erhielten eine fränkische Besatzung, fränkische Grafen übernahmen die Verwaltung; viele Langobarden, darunter der Bruder des Paulus Diakonus, Arichis, wurden gefangen nach Gallien geschickt. Dagegen behauptete freilich Benevent seine Unabhängigkeit. Anders war schon vorher die Stellung von Spoleto gewesen. Dort war Hildeprand unter Mitwirkung Hadrians als Herzog eingesetzt worden, und die Spoletiner hatten dem Papste Treue geschworen. Der Papst selber betrachtete das Herzogtum als Eigentum des heiligen Stuhles. Aber in Wirklichkeit lagen die Dinge ganz anders. Die fränkischen Bevollmächtigten verhandelten mit dem Herzoge unmittelbar, ohne Vermittlung des Papstes, trotz dessen Widerspruch. Im Jahre 779 erschien Herzog Hildeprand mit reichen Geschenken in Gallien vor Karl, ein deutliches Zeichen seiner Unterwürfigkeit; der Papst selber erkannte fortan Karl als Oberherrn von Spoleto an.

*) Siehe Abel a. a. O. 113 ff., dem wir hier — mit einigen Ergänzungen und Berichtigungen — meist wörtlich folgen.

Digitized by Google

Gegen Ende des Jahres 780 zog Karl abermals nach Italien und feierte in Pavia das Weihnachtsfest. Die fortgesetzten Klagen des Papstes über die Gewaltthätigkeiten der Beneventaner und der mit ihnen verbündeten Griechen waren es, die ihn hauptsächlich zu diesem Zuge bewogen. Der Herzog Arichis von Benevent behielt freilich auch diesmal seine Macht; um so entschiedener aber setzte Karl in den ihm unterworfenen Gebieten seine Maßregeln zur Befestigung seiner Herrschaft fort. Er ließ seinen jungen Sohn Pippin durch den Papst zum König von Italien salben (Ostern 781) und verwandte die größte Sorgfalt auf Herstellung einer festen Ordnung im langobardischen Reiche. Die Maßregeln, die in den Jahren 774 und 776 getroffen worden waren, entsprachen dem augenblicklichen Bedürfnis, jedoch eine endgiltige, durchgreifende Regelung der Verhältnisse erfolgte erst jetzt. Die Verwaltung des Landes außer Spoleto und Benevent wurde nach fränkischer Art Grafen übergeben, die ebenso gut Franken als Langobarden sein konnten. Die Grafen übten alle in gleicher Weise ihre Befugnisse als Stellvertreter des Königs, während die Gastalden als ihnen untergeordnete Beamte erscheinen. Um Mißbrauch der gräflichen Gewalt zu verhüten, wurde die Einrichtung der Sendboten auf das langobardische Reich ausgedehnt, eine Maßregel, die höchst geeignet war, Übereinstimmung zwischen der langobardischen und fränkischen Verfassung herbeizuführen. Langobarden und Franken erscheinen nun in allen Dingen vollkommen gleichberechtigt. Die Stellung der Römer erfuhr keine grundsätzliche Änderung, doch wuchs ihr Einfluß beträchtlich durch die hohe Machtstellung der Geistlichkeit, welcher sehr viel Römer angehörten. Das alte Gesetzbuch Rotharis mit den Zusätzen und Änderungen der späteren Langobardenkönige blieb zwar in Geltung, wurde aber durch Kapitularien in vielen, ja nach und nach in den meisten Punkten abgeändert; Beschlüsse des gemeinfränkischen Reichstags galten im allgemeinen ohne weiteres auch für Langobardien. Durch diese Neuordnung der Dinge, die im Jahre 781 ihren Anfang nahm und deren Vollendung eine Reihe von Jahren beanspruchte, wurde eigentlich erst der Selbständigkeit des Langobardenreiches der Todesstoß versetzt; der Sache nach war dasselbe nun nichts anderes als eine Provinz des großen karolingischen Reiches.

Allerdings blieb die fränkische Herrschaft fast ausschließlich auf Italiens nördliche Hälfte beschränkt. Fast ganz Unteritalien gehorchte dem Herzog von Benevent; Calabrien und ein schmaler Streifen an der Westküste war dem griechischen Kaiser verblieben. Benevent widerstrebte noch immer; erst im Jahre 787 gelang es Karl auch dort, sich Huldigung zu erzwingen. Arichis, der Eidam des Desiderius, war eine bedeutende Natur und ist als der letzte Kämpfer für einen freien langobardischen Staat unserer Beachtung wert. Durch Adelgis, den Sohn des Desiderius, stand er in Be-

Digitized by Google

Stuhle Petri völlig änderten. So lange Kaiser und Papst sich um die weltliche Hoheit über Rom stritten, standen die Römer alle auf seiten des Papstes; kaum aber war der Sieg des letzteren entschieden, so erhoben sich Gegner wider ihn.*) Es waren vorzüglich die Großen, die in seiner mächtigen Stellung eine Gefahr für sich erblickten und daher einen möglichst großen Einfluß auf ihn zu gewinnen, ihn für ihre Parteizwecke zu benutzen suchten. Dies zeigte sich namentlich bei der Erledigung des heiligen Stuhles, wo man die größten Anstrengungen machte, diesen einem Parteigenossen zu verschaffen. Noch war Paul der Erste nicht gestorben, als schon einer jener römischen Adligen, der „Herzog" Toto von Nepi, mit seinen drei Brüdern, einem Heere und einer Schar Landvolk sich nach Rom begab und, als Paul am 28. Juni 767 wirklich entschlafen war, auf seine Macht gestützt seinen Bruder Konstantin, einen Laien, zum Papst ausrief. Der Bischof Georg wurde gezwungen, ihm die Weihe zu erteilen, worauf das Volk dem neuen Papste Treue schwur. Die Gegner dieses gewaltsamen Verfahrens, an deren Spitze Pauls erster Kanzler Christophorus und dessen Sohn Sergius, unter Paul Säckelmeister des heiligen Stuhls, standen, gaben vor, um sich der Verfolgung zu entziehen, sie wollten in ein Kloster gehen, begaben sich aber statt dessen zu Desiderius nach Pavia. Es war das erste und letzte Mal, daß an einen langobardischen König die Aufforderung erging, zur Einsetzung des römischen Bischofs seine Unterstützung zu leihen und die Kirche von der Herrschaft eines Eindringlings zu befreien. Desiderius ließ sich bewegen Hilfe zu gewähren. Kurze Zeit darauf rückte Sergius an der Spitze einer langobardischen Heerschar gegen Rom; ein Priester, Waldipert mit Namen, begleitete ihn als Bevollmächtigter des Königs. Am 28. Juli erschienen sie vor Rom, schon am folgenden Tage drangen sie in die Stadt ein, da ihnen die Wachen ein Thor öffneten. Toto kam ihnen mit Bewaffneten entgegen geeilt und drängte die Langobarden zurück, aber Leute aus seiner eigenen Umgebung stießen ihn von hinten nieder; der falsche Papst flüchtete sich in eine Kapelle und ward von römischen Truppen gefangen genommen.

Es war nun den Gegnern Konstantins in die Hand gegeben, den Stuhl Petri nach ihrem Willen zu besetzen; aber sie waren unter sich uneinig. Der Haß der Römer gegen die Langobarden hatte sich sogleich bei dem Eintritt in die Stadt so unverhüllt gezeigt, daß diese aus Furcht vor dem Volke sich auf dem befestigten Janiculum verschanzt hielten. Sergius und Christophorus, die ohne das Volk ihren Plan nicht durchsetzen konnten, suchten nach einem Vorwande, sich von den nun überflüssigen Helfern loszusagen. Da wagte

*) Das Folgende fast ganz nach Abel a. a. O. S. 72 ff.

Digitized by Google

Waldipert einen entscheidenden Schritt, er ließ ohne Wissen des Sergius von einer Anzahl Römer einen Priester Namens Philippus zum Papste wählen; einige weltliche und geistliche Große schlossen sich an. Sergius hatte nun den gewünschten Anlaß gefunden, und Christophorus, der Rom noch nicht betreten hatte, schwur, nicht eher in die Stadt zu kommen, als bis Philipp entsetzt sei. Dieser ward denn auch aus dem Lateran vertrieben, Christophorus zog in Rom ein und berief sofort Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft zu einer Versammlung, in der am 1. August 768 der Priester Stephanus einmütig zum Papste gewählt wurde. Die siegreiche Partei, an ihrer Spitze Sergius und Christophorus, nahmen an ihren Gegnern blutige Rache; sie trugen sogar kein Bedenken den Langobarden Waldipert, des Königs Bevollmächtigten, zu beseitigen. Der Unglückliche wurde ins Gefängnis geworfen und geblendet und starb an den Folgen der grausamen Mißhandlung. So kläglich endete ein Unternehmen, zu dem jene erst den Langobardenherrscher gedrängt und von dem dieser sich gewiß großen Vorteil versprochen hatte. Sein Einfluß in Rom war gänzlich vernichtet, seine Ehre auf das empfindlichste bloßgestellt. Die Partei Stephans des Dritten aber suchte sofort Anschluß an die Franken und gewann ihn, da Pippin am 24. September 768 gestorben war, bei dessen Nachfolgern Karl und Karlmann.

Aber den Bemühungen des Papstes gegenüber that auch Desiderius Schritte, um ein freundschaftliches Verhältnis zu den fränkischen Königen anzubahnen, und diesmal trug er den Sieg über den Papst davon. Die edle Mutter Karls und Karlmanns, die sagenberühmte Bertrada oder Bertha, arbeitete dem Langobardenkönig in die Hände, indem sie ihren Söhnen ein gutes Einvernehmen mit ihm ans Herz legte; durch ihren Einfluß besonders ward ein Ehebund geplant, der die beiden bedeutendsten germanischen Staaten der damaligen Zeit zu verbrüdern versprach. Bertrada selbst reiste nach Italien, wo sie eine Zusammenkunft mit Desiderius hatte. Das Ergebnis derselben war, daß der Langobardenkönig nun wirklich viele Städte an den päpstlichen Stuhl zurückgab und daß Bertrada die Tochter des Königs, Desiderata, mit sich nahm, um sie ihrem Sohn Karl als Gemahlin zuzuführen (770). So wurden die Forderungen des Papstes zwar befriedigt, aber zugleich ward ein Anschluß der Langobarden an die Franken geschaffen, den der Papst höchst ungern sah und den er mit aller Macht zu verhindern gesucht hatte. In den leidenschaftlichsten, ja empörenden Ausdrücken hatte er Karl von der Ehe mit Desiderata abgeraten; es war eine schwere Niederlage für ihn, daß diese dennoch zustande kam.

Nun sann Desiderius auf Rache an seinen römischen Beleidigern. In Ravenna wurde mit seiner Unterstützung gegen den Willen des Papstes ein Erzbischof gewählt, der ihm aus dem Kirchenschatze reiche Geschenke zu-

Digitized by Google

fließen ließ und sich über ein Jahr hielt, bis Karl der Große sich ins Mittel legte; und im Jahre 771 führte Desiderius einen entscheidenden Schlag gegen Rom selbst. Hier wüteten Christophorus und Sergius gegen alles, was sich den Langobarden zuneigte, forderten von Desiderius Erfüllung seiner Pflichten gegen den heiligen Petrus und drängten den Papst zu enger Verbindung mit den Franken. Da rückte Desiderius „um zu beten" mit Heeresmacht vor Rom und beschied zuerst den Papst zu einer Unterredung auf das rechte Tiberufer in die Peterskirche, die damals noch außerhalb der Stadtmauer lag. Wirklich leistete Stephan, dem die Anmaßungen der beiden mächtigen Männer längst lästig waren, der Aufforderung Folge und traf mit dem Könige ein gütliches Abkommen. Desiderius gelobte seine Verpflichtungen gegen die Kirche zu erfüllen, wogegen der Papst ihm Sergius und Christophorus preiszugeben versprach. Nach der Rückkehr des Papstes suchte der päpstliche Oberkämmerer Paulus Afiarta, der den Langobarden geneigt war, das Volk gegen die beiden Männer aufzuwiegeln. Diese aber erkannten die Größe der Gefahr und nahmen die Unterstützung des Franken Dodo, der als Bevollmächtigter König Karlmanns in Rom weilte, in Anspruch. Dodo zeigte sich gern bereit; mit seiner Hilfe sammelten jene beiden eine Schar Bewaffneter, mit der sie in eine Kirche eindrangen, wo der Papst sich gerade aufhielt, offenbar um sich dessen selbst zu bemächtigen.

Wie Stephan der Gefahr entkam, ist unbekannt; jedenfalls aber wurde das Vorhaben seiner ehemaligen Beschützer und Herren vereitelt, und der Papst, der nun klar erkannte, welche Behandlung er von ihrer Seite zu erwarten hatte, begab sich am folgenden Tage zum zweiten Male in die Peterskirche zu einer Unterredung mit Desiderius. Dieser benutzte die Gelegenheit, um auf ein strengeres Verfahren gegen seine beiden Hauptwidersacher zu dringen, und setzte seinen Willen durch. Er schloß die Thüren der Kirche, indem er sie mit Langobarden besetzen ließ, und nötigte so die Römer, die mit dem Papste gekommen waren, bei ihm zu bleiben. Dann schickte Stephan zwei Bischöfe zu Christophorus und Sergius und ließ diese auffordern, entweder ins Kloster zu treten oder zu ihm nach St. Peter zu kommen. Allein sie wußten, welches Schicksal sie hier erwartete, wo sie ganz in die Gewalt des Langobardenkönigs gegeben waren. Deshalb suchten sie sich lieber mit Waffengewalt im Besitz der Stadt zu behaupten. Sobald aber das Volk, das sich um sie gesammelt hatte, den Willen des Papstes erfuhr, wandte es sich massenweise von ihnen ab; viele Römer, darunter auch einige der entschiedensten Anhänger jener beiden, verließen die Stadt und gingen zum Papste. Da erkannten die zwei eben noch so mächtigen Männer, daß sie verloren waren. Sergius schlich in der Nacht nach St. Peter, wurde aber von langobardischen Wächtern ergriffen und vor Desiderius geführt; ebenso erging es Christophorus. Der König

Digitized by Google

ließ sie vor den Papst bringen, der sie — er verdankte ihnen ja seine Würde! — gern schonend behandelt und in ein Kloster gesteckt hätte. Aber Desiderius und Ansarta mit seinen Anhängern fanden dies zu glimpflich; die Unglücklichen wurden aus der Peterskirche weggeschleppt und vor dem Stadtthor geblendet. Christophorus erlag drei Tage später seinen Wunden, Sergius wurde in ein Gefängnis gebracht.

So hatte sich Desiderius an seinen Beleidigern gerächt und zugleich die fränkische Partei in Rom gestürzt und durfte sich rühmen, den heiligen Vater, der ihn in einem Briefe an die Frankenkönige seinen höchst ausgezeichneten Sohn nannte, aus der Gewalt seiner Feinde befreit zu haben. Doch gedachte Stephan durchaus nicht die Beziehungen zu den Franken abzubrechen, oder sonstwie seinem Ansehen und dem Rechte der Kirche etwas zu vergeben. Als daher der König mit der Erfüllung seiner Versprechungen wieder zögerte, machte ihm Stephan durch Gesandte ernstliche Vorstellungen und suchte, als Desiderius ablehnend antwortete, aufs neue Hilfe bei den Franken. Offenbar war des Königs Verhalten ein schwerer Fehler, denn er beraubte sich dadurch selbst der Früchte seiner jüngsten Thätigkeit in Rom, da unter solchen Umständen ein gutes Einvernehmen mit dem Papste, dessen er doch so dringend bedurfte, unmöglich wurde. Der Papst seinerseits ergriff, sobald er Desiderius' übeln Willen merkte, sofort die Gelegenheit, das innige Verhältnis des römischen Stuhls zu den Frankenkönigen wieder herzustellen. Die Aussöhnung der feindlichen Brüder Karl und Karlmann, die damals zustande gekommen war, benutzte der Papst als Anlaß zu einem Briefe, in welchem er die beiden Könige seiner Freundschaft und seines Vertrauens zu ihrer kirchlichen Gesinnung versicherte; er erinnerte sie an ihres Vaters und ihr eigenes Gelöbnis, den heiligen Petrus zu schützen, machte sie darauf aufmerksam, daß diesem durchaus nicht sein Recht geworden sei, und bat die Könige inständig, sie möchten die Langobarden zwingen, der Kirche ihre Gerechtsame zu überlassen.

Nur zu bald sollte der Papst über Desiderius triumphieren; denn schon ein Jahr, nachdem Karl die langobardische Prinzessin zur Frau genommen hatte, verstieß er sie wieder, trotz des heftigen Widerspruchs seiner Mutter, aus unbekannten Gründen, jedenfalls ohne eine Schuld von seiten Desideratas. Dadurch war in den Beziehungen zwischen Stephan, Karl und Desiderius ein vollständiger Umschwung hervorgebracht, dessen Folgen zuerst klar zu Tage traten, als gegen Ende desselben Jahres (771) König Karlmann, dessen schlimmes Verhältnis zu Karl sich zu offener Feindschaft gesteigert hatte, starb und seine Witwe Gerberga, Böses von Karl fürchtend, mit ihren beiden Söhnen und einer Anzahl fränkischer Großen, unten denen Autchar genannt wird, zu Desiderius eilte. Der schwer ge-

Digitized by Google

kränkte König nahm die „Flüchtigen“ nicht nur gastlich bei sich auf, sondern benutzte auch ihre Anwesenheit zu Schritten, welche den Bruch mit Karl, wenn er nicht schon durch die ungerechte Verstoßung der Königstochter unheilbar gewesen wäre, jetzt jedenfalls vollenden mußten.

Ereignisse traten hinzu, die die Entscheidung beschleunigten. Im Januar des folgenden Jahres (772) starb Stephan der Dritte. Sein Nachfolger Hadrian, ein Römer aus altadligem Geschlecht, war ein leidenschaftlicher Feind der Langobarden; in der ersten Stunde nach seiner Wahl rief er die gefangenen Anhänger des Christophorus und Sergius aus dem Kerker, die Verbannten aus dem Exil. Desiderius ließ ihm zwar versichern, er werde ihm alle Gerechtsame einräumen, die er seinem Vorgänger noch vorenthalten habe, zugleich aber besetzte er mehrere Plätze und Gegenden des Kirchenstaates, um eine Art Pfand oder Bürgschaft für des Papstes Gefügigkeit zu haben; er verlangte nämlich von diesem, er solle persönlich mit ihm verhandeln und die Söhne Karlmanns zu Königen der Franken salben; nur dann werde er das Weggenommene wieder herausgeben und dem Papste allen Schutz und Beistand leisten. Seine Absicht war dabei, durch Aufstellung von Gegenkönigen, deren Erbrecht recht wohl begründbar schien, das Reich der Franken zu spalten, sich selbst unter den Franken eine Partei zu gewinnen und vor allem Karls Macht zu schwächen. Denn „es ist sehr begreiflich, daß Desiderius als Vater und König in Liebe und Ehre aufs tiefste von Karl gekränkt, gegen diesen die feindseligste Politik verfolgte;“ nur war freilich bei der Übermacht Karls der Ausgang eines entscheidenden Zusammenstoßes vorauszusehen. Der Fehler des Langobardenkönigs war, daß er seine Kraft überschätzt und die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte. Denn Hadrian, auf dessen Nachgiebigkeit sein ganzer Plan gebaut war, blieb felsenfest. Da zog der König mit Heeresmacht ins römische Gebiet und nahm noch eine Reihe von Städten weg; allein der Papst ließ sich nicht einschüchtern; als Desiderius wieder auf eine Unterredung drang, weigerte sie der Papst, so lange der König nicht alles Besitztum des heiligen Petrus herausgegeben habe. Davon aber wollte Desiderius nichts wissen. Nun rief Hadrian die Hilfe des Frankenherrschers an; und als Desiderius mit seinem Sohne und Mitregenten Adelgis und seinem Heere den Weg auf Rom zu einschlug, sammelte der Papst rasch Krieger aus den römischen Landschaften, setzte Rom in Verteidigungszustand, brachte die Schätze der Peterskirche in Sicherheit und ließ die Thore dieses Heiligtums fest verschließen, so daß Desiderius nur mit Gewalt hätte eindringen können und dabei zum fluchbeladenen Kirchenschänder geworden wäre. Dann aber schickte er Gesandte an den Langobardenkönig und bedrohte ihn mit dem Kirchenbanne, wenn er weiter gegen Rom vorschreite. Dies wirkte: Desiderius wich erschreckt zurück. Ob es freilich allein die päpstliche

Digitized by Google

Waffe war, die den König schlug, ist zweifelhaft. Er hatte nämlich ins Frankenreich melden lassen, er habe dem heiligen Petrus alles Eigentum zurückerstattet; Karl schickte nun eine Gesandtschaft, die sich durch den Augenschein davon überzeugen sollte. Dies mochte wohl mitwirken auf Desiderius' Entschluß, den Kampf gegen Rom aufzugeben; denn seine Wortbrüchigkeit lag doch gar zu klar am Tage, wenn er selbst im Gebiet des heiligen Petrus heerte. Noch zweimal versuchte Karl, dessen Kraft damals gerade durch den eben begonnenen Sachsenkrieg gänzlich in Anspruch genommen war, Desiderius zum Nachgeben zu bewegen; er bot ihm, wenn er St. Peter befriedige, sogar eine bedeutende Geldsumme — 14000 Goldsolidi — als Entschädigung. Umsonst! Desiderius' Haß gegen seine Beleidiger war stärker als sein staatsmännischer Weitblick. Da endlich beschloß Karl auf einem Maifeld bei Genf 773 den Krieg gegen die Langobarden. Die ganze Kriegsmacht des Reiches war aufgeboten, und in zwei Heersäulen rückten die Franken über die Alpen. Das Hauptheer führte Karl selber über den Mont Cenis; eine kleinere Schar unter seinem Oheim Bernhard sandte er nördlicher über den großen St. Bernhard. Vor den „Klausen", die Desiderius besetzt hielt, vereinigten sich beide Abteilungen wieder. Die gewaltigen Verschanzungen, welche Desiderius hier angelegt hatte, schienen uneinnehmbar; deshalb versuchte Karl nochmals Verhandlungen anzuknüpfen und erklärte sich bereit, ohne Schwertstreich umzukehren, wenn Desiderius ihm drei langobardische Edelinge als Geiseln stelle für die Erfüllung der päpstlichen Ansprüche. Und als Desiderius auch dies abschlug, waren die Franken nahe daran, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen, da wendete sich auf einmal durch einen glücklichen Zufall das Blatt völlig. Einer auserlesenen Frankenschar nämlich gelang es, einen Pfad über die Berge zu entdecken und hier an einer von den Langobarden unbeachteten Stelle den Übergang zu bewerkstelligen. Auf die Nachricht hiervon gab Desiderius sofort seine Stellung ohne Schwertstreich auf und eilte mit dem größten Teil seiner Scharen nach Pavia, während sein kraftvollerer Sohn Adelgis mit den übrigen nach dem stark befestigten Verona abschwenkte. Auch Gerberga nebst ihren Söhnen und fränkischen Begleitern ging mit ihm. Karl aber zog durch die offenen Klausen ungehindert in das Langobardenreich, schloß Desiderius in Pavia ein und belagerte die Stadt.

Warum Desiderius keinen Widerstand im offenen Feld versuchte, wird uns ausdrücklich berichtet. Er war der Treue eines Teiles seiner Unterthanen nicht gewiß; an mehreren Stellen des Reiches gärte der Aufruhr. Als es galt, alle Kraft des Reiches gegen den äußeren Feind aufzubieten, da lähmte innere Zwietracht und Verrat. Das ganze Herzogtum Spoleto fiel von der nationalen Sache ab und leistete dem Papst den Eid der Treue; einer der Anstifter dieser Treulosigkeit, Hildeprand mit Namen,

Digitized by Google

ward mit Zustimmung Hadrians Herzog. So kam das Herzogtum in Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhl. Und dem bösen Beispiel der Spoletiner folgten mehrere Stadtgemeinden, die sich gleichfalls in den Schutz des Papstes begaben.

Die Belagerung von Pavia zog sich inzwischen in die Länge, da Desiderius die Bollwerke der Stadt sehr verstärkt hatte; während das Hauptheer der Franken Pavia eingeschlossen hielt, zog Karl mit einer auserlesenen Mannschaft vor Verona. Wider Erwarten schnell — vielleicht durch Verrat — fiel die starke Stadt; Gerberga nebst ihren Kindern und Autchar ergaben sich dem Sieger; Adelgis entfloh übers Meer nach Byzanz. Hierauf kehrte Karl vor Pavia zurück; auf dem Wege dahin unterwarf er sich verschiedene Städte am nördlichen Ufer des Po. „Bereits sechs Monate stand er vor Pavia; das Land ringsum war unterworfen, die schließliche Einnahme der Hauptstadt schien gesichert. So konnte er unbesorgt sein Heer verlassen und nach Rom gehen, gewiß auch „um zu beten", wie eine alte Quelle sagt, besonders aber um sich mit dem Papst persönlich über die Herstellung einer festen Ordnung in Italien zu besprechen. Denn allerdings that Eile not: die Sachsen hatten einen Einfall ins fränkische Reich gemacht und waren bis Fritzlar vorgedrungen, was Karls Rückkehr höchst wünschenswert machte. Andrerseits sollten die Verhältnisse Italiens *dauernd* in Ordnung gebracht werden; denn Karl war nicht der Mann, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Sicherlich war es bei ihm schon längst beschlossene Sache, dem bisherigen unsichern Zustande der Dinge ein Ende zu machen." So traf er denn am Sonnabend vor Ostern, den 2. April 774, in Rom ein, begleitet von einer Anzahl Bischöfe und Äbte, Herzöge und Grafen. Er wurde vom Papste aufs festlichste empfangen und beging mit ihm die Osterfeier. Am nächstfolgenden Mittwoch besprachen sich der Papst und der Frankenkönig in der Peterskirche über die Ansprüche und Rechte der Kirche; und hier war es, wo Karl den zwanzig Jahre früher in Kiersy geschlossenen Vertrag bestätigte und zu jener Schenkungsurkunde eine zweite hinzufügte, durch welche auch u. a. Corsica, Venetien, Istrien, die Herzogtümer Benevent und Spoleto und verschiedene andere italische Gebiete dem heiligen Petrus zu eigen gesprochen wurden, freilich Versprechungen, die Karl, wie sich bald zeigte, gar nicht alle erfüllen konnte.

Gegen Ende April kehrte Karl in sein Lager vor Pavia zurück und betrieb die Belagerung mit aller Macht. Tödliche Seuchen wüteten in der Stadt und erschöpften ihre Widerstandskraft. Dennoch hielt sie sich noch zwei Monate, bis endlich im Juni die Übergabe erfolgte. Der unglückliche König Desiderius mit seiner Gemahlin *Ansa* und einer Tochter wurden gefangen, der Königsschatz fiel in Karls Hände, die Königsburg erhielt eine fränkische Besatzung. Hiermit war das Schicksal der Langobarden

Digitized by Google

entschieden; die Herrscherstadt und das Kernland des Reiches war in der Gewalt der Franken, der Thronerbe weilte fern im griechischen Reiche; aus vielen Gegenden Italiens kamen die führerlosen Edlen und Heermannen und huldigten ihrem neuen Herrn. Denn Karl erklärte sich selbst für den König der Langobarden. „Das Langobardenreich (sagt Felix Dahn) ward nicht, wie etwa früher Aquitanien, später Baiern, völlig dem Frankenreich einverleibt, eine fränkische Provinz, sondern es blieb als selbständiger Staat neben dem Frankenreich bestehen, nur daß der Frankenkönig, oder doch überhaupt ein König aus dem Karolingergeschlecht, zugleich König des Reiches der Langobarden sein sollte. Daher wurde denn zunächst wenigstens an der langobardischen Verfassung fast nichts geändert; die Edikte und Gesetze der alten Könige bestanden fort, Karl bezeichnete sich als deren Nachfolger, rechnete in langobardischen Urkunden nach Jahren seiner Herrschaft „in Italien" (nicht von 768 an), fügte seinem Titel „rex Francorum" nun noch bei „et Langobardorum" und ließ neue Gesetze für die Langobarden in der Regel auf langobardischen Sonderreichstagen geben." Nur das Eine, daß der König der Langobarden ein fränkischer König sein mußte, und das Andre, daß Beschlüsse des allgemeinen fränkischen Reichstags, auf dem auch Langobarden erschienen, auch im Langobardenreich gelten konnten, — waren die beiden freilich sehr engen Bande, durch welche Karl das unterworfene Reich an sein altes kettete. Nicht außer acht ist endlich zu lassen, daß das Herzogtum Benevent noch für einige Jahre unter dem Eidam des Desiderius, Arichis, ganz selbständig fortbestand und überhaupt niemals dem fränkischen Reichsverband enger verknüpft worden ist.

Desiderius selber ward mit Frau und Tochter gefangen ins fränkische Reich geführt. Über Zeit und Ort seines Todes ist nichts Sicheres überliefert. Wahrscheinlich wurde er zunächst nach Lüttich verbannt und später nach Corbie an der Somme gebracht, wo er als Mönch „unter Wachen und Beten, unter Fasten und vielen guten Werken" den Rest seiner Tage verlebte.

Mit großer Milde und Mäßigung hatte Karl seinen Sieg verfolgt. Dadurch daß er in Pavia eine fränkische Besatzung zurückließ, gab er allerdings zu erkennen, daß Langobardien unter die Oberherrlichkeit des fränkischen Reiches gekommen war; aber die Langobarden hatten sich doch nicht den Franken, sondern nur dem König Karl, der nun auch ihr König war, unterworfen. Die Herzöge wurden in ihren Herzogtümern belassen, mußten nur einen jährlichen Tribut zahlen und Karl den Eid der Treue schwören. Aber bald zeigte es sich, daß das milde Auftreten des Königs diese Großen nicht gewinnen konnte. Gerade jetzt erhoben sie trotzig ihr Haupt. Karl weilte zu fern und war zudem mit dem Sachsenkriege beschäftigt; im Süden des Reiches aber, in Benevent, stand wie gesagt Herzog Arichis unabhängig da, den Unzufriedenen ein starker Rückhalt.

Digitized by Google

21. Die letzten Ereignisse der Langobardengeschichte.

(Von 776 bis 788.)

Schon im Jahre 776*) wurde der Versuch gemacht, die karolingische Herrschaft in Italien abzuschütteln. Mehrere Herzöge, darunter die von Friaul, Spoleto und Benevent, schlossen zu diesem Zweck ein Bündnis, dem auch Adelgis, des Desiderius Sohn, beitrat und dem sogar der Erzbischof Leo von Ravenna nicht fremd blieb. Am meisten litt darunter der Papst, von dessen Gebiet ein Teil nach dem andern abgerissen wurde und der deshalb bittere Klagen bei Karl erhob. Aber zunächst empfahl ihm dieser, sich mit den Feinden zu verständigen; hatte er doch selbst seine ungemessenen Versprechungen dem Papste nur zu einem kleinen Teil erfüllt und erfüllen können. Allein bald wendeten sich die Aufständischen gegen Karl selbst. Herzog Rotgaud von Friaul erhob offen die Fahne des Aufruhrs, um sich eine selbständige Herrschaft in Oberitalien zu erringen. Denn den Thronerben Adelgis als alleinigen König wiedereinzusetzen, war dieser stolzen Männer Absicht schwerlich; wohl nur einen Teil des alten Langobardenreiches wollte man ihm überlassen. Vor allem aber scheint ihnen daran gelegen zu haben, durch seine Vermittlung die Hilfe des griechischen Kaisers zu erlangen.

Auf die Nachricht von den Vorgängen in Italien eilte Karl zu Anfang des Jahres 776 schleunigst nach Friaul. Hier hatten sich mehrere Städte der Bewegung angeschlossen, darunter Treviso; dennoch wurde Karl rasch ihrer Herr. Rotgaud fiel im Kampf, worauf Karl die aufrührerischen Städte einnahm. Diesmal griff er zu wirksameren Maßregeln, um seine Herrschaft zu befestigen; sämtliche abgefallene Städte erhielten eine fränkische Besatzung, fränkische Grafen übernahmen die Verwaltung; viele Langobarden, darunter der Bruder des Paulus Diakonus, Arichis, wurden gefangen nach Gallien geschickt. Dagegen behauptete freilich Benevent seine Unabhängigkeit. Anders war schon vorher die Stellung von Spoleto gewesen. Dort war Hildeprand unter Mitwirkung Hadrians als Herzog eingesetzt worden, und die Spoletiner hatten dem Papste Treue geschworen. Der Papst selber betrachtete das Herzogtum als Eigentum des heiligen Stuhles. Aber in Wirklichkeit lagen die Dinge ganz anders. Die fränkischen Bevollmächtigten verhandelten mit dem Herzoge unmittelbar, ohne Vermittlung des Papstes, trotz dessen Widerspruch. Im Jahre 779 erschien Herzog Hildeprand mit reichen Geschenken in Gallien vor Karl, ein deutliches Zeichen seiner Unterwürfigkeit; der Papst selber erkannte fortan Karl als Oberherrn von Spoleto an.

*) Siehe Abel a. a. O. 113 ff., dem wir hier — mit einigen Ergänzungen und Berichtigungen — meist wörtlich folgen.

Digitized by Google

Gegen Ende des Jahres 780 zog Karl abermals nach Italien und feierte in Pavia das Weihnachtsfest. Die fortgesetzten Klagen des Papstes über die Gewaltthätigkeiten der Beneventaner und der mit ihnen verbündeten Griechen waren es, die ihn hauptsächlich zu diesem Zuge bewogen. Der Herzog Arichis von Benevent behielt freilich auch diesmal seine Macht; um so entschiedener aber setzte Karl in den ihm unterworfenen Gebieten seine Maßregeln zur Befestigung seiner Herrschaft fort. Er ließ seinen jungen Sohn Pippin durch den Papst zum König von Italien salben (Ostern 781) und verwandte die größte Sorgfalt auf Herstellung einer festen Ordnung im langobardischen Reiche. Die Maßregeln, die in den Jahren 774 und 776 getroffen worden waren, entsprachen dem augenblicklichen Bedürfnis, jedoch eine endgiltige, durchgreifende Regelung der Verhältnisse erfolgte erst jetzt. Die Verwaltung des Landes außer Spoleto und Benevent wurde nach fränkischer Art Grafen übergeben, die ebenso gut Franken als Langobarden sein konnten. Die Grafen übten alle in gleicher Weise ihre Befugnisse als Stellvertreter des Königs, während die Gastalden als ihnen untergeordnete Beamte erscheinen. Um Mißbrauch der gräflichen Gewalt zu verhüten, wurde die Einrichtung der Sendboten auf das langobardische Reich ausgedehnt, eine Maßregel, die höchst geeignet war, Übereinstimmung zwischen der langobardischen und fränkischen Verfassung herbeizuführen. Langobarden und Franken erscheinen nun in allen Dingen vollkommen gleichberechtigt. Die Stellung der Römer erfuhr keine grundsätzliche Änderung, doch wuchs ihr Einfluß beträchtlich durch die hohe Machtstellung der Geistlichkeit, welcher sehr viel Römer angehörten. Das alte Gesetzbuch Rotharis mit den Zusätzen und Änderungen der späteren Langobardenkönige blieb zwar in Geltung, wurde aber durch Kapitularien in vielen, ja nach und nach in den meisten Punkten abgeändert; Beschlüsse des gemeinfränkischen Reichstags galten im allgemeinen ohne weiteres auch für Langobardien. Durch diese Neuordnung der Dinge, die im Jahre 781 ihren Anfang nahm und deren Vollendung eine Reihe von Jahren beanspruchte, wurde eigentlich erst der Selbständigkeit des Langobardenreiches der Todesstoß versetzt; der Sache nach war dasselbe nun nichts anderes als eine Provinz des großen karolingischen Reiches.

Allerdings blieb die fränkische Herrschaft fast ausschließlich auf Italiens nördliche Hälfte beschränkt. Fast ganz Unteritalien gehorchte dem Herzog von Benevent; Calabrien und ein schmaler Streifen an der Westküste war dem griechischen Kaiser verblieben. Benevent widerstrebte noch immer; erst im Jahre 787 gelang es Karl auch dort, sich Huldigung zu erzwingen. Arichis, der Eidam des Desiderius, war eine bedeutende Natur und ist als der letzte Kämpfer für einen freien langobardischen Staat unserer Beachtung wert. Durch Adelgis, den Sohn des Desiderius, stand er in Be-

Digitized by Google

ziehungen zu Byzanz, sein Ansehen in Unteritalien wußte er kraftvoll geltend zu machen und nahm den Titel eines „Fürsten" an. Der Papst drängte nun den Frankenkönig unaufhörlich, den gefährlichen Herzog unschädlich zu machen, und Karl selbst mußte daran liegen, der Selbständigkeit desselben womöglich ein Ende zu bereiten. So beschloß er denn von Rom, wo ihn der Papst Anfang 787 feierlich empfangen hatte, selbst gegen Arichis auszuziehen. Der Herzog erschrak, als er davon Kunde vernahm, und sandte, um das Erscheinen Karls in Benevent zu verhüten, seinen Sohn Romwald mit reichen Geschenken nach Rom, versprach alle Wünsche Karls zu erfüllen und bat ihn nur, er möge sein Gebiet nicht betreten. Aber Hadrian drängte zum Kriege; er glaubte den Versicherungen des Herzogs nicht und riet Karl zum Angriff. Der König drang auch wirklich in das Herzogtum ein und belagerte Capua. Arichis konnte nicht wagen, dem mächtigen Manne Widerstand zu leisten, er verließ Benevent und begab sich nach der festen Seestadt Salerno. Von hier aus entsandte er seinen zweiten Sohn Grimwald an Karl und bat um Frieden. Und Karl, der die Einmischung der byzantinischen Seemacht fürchtete, gewährte ihn. Er nahm dreizehn edle Geiseln, darunter den Prinzen Grimwald, und kostbare Geschenke. Der Herzog mußte sich zu einem Jahrgeld von 7000 Solidi verpflichten; er, Romwald und alle Beneventaner gelobten Karl eidlich Einstellung aller Feindseligkeiten. Der Papst erhielt — außer einigen tuskischen Städten — auch etliche im Beneventanischen, darunter Capua; eine Schenkung, gegen die freilich der Herzog sofort Einspruch erhob.

Im Juli desselben Jahres 787 starb Romwald, der älteste Sohn des Arichis, und einen Monat später folgte ihm der schmerzgebeugte Vater ins Grab nach. Die Beneventaner verlangten nun den bei Karl vergeiselten Grimwald zum Herzog; aber Karl trug Bedenken, weil er eine Verbindung Grimwalds mit seinem Oheim Adelgis und dem griechischen Kaiser fürchtete, und schickte vorderhand nur Gesandte nach Benevent. Als jedoch zu Anfang 788 der Papst meldete, Adelgis, „der höchst nichtswürdige, ungerechte und treulose Sohn des Tyrannen Desiderius," weile mit kaiserlichen Gesandten und Truppen in Calabrien an der Grenze des Beneventanischen, die edle Witwe Adelperga schändlicher Mordpläne verdächtigte und sich beschwerte, die fränkischen Gesandten machten mit Byzanz und Benevent gemeinsame Sache, beschloß Karl, die griechischen Einflüsse dadurch zu entkräften, daß er den Beneventanern ihren Willen that. Es galt vor allem, die Bevölkerung selbst von den Griechen abzuziehen. Deshalb gab Karl ihr den verlangten Herrscher, den Sproß des alten geliebten Herzogshauses, den jungen Grimwald, den er durch den Zauber seiner gewaltigen Persönlichkeit ganz für sich gewonnen hatte, und erkannte ihn feierlich als Herzog an. So gelang es, den Angriff der Kaiserlichen und

Digitized by Google

des Adelgis zurückzuschlagen. Grimwald selbst focht, dem Könige getreu, gegen diesen seinen Oheim, an seiner Seite Hildeprand von Spoleto. Das kaiserliche Heer führte Adelgis und ein Feldherr Johannes; das königliche Heer bestand zum kleineren Teile aus Franken, zum größeren aus Spoletinern und Beneventanern, also aus Langobarden. Eine blutige Schlacht, die im September 788 — der Ort ist ungewiß — geschlagen wurde, endigte mit der Niederlage des Adelgis, der nach Byzanz zurückfloh, wo er bis zu seinem Tode als Patricius gelebt hat, ohne noch einmal einen Versuch zur Wiedererlangung des väterlichen Reiches zu machen. Grimwald schüttelte bald die Ketten ab, die Karls machtvolles Wesen seiner Seele angelegt hatte; er ließ Karls Namen auf seinen Münzen weg und schloß, nach seiner Vermählung mit einer griechischen Prinzessin, eine enge Verbindung mit Ostrom. Ein Krieg, den Karls Söhne Pippin und Ludwig gegen Grimwald führten, hatte keine Erfolge. Erst des letztern Nachfolger Grimwald der Vierte, einst sein Schatzmeister, schloß mit Pippin, dem „König von Italien" Frieden, erkannte dessen Oberherrlichkeit an und zahlte den von Arichis versprochenen jährlichen Tribut von 7000 Solidi.

Trotz alledem blieb Benevent doch nur sehr lose mit dem fränkischen Reich verknüpft. Eine fast selbständige langobardische Herrschaft hat sich hier im Süden Italiens am längsten behauptet. Dennoch gehen wir auf eine weitere Schilderung ihrer Schicksale*) nicht ein; denn eine Fortsetzung des alten Langobardenreiches war sie nicht; dessen Stärke hatte auf dem Besitz Oberitaliens beruht; und da herrschte nun ein fränkischer König.

*) Schon Grimwald der Vierte hatte fortwährend mit Parteien unter dem Adel zu kämpfen, die ihn nicht anerkennen wollten. Er ward zuletzt (817) ermordet und Siko, ein Langobard aus Spoleto, erlangte die Herrschaft. Dieser ließ sich in die Parteikämpfe, welche in Neapel wüteten, hineinziehen und führte mit dieser Stadt fortwährend Kriege bis an seinen Tod (832). Sichard, sein Sohn und Nachfolger, lud durch wüstes Leben den Haß seiner Unterthanen in dem Grade auf sich, daß sie ihn im Jahre 840 ermordeten. Die Stadt Benevent und ein Teil des Landes erkannte seinen Schatzmeister Radelchis als Fürsten an, Salerno und Capua aber rissen sich los und bildeten ein eigenes Fürstentum, zuerst unter Sichards Bruder Sikonulf. Davon trennte sich aber bald wieder Capua, das unter Landulf ein drittes langobardisches Fürstentum bildete. Diese kleinen Fürsten waren fortwährend in Kämpfe mit den Saracenen verwickelt; es kam eine Zeit grenzenloser Unordnung und Zerrissenheit, die durch die beginnenden Einfälle der Normannen und durch die Versuche der karolingischen Könige in Italien und der Byzantiner, sich die Länder anzueignen, noch vermehrt wurde. König Ludwig der Zweite willigte 874 in einen Frieden, wodurch Benevent vom fränkisch-italischen Reiche getrennt und — wenigstens dem Namen nach — vom oströmischen abhängig wurde. Fränkische und griechische Parteien zerrütteten sofort das Land im Innern. Es verlohnt sich nicht, auf diese unseligen Kämpfe einzugehen. Im Jahre 1047 fiel das beneventanische Gebiet in die Hände normannischer Fürsten mit Ausnahme der Stadt, die Kaiser Heinrich der Dritte 1053 dem Papste überließ. Seitdem ist es, mit einigen Unterbrechungen, beim Kirchenstaate geblieben.

Digitized by Google

Die langobardische Geschichte ist zu Ende, die Langobarden, die schon stark mit romanischen Elementen vermischt waren, vergaßen allmählich ihre deutsche Sprache*) und nahmen die römische an, die sich zur italienischen umgestaltete. Nur im Norden erhielt sich das Deutsche in manchen Gegenden noch lange. Einige deutsche Gemeinden in den Thälern Südtirols behaupten noch heute mit Stolz, Nachkommen der alten Langobarden zu sein. Überhaupt ging das deutsche Wesen in Oberitalien durchaus nicht spurlos unter. Der hohe Wuchs, die blauen Augen, die weiße Hautfarbe, das blonde Haar, die unter den nördlichen Italienern so vielfach zu finden sind, beweisen deren germanische Abkunft ebenso deutlich wie der Freiheitstrotz und unbändige Mut der „Lombarden", der den späteren deutschen Kaisern so oft das Leben schwer machte.

Mit ungeahnter Schnelligkeit und ohne einen großen, das Gemüt zugleich erschütternden und erhebenden Todeskampf brach das Reich Alboins, nachdem es etwas länger als zweihundert Jahre bestanden hatte, zusammen. Aber die sagenbildende Phantasie des gesunkenen Volkes war geschäftig bemüht, auch noch seinen Untergang mit ihrem verklärenden Lichte zu umgeben. Wie um die ganze Geschichte des Langobardenstammes hat die Sage auch um diese letzten schweren Zeiten, besonders aber um die gramgebeugte, nicht fleckenlose Gestalt des letzten Königs mitleidig und liebevoll ihre grünen Ranken geschlungen; ja der geschichtlich kaum hie und da aus dem Dunkel heraustretende Adelgis wird im Gedächtnis des gemütvollen Volkes zu einem gewaltigen Helden, der selbst dem großen Überwinder Karl Furcht und Schrecken einjagt. So legt die Sage lindernden Balsam auf die tapferen Herzen, die wund waren vom Gram über die verlorene alte Herrlichkeit. Den Trost, nicht ruhmlos untergegangen zu sein, noch späteren Geschlechtern Bewunderung und Teilnahme abzuzwingen, diesen Trost kann die Geschichte zwar nicht, wohl aber die Sage spenden, und selbst unter den siegreichen Franken erzählte man nicht teilnahmlos vom Unglück des wackeren Langobardenvolkes. Es wäre ein Unrecht gegen einen längst untergegangenen, hochbegabten und ritterlichen deutschen Bruderstamm, wenn wir nicht auch berichteten, wie dieser selbst noch nach Jahrhunderten von seinem Falle sang und sagte.

22. Die Sagen von Desiderius und Adelgis.**)

In der Stadt Brescia lebte, so heißt es, ein frommer und gottesfürchtiger Mann aus edlem Geschlecht, mit Namen Desiderius. Als nun

*) Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts war sie bei den Langobarden im großen und ganzen bereits ausgestorben.

**) Hauptquelle ist die in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts geschriebene Chronik des Klosters Novalese (am Fuß des Mont Cenis, unweit Susa), deren

Digitized by Google

nach dem Tode Ahistulfs die Herzöge und Großen der Langobarden zu Pavia einen neuen König wählen wollten, sagte Desiderius zu seinem Weibe Ansa: „Ich will gen Pavia reisen, wo die Edlen des Volkes tagen, um einen König zu küren.“ Da lachte sein Weib und sagte: „Geh nur hin! Vielleicht wählen sie dich.“ Er aber zog mit einem einzigen Diener von dannen und fuhr seines Wegs, bis er in die Nähe des Ortes kam, der Leno genannt wird und zwischen Brescia und Cremona liegt. Da ward er müde und legte sich unter einen Baum, um ein Weilchen zu ruhen. Kaum aber war er eingeschlummert, siehe, da schlüpfte eine Schlange aus dem Rasen, kroch herzu und wand sich um das Haupt des Schlafenden wie eine Krone. Der Diener, der dies mit ansah, erschrak zwar, doch scheute er sich, seinen Herrn zu wecken, aus Furcht, die Schlange möchte diesen verletzen. Unterdes träumte Desiderius, ihm werde das goldene Diadem der Langobardenkönige auf das Haupt gedrückt, und als er erwachte und die Schlange, ohne ihm ein Leides zu thun, entschlüpft war, sprach er zu seinem Begleiter: „Steh auf und laß uns weiter ziehen; denn ich habe einen Traum gehabt, der mir verkündet, ich solle König werden.“ Da erzählte ihm auch sein Diener, was sich mit der Schlange ereignet hatte, und sie ritten fürbaß in mancherlei Gedanken.

Wie er nun gen Pavia und in den Hof der Königspfalz kam, wo das Volk stand, ungeduldig wartend, wen die Fürsten zum Könige küren würden — denn es waren schon etliche Tage vergangen, ohne daß sie darüber einig werden konnten —, da sprachen viele zu Desiderius: „Geh hinein in den Palast und sage ihnen, wir seien es endlich müde, so lange auf ihren Beschluß zu warten.“ Und er that also, ging hinein zu den Fürsten und sagte ihnen ohne Arg, daß das Volk über die lange Wahl murrte. Als jene nun den Desiderius erblickten, an den noch keiner gedacht hatte, rief einer mit lauter Stimme: „Seht, dieser hier ist ein adliger Mann und, obwohl nicht reich an Gütern, doch wacker im Kampfe. Ihn lasset uns zu unserm König wählen!“ Und Gott lenkte die Herzen der Unschlüssigen, daß sie einstimmig Beifall riefen, den Desiderius in den Königssaal führten und ihn mit den Zeichen der königlichen Würde bekleideten. Als dies das Volk im Hofe vernahm, brach es in lautes Jubelgeschrei aus, und es hub sich große Freude in der ganzen Stadt. Desiderius aber, der nun König war, vergaß nicht Gott für seine Gnade zu

Erzählungen unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpft sind. Die Sage von der Krönung des Desiderius findet sich in der Weltchronik des Bischofs Sikard von Cremona (Anfang des dreizehnten Jahrhunderts), die von den beiden Feldschlachten in der Legende von Amelius und Amicus (zwölftes Jahrhundert); die (fränkische) Sage vom eisernen Karl hat der Mönch von St. Gallen um 883 aufgeschrieben, dessen wir bei der Geschichte Karls des Großen gedenken werden.

Digitized by Google

danken und baute, dankbar und demütig wie er war, an jenem Ort, wo die Schlange sein Haupt umwunden hatte, zur Ehre unsers Heilandes und des heiligen Benedikt ein großes, herrliches Kloster, dem er viele Gerechtsame und Ländereien verlieh. Desgleichen stiftete seine Frau Ansa aus eigenem Vermögen in der Stadt Brescia ein ansehnliches Nonnenkloster und begabte es mit vielen Wiesen, Gütern und Hörigen.

König Desiderius war sanftmütig und gutherzig gegen jedermann. Der Papst aber zürnte ihm und verleumdete ihn beim Frankenkönig Karl, so daß dieser sein Weib Desiderata, des Desiderius Tochter, ohne allen Grund verstieß und seines Bruders Witwe Gerberga, die auch dem Desiderius verwandt war, aus seinem Reich verbannte. Darob kränkte sich der gute König bitter und zog zuerst vor Rom, um den Papst zur Rechenschaft zu fordern. Nun ward dies aber dem Frankenherrscher hinterbracht, und alsbald bot er alle Völker auf und zog mit einem ungeheuren Heere von Franken, Alamannen, Burgunden und Sachsen gen Italien. Als Karl mit den Seinen das Thal von Susa eingenommen hatte, gelangte er auch nach dem berühmten Kloster von Novalese, wo er so lange rastete, bis alle Vorräte der Mönche aufgezehrt waren; und nicht ohne Grund verweilte er hier, denn das Kloster war in jenen Tagen überaus reich und von dem Abte trefflich verwaltet.

Als aber Desiderius vernahm, daß König Karl wider ihn im Anzuge sei, entbot er die Großen seines Reiches zu sich und fragte sie, was nun zu thun sei. Sie antworteten: „Dein Heer ist viel zu klein, um den Scharen Karls in offenem Felde widerstehen zu können. Laß aber alle Thäler und Pässe, die aus dem Frankenreich nach Italien herüberführen, durch eine Mauer von Berg zu Berg verschließen und ihnen so den Weg versperren.“ Also geschah es, und noch heutigestags sind die Grundfesten des Bollwerks zu schauen. Nun rückten die Franken, die keinen Übergang finden konnten, Tag für Tag gegen die Mauer an in Scharen von tausend oder zweitausend Mannen und bestürmten die Langobarden in ihren Verschanzungen, konnten ihnen jedoch nichts anhaben. Den größten Schaden aber that ihnen des Desiderius Sohn Adelgis (Algis), ein Jüngling von riesigem Wuchs und unglaublicher Leibeskraft. Dieser pflegte in Kriegszeiten nur mit einer eisernen Keule bewaffnet in den Kampf zu ziehen und damit die Feinde zu erschlagen. Wenn er nun, da er Tag und Nacht die Wache hielt, merkte, daß die Franken ruhig und ahnungslos vor der Mauer lagen, so machte er plötzlich einen Ausfall, stürzte über die Feinde her und hieb mit seinen Mannen auf sie ein, daß viele Hunderte ihr Leben lassen mußten, und dies wiederholte er mehrere Male.

Da kam eines Tages ein langobardischer Spielmann in das fränkische Lager und sang ein Lied, in dem folgende Worte vorkamen:

Digitized by Google

„Wer nun den Weg dem König weist,
Wo ihm kein Schild versperrt die Bahn,
Kein Speer ihm einen Mann entreißt —
Was soll der wohl für Lohn empfahn?“

Als dies dem König Karl zu Ohren kam, ließ er den Sänger sogleich zu sich rufen und gelobte, ihm alles, was er verlangen würde, nach Erringung des Sieges zu gewähren. Den Seinigen aber befahl er, sich für den nächsten Tag zum Aufbruch bereit zu halten. Am andern Morgen, als das ganze Heer versammelt war, empfahl sich Karl den Gebeten des Abtes und der Brüder im Kloster Novalese, sagte ihnen Lebewohl und zog davon. Der Spielmann aber mußte ihm vorausgehen. Dieser verließ alsbald die offene Heerstraße und alle bekannten Wege und führte den König über einen Gebirgspfad, der seitdem der Frankensteig genannt wird. Wie sie nun von dem Berge in die Ebene von Giaveno herabgestiegen waren, sammelten sie sich rasch und stellten sich zur Schlacht auf. Die Langobarden aber, da sie sich überlistet sahen, flohen zuerst bestürzt aus ihren Befestigungen an den „Klausen“ und zogen sich auf Pavia zurück.

Wie alle Flüsse sich ins Meer ergießen, so ergossen sich nun die Völker Karls in das Land Italien. Aber Desiderius stellte ihm doch sein kleines Heer noch einmal in offenem Felde entgegen, obgleich dieses an Zahl um das Dreißigfache schwächer war als das der Feinde; denn Desiderius hatte soviel Priester als Karl Bischöfe, soviel Mönche als Karl Äbte, soviel Fußstreiter als Karl Herzöge und Grafen. Die Schlacht hub also an, und drei Tage lang stritten die Langobarden heldenmütig, ohne vor der Übermacht zu weichen. Am Ende des dritten Tages aber rief Karl von grimmigem Zorn entflammt seinen Hauptleuten zu: „Entweder fallet im Streite oder erringet den Sieg!“ Da griffen die Franken mit solcher Wut an, daß die ermatteten Helden nicht länger stand halten konnten. Desiderius selber floh mit denen, die ihm von seinen Getreuen noch geblieben waren, bis zu der Gegend, die jetzt Mortaria d. i. „Totenfeld“ heißt, damals aber wegen ihrer Anmut „das schöne Wäldchen“ genannt ward. Hier ließ er seine Mannen Rast machen und sprach zu ihnen: „Ihr guten Helden, esset mit mir Brot, trinket vom kühlen Bergwasser und lasset eure Rosse ein wenig ruhen.“ Und er schlief die Nacht hindurch mitten unter seinen Kriegern wie ein geringer Mann. Am andern Morgen zog König Karl heran. Noch einmal kam es zur Schlacht, und viele sanken dahin. Endlich aber mußten die Langobarden weichen und flohen mit ihrem König gen Pavia. Jene Gegend heißt seitdem das Totenfeld zum Gedächtnis an die letzte Schlacht, in der das edle Langobardenvolk Freiheit und Vaterland gegen einen übermächtigen Feind zu verteidigen versuchte.

Digitized by Google

Wie nun die Franken sich über das Land verbreiteten, alle Burgen brachen und alle Dörfer in Brand steckten, da trat jener Spielmann vor den König Karl und mahnte ihn an sein Versprechen. „Fordre, was du willst!“ sprach der König. Darauf versetzte der Mann: „So will ich auf einen dieser Berge steigen und aus aller Kraft in mein Horn blasen, und soweit man den Schall ringsum hören wird, dieses Land sollst du mir zum Lohne geben samt allen Männern und Weibern, die darin sind.“ Da sprach der König: „Es geschehe, wie du gesagt hast.“ Da dankte ihm der Spielmann, stieg auf einen Berg und blies. Darauf stieg er schnell wieder herab, ging durch Dörfer und Felder und fragte jeden, den er fand: „Hast du ein Horn blasen hören?“ Und wer dann antwortete: „Ja, ich habs gehört!“ dem gab er einen Backenstreich und sprach: „Du bist mein eigen.“ So erwarb er sich großes Gut an hörigen Leuten, vielen Dörfern und fruchtbaren Feldern, und der König bestätigte dies alles ihm und seinen Nachkommen. Seitdem heißen die Bewohner dieser Gegend in welscher Sprache Transcornati, d. h. die Zusammengeblasenen.

Unterdes bereitete sich König Desiderius zu Pavia auf eine Belagerung vor. An seinem Hofe lebte damals ein edler Franke, Otker (d. i. Autchar) mit Namen, der vor etlichen Jahren den Zorn des furchtbaren Karl erregt hatte und mit Desiderata und Gerberga aus dem Frankenreich entflohen war. Als nun die Kunde erscholl, Karl nähere sich mit seiner ganzen unermeßlichen Streitmacht der Stadt, stieg Desiderius mit Otker auf einen hohen Turm, von dessen Zinnen man weit über die Ebene schauen konnte. Der Gepäcktroß rückte zuerst heran. „Ist Karl unter diesem Heere?“ fragte der König. „Noch nicht,“ antwortete Otker. Nun kam das Heer der Völker, die sich Karl unterworfen hatte. „Hierunter befindet sich Karl doch gewiß?“ sprach Desiderius; doch Otker versetzte: „Noch nicht, noch nicht.“ Da seufzte der König und rief: „Was sollen wir thun, wenn noch mehrere mit ihm kommen?“ „Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Franke finster. Indem zeigte sich eine neue Schar, das waren die Bischöfe, Äbte und Geistlichen mit ihren Begleitern. „Darunter ist doch Karl?“ fragte Desiderius; doch Otker schüttelte das Haupt. Hierauf tauchte eine andre Schar auf, das war des Frankenkönigs nie ruhendes Hofgesinde. „Da ist Karl!“ rief Desiderius; aber Otker sprach: „Noch nicht, noch immer nicht!“ Da rief der König außer sich: „O, so laß uns niedersteigen und uns in der Erde Schoß verbergen vor dem Angesicht dieses schrecklichen Feindes.“ Aber Otker starrte wie sinnberaubt hinaus in die Ferne und sagte bebend: „Wenn es aufgeht wie eine eiserne Saat auf dem Gefilde, und wenn es dich dünken wird, als wälzten Po und Ticino dunkle, eisenschwarze Meereswogen gegen diese Mauern, dann wisse, daß Karl naht.“ Und ehe er noch diese Worte geendet hatte, stieg es im

Digitized by Google

Westen auf wie eine finstere Wetterwolke, und als sie näher kam, da sah man es von funkelnden Waffen blitzen, und nun ritt er daher, der eiserne Karl, bedeckt mit eisernem Helm und Schild, umkleidet mit eisernen Schienen und eisernem Panzer, in der Hand die hochragende eiserne Lanze. Auch das Roß, das er ritt, schien eisern an Mut und an Farbe; und alle, die ihn umgaben, waren auf gleiche Weise ausgerüstet wie er. Eisen erfüllte die Felder und Straßen, die Sonnenstrahlen brachen sich in dem Glanze des Eisens. Das alles sah der spähende Otker mit einem einzigen raschen Blick, wandte sich zu Desiderius und schrie: „Sieh da! dort hast du den Karl, nach dem du so viel gefragt hast!“ Und mit diesen Worten stürzte er ohnmächtig zu Boden. Unten jammerte das Volk in der Stadt: „O das Eisen! wehe, das Eisen!“ Der König aber stieg vom Turme herab und suchte Tröstung im Gebet; wie er denn stets ein frommer Christ war und regelmäßig um Mitternacht aufstand und in die Kirche ging, um zu beten. Man erzählt aber, daß die Thore der Kirche sich vor ihm von selbst geöffnet hätten.

Im eigenen Hause des unglücklichen Königs lauerte der Verrat. Lange hatte Karl vergeblich die starke Stadt belagert. Da sah die jüngste Tochter des Desiderius den Frankenkönig von einer Zinne aus und ward von Liebe zu ihm ergriffen. In blinder Leidenschaft schrieb sie an Karl einen Brief, in dem stand, daß sie, wenn der König sie zum Ehgemahl nehmen wollte, ihm die Stadt und ihres Vaters Schatz ausliefern werde. Diesen Brief wickelte sie um einen Pfeil und schoß ihn auf einer Armbrust über den Ticino. Er kam wirklich in Karls Hände, und dieser antwortete so, daß die thörichte Leidenschaft den Sinn der Jungfrau nur noch mehr gefangen nahm. Unter dem Haupte ihres schlummernden Vaters hervor stahl sie die Schlüssel der Stadt und meldete dem Frankenkönig, daß er in der kommenden Nacht das Stadtthor geöffnet finden werde. Als alles in Pavia arglos des Schlummers pflegte, zog das feindliche Heer still und geräuschlos ein. Fröhlich hüpfte die Jungfrau dem Geliebten entgegen. Aber es war finstere Nacht; sie geriet in das Gedränge, ward zu Boden gerissen und endete unter den Hufen der fränkischen Rosse. Das war der Lohn ihres Verrates.

Durch das Wiehern der Pferde und das Klirren der Waffen erwachten die Bewohner der Stadt und liefen verwirrt aus ihren Häusern hinaus. Viele wurden im Dunkel der Nacht zertreten oder erschlagen. Als die Franken in den königlichen Palast drangen, warf sich Adelgis ihnen entgegen und erschlug viele. Aber sein Vater wehrte ihm und sprach: „Es ist Gottes Wille, daß der Langobarden Reich vergehe.“ Da entfloh Adelgis in der allgemeinen Verwirrung aus der Stadt, während Karl in die Königsburg einzog und den Desiderius gefangen nahm. Die ganze

Digitized by Google

Bürgerschaft mußte herbeikommen und dem Sieger den Eid der Treue schwören. Einige sagen, Karl habe dem König Desiderius die Augen ausstechen lassen.

Der fromme König blieb auch im Unglück gottergebenen Sinnes und ertrug sein schweres Los mit Gelassenheit, bis Gott ihn durch einen sanften Tod aus diesem Jammerthale zu sich rief. Sein Sohn Adelgis aber hatte diesen Dulderſinn nicht geerbt. Sein edles Herz brannte vor Ingrimm, und er suchte auf alle Weise dem verhaßten Karl zu schaden. Zu der Zeit, als dieser bereits in Frieden das Reich in Italien beherrschte und zufällig in der Stadt Pavia Hof hielt, beschloß der kühne Jüngling in verwegenem Mut selbst dahin zu gehen, um zu sehen, was man dort that und sagte, und ob noch Hoffnung sei, daß er das Reich wiedergewinne. Auf einem Schifflein fuhr er den Fluß hinauf, nicht wie ein König, sondern wie ein Mann aus niederem Stande, nur von wenigen Leuten begleitet. So kam er in die Burg. Keiner seiner früheren Mannen erkannte ihn, außer einem alten treuen Diener seines Vaters. Diesen bat er, ihn ja nicht zu verraten, und der Greis schwur ihm das sogleich mit einem heiligen Eide zu. Darauf sprach Adelgis: „Ich habe eine Bitte an dich, die du mir nicht abschlagen darfst: wenn heute bei König Karl zu Mittag gespeist wird, so weise mir einen Sitz an am untersten Ende eines Tisches und schaffe, daß alle Knochen, die man von der Tafel wegträgt, vor mich hingelegt werden.“ Der Alte, der das Amt eines Truchsessen bekleidete, versprach es ihm, und als nun die Mahlzeit gehalten wurde, so that er in allem der Verabredung gemäß und legte die Knochen vor Adelgis hin. Dieser zerbrach sie alle und aß gleich einem hungrigen Löwen das Mark daraus. Die Splitter warf er unter den Tisch, bis sie einen ansehnlichen Haufen bildeten. Darauf erhob er sich eher als die andern und ging hinweg.

Wie nun die Tafel aufgehoben war, erblickte Karl die Menge Knochensplitter unter dem Tisch und fragte: „Wer zerbrach, um des Himmels willen, so viele Knochen?“ Da antworteten alle, sie wüßten es nicht. Einer aber sprach: „Es saß hier ein starker Jüngling, der zerknickte alle Hirsch-, Bären- und Ochsenknochen, als wären es Strohhalme.“ Augenblicklich ließ der König den Truchseß rufen und fragte ihn: „Wer war der Mann, der hier saß?“ Jener erwiderte: „Herr, ich weiß es nicht.“ Da blickte ihn Karl mit funkelnden Augen an und rief: „Bei meines Hauptes Krone, du weißt es.“ Wie der Truchseß sich entdeckt sah, fürchtete er sich und schwieg. Da merkte der König wohl, daß es niemand anders als Adelgis gewesen war, und es verdroß ihn, daß er ihn so ungestraft hatte entkommen lassen. „Weiß niemand,“ fragte er die Seinen, „wo hinaus er gegangen ist?“ Da sprach einer: „Er kam zu Schiffe und

Digitized by Google

wird vermutlich ebenso wieder weggehen." — „Willst du," sprach ein anderer, „daß ich ihm nacheile und ihn töte?" — „Auf welche Weise wolltest du dies thun?" fragte der König. „Gieb mir," antwortete jener, „deine goldenen Armringe, und ich will ihn damit berücken." Karl gab sie ihm, und der Mann eilte am Ufer des Flusses hinab, bis er das Schifflein schwimmen sah. Da rief er ihm von ferne zu: „Halt an, Adelgis! Was fährst du so eilig von hinnen? Der König schickt dir seine goldenen Armringe zum Geschenk. Schäme dich, so heimlich davon zu schleichen wie ein Dieb. Nun komm mit deinem Schiffe wenigstens her ans Ufer und nimm des Königs Gabe." Da lenkte Adelgis dem Lande zu. Wie er aber näher kam und jener ihm das Geschenk auf der Spitze seines Speers darreichte, ahnte er Verrat, warf den Panzer über, nahm seinen Speer zur Hand und rief: „Reichst du mir deine Gabe mit dem Speer, so will ich sie auch mit dem Speer empfangen. Übrigens will ich deinem Herrn nicht nachstehen und ihm sein Geschenk erwidern. Er soll dafür meine Armringe erhalten." Damit reichte er sie jenem hinüber. Getäuscht kehrte der Mann heim und brachte dem Könige des Adelgis Armringe. Als aber Karl sie anlegen wollte, fielen sie ihm bis auf die Schultern. Da rief er verwundert aus: „Was für Arme muß dieser Adelgis haben, wenn er solche Spangen trägt! Wahrlich, es ist kein Wunder, daß er stark ist wie ein Riese." Seitdem aber ward Karl einer geheimen Furcht vor Adelgis nicht ledig; hatte er doch ihm und seinem Vater das Reich entrissen; darum bangte er, daß der starke Held ihn einmal töten werde, und überlegte, wie er ihn könnte umbringen lassen. Adelgis aber begab sich zu seiner Mutter, der Königin Ansa, die zu Brescia in der Einsamkeit des Klosters ihre letzten Tage verlebte. Den väterlichen Thron wiederzugewinnen gelang dem Helden nicht.

23. Paulus Diakonus, der Geschichtschreiber der Langobarden.*)

(Von c. 725 bis c. 795.)

Treu bewahrten die Langobarden ihres Volkes Urgeschichte, die alten Sagen, die Großthaten der Väter, in ihren Liedern, die sich mündlich vom Vater auf den Sohn vererbten. Sie aufzuzeichnen — keine leichte Arbeit! — mochte überflüssig erscheinen, solange sie noch im Volke lebten. Doch gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, um 670, entnahm ein Langobarde aus ihnen

*) Dieser Abschnitt ist größtenteils Wattenbachs ausgezeichnetem Werke „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" (4. Aufl., 1877, S. 134) entnommen; einige Kürzungen, Zusätze und Änderungen waren für unsere Zwecke unumgänglich. Vgl. auch F. Dahn, Des Paulus Diakonus Leben und Schriften, 1876.

Digitized by Google

die Geschichte seines Volkes und berichtete „der Langobarden Herkunft", wie man davon sagte und sang, in schlichten Worten. Was er uns giebt (oder was wir besitzen, denn vielleicht ist dies nur ein Auszug aus dem ursprünglich ausführlicheren Werke), das sind freilich nur Umrisse, aber es ist unberührt von der fremden Gelehrsamkeit, welche die gotischen und fränkischen Sagen entstellt hat. Des Volkes Älteste, die das Recht sprachen und das Andenken der Vergangenheit festhielten, trugen darum dieses Schriftchen auch in ihr Rechtsbuch — den Ediktus des Königs Rothari — ein. Es gab freilich damals bereits auch eine andere Geschichte der Langobarden, verfaßt von dem Abte Secundus von Trient (gestorben 612). Wir kennen sie aber nur, weil Paulus Diakonus ihrer gedenkt, und sie scheint wenig Verbreitung gefunden zu haben. Der Verfasser war ein Römer und erzählte gewiß nicht von Wodan und Fricka, überhaupt nicht in volkstümlichem Geist und mit Ausnutzung der so reichlich quellenden Volkssage. Das, im Sinne der Zeit, gelehrte Werk blieb deshalb auch vom Volke ungelesen, das vor römischer Gelehrsamkeit einen starken Widerwillen hatte. Und doch fanden allmählich die Grammatiker, die trotz der Ungunst der Zeiten ihre Thätigkeit in Italien immer fortsetzten, auch unter den Langobarden Schüler, und als des Langobardenvolkes Herrschaft sich ihrem Ende nahte, da hatten sie diesem fremden Volke bereits seinen Geschichtschreiber erzogen, der nach dem Sturze des Reiches wenigstens das Andenken desselben für die Nachwelt bewahrte.

Paulus, Warnefrieds Sohn, aus einem edlen Langobardengeschlecht, das in Friaul begütert war,*) zwischen 720 und 725 geboren, wurde wahrscheinlich nach alter deutscher Sitte am Hofe des Königs, nämlich des Ratchis (744—749), zu Pavia erzogen. Als seinen Lehrer nennt er den Grammatiker Flavianus, dessen er noch in seinem hohen Alter mit Liebe gedenkt und bei dem er auch etwas Griechisch lernte. Auch dem König Desiderius soll Paulus lieb und wert gewesen sein, und wenn schon die Zeugnisse dafür unzuverlässig sind, so ist es doch an sich sehr wahrscheinlich, daß er in der königlichen Kanzlei Beschäftigung fand und eben dadurch in ein so nahes Verhältnis zu der Herrscherfamilie trat. Im Jahre 763 verfaßte er**) ein Gedicht über die sechs Weltalter, dessen Strophenanfänge akrostichisch die Worte Adelperga pia enthalten, den Namen der Tochter des Desiderius, welche seine Schülerin war; dieser und ihrem Gemahl Arichis war er mit der wärmsten Anhänglichkeit und

*) Vgl. oben S. 73. Die Mutter des Paulus hieß Theudelinde.

**) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die Schriften Pauls, wie die aller andern abendländischen gelehrten Schriftsteller (von den Angelsachsen abgesehen) jener Zeit, lateinisch abgefaßt sind; Paulus zeichnet sich durch ein korrektes und einfach geschmackvolles Latein aus.

Digitized by Google

Freundschaft ergeben, und an ihrem Hofe zu Benevent fand er eine Zuflucht nach dem Falle des Reiches von Pavia, wenn er nicht schon früher die Königstochter dahin begleitet hatte. Für sie verfaßte er in Benevent seine „Römische Geschichte" bis auf Justinian, während er für den Herzog die Inschriften dichtete, womit dieser seine glänzenden Bauten — Palast und Kirche — zu Salerno schmückte. Die Übertragung der Gebeine des heiligen Mercurius nach Benevent (768) feierte er, der Überlieferung nach, durch einen Lobgesang, der noch jetzt alljährlich dort gesungen wird. In diese Zeit fällt wohl auch seine Grabschrift auf die unglückliche Königin Ansa; er feiert darin noch den „an Gestalt und Geist gewaltigen" Adelgis als die Hoffnung der Langobarden.

Wann und wo Paulus in den geistlichen Stand eingetreten ist, dem er seinen Beinamen „der Diakon" verdankt, wissen wir nicht; ebensowenig, wann er in dem großen Mutterkloster des Abendlandes zu Monte Cassino das Mönchsgelübde abgelegt hat. Vielleicht führte ihn dorthin die Anhänglichkeit an König Ratchis, der hier als Mönch seinen Weinberg baute. Das stille Klosterleben aber gewann bald einen solchen Reiz für Paulus nach den traurigen Zeiten, die er durchlebt hatte, daß er die heilige Stätte wohl nicht wieder verlassen haben würde, wenn nicht die politischen Ereignisse seinen Frieden auch hier gestört hätten.

Im Jahre 776 nämlich war — wie früher erzählt worden ist — ein Aufstand gegen die Franken ausgebrochen, dem vielleicht Paulus selbst nicht fremd war, und ohne Zweifel war dies die Veranlassung, weshalb sein älterer Bruder Arichis gefangen nach Gallien fortgeführt wurde und sein Vermögen verlor, wodurch dessen Gattin und vier unmündige Kinder ins Elend gerieten. Lange scheint sich Paulus jeder Annäherung an die Franken enthalten zu haben; als aber Karl 781 nach Rom gekommen war und in der Ordnung der italischen Verhältnisse Mäßigung und Milde bewährt hatte, da dichtete Paulus, sechs Jahre nach jenem Ereignis, eine Elegie an den König, worin er ihn um Gnade für seinen Bruder bat. Aus reiner Bruderliebe verließ er seine trauliche Zelle und machte die weite, beschwerliche und nicht gefahrlose Reise an Karls Hof, um seiner Bitte größeren Nachdruck zu geben. Am 10. Januar 783 schrieb er von den Ufern der Mosel aus einen Brief an seinen Abt Theudemar, worin er noch den festen Entschluß ausspricht, in sein Kloster, nach welchem ihn lebhafte Sehnsucht erfüllte, heimzukehren, sobald er den Zweck seiner Fürbitte erreicht habe. Die gute Aufnahme, die er am Hofe gefunden, rühmt er sehr. Der König, der damals gerade die Gelehrten aller Länder an seinem Hofe zu versammeln suchte, schätzte ihn so, daß er ihm die Erfüllung seiner Bitte zusagte, unter einer Bedingung: Paulus sollte bei ihm an seinem Hofe bleiben. Nach hartem Seelenkampfe siegte die Bruderliebe;

Digitized by Google

er entschloß sich, zur großen Freude des Königs, zu bleiben. Ohne Zweifel erfolgte die Freilassung seines Bruders. Von nun an war Paulus, auf den auch der unwiderstehliche Zauber von Karls Person seinen Eindruck nicht verfehlte, seinem neuen Herrn treu ergeben, und wenn in der weiter unten mitgeteilten Erzählung berichtet wird, er habe aus Liebe zu seinem früheren Gebieter dem Könige dreimal nach dem Leben getrachtet, so ist dies eben nur Sage, die keinen geschichtlichen Grund hat. Gewiß aber ist, daß der treue Mann mit dem lauteren Gemüt auch gegen Karl niemals seinen Schmerz über das Schicksal seines Volkes und die innige Liebe zu dem unglücklichen Desiderius wie zu Herzog Arichis verleugnet hat.

Gerade diese volle Ehrlichkeit aber erhöhte nur die hohe Achtung, die Karl gegen ihn empfand. Er würdigte den bescheidenen Gelehrten eines fast freundschaftlichen Verhältnisses. Noch haben sich Verse erhalten, die in Karls Namen der Grammatiker Peter von Pisa an ihn richtete, wo in scherzhafter Übertreibung seine Gaben und Kenntnisse gefeiert werden; eben wolle er — der König — seine Tochter Rothtrud (die mit dem Kaisersohn zu Byzanz verlobt war) nach Griechenland verheiraten; Paulus solle daher ihre Begleiter in der griechischen Sprache unterrichten. Bescheiden und aufrichtig lehnt Paulus die Lobsprüche und den Auftrag ab, und ebensowenig versucht der sanfte und kränkliche Mönch, was ihm vom König in humoristischer Weise angetragen wurde, die Bekehrung des grimmen Dänenkönigs Siegfried. Dagegen dichtete er auf Karls Bitte die Grabschriften für dessen Lieblingsgemahlin Hildegard und ihr neugeborenes Töchterchen, die im Frühling 783 kurz nacheinander starben, ebenso die auf eine früher verstorbene Tochter Hildegards und auf zwei Töchter König Pippins des Kurzen. Ferner erteilte ihm der König den Auftrag, eine umfangreiche Homiliensammlung*) zu veranstalten, die er später nach seiner Rückkehr nach Monte Cassino ausgearbeitet hat, mit der er der Unwissenheit der Geistlichen in wirksamer Weise zu Hilfe kam und die das ganze Mittelalter hindurch fleißig benutzt worden ist.

Während des Aufenthalts im Frankenreich schrieb Paulus auch auf Bitten des Bischofs Angilram von Metz eine kurze Geschichte von dessen Vorgängern auf dem Stuhle des heiligen Clemens. Da Arnulf, der Ahnherr der Karolinger (richtiger Arnulfinger) Bischof von Metz (612 bis 627) gewesen war, so schrieb Paulus zugleich ein Stück karolingischer Geschichte, und wie er dies that, legt Beweis ab für seine wackere, tüchtige Gesinnung. „Er hat, ohne Verletzung seines langobardischen Volksgefühls, ohne unwürdige Schmeichelei, das Großartige in dem zur Weltherrschaft

*) Homilien sind Predigten, die erbauliche Auslegungen biblischer Texte enthalten. Diese Erklärungen wurden von den Geistlichen, die oft nicht imstande waren, selbst Predigten zu erfinden, an Sonn- und Festtagen vorgelesen.

Digitized by Google

aufstrebenden Geschlecht erkannt; er hat, nach seiner aufrichtig frommen Weltanschauung, in den Erfolgen der Arnulfinger das Walten der Vorsehung erkannt."

Am liebsten hätte Karl unsern Paulus für immer an seinem Hofe, in seiner nächsten Umgebung behalten. Allein so wahrhaft und innig die Liebe auch gewesen zu sein scheint, die den langobardischen Mönch mit dem Besieger seines Volkes verband, auf immer ließ er sich doch nicht an dessen Hofe fesseln. Die immer zunehmende Feindschaft zwischen Herzog Arichis und Karl mag ihm wohl zuletzt den Aufenthalt daselbst vollends verleidet haben, obwohl sein persönliches Verhältnis zum Könige auch durch diese Vorfälle nicht gestört wurde. Im Dezember 786 begleitete er Karl nach Italien und weilte mit ihm von Weihnachten bis zum Februar nächsten Jahres zu Rom, wo er ein Leben Gregors des Großen schrieb. Von hier aus besuchte Karl das Kloster Monte Cassino, Paulus kehrte in des Königs Gefolge nach seinem geliebten Friedenshafen zurück, und hier rührten seine inständigen Bitten des Herrschers Herz, so daß dieser ihn in Monte Cassino zurückließ. Paulus hat es nicht wieder verlassen. Als noch in demselben Jahre Herzog Arichis starb, schrieb ihm der treue Mann eine schöne, tief empfundene Grabschrift, in der er die männlichen und christlichen Tugenden des Toten feiert und seine tief gebeugte Witwe, die kurz vorher auch den einen Sohn verloren hatte und den andern in Karls Händen im fernen Frankenreich wußte, beklagt. Ferner verfaßte er in Monte Cassino jene Homiliensammlung, mit der ihn Karl beauftragt hatte, und eine ausführliche Erläuterung der Klosterregel und widmete den Abend seines Lebens von nun an in ungestörter Ruhe nicht nur frommen Betrachtungen, sondern auch einem Werk, das seinen Namen vor allen unsterblich gemacht hat: der Geschichte seines Volkes. Sechs Bücher seiner „Geschichte der Langobarden" vollendete er; nachdem er die Erzählung von den ältesten Zeiten bis zum Tode Liutprands gefördert hatte, legte er die Feder nieder. Wir wissen nicht, ob der Tod sie dem edlen Greis aus der Hand genommen hat, oder ob es ihm zu schmerzlich war, auch die Zeiten des Niedergangs seines Volkes zu beschreiben. Läßt seine Darstellung auch manches zu wünschen übrig — historische Kritik ist ihm fremd, und in der Chronologie richtet er öfters Verwirrung an —, so entschädigen uns doch für solche Mängel sehr wesentliche Vorzüge: die einfache Klarheit seiner Darstellung, die lautere Wahrheitsliebe, die Wärme des Gefühls für sein Volk, die sich auch ohne ruhmredige Verherrlichung besonders in der Aufzeichnung der alten Sagen kundgiebt. Und sehen wir nun vollends auf den stofflichen, inhaltlichen Wert seines Werkes, so ist dieser unbedenklich als ganz unschätzbar anzuerkennen; wir verdanken ihm eben die Bewahrung jenes reichen, durch keine spätere Gelehrsamkeit verfälschten Sagenschatzes und das Viele und Köstliche

Digitized by Google

über die Geschichte der Langobarden, was er sowohl aus verlorenen Quellen schöpfte, als auch nach mündlicher Überlieferung aufzeichnete. Rettungslos würde alles dies nach dem Sturze des Reiches dem Untergang verfallen sein, wenn nicht des alten Mönches Hand es mit treuer Liebe aufgezeichnet hätte.

Dieses sein letztes und schönstes Werk begann Paulus im Jahre 790. Einige Jahre später, um 795, ist er gestorben. „Still und bescheiden, aber geehrt und geliebt von allen, die mit ihm lebten, teuer seinen Fürsten und selbst dem großen Karl, fand er volle Befriedigung in der Zurückgezogenheit und im Wirken durch Lehre und Schrift. Kein Tadel wird irgendwo gegen ihn erhoben, nicht ein unedler Zug erscheint in seinem Wirken, wie in seinem Leben; nur Liebe und Verehrung spricht alles aus, was an ihn und über ihn geschrieben ist." Mit diesen Worten eines trefflichen deutschen Geschichtsforschers*) schließen wir den Überblick über das Leben des Paulus und vertrauen uns nun der Führung der Sage an, welche die letzten Schicksale des Langobardenvolkes mit denen seines Geschichtschreibers noch inniger zu verknüpfen bemüht war und dabei wirkliche Ereignisse mit ihren freien Gebilden zu einem anmutigen Ganzen unlösbar verwebte.

24. Die Sage von Herzog Arichis und Paulus Diakonus.**)

Zu den Zeiten des Königs Desiderius — so erzählte man sich in Italien zweihundert Jahre nach dieser Zeit — glänzte der Diakon Paulus, Warnefrieds Sohn, aus edlem Friauler Geschlecht gebürtig, vor allen andern in den Wissenschaften und ward vom König selbst so hoch geschätzt, daß dieser in allen geheimen Angelegenheiten auf seinen Rat hörte. Als nun die Langobarden in leidenschaftlichem Haß sich gegeneinander erhoben, schickten einige von den langobardischen Großen heimlich eine Gesandtschaft an Karl, den König der Franken, daß er mit Heeresmacht käme und Italien seiner Herrschaft unterwürfe, und sie versicherten ihm, daß sie den Tyrannen Desiderius gebunden in seine Gewalt liefern und viele Schätze und gold-

*) Otto Abels vor seiner Übersetzung des Paulus Diakonus, der unsere Darstellung sehr viel verdankt.

**) Quelle ist die an Pauls Langobardengeschichte anknüpfende Chronik eines Mönchs zu Salerno, um 978 in höchst wunderlichem Latein geschrieben, als Geschichtsquelle ziemlich unzuverlässig; doch giebt die lebendige Erzählung erwünschten Einblick in das Leben und Treiben in den langobardischen Fürstentümern Unteritaliens. Sehr interessant, weil offenbar ganz der mündlichen Tradition nacherzählt, ist insbesondere der Abschnitt, den wir unsern Lesern mitteilen; die Charaktere der Personen hat die Sage im ganzen treu bewahrt, auch in manchem Thatsächlichen ist geschichtlicher Untergrund; nur Karl der Große ist schon ganz in der Auffassung der mittelalterlichen Sage dargestellt.

Digitized by Google

durchwebte Gewänder ihm übergeben wollten. Da zog Karl mit einem ungeheuren Heere nach Italien. Desiderius wurde von seinen eigenen Leuten hinterlistig verraten und von Karl gebunden seinen Mannen übergeben, und einige sagen, er habe ihn des Augenlichts berauben lassen. Karl selbst ward nun als König fast in ganz Italien anerkannt, nur Herzog Arichis von Benevent verachtete seine Gebote. Dieser hatte die schöne Adelperga, die Tochter des Desiderius, zur Ehe genommen und behauptete deshalb, er sei seines Schwähers Erbe; auch trug er selbst eine herrliche Krone. Als Karl dies vernahm, zürnte er gewaltig und rief aus: „Wenn ich nicht mit diesem meinem Scepter dem Arichis die Brust durchstoße, so will ich des Todes sein."

Den Paulus hatte Karl um seiner Gelehrsamkeit willen mit sich ins Frankenreich genommen. Er konnte aber seines alten Herrn Sturz nicht verschmerzen und stand aus angestammter Treue gegen Desiderius dem Frankenkönige zweimal nach dem Leben. Da solches Karl von seinen Mannen berichtet ward, ließ er es doch hingehen aus großer Verehrung, die er für Paulus hegte. Als er es aber zum dritten Male versuchte, ließ er ihn greifen und redete ihn vor seinem ganzen Hofe also an: „Sage mir, Paulus, warum hast du mir dreimal nach dem Leben gestanden?" Jener, hohen Sinnes wie er war, antwortete frei: „Thue mir, was du willst! Ich rede die Wahrheit, und kein falsches Wort soll über meine Lippen kommen. Ich war des Königs Desiderius getreuer Dienstmann, und der Treueid, den wir Langobarden ihm einst geschworen haben, gilt bei uns heute noch." Als er dies in offener Versammlung vor allen Großen gesagt hatte, befahl Karl im ersten Zorne, dem kühnen Manne beide Hände abzuhauen. Als aber seine Schergen sich dazu anschickten, hub er an zu seufzen und brach in die Worte aus: „Ach, wo werden wir wieder einen so anmutigen Schriftsteller finden, wenn wir ihn seiner Hände berauben?" Aber die umstehenden Großen und Vornehmen, die den Diakon wegen seiner Treue zu König Desiderius haßten, gaben ihm zur Antwort: „Wenn du diesen ungestraft gehen lässest, o König, so wird dein Reich keinen festen Bestand haben." Da sprach der König: „Saget mir, welche Strafe dünket euch die rechte?" Sie aber erwiderten aus bösem Sinn: „Die Augen sollten ihm sofort ausgestochen werden, damit er fortan keine Briefe und Umtriebe gegen Eure Hoheit und Euer Reich anzuzetteln vermag." Da Karl die Härte und Grausamkeit seiner Leute sah, ward er sehr bestürzt, und dachte darauf, ihn vor solchem Schaden zu bewahren; darum sprach er: „Aber wo werden wir wieder einen so fleißigen und berühmten Dichter und Geschichtschreiber finden?" Als er dies gesagt hatte, wollten seine Großen doch nichts von Schonung wissen und rieten, er solle ihn auf eine Insel in die Verbannung schicken, damit er sich dort

Digitized by Google

langsam zu Tode gräme. Dies geschah. Er ward auf eine einsame Insel im adriatischen Meere gebracht und lebte dort lange in Gram und Not. Aber da Paulus der Wahrheit treu geblieben war, die da Christus ist, so blieb ihm auch die Wahrheit treu und rettete ihn auf wunderbare Weise. Denn endlich verhalf ihm ein anhänglicher Mensch, der lange in seinem Dienst gestanden hatte, zur Flucht und brachte ihn nach Benevent.

Über die Maßen froh ward Herzog Arichis, als ihm dies gemeldet wurde; denn schon lange hatte es ihn sehnlich verlangt, des teuren Mannes Antlitz zu sehen und seiner holden Rede zu lauschen. Er sandte ihm also eine stattliche Schar von Edlen und Rittern entgegen, die den Diakon feierlich einholen sollten. Und als sie ihn in festlichem Aufzuge nach Benevent brachten, eilte ihm der fromme Herzog entgegen, fiel ihm um den Hals, weinte vor Freude und küßte ihn. Darauf führte er ihn in den Palast vor die Herzogin Adelperga, die Tochter seines alten Herrn, und als Paulus sie mit ihren Kindern sah, neigte er sich tief vor ihr und sprach mit zitternder Stimme: „Ich habe deinen milden Vater verloren; aber der Herr des Himmels hat mir sein edles Kind erhalten und läßt mich auch noch deine erhabenen Sprößlinge schauen. Gott sei gelobt!“ Da weinte die gute Fürstin bitterlich.

Arichis gab nun dem Paulus Speise und Trank, Dienerschaft und Kleider im Überfluß, ließ ihn in seinem Schlosse wohnen und pflog häufig Gespräche mit ihm über die Wissenschaften, und wenn Paulus über die heilige Schrift redete, konnte sich der Fürst gar nicht satt hören. Als einst die Rede auf König Karl kam, sagte Paulus: „Dieser Karl wird dich, wenn mich nicht alles täuscht, mit großer Heeresmacht überziehen.“ Solche Worte erwog Arichis wohl, verließ Benevent und zog mit den Seinen nach Salerno, einer herrlichen und stark befestigten Stadt am Meere, die er mit allen Lebensmitteln reichlich versorgen und mit neuen Bollwerken versehen ließ. Und als er kurz darauf vernahm, daß Karl mit einem gewaltigen Heere zornentbrannt heranrücke, ließ er die Mauern von Salerno noch höher aufführen und entbot alle Bischöfe des Landes Benevent zu sich. Er ließ sie in das Innere seines Schlosses führen und begehrte den Segen von ihnen. Dann sprach er: „Nun, fromme Väter, laßt uns ratschlagen, wie wir den verdammten Karl aus unserm Gebiete bringen.“ Und sie hielten Rat, wie man den furchtbaren Feind am besten empfange.

Da legten etliche Bischöfe härene Gewänder an, setzten sich auf Lastesel und zogen so dem Könige entgegen. Nicht weit von seinem Lager stiegen sie von ihren Tieren, und als sie in sein Zelt traten, fielen sie auf ihr Antlitz nieder. Der König hieß sie freundlich aufstehen und sprach: „Ich sehe die Hirten ohne die Schafe.“ Jene erwiderten: „Der Wolf kam und zerstreute die Schafe.“ — „Wer ist denn der Wolf?“ fragte

Digitized by Google

Karl. Da antworteten sie ohne Furcht: „Du bist es selbst.“ Dieser freimütigen Antwort freute sich der König. Nun trat einer der Bischöfe vor — er hieß David und war aus Benevent — und redete also: „Höre, was der Herr der himmlischen Heerscharen mich dir verkünden hieß! Ich habe dich — spricht der Herr — zum mächtigsten König der Erde gemacht, ich habe das Heer und die Stärke deiner Widersacher zertrümmert, ich habe deinen Feind in deine Hand gegeben, ich habe dein Geschlecht auf den Stuhl der Herrschaft gesetzt, ich habe dich mit leichter Mühe den Sieg erringen lassen, und du begehrst noch das Blut meines getreuen Volkes, das ich einst mit meinem Blut erworben habe?“ Als der König dies vernahm, senkte er das Haupt und sprach kleinlaut: „Wie kann ich mein Vorhaben aufgeben, da ich geschworen habe, ich wolle des Todes sein, wenn ich nicht mit diesem meinem Scepter dem Arichis die Brust durchbohre?“ Da sprach ein anderer der Bischöfe, Rodepert von Salerno: „Höre mich an, o gnädigster König! Als einst der Vierfürst Herodes zu Jerusalem trunken mit seinen Gesellen zu Tische lag, da hatte er große Freude an dem Tanz seiner Tochter und schwur dem Mädchen, er wolle ihr jeden Wunsch gewähren. Da verlangte sie das Haupt Johannes des Täufers. Wäre es da nicht besser gewesen, er hätte seinen Schwur gebrochen, als daß er dem heiligen Manne das Haupt abschlagen ließ?“ — „Freilich wäre es besser gewesen,“ erwiderte der König, und als der Bischof fortfuhr: „Warum willst du es also dem Herodes nachthun?“ so sprach Karl sanftmütig: „Lege mir deutlich und kurz dar, was ich thun soll.“ Da sprachen alle Bischöfe: „Wir wollen es so fügen, daß du deinen Schwur halten kannst, ohne dich zu versündigen.“ Über diese Rede freute sich der König von Herzen und war wie umgewandelt, und die Bischöfe führten ihn in eine Kirche, die unweit der Stadt Capua lag. Hier zeigten sie ihm ein ungemein großes Bild des Arichis, das in einer Ecke der Kirche hing und sprachen: „Vollbringe nun deinen Eid!“ Als Karl sich so überlistet sah, wollte er zuerst zürnen, bald aber besann er sich eines Besseren, lachte, ging auf das Bild zu und stieß dem gemalten Arichis sein Scepter in die Brust. Darauf warfen sich ihm die Bischöfe zu Füßen und flehten ihn an, sogleich Frieden zu machen. Wie nun der König die Bitten so vieler frommen Väter vernahm, schloß er einen festen Frieden zwischen den Langobarden von Benevent und den Franken, bestätigte den Vertrag durch eine geschriebene Urkunde und ließ sich Geiseln stellen, darunter auch den Grimwald, des Arichis Sohn. Nachdem dies so beschlossen war, schieden sie voneinander. Die Bischöfe gingen nach Salerno zurück, der König aber zog mit seinem Heere nach Norden auf demselben Wege, wo er gekommen war.

Nach Salerno schickte Karl nun einen seiner Großen mit einem kleinen Gefolge, um sich den Friedensvertrag bestätigen zu lassen und die bestimmten

Digitized by Google

Geiseln in Empfang zu nehmen. Als dieser Gesandte in die Nähe der Stadt kam, beschloß der Herzog, ihn mit wunderbarer Pracht zu empfangen. Auf der Treppe seines Palastes stellte Arichis zwei Reihen Knaben auf, welche Sperber und ähnliche Vögel auf den Händen trugen, darauf folgten blühende Jünglinge mit Habichten auf der Hand; etliche aber saßen am Bretspiel. Nach diesen stellte er Männer in mittleren Jahren auf, und zuletzt kamen Greise, die im Kreise herumstanden und deren jeder einen Stab in der Hand hielt. In ihrer Mitte saß der Herzog selbst auf einem goldenen Throne. Eine prachtvoll ausgeschmückte Schar edler Langobarden ritt dem Gesandten entgegen. Da glaubten die Franken, der Fürst selber befinde sich unter ihnen, und befragten einander, wie er denn aussehe; denn sie wollten ihn ehrfurchtsvoll begrüßen. Als sie hörten, er sei nicht darunter, so zogen sie zusammen weiter. Sie ritten in die Stadt ein, kamen an die Treppe des Palastes und trafen zuerst jene Knaben. Bei diesem Anblick blieben sie stehen; denn sie erwarteten, daß der Fürst aus diesem seinem Gefolge hervortreten werde. Aber sie wurden beschieden, weiter zu gehen. Staunend schritten sie nun durch die Reihen der Jünglinge und der Männer, indem sie stets glaubten, Arichis müsse unter ihnen sein. Endlich, halb geblendet von der unerhörten Pracht, erreichten sie den Saal, in dem der Fürst war, und erblickten die edlen Gestalten der Greise, in deren Mitte Arichis auf goldnem Sessel thronte. Sogleich sprang der Herzog auf und begrüßte den Gesandten huldvoll. Dieser aber verneigte sich ehrerbietig, und als dem Herzog das Scepter, das er trug, zu Boden fiel, hob er es ihm sogleich auf und überreichte es ihm demütig. Und Arichis wies dem Gesandten mit seinem Gefolge eine herrliche Wohnung bei Hofe an und sandte ihnen die ausgesuchtesten Speisen und Getränke.

Am andern Morgen stattete der Fürst selber dem Gesandten einen Besuch ab und erkundigte sich nach seinem Befinden. „Niemals," antwortete der Franke, „erinnere ich mich, besser aufgehoben gewesen zu sein, als jetzt." Nach einer langen Unterredung führte ihn der Herzog durch seinen Palast und zeigte ihm alles. Als nun der Gesandte die hohe Weisheit des Arichis erkannte, den Palast betrachtete, den er sich erbaut hatte, die Verse an den Wänden las, die Paulus Diakonus verfaßt hatte, und die Speisen der Tafel, all die Pracht der Gewänder und den ganzen glänzenden Hofhalt sah, da brach er bewundernd in die Worte aus: „Herr, es ist wahr, was ich bei mir zu Lande von deiner Weisheit und Herrlichkeit erzählen hörte; ich wollte es indes nicht glauben, bis ich nun alles mit eigenen Augen geschaut und erkannt habe, daß mir nicht die Hälfte von alledem kund gethan worden ist." Nachdem nun die Friedensurkunde feierlich bestätigt war, sandte Arichis dem Könige reiche Geschenke und dazu als Geisel seinen Sohn Grimwald und etliche andere. Da nahmen die Franken

Digitized by Google

Urlaub und traten die Heimreise an. Manche behaupten, König Karl sei selbst als Gesandter verkleidet gekommen, um die gerühmte Herrlichkeit des Arichis zu sehen. Der junge Grimwald wurde von Karl mit Freundlichkeit aufgenommen.

Noch in demselben Jahre 787 schlummerte am 26. August der edle Herzog Arichis sanft hinüber, nachdem er neunundzwanzig Jahre und sechs Monate geherrscht und noch den Tod seines ältesten Sohnes Romwald erlebt hatte, und ward zu Salerno in der Kirche der heiligen Jungfrau feierlich bestattet. Der gelehrte Diakon Paulus dichtete ihm eine schöne Grabschrift. Arichis wurde dreiundfünfzig Jahre alt und hinterließ außer seiner Gattin Adelperga und seinem Sohne Grimwald zwei Töchter, Theoderada und Adelgisa. Paulus Diakonus aber zog sich nach dem Tode seines geliebten Fürsten aus der Herrlichkeit dieser Welt für immer zurück und ging wieder in das Kloster des heiligen Benedikt zu Monte Cassino. Hier zog er das Kleid der Frömmigkeit an und gelobte daselbst auszuharren bis an sein Ende. Er lebte nun in größter Unschuld und Demut und beobachtete ein stetes Stillschweigen in schier übermenschlicher Weise. Als ihn einst die Brüder darum tadelten, erwiderte der weise Mann: „Ich habe in meinem früheren Leben viel unnütze Worte geredet; es ist billig, daß ich mich nun auch der erlaubten enthalte." Da aber der Abt ihn bat, sich genügen zu lassen an dem, was der heilige Vater Benedikt in seiner Ordensregel vorschreibe, gab er seinen Vorsatz auf; denn er wollte nicht hochmütig erscheinen vor den übrigen Brüdern. Auf inständiges Bitten des Abtes und der Brüder verfaßte er eine Erklärung zu dem, was in der erwähnten Ordensregel dunkel war, erläuterte alle schwierigen Stellen in herrlicher Weise und gab dem Werke den Titel „über die Ordensregel". Auch noch manche andere Schriften schrieb er in schöner Sprache, so die Geschichte seines Volkes. Und nachdem er lange in der frommen Brüderschaft gelebt hatte, starb er, ein hochbetagter Greis, und wurde im Kloster, wo der heilige Benedikt ruht, beigesetzt. Viele weinten um ihn; denn er war in allen Dingen ein weiser Mann, der Wissenschaften und des göttlichen Wortes in hohem Maße kundig; dabei von großer Sanftmut, Herzensgüte und Bescheidenheit. —

So vergaß die Sage, die ihre lieblichen und ergreifenden Gebilde um die ganze Geschichte der Langobarden gewoben hat, dankbar auch des Mannes nicht, der jene Gebilde der Vergessenheit entrissen und die rühmlichen Thaten der Vorfahren mit warmem, vaterlandsliebendem Herzen beschrieben hat. —

Wohl hatte in der geringen Volkszahl der Langobarden, in der Unfähigkeit sich eine Seemacht zu schaffen und in dem oft nur zu erfolgreichen Selbständigkeitsstreben der großen Herzöge, eine dreifache Gefahr für die Fortdauer des Staates von Anfang an bestanden; aber doch nicht innerer

Digitized by Google

Entkräftung war nach zweihundertjährigem Beſtande das Reich dieſes ritterlichen deutſchen Stammes, den die Natur aus härterem Stoffe als die edlen Oſtgoten gebildet hatte, erlegen, ſondern durch das übermächtige Bündnis der denkbar gefährlichſten Gegner, nämlich durch die geeinte Kraft des fränkiſchen Reiches und durch die Todfeindſchaft des nach weltlicher Macht ſtrebenden römiſchen Papſttums war es überwunden worden. Die Karolinger aber hatten ſich durch die Erwerbung der eiſernen Krone den Weg zum Kaiſerthron gebahnt, und darin liegt die allgemeine weltgeſchichtliche Bedeutung der zuletzt geſchilderten Ereigniſſe. Jenes Bündnis der Frankenkönige mit dem Stuhle Petri, das zur Zerſtörung des Langobardenreiches führte, bezeichnet einen entſcheidenden Wendepunkt für die ganze nationale und religiöſe Entwicklung Deutſchlands und Italiens.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Die Franken bis zum Untergange der Merowinger.

(Bis 751.)

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Rückblick und Vorschau, zugleich Einleitung in die fränkische Geschichte.

a) Germanen und Römer.

Wer die Geschichte der Germanen während der Völkerwanderung erzählen will, kann nicht anders vorschreiten, als indem er die Thaten und Schicksale der einzelnen Hauptstämme nacheinander berichtet. Denn die große That Armins, dem es gelang, wenigstens einen großen Teil der norddeutschen Völkerschaften zu einmütigem Handeln anzutreiben und ihnen vorübergehend ein dunkles Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit einzuflößen, diese That steht ganz vereinzelt da und findet in den sieben folgenden Jahrhunderten kein Seitenstück. Nur daß der zweite Germane von welthistorischer Größe, der Ostgote Theoderich, eine Verbrüderung der germanischen Reiche seiner Zeit herbeizuführen suchte. Sonst reichte der Blick auch der bedeutendsten Männer, welche die Geschicke germanischer Völker lenkten, im ganzen nicht über die Grenze ihres Stammes oder Reiches hinaus. Erst Karl der Große faßte gleichsam in sehr veränderter Form die Gedanken Armins und Theoderichs wieder auf, indem er alle noch vorhandenen deutschen Stämme in seinem Weltreiche vereinigte. Da es nun insbesondere der ganze zweite Band und das vorstehende Buch in diesem dritten Bande unsrer „Geschichtsbilder" immer nur mit den einzelnen Stämmen, und nicht einmal mit allen, zu thun hatte, da sich infolgedessen nur selten und flüchtig eine Gelegenheit bot, den Blick des Lesers auf die übrige germanische Welt zu lenken, und da andererseits die Geschichte der Franken, die wir demnächst zu erzählen haben, langsam, aber in ununterbrochener Folge zu dem Karolingischen Weltreiche, das alle den Sturm der Völkerwanderung überdauernden deutschen Stämme umfaßte, hinführt, so ist hier der geeignete Ort, einen Rückblick zu thun über die ganze germanische Welt,*) soweit sie uns überhaupt bisher unter die Augen getreten ist, und dabei den Blick auch auf einiges zu lenken, das genauer zu berühren die Gelegenheit noch fehlte; am Schlusse dieser Rundschau

*) Mit Ausschluß der nordischen oder skandinavischen.

Digitized by Google

wird sich herausstellen, daß sie zugleich auf einfachste Weise den Übergang zur fränkischen Geschichte vermittelt.

Jahrhundertelang waren die Germanen in ihren Urwäldern zwischen Elbe, Oder und Weichsel den Völkern der antiken Welt unbekannt geblieben. Nur einmal öffnet sich auf einen Augenblick das Dunkel einem Lichtstrahl: jener Grieche aus Massilia, Pytheas, unternimmt eine kühne Entdeckungsreise in die nördlichen Meere und findet (um 340 v. Chr.) an der Westküste von Schleswig-Holstein den ersten unzweifelhaft germanischen Stamm, die Teutonen. Aber die spärliche Kunde ging wieder verloren; Griechen und Römer warfen alle Völkerschaften jenseit der Donau nach wie vor unter den Namen Kelten oder Skythen zusammen. Erst der Zug der Kimbern und Teutonen, dessen Schrecken die römische Welt gewaltig erschütterte, trägt etwas ein für unsre Kunde von den Zuständen in Germanien, und die Römer, obwohl sie die furchtbaren Heldenstämme für Kelten hielten und obwohl sie nach furchtbarem Ringen ihnen obsiegten (101 v. Chr.), konnten seitdem ein geheimes Grauen vor der vernichtenden Naturkraft der nordischen Urwaldsöhne nicht los werden. Und das drohende Gewitter zog immer näher, von der Elbe zum Rhein, vom Main zur Donau. Schon überschritt der kühne Ariovist den Rhein und hauste selbstherrisch im keltischen Lande; aber da entsandte Rom seinen größten Sohn; Julius Cäsar drängte (58 v. Chr.) die Germanen über den Strom zurück, den er durch die Eroberung Galliens zum Grenzstrom zwischen Römern und Germanen auf die Dauer eines halben Jahrtausends machte. Ja, etwa vierzig Jahre nachdem Cäsar die Rheingrenze geschaffen hatte, durften Drusus und Tiberius es wagen, auch Germanien dem römischen Reiche zu unterwerfen. Aber die Früchte ihrer Unterwerfung gingen verloren durch die unermüdliche Thätigkeit und den weiten Blick des großen Armin, und im Jahre 16 n. Chr. mußte Germanicus den Kampf gegen die Germanen aufgeben. Die Römer zogen sich auf die Rheingrenze zurück, nur im sogenannten Zehntlande schoben sie ein durch den Pfahlgraben geschütztes Bollwerk gegen die drohende Völkerflut vor. Alle Völker, mit denen die Römer bis dahin in Zusammenstoß gekommen waren, hatten sie unterworfen, ihrer Nationalität beraubt und zum Reiche geschlagen, bis dieses schließlich die gesamte alte Kulturwelt in sich aufnahm; an den Germanen brach sich die römische Weltherrschaft; sie waren das erste Volk, das seine Nationalität behauptete und einer weiteren Ausdehnung des Reiches Schranken setzte.*) Die Römer beschränkten sich ihnen gegenüber von nun an auf den Verteidigungskrieg. Eine Zeit

*) Siehe Arnold, Fränkische Zeit 1, S. 4, ein Buch, das hier neben Brunners Deutscher Rechtsgeschichte besonders, zuweilen wörtlich, benutzt worden ist.

Digitized by Google

erzwungener Ruhe trat ein, während welcher die Deutschen an den römischen Grenzen mit den Römern friedlich verkehrten. Jener ungeheure Wall, der sich von Kehlheim an der Donau bis in die Gegend von Koblenz erstreckte, jenes Netz fester Plätze und Straßen, womit die Römer ihre Grenzlande überzogen, jene acht Legionen, die tüchtigsten des Heeres, die den Rhein bewachten, der militärische Schutz, durch den die Provinzen südlich der Donau, auch von Kehlheim abwärts, gesichert waren — das alles gebot dem Vordringen der Germanen halt und zwang wenigstens die westlichsten Stämme zu einer Art Seßhaftigkeit.

Aber nicht immer blieb das Reich stark genug, um diese Nordgrenze zu verteidigen. Nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts rüttelten die Markomannen gewaltig an den römischen Thoren, und je geringer die innere Kraft des Reiches wurde, desto heftiger und schneller mehrten sich die Angriffe der Germanen auf der ganzen Nordgrenze von der Mündung des Rheins bis zu der der Donau.

Folgenreiche Umwälzungen hatten sich im Innern Germaniens vollzogen. Die bunte Menge der kleinen Völkerschaften, von denen uns Tacitus meldet, ist sehr zusammengeschmolzen; aber dies bedeutet keine Schwächung, sondern einen Anlauf zur Einigung, also zur Stärke. Denn an die Stelle der zahlreichen kleinen Völkerschaften treten wenige Namen großer Stämme. Goten, Markomannen, Alamannen, Franken und Sachsen stehen um die Mitte des dritten Jahrhunderts wie in riesiger Schlachtordnung vom Schwarzen Meere bis zur Nordsee, alle begierig, sich in die Länder des müden Römerreiches zu teilen. Indes bis die westliche Hälfte dieses riesigen Reiches in eine Anzahl germanischer Staaten auseinander fiel, sollte doch noch eine geraume Zeit vergehen. Tüchtigen Soldatenkaisern wie Claudius, Aurelian, Probus u. a., gelang es den drohenden Untergang aufzuhalten und das zerfallende Reich wieder zusammenzuschmieden. Aber der Pfahlgraben mit dem Zehntlande ging an die Alamannen, Dacien (d. i. Rumänien, Siebenbürgen und ein großer Teil von Ungarn) an die Goten verloren; und um Rhein- und Donaugrenze nachdrücklicher schützen zu können, mußte die Oberherrschaft über das Reich geteilt werden in eine westliche und eine östliche Hälfte, und wenn diese Teilung vorderhand auch noch keine endgültige war, so führte sie doch für die innere Einheit des Reiches neue Gefahren herbei.

b) Germanentum und Christentum im Römerreiche.

Zu gleicher Zeit wurde der Römerwelt von zwei Seiten her neues Leben zugeführt, das doch auch, da es kein römisches Leben war, zur Auflösung des Reiches beitrug. Der römische Westen würde den Germanen

Digitized by Google

schon früher erlegen sein, wäre nicht seit dem Beginn der Kriege mit jenen unablässig germanisches Blut in den alternden Körper des Reiches eingeflossen; „die Gründung und Ausbreitung germanischer Staaten auf römischer Erde würde ganz anders ausgefallen sein, wäre ihr nicht eine allmähliche Germanisierung des römischen Staates und Heeres vorangegangen.“ Einzelne deutsche Stämme am Rhein waren ins Reich aufgenommen, so die Triboker, Nemeter und Wangionen schon zu Cäsars Zeit, wenig später die Ubier und — gezwungenerweise — die Sugambern; auch die Bataver und ein Teil der Friesen erkannten die römische Oberhoheit an. Germanische Sklaven füllten seit den Kimbernkriegen Italien und die Provinzen; seit dem Markomannenkriege bearbeiteten Tausende von Kolonen — freie, aber abgabepflichtige und an die Scholle gebundene Bauern — die weiten, menschenleeren Besitzungen der reichen Grundherren in den nördlichen Provinzen. Und auch diese Kolonen ergänzten — nicht nur den römischen Bauernstand — sondern auch das Heer; denn die Grundherren waren verpflichtet, ihre Kolonen als Rekruten zu stellen. Bald bildeten ausgehobene Kolonen den Kern der Legionen, mit denen das Reich die Schlachten der Völkerwanderung schlug. Zu den Kolonen kommen seit dem Ausgang des dritten Jahrhunderts die Läten, geschlossene Haufen von überrheinischen Germanen und deren Nachkommen, die — unabhängiger als die Kolonen — doch nicht freizügig sind und für die öffentlichen Ländereien, die sie zur Bewirtschaftung erhalten, Kriegsdienste leisten. Sie und die Kolonen stellten die Truppen, die zum Schutze der Grenzländer dienten. Und da es römische Sitte war, Grenzländereien ausgedienten Soldaten zu verleihen, ja die Vererbung solcher Grundstücke an die Übernahme des Grenzdienstes zu knüpfen, so entstanden allmählich erbliche Grenzsoldaten, die zugleich Grenzbauern waren; mit andern Worten: die dort angesiedelten Männer hatten zugleich das Grenzland zu bebauen und die Grenze zu verteidigen. Da nun die Zahl der Germanen im römischen Heere immer stieg und damit zugleich die Zahl germanischer Grenzsoldaten, so wurde durch sie die Germanisierung der römischen Grenzgebiete bedeutend gefördert. Wir haben ferner gesehen, wie die Kaiser genötigt waren, ganze Germanenstämme, wie die Westgoten und Burgunden, innerhalb der Reichsgrenzen aufzunehmen, die zwar die kaiserliche Oberhoheit anerkannten, aber doch unter heimischen Fürsten in ihrem nationalen Verbande blieben und als Föderaten (Verbündete) bezeichnet wurden. Die Kriegerscharen, die sie dem Kaiser stellten, gehörten nicht zum ständigen Heere, sondern konnten nur, so lange man sie brauchte, in Dienst genommen werden. Wie sehr mußte dies zur Auflösung der innern Reichseinheit beitragen! Aber auch unabhängig von der Ansiedlung Deutscher auf römischem Boden, vollzog sich die Germanisierung des römischen Heeres;

Digitized by Google

schon bei Pharsalus erfochten Germanen den Sieg für Cäsar, der aus ihnen eine nach deutscher Art aus Fußvolk und Reiterei gemischte Truppe gebildet hatte. Auch in die Legionen fanden sie Aufnahme und wurden deshalb, weil die Legionen nur aus römischen Bürgern bestehen durften, von den Feldherren mit dem Bürgerrechte begabt. Die römischen Kaiser bildeten ihre Leibwachen hauptsächlich aus Germanen, und als diese Hoftruppen eine entscheidende Macht im Reiche geworden waren, schwangen sich oft Germanen, die ihnen angehört hatten, zu den einflußreichsten Staatsämtern empor. Konstantin der Große, der besonders durch germanische Unterstützung zur Alleinherrschaft gelangt war, beförderte mit Vorliebe Germanen in Heer und Staat. Germanische Sitte drang in das römische Heer ein: wenn römische Truppen den Julian und Valentinian den Ersten auf den Schild heben wie die Deutschen ihre Könige, oder wenn ein römisches Heer in einer Schlacht gegen die Westgoten im Jahre 377 den „Barditus", den germanischen Schlachtgesang, anstimmt, so erklärt sich dies nur daraus, daß jene römischen Soldaten selber Deutsche waren. Das letzte Jahrhundert der römischen Geschichte darf man geradezu als das Jahrhundert der Germanenherrschaft bezeichnen; denn Germanen sind es, die thatsächlich Heer und Staat regieren; man denke an Stilicho, Rikimer, Gundobad, Aspar und andere Herrscher und Staatsmänner germanischer Abkunft, von denen im zweiten Bande dieser „Bilder" erzählt worden ist. So kam zwar neue Kraft und neues Leben durch die Germanen in das römische Reich, aber dieses fremde Element half zugleich das Reich von innen heraus auflösen. Germanische Söldnertruppen waren es ja, die schließlich unter Odowakar den letzten im Westreiche anerkannten Kaiser, den Knaben Romulus, vom Throne stießen. Krieg war die Hauptleidenschaft des Germanen, und darum ging er gern in die Dienste des Reiches, wo er seine Leidenschaft im höchsten Maße befriedigen konnte; aber seine Nationalität und seinen heimischen Glauben gab er deshalb nicht auf, und so brachte die Kraftерhöhung, die durch die Germanen dem Reiche mitgeteilt wurde, doch auch wieder ein Element der Zersetzung in den Staat, und was sie heute als Freunde im römischen Heere gelernt hatten, das konnten sie morgen als Feinde gegen dasselbe gebrauchen. Die Römer selbst waren sich dieser geheimen Gefahr bewußt; das ergiebt sich daraus, daß sie mit kaltem Vorbedacht germanische Truppen regelmäßig zuerst den feindlichen Lanzen entgegen schickten; man freute sich nicht nur über die Erfolge der Tapfern, sondern auch über ihre Verluste.

Aber das Germanentum war nicht die einzige Macht, die das römische Wesen zugleich verjüngte und zersetzte; neues Leben und neuer Zersetzungskeim drang noch von einer andern Seite herein in die antike Kulturwelt; das Christentum, dessen Bekenner sich fortwährend vermehrten, war

Digitized by Google

diese zweite Macht, der das römische Reich erlag. Die Religion Christi wich darin von allen heidnischen Religionen ab, daß sie sich keinen weltlichen Zwecken unterordnen wollte. Zwar waren die Christen die gehorsamsten Unterthanen, aber sie opferten nicht vor den Bildern der Kaiser und ließen sich zu nichts zwingen, was wider ihr Gewissen war. Die blutigsten Verfolgungen, die gräßlichsten Martern, mit denen man den treuen Bekennern Christi zusetzte, hatten keineswegs die Verbreitung des Evangeliums gehindert, sondern sie im Gegenteil nur gefördert. Es blieb dem römischen Staat nichts übrig, als den neuen Glauben anzuerkennen; und von dem Augenblick an, wo dies geschah, gab sich der antike Staat unwissentlich selbst verloren. Der Kampf der beiden sich grundsätzlich gegenüber stehenden Mächte dauerte zwar noch eine Zeitlang fort, aber der endliche Sieg mußte der lebensfrischen über die altersschwache, überlebte zufallen. Der antike Staat ruhte ganz und gar auf dem Grundsatze, daß der einzelne Mensch nur um des Staats willen da sei und daß sein Wert nach seiner Bedeutung für den Staat ausschließlich bemessen werden dürfe; daher das Egoistische, Tyrannische, Absolutistische des römischen Staats. Das Christentum mit seinen erhabenen Lehren von Nächstenliebe und Selbstentäußerung erkannte diese Tyrannei nicht an; es erkannte nicht mehr den Bürger allein, sondern den Menschen an sich und damit auch den Sklaven und den Barbaren als ein Kind Gottes an, das ebensoviel Recht auf Liebe und Schutz wie der Kaiser selbst beanspruchen darf, wenn es nur glaubt. Wohl blieb diese Lehre nicht rein von menschlichen Einflüssen, nämlich dann, wenn der Staat irgendwie der Religion obsiegte; die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion war zwar ein äußerer Sieg, aber im Grunde eine innere Niederlage des Christentums; und wenn in Byzanz Staat und Kirche sich enger verbanden, so mußten beide Einbuße erleiden; es konnte sich der alte Staat in widerlich entstellter Gestalt allerdings noch lange halten; aber dabei unterlag eben auch die wahre Religion, und unter der Despotie der griechischen Kaiser bildete sich ein neuer Kultus, der weit mehr Römisch-Heidnisches in sich barg, als seine Anhänger glaubten. Viel reiner erhielt sich die weströmische Kirche, aber sie konnte dies nur, weil sie aufstieg, während der weströmische Staat zusammensank.

Seitdem das Christentum als Staatsreligion anerkannt war, brachen nun bekanntlich in seinem Innern heftige Streitigkeiten aus, die auch das römische Reich nicht wenig erschütterten. Vor allem war es der Streit über das Verhältnis der beiden Naturen in Christo, eine Frage, die eigentlich kein Menschenverstand lösen kann, die aber doch entschieden werden mußte, weil der Zweifel, den Arius an der Gottgleichheit Christi ausgesprochen hatte, eine Grundlage des christlichen Glaubens zu erschüttern drohte. Nachdem endlich die arianische Lehre als Ketzerei (325) verworfen

Digitized by Google

worden war, dauerte es doch noch fast hundert Jahre, bis der Arianismus in beiden Reichshälften völlig überwunden wurde. Und was das Schlimmste war, diejenigen germanischen Stämme, welche mit dem römischen Reich zuerst in Berührung gekommen waren, vor allen die Goten und die Wandalen, hatten das Christentum in der arianischen Form, also in der Form erhalten, die im römischen Reiche nun gerade als Irrlehre verworfen wurde. Daß die Germanen an der einmal angenommenen Lehre, die ihnen zur heimischen geworden war, festhielten, dies mußte die Spannung zwischen Römern und Germanen noch erheblich steigern. Und in der That hat nichts die Verschmelzung zwischen Romanen und Germanen mehr aufgehalten, als der religiöse Zwiespalt zwischen beiden.

c) Staatengründungen der Ostgermanen auf römischem Boden.

Trotz all dieser Gefahren, die dem antiken Staate drohten, war er doch so meisterlich gefügt, daß er sich noch Jahrhunderte hätte halten können, wenn nicht gewaltsame Erschütterungen von außen eingetreten, die seinen Sturz beschleunigten, und diese brachte der Einfall der Hunnen in Europa hervor, durch welchen zuerst die Ostgermanen gegen das römische Reich gedrängt wurden.

Schon lange hatten die Völkerschaften der gotisch-wandalischen Gruppe ihren ursprünglichen Sitz in Nordostdeutschland verlassen. Viele der kleineren unter ihnen, wie die Rugier, Skiren, Heruler und Gepiden sollten in dem nun beginnenden Sturm der Völkerwanderung verschwinden, ohne dem römischen Reich wesentliche Gefahr zu bringen; andere, wie die Wandalen, die West- und Ostgoten und die ebenfalls zu den Ostgermanen gehörigen Burgunden gründeten die ersten germanischen Staaten auf römischem Grund. Zunächst drohte dem Reiche von den Goten Verderben. Diese waren zu Anfang des dritten Jahrhunderts am Schwarzen Meere angelangt und erfüllten bald die östlichen Teile des Reiches mit Schrecken. Aber Aurelian gab ihnen Dacien preis, Konstantin schloß ein Bündnis mit ihnen ab; es schien, als sollten aus den gefährlichen Feinden friedliche Nachbarn des Reiches werden, zumal sie sich als menschlich und bildsam bewiesen wie kaum ein andrer Germanenstamm. Da traf sie der ungeheure Anprall der Hunnen, die sich im Bunde mit den überwundenen Alanen um 374 zunächst auf die Ostgoten stürzten. Das Reich des hundertjährigen Ermanarich zersplitterte von der Gewalt des unerwarteten Stoßes; die Ostgoten unterwarfen sich der mongolischen Oberhoheit. Die Westgoten aber wichen zum größten Teile nach Süden aus, gingen über die Donau und vernichteten, durch die Unmenschlichkeit römischer Statthalter zur Gegenwehr gezwungen, 378 ein römisches Heer

Digitized by Google

bei Adrianopel. Erst der feinen Staatskunst Theodosius des Großen gelang es sie zu beruhigen, indem er ihnen Wohnsitze anwies und sie als Föderaten in den römischen Kriegsdienst aufnahm.

Nach dem Tode dieses Kaisers verschlimmerte sich wieder das Verhältnis zwischen Westgoten und Oströmern, Alarich durchzog plündernd die griechische Halbinsel, führte aber dann sein Volk von Illyrien nach Italien. Stilicho, der Retter Roms, mußte doch Britannien, wo sich alsbald Angelsachsen festsetzten, preisgeben und Gallien wenigstens vorübergehend des Legionenschutzes berauben. Wandalen (Silinge und Asdinge) und Burgunden waren es hauptsächlich, die jetzt in diese wertvolle Provinz einbrachen, von welcher die Franken bereits das Rheinniederungsgebiet und Nordbrabant besetzt hielten. Die Wandalen, von Pommern nach Schlesien gewandert, wurden um 180 Nachbarn der Goten in Dacien. Von diesen um 340 an der Marosch geschlagen, ließen sie sich in Pannonien ansiedeln. Aber die Erschütterung, welche der Einfall der Hunnen unter ihren östlichen Nachbarn erregte, bewog sie mit Alanen und Sueben im Bunde nach Westen zu ziehen; 406 brachen sie in Gallien ein, überstiegen 409 die Pyrenäen und machten sich zu Herren des größten Teiles von Spanien. Mittlerweile war Stilicho dem blödsinnigen Hasse des Kaisers Honorius zum Opfer gefallen, und Alarich hatte Italien fast in seine Gewalt gebracht. Doch ein jäher Tod entriß den Helden seiner Siegeslaufbahn. Sein Nachfolger Athawulf verfolgte Alarichs kühne Pläne nicht weiter, sondern besetzte das südwestliche Gallien. Unter Walja schlugen die Westgoten als Föderaten des weströmischen Kaisers jenseits der Pyrenäen die silingischen Wandalen und die Alanen; dafür wurden ihnen 419 die alte Provinz Aquitania secunda und einige benachbarte Striche von Honorius eingeräumt. Das Reich, das die Westgoten hier errichteten, das tolosanische genannt, stand anfangs als Föderatstaat in Abhängigkeit vom römischen Kaisertum. Allein der große König Eurich löste dies Verhältnis endgiltig auf und erhob die westgotische Macht durch Eroberung von fast ganz Spanien, der Provence und der Auvergne auf ihren Höhepunkt.

Von den Silingen und Asdingen, den Sueben und Alanen, die sich durch das Los in die Pyrenäenhalbinsel geteilt hatten, vermochten Silinge und Alanen ihre Selbständigkeit nicht zu behaupten. Durch die unglücklichen Kämpfe mit den Westgoten geschwächt, schlossen sie sich dem Reiche der asdingischen Wandalen an. Mit seiner ganzen Heeresmacht und Weibern und Kindern setzte 429 der König dieser Wandalen Geiserich nach Afrika hinüber und gründete hier ein Reich, das sehr bald ganz selbständig dem römischen gegenüber stand. Die Burgunden, ursprünglich die östlichen Nachbarn der Semnonen im Netze- und Warthegebiet,

Digitized by Google

waren im dritten Jahrhundert nach der oberen Weichsel gezogen; hier wurden sie von den Gepiden zurückgeworfen und wandten sich südwestlich. Im Rücken der Alamannen setzten sie sich in den Maingegenden fest. Um 413 aber ließen sie sich, dem Namen nach als römische Föderaten, am linken Rheinufer in der Gegend von Worms nieder und bildeten jenes Reich, das durch die Nibelungensage verewigt ist. In Kämpfe mit den Römern verwickelt, wurden sie 435 von Aëtius besiegt und erlitten im folgenden Jahre durch Hunnen, die im Solde des Aëtius standen, eine furchtbare Niederlage, in der ihr König Gundahari mit dem größeren Teile des waffenfähigen Volkes fiel. Die Reste des Stammes wurden von den Römern 443 in Savoyen angesiedelt, von wo aus sich dann die Burgunden in den gallischen Wirren bald wieder ausbreiteten und im Rhonegebiet ein neues Reich gründeten.

Während so dem Reiche im Westen und Süden große und wertvolle Länder entrissen wurden, erwuchs ihm von Nordosten her eine neue, schreckliche Gefahr, die Erhebung der Hunnen unter Attila. Aber dank dem wachsamen Kriegsmeister Roms Aëtius und der Hilfe der Westgoten wurde der Ansturm dieses Mongolenstammes mit seinen unterworfenen Vasallenvölkern, der ganz Europa über den Haufen werfen sollte, 451 in der Völkerschlacht auf dem katalaunischen Felde glücklich zurückgewiesen. Und schnell wie es entstanden war, zerfiel mit dem Tode Attilas das hunnische Reich, „ganz nach Art der Nomaden, die wohl auf kurze Zeit große Reiche gründen, die Welt eine Zeit lang in Aufruhr versetzen und um sich her Zerstörung und Schrecken verbreiten, die aber zu dauernder Staatsbildung vollkommen unfähig sind, so lange sie nicht ihr Nomadenleben zu ändern und zu höherer Gesittung überzugehen vermögen." Dem Römerreiche selbst reiften aus dem Zusammenbruch des Hunnenreichs keine süßen Früchte. Die Germanenvölker, die sich unter Attilas Joch gebeugt hatten, machten sich nun frei, und mit ihnen erwuchsen für Rom neue Gefahren. Und schon fünfundzwanzig Jahre nach der katalaunischen Schlacht brach das weströmische Reich unter dem Tritt Odowakars und seiner römischen Germanensöldner 476 zusammen. Auch seiner Herrschaft aber war keine lange Dauer beschieden. Die Ostgoten, die in jener Völkerschlacht auf hunnischer Seite gegen Römer und Westgoten gekämpft hatten, waren nächst den Gepiden die ersten gewesen, die nach Attilas Tode die hunnischen Ketten sprengten. Mit römischer Einwilligung ließen sie sich in Pannonien nieder. Von hier zog der Kern des Volkes unter Theodemir über die Donau nach Mösien. Aber auch diese Wohnsitze verließen die Ostgoten, als Theoderich der Große, Theodemirs Sohn, sie auf Anregung des oströmischen Kaisers Zeno 489 nach Italien führte, wo er der Herrschaft Odowakars ein Ende machte. Das ostgotische Reich, das außer Italien einen Teil Pannoniens,

Digitized by Google

die Alpenlandschaften und das südwestliche Gallien umfaßte, wurde unter Theoderich die vorwaltende Macht des Westens. Allein nach seinem Tode (526) begann die Kraft des Reiches unaufhaltsam dahinzuschwinden; durch innere Zwistigkeiten geschwächt wurde es von den Byzantinern angegriffen, die unter Belisar soeben dem Wandalenreich in Afrika ein Ende bereitet hatten. Dieses sittenreinste Volk war durch erschlaffendes Klima und durch das böse Beispiel der römischen Provinzialen im Lauf eines Jahrhunderts zum üppigsten geworden, und deshalb glückte es leicht, seiner Herr zu werden. Nicht so mühelos war der Kampf mit den Ostgoten; nur in schwerem, zwanzigjährigem Kriege, der das Volk fast gänzlich aufrieb, gelang es der zähen und gewissenlosen Staatskunst Justinians, Italien dem oströmischen Reiche zu unterwerfen (554). Froh werden sollte Byzanz freilich weder dieses Besitzes, den ihm sehr bald die Langobarden streitig machten, noch Afrikas, das zuerst von den wilden Eingebornen verheert, dann von den Arabern dem Oströmerreiche auf immer entrissen wurde. Der letztgenannte Semitenstamm zerschlug auch (711) das lange an Priesterherrschaft und innerem Hader kränkelnde Reich der bereits fast ganz romanisierten Westgoten in Spanien.

Die sämtlichen Staaten,*) welche die Ostgermanen innerhalb des römischen Reiches errichteten, waren nicht in unvermitteltem Gegensatz gegen dasselbe, sondern der Form nach in Unterordnung unter den römischen Staatsbegriff entstanden, in dessen Rahmen sie sich äußerlich einfügten. Als das abendländische Kaisertum erloschen war, galten die oströmischen Kaiser für die Träger des Imperiums, und diesen gegenüber wurde nunmehr der äußere Schein der Abhängigkeit gewahrt. Die Burgunden wurden nach einer beinahe vernichtenden Niederlage von den Römern in Savoyen angesiedelt. Ein römischer Statthalter rief die Wandalen nach Afrika, wo sie sich 435 verpflichteten, von den abgetretenen Gebieten Abgaben zu leisten. Als Föderaten Roms erhielten die Westgoten das südliche Aquitanien, und gleichsam als Beauftragter des Kaisers Zeno fiel der Ostgotenkönig Theoderich in Italien ein. Sobald die neuen Staaten sich einigermaßen befestigt hatten oder dem Imperium feindlich gegenüber traten, war freilich von einer staatsrechtlichen Abhängigkeit nichts zu spüren. Aber nur allmählich erblaßte bei den eingewanderten Germanen das Gefühl, die neue Heimat in einem Weltreiche gefunden zu haben, und eine Art Anerkennung der römischen Oberhoheit war es immerhin, wenn sich auch noch Könige der auf römischem Boden erwachsenen Germanenreiche vom Kaiser römische Würden und Titel verleihen ließen.

Der Stellung zum Reiche entsprach das Verhalten der Ostger-

*) Nach Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte Bd. 1, S. 51 f.

Digitized by Google

manen zur römischen Bevölkerung, die ihre neuen Herren verhältnismäßig früh zu romanisieren wußte. Obgleich sich ihre Lage in den einzelnen Staaten verschieden gestaltete, so behielt sie doch allenthalben ihre persönliche Freiheit, ihr Recht und ihr bewegliches Vermögen. Und wenn sie sich auch eine Landteilung gefallen lassen mußte, so erfolgte diese doch im Anschluß an Grundsätze des römischen Verwaltungsrechtes, nämlich nach dem Vorbilde des römischen Einquartierungssystems, welches kennen zu lernen die Germanen im römischen Dienste reichliche Gelegenheit gefunden hatten. Und auch die innern Einrichtungen der neuen Reiche knüpfen in wesentlichen Punkten an die vorgefundenen römischen Institutionen an. Die Burgunden, Westgoten und Wandalen haben sie freilich bald in selbständiger Weise umzubilden begonnen. Dagegen fungierte in Italien die alte römische Verwaltungsmaschine bis zur langobardischen Eroberung ohne erhebliche Störungen fort. Odowakar ließ den Senat und den ganzen römischen Beamtenapparat bestehen, und Theoderich liebte es, die althergebrachten Formen fast mit Ängstlichkeit zu wahren.

Sieht man aber nicht auf die Formen, sondern auf das Wesen der Dinge, so wird man sich freilich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß sich nichtsdestoweniger mit dem Entstehen der ostgermanischen Staaten eine Veränderung von weltgeschichtlicher Tragweite vollzogen hat. Der springende Punkt ist, daß in ihnen zuerst der römische Westen neue Herren empfangen hat. Das haben die Römer lebhaft empfunden, und die Germanen haben es ihnen deutlich zum Bewußtsein gebracht. Und wenn der germanische König von jenen „der Herr des Staats" genannt wird, so haben sie damit eben den Widerspruch ausgedrückt, der zwischen dem wahren Sachverhalt und dem abgelebten Gedanken des römischen Imperiums obwaltete. Übrigens bildeten die Staaten der Ostgermanen nur den Übergang zu einer gründlichen Umformung der abendländischen Welt, welche durchzuführen den Franken beschieden war. In Italien wurde den Franken durch einen andern westgermanischen Stamm, die Langobarden, tüchtig vorgearbeitet, ein schneidiges Volk aus härterem Stoff als die bildsamen und duldsamen Ostgoten.

d) Die Langobarden.

Die Langobarden, deren Geschichte, wie wir annehmen dürfen, noch frisch vor dem Gedächtnis unsrer Leser steht, sind das einzige westgermanische Volk, das sich, wie die gotisch-wandalischen, bei seiner Wanderung zuerst nach Südosten wandte,*) ja das einzige, das überhaupt völlig aus-

*) Von den Markomannen abgesehen, die hier nicht in Betracht kommen, weil sie in viel früherer Zeit wanderten und ihre Wanderung auf ein viel kleineres Gebiet beschränkten.

Digitized by Google

Digitized by Google

e) Die übrigen deutschen Volksstämme.

Immerhin nehmen die Langobarden unter den deutschen oder westgermanischen Stämmen in mancher Beziehung eine Sonderstellung ein, die sie den Ostgermanen nähert oder jenen Sueben, die — gleichfalls Westgermanen — mit Wandalen und Alanen nach Spanien zogen. Hier ist nun der Ort, auch der übrigen deutschen Stämme — derer, aus denen die deutsche Nation zusammengewachsen ist — etwas eingehender zu gedenken als dies im ersten Bande unsrer „Bilder" geschehen konnte.*) Die Vorgänge, welche die Bildung dieser größeren Stämme an Stelle der vielen kleineren Völkerschaften im eigentlichen Germanien herbeigeführt haben, sind uns im Einzelnen unbekannt; es läßt sich darüber nur Folgendes mit Sicherheit behaupten. Das Anwachsen der Bevölkerung und der Anfang der Seßhaftigkeit brachte es mit sich, daß die einzelnen deutschen Völkerschaften, die bisher durch die ausgedehnten unwegsamen Grenzwälder voneinander geschieden waren, das Bedürfnis gegenseitiger Annäherung und lebhafteren Verkehrs immer mehr empfanden. Die Ausbreitung der Ackerfluren, die damit verbundene — wenngleich damals noch geringe — Rodung des Urwaldes, die häufigere Anlage von Wegen that auch das ihrige, die Abgeschlossenen einander näher zu bringen. Aber nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in staatlicher Hinsicht bedurfte man der Annäherung und Verbindung. Gegen mächtigere Feinde konnte man sich nur durch Schutz- und Trutzbündnisse mit befreundeten Nachbarn helfen. Auch das Beispiel der Kraft, die eine große politische Einheit verleiht, stand in der großartigen Machtentfaltung des Römerreichs klar vor Augen, und das Gefühl, daß der Kampf mit diesem Reiche und wohl auch mit den Ostgermanen, die seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts sich heftiger zu führen begannen, schließlich doch nicht vermieden werden könne, und daß zu diesem Kampfe wie zu denen mit feindseligen Nachbarn die zersplitterten Kräfte der einzelnen nicht hinreichten, mag die vielen kleinen Völkerschaften der Urzeit dazu getrieben haben, sich zu größeren Bünden oder Vereinigungen zusammen zu schließen. So entstanden an der Stelle jener — abgesehen von den Langobarden, den Angelsachsen Britanniens und den nach Spanien auswandernden Sueben, die alle drei ihre eigenen Wege gingen — fünf große Stämme oder Stammgruppen, die nach der Zeit ihres Auftretens in der allgemeinen Geschichte in dieser Ordnung aufeinander folgen: die Alamannen, die Franken, die Sachsen, die Thüringe und die Baiern; außerdem bestehen von uralters her die Friesen fort. Die staatliche Einheit dieser Stämme war freilich in den ersten Jahrhunderten

*) Vgl. Band 1, S. 255 f. Wir gestatten uns, einiges dort Gesagte hier zu wiederholen.

Digitized by Google

gewandert ist und die deutsche Erde ganz verlassen hat; denn die Alamannen blieben auf ursprünglich germanischem Boden, die Besetzung Britanniens geschah nicht auf einmal, durch ein Volk in seiner Gesamtheit, sondern allmählich, durch einzelne Scharen drei verschiedener Stämme, die größtenteils in ihren alten Sitzen verharrten, und die Franken haben wohl Gallien erobert, dabei aber ihre Stammländer am Rhein nicht aufgegeben und den Zusammenhang mit der deutschen Muttererde nie verloren. Zeigten die Langobarden sich darin den Ostgermanen ähnlich und hat ihr Reich in Italien mit den Reichen der Wandalen, Burgunden, Westgoten und Ostgoten auch das gemeinsame Merkmal, daß in ihm von Anfang an außer dem nationalen Gegensatz zwischen der germanischen und der ihr an Kopfzahl überlegenen römischen Bevölkerung auch ein folgenschwerer konfessioneller Zwiespalt obwaltete, so sind doch die Verschiedenheiten bedeutender als das Gemeinsame.

Schon bei der Gründung des Reiches treten die widerstandskräftigen Langobarden ganz anders auf als z. B. die milden Ostgoten; das zeigt sich namentlich in ihrem Verhältnis zu den Römern und zu den römischen Institutionen. Wo die Langobarden festen Fuß fassen, da fegen sie das römische Verwaltungssystem und die römische Ämterverfassung hinweg; sie schaffen nicht einen Zwitterstaat, sondern ein rein nationales Staatswesen. Die Römer wurden nicht als gleichberechtigtes, sondern als unterjochtes Volk behandelt. Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts ist das Volksrecht frei von römischen Einflüssen. Erst als der Staat eine feste volkstümliche Grundlage gewonnen hatte, begann eine maßvolle Anlehnung an römische Einrichtungen und die staatsrechtliche Gleichstellung der römischen Bevölkerung sich anzubahnen.

Die Reiche der Burgunden, der Wandalen und der Ostgoten sind als arianische Reiche im Kampfe mit katholischen Mächten untergegangen. Die Westgoten traten allerdings länger als ein Jahrhundert vor ihrem Untergang zum Katholizismus über; aber der Klerus gewann bei ihnen so weitgehenden Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, daß er die Staatsgewalt untergrub und dem Reiche die Kraft raubte, sich gegen die Angriffe des Islam zu wehren. Dagegen war bei den Langobarden seit ihrem Übertritt zur römischen Kirche an die Stelle des überwundenen konfessionellen Zwiespaltes ein politischer Gegensatz getreten, nämlich der Gegensatz gegen die weltliche Machtsphäre des Papsttums; eine dritte Macht — das fränkische Königtum — mußte eingreifen, um diesen Konflikt zum Austrag zu bringen. Dabei kamen die Langobarden um ihre Selbständigkeit und wurden zu einem Gliede des großen Frankenreichs, womit sie das Schicksal aller westgermanischen Völker und der Burgunden teilten.

Digitized by Google

e) Die übrigen deutschen Volksstämme.

Immerhin nehmen die Langobarden unter den deutschen oder westgermanischen Stämmen in mancher Beziehung eine Sonderstellung ein, die sie den Ostgermanen nähert oder jenen Sueben, die — gleichfalls Westgermanen — mit Wandalen und Alanen nach Spanien zogen. Hier ist nun der Ort, auch der übrigen deutschen Stämme — derer, aus denen die deutsche Nation zusammengewachsen ist — etwas eingehender zu gedenken als dies im ersten Bande unsrer „Bilder" geschehen konnte.*) Die Vorgänge, welche die Bildung dieser größeren Stämme an Stelle der vielen kleineren Völkerschaften im eigentlichen Germanien herbeigeführt haben, sind uns im Einzelnen unbekannt; es läßt sich darüber nur Folgendes mit Sicherheit behaupten. Das Anwachsen der Bevölkerung und der Anfang der Seßhaftigkeit brachte es mit sich, daß die einzelnen deutschen Völkerschaften, die bisher durch die ausgedehnten unwegsamen Grenzwälder voneinander geschieden waren, das Bedürfnis gegenseitiger Annäherung und lebhafteren Verkehrs immer mehr empfanden. Die Ausbreitung der Ackerfluren, die damit verbundene — wenngleich damals noch geringe — Rodung des Urwaldes, die häufigere Anlage von Wegen that auch das ihrige, die Abgeschlossenen einander näher zu bringen. Aber nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in staatlicher Hinsicht bedurfte man der Annäherung und Verbindung. Gegen mächtigere Feinde konnte man sich nur durch Schutz- und Trutzbündnisse mit befreundeten Nachbarn helfen. Auch das Beispiel der Kraft, die eine große politische Einheit verleiht, stand in der großartigen Machtentfaltung des Römerreichs klar vor Augen, und das Gefühl, daß der Kampf mit diesem Reiche und wohl auch mit den Ostgermanen, die seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts sich heftiger zu rühren begannen, schließlich doch nicht vermieden werden könne, und daß zu diesem Kampfe wie zu denen mit feindseligen Nachbarn die zersplitterten Kräfte der einzelnen nicht hinreichten, mag die vielen kleinen Völkerschaften der Urzeit dazu getrieben haben, sich zu größeren Bünden oder Vereinigungen zusammen zu schließen. So entstanden an der Stelle jener — abgesehen von den Langobarden, den Angelsachsen Britanniens und den nach Spanien auswandernden Sueben, die alle drei ihre eigenen Wege gingen — fünf große Stämme oder Stammgruppen, die nach der Zeit ihres Auftretens in der allgemeinen Geschichte in dieser Ordnung aufeinander folgen: die Alamannen, die Franken, die Sachsen, die Thüringe und die Baiern; außerdem bestehen von uralters her die Friesen fort. Die staatliche Einheit dieser Stämme war freilich in den ersten Jahrhunderten

*) Vgl. Band 1, S. 255 f. Wir gestatten uns, einiges dort Gesagte hier zu wiederholen.

Digitized by Google

immer noch eine sehr lockere; denn die bedeutenderen der einstigen Völkerschaften und jetzigen Gaue, aus denen ein solcher Bund bestand, standen oft unter eigenen Königen, lagen wohl jetzt noch zuweilen miteinander in Hader, führten auch auf eigene Hand kleine Kriege. Aber in der Not, wenn es galt, einen starken Feind abzuwehren oder zur Erwerbung neuen Bau- und Wohnlandes anzugreifen, dann standen sie oft zusammen und gingen einmütig vor, und alle Niederlagen und Verluste, die sie erlitten, glichen nur Hammerschlägen, die das innere Gefüge des losen Bundes nicht lockerten, sondern festigten und verdichteten.

Man hat nicht ohne Grund vermutet, daß die Zurückstauung germanischer Völkerfluten, die dem Kaiser Marc Aurel im sogenannten Markomannenkriege mit Aufbietung aller Kräfte des Reichs gelang, zu Verschiebungen unter den Völkerschaften zwischen Weichsel und Elbe Anlaß gegeben hat. Der zurückgedrängte Strom, den Marc Aurel an der Donau zum Stehen brachte, teilte sich, so nimmt man an, hinter dem Rücken der Markomannen in zwei Arme, indem er sich ein südöstliches und ein südwestliches Abflußbette grub. Sicherlich ist es kein Zufall, daß etwa drei Jahrzehnte nach Beendigung des Markomannenkrieges den Römern am Schwarzen Meere die Goten und am Pfahlgraben die Alamannen gleichzeitig als neue Feinde entgegentreten.

Von den neuen Stammesnamen wird der der Alamannen am frühesten genannt. Im Jahre 213 nämlich gaben sie dem Kaiser Caracalla Anlaß, sie am Main zu bekämpfen; er legte sich sogar stolz den Beinamen Alamannicus zu, da er „das Volk der Alamannen besiegt hatte." Von weiterer Folge dieses angeblichen Sieges ist aber nichts zu verspüren. Über die Herkunft der Alamannen kann nichts Bestimmtes, sondern nur Wahrscheinliches gesagt werden. Es müssen suebische Völkerschaften gewesen sein, die sich unter dem neuen Namen vereinigt haben; der Name „Schwaben", der in der Folge oft als gleichbedeutend mit „Alamannen" gebraucht wird, ist nichts andres als der alte Suebenname. Von den Völkerschaften, die schon früher in der Rhein- und Maingegend saßen, mögen sich Tenkterer, Usipeter und Tubanten dem Bunde angegliedert haben; allein die bindende und treibende Kraft desselben ist von Nordosten hergekommen. Mit großer Wahrscheinlichkeit darf man behaupten, daß es die alten Semnonen sind, die den Kern des alamannischen Stammes bilden. Sie, das Hauptvolk der Sueben oder Schwaben, waren, als sie noch im heutigen Brandenburg saßen, die Hüter des Nationalheiligtums (alah) der Sueben, eines dem Ziu geweihten Haines; und der Name Alamannen scheint nichts anderes zu bedeuten als Männer (Hüter) des Heiligtums; daß die Semnonen um 180 zum letzten Male in ihren alten Sitzen genannt werden und dann — ein zahlreiches Volk — scheinbar ganz verschwinden, kann diese Ansicht

Digitized by Google

nur bestätigen; sie tauchen aber nun unter einem andern Namen drei Jahrzehnte später am Main wieder auf, so mächtig, wie uns die Semnonen geschildert werden, und in unruhiger Bewegung, wie es bei einem aus seinen alten Sitzen gedrängten und noch nicht wieder zur Ruhe gekommenen Volke natürlich ist.

Sehr locker war zuerst das Band, das die Alamannen umfaßte; sie zerfielen in zehn bis zwanzig kleine Gaue, die ihren eignen König hatten und sich durch Sondernamen (z. B. Juthunge, Bukinobanten u. a.) unterschieden. Selbst in den Kämpfen mit den Römern gingen diese Völkerschaften oft jede ihren eignen Weg, aber zuweilen handelten sie doch auch nach einem gemeinsamen Plane. Wenn die einen gegen Rom stritten, die andern aber zu Hause blieben oder in Fehden mit germanischen Nachbarn lagen, so beweist dies noch nicht, daß sie das ganz auf eigne Faust, ohne alle Verständigung untereinander thaten; ein jeder Teil des Stammes stand, stritt oder hütete eben da, wo es am meisten not that, wo es sein Sonderinteresse am dringendsten erheischte. Aber freilich mag eben dieses Sonderinteresse gar oft die Rücksicht auf das allgemeine Wohl überwogen haben, und mancher ward sogar der heimischen Sache untreu und trat in römische Dienste.

Der ungemein zahlreiche Stamm, auf den im Nordosten die Burgunden*) drückten, war auf die Dauer nicht aufzuhalten. Im Jahre 234 fielen sie abermals über den Grenzwall in das Zehntland ein und konnten erst nach zweijährigem verzweifelten Kampfe durch Maximinus zurückgedrängt werden. Schon 253 überschritt ein ungeheurer Schwarm den Rhein, plünderte das östliche Gallien und drang über die Alpen bis Mailand vor. Zwar wurden sie zurückgeschlagen, aber die Römer vermochten nicht zu hindern, daß sie sich zu Tausenden auf beiden Ufern des Oberrheins ansiedelten. Ein andrer Schwarm überstieg gemeinsam mit den Markomannen im Jahre 270 die Alpen und verheerte die Poebene. In zwei Schlachten bei Mailand und Piacenza wichen die Römer vor der ungestümen Tapferkeit der Barbaren, bis endlich der wackere Kaiser Aurelian sie zum Rückzug und Frieden zwang. Bis zu seinem Tode (275) hielten sie auch Ruhe; dann aber durchbrachen sie an vielen Stellen zugleich den Grenzwall und überschwemmten das Zehntland und Ostgallien, überall die römischen Städte verwüstend. Noch einmal drängte der tapfere Probus sie bis über den Neckar zurück und stellte die Grenzbefestigungen wieder her. Als aber die meuterischen Legionen (282) den trefflichen Kaiser erschlagen hatten, gingen

*) Diese bahnten sich endlich 413 mitten durch Alamannen und Franken einen Weg an den Mittelrhein; schon im Jahre 371 aber suchte Rom ihre Bundesgenossenschaft gegen die Alamannen und um dieselbe Zeit stritten beide Stämme heftig um die Salzquellen bei Schwäbisch Hall im Kocherthale.

Digitized by Google

alle Früchte seines Sieges sofort verloren. Das ganze Land bis zum Oberrhein und darüber hinaus auch das Elsaß fiel in die Hände der Alamannen. Einzelne Siege, welche Diokletian über sie erfocht, hatten keine dauernden Erfolge. Selbst Julians siegreiche Schlacht bei Straßburg (357), seine Einfälle ins Alamannenland und die Züge des Kaisers Valentinian, die früher ausführlich erzählt worden sind,*) blieben ohne ein bleibendes Ergebnis. Nach jeder Niederlage standen die Alamannen zum Grauen der Römer bald in ungeschwächter, ja in neuangewachsener Kraft wieder auf, ein „ungeheures Volk", wie Ammian verzweifelnd ausruft, „dem trotz unzähliger Verluste in den endlosen Kämpfen der Jahrhunderte, stets wieder so rasend schnell eine neue Jugend heranwächst, daß es scheint, als wären sie seit Jahrhunderten von keinem Unfall betroffen worden." Das Zehntland — nunmehr Schwabenland — blieb für die Römer auf immer verloren, die Rheingrenze und die Provinz Obergermanien wurde bis ins fünfte Jahrhundert noch behauptet; dann gewannen die Alamannen auch westlich und südlich vom Oberrhein, im Elsaß und der Schweiz, Wohnsitze. Als die Burgunden vom Mittelrhein nach Gallien abgezogen waren, dehnten sich die Alamannen auch rheinabwärts aus, wodurch sie die südlichen Nachbarn der Franken wurden. Dies veranlaßte den feindlichen Zusammenstoß der beiden Völker im Jahre 496, wo Chlodowech sie besiegte und zum größeren Teil unterwarf, während der kleinere unter Theoderichs des Großen Schutz sich dem ostgotischen Reiche anfügte. Zur Zeit Julians und Valentinians hatten die Alamannen noch ebenso viele Könige als Gaue gehabt, Chlodowech hatte es nur noch mit einem Alamannenkönig zu thun.

Wenige Jahrzehnte später als die Alamannen tauchen (um 240) in dem Völkergewirr am Rhein die Franken d. i. die Freien auf, von denen weiter unten ausführlich und im Zusammenhange die Rede sein wird.**) Durch ihren Namen wollten sie sich wohl von denjenigen Rheingermanen unterscheiden, die den Römern unterthänig waren oder gewesen waren. Der mächtige Stamm, welcher den Alamannen an Volkszahl nicht nachstand, hatte sich überwiegend aus Völkerschaften zusammengesetzt, die von altersher am Niederrhein als oft bekämpfte Grenznachbarn oder gezwungene Unterthanen saßen. Seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts treten als wichtigstes Glied der fränkischen Völkergruppe die Salier auf, die schon zur Zeit Julians „die ersten unter allen Franken" genannt werden. Damals hatten sie Toxandrien (Nordbrabant) besetzt,

*) Siehe Bd. 1, S. 259—280.

**) Die folgenden Andeutungen wieder nach Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte Bd. 1, S. 42 f.

Digitized by Google

wurden von Julian besiegt,*) durften aber die eigenmächtig besiedelten Gebiete unter römischer Hoheit behalten. Die Herkunft der Salier ist dunkel; wahrscheinlich sind die Sugambern, Kanninefaten und Bataver in ihnen aufgegangen; im fünften Jahrhundert verschmolzen mit ihnen die Chattuarier. Nach ihrem Königsgeschlecht heißen die Salier gelegentlich auch Merowinge. Bedeutend später wird in sicheren Zeugnissen der zweite große Zweig des Frankenstammes, das Volk der Ripuarier, genannt, die aus den alten Amsivariern und Brukterern hervorgegangen sind; auch die Chamaven gehörten zu ihnen, obwohl ihr Sondername sich noch länger erhielt. Könige der Ripuarier hatten in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts ihren Herrschersitz zu Köln aufgeschlagen. Den dritten Hauptstamm der Franken, die Oberfranken, bilden die Chatten oder Hessen. Aus der Zusammensetzung des Stammes und seinen Wohnsitzen erklärt es sich, daß die fränkische Mundart Niederdeutsches und Oberdeutsches mischt.

Östliche Nachbarn der Franken waren die Sachsen.**) Ein kleines Volk dieses Namens wird zuerst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unter mehreren die kimbrische Halbinsel anfüllenden Völkerschaften genannt. Sie saßen damals am rechten Ufer der Unterelbe, die sie von den Chauken trennte. Erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts gewinnt der Sachsenname umfassendere Bedeutung und wird Gesamtname einer niederdeutschen Völkergruppe, die sich nach Süden bis an den Harz ausdehnt und die Angrivarier, Chauken und Cherusker in sich aufgesogen hat. Schon in der Zeit Diokletians machten sich die Sachsen durch Seeraub und Plünderung der römischen Küsten in Britannien und Gallien gefürchtet. Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts setzen sich sächsische Schwärme im Verein mit Angeln und Jüten in dem von den Römern aufgegebenen Britannien fest, wo sie eine Anzahl selbständiger Königreiche gründen, aber schließlich unter der Herrschaft der Könige von Wessex (Westsachsen) vereinigt werden und zu dem Volke der Angelsachsen verschmelzen. Die Sachsen des Festlandes schieden sich in der karolingischen Zeit nach der Lage ihrer Wohnsitze, soweit diese links der Elbe lagen, in die drei Gruppen der Westfalen im Westen der Weser, der Engern (Angrivarier, Angrarier) zu beiden Seiten derselben und der Ostfalen im Osten der Weser. Ihnen werden die rechtselbischen, nordöstlichen Sachsen gegenübergestellt, die als Nordleute oder Nordalbingier bezeichnet werden. Die Sachsen wurden von den Erschütterungen der Völkerwanderung nur wenig berührt und bewahrten deshalb die Grundzüge altgermanischen Wesens unverändert. Sie bildeten freie Volksgemeinden und Gaugenossenschaften unter gewählten Vorstehern; nur in Kriegszeiten

*) Siehe Bd. 1, S. 267 f.

**) Wir werden auch ihrer später ausführlich zu gedenken haben und geben deshalb hier nur kurz das Nötigste nach Brunner a. a. O.

Digitized by Google

diese zweite Macht, der das römische Reich erlag. Die Religion Christi wich darin von allen heidnischen Religionen ab, daß sie sich keinen weltlichen Zwecken unterordnen wollte. Zwar waren die Christen die gehorsamsten Unterthanen, aber sie opferten nicht vor den Bildern der Kaiser und ließen sich zu nichts zwingen, was wider ihr Gewissen war. Die blutigsten Verfolgungen, die gräßlichsten Martern, mit denen man den treuen Bekennern Christi zusetzte, hatten keineswegs die Verbreitung des Evangeliums gehindert, sondern sie im Gegenteil nur gefördert. Es blieb dem römischen Staat nichts übrig, als den neuen Glauben anzuerkennen; und von dem Augenblick an, wo dies geschah, gab sich der antike Staat unwissentlich selbst verloren. Der Kampf der beiden sich grundsätzlich gegenüber stehenden Mächte dauerte zwar noch eine Zeitlang fort, aber der endliche Sieg mußte der lebensfrischen über die altersschwache, überlebte zufallen. Der antike Staat ruhte ganz und gar auf dem Grundsatze, daß der einzelne Mensch nur um des Staats willen da sei und daß sein Wert nach seiner Bedeutung für den Staat ausschließlich bemessen werden dürfe; daher das Egoistische, Tyrannische, Absolutistische des römischen Staats. Das Christentum mit seinen erhabenen Lehren von Nächstenliebe und Selbstentäußerung erkannte diese Tyrannei nicht an; es erkannte nicht mehr den Bürger allein, sondern den Menschen an sich und damit auch den Sklaven und den Barbaren als ein Kind Gottes an, das ebensoviel Recht auf Liebe und Schutz wie der Kaiser selbst beanspruchen darf, wenn es nur glaubt. Wohl blieb diese Lehre nicht rein von menschlichen Einflüssen, nämlich dann, wenn der Staat irgendwie der Religion obsiegte; die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion war zwar ein äußerer Sieg, aber im Grunde eine innere Niederlage des Christentums; und wenn in Byzanz Staat und Kirche sich enger verbanden, so mußten beide Einbuße erleiden; es konnte sich der alte Staat in widerlich entstellter Gestalt allerdings noch lange halten; aber dabei unterlag eben auch die wahre Religion, und unter der Despotie der griechischen Kaiser bildete sich ein neuer Kultus, der weit mehr Römisch-Heidnisches in sich barg, als seine Anhänger glaubten. Viel reiner erhielt sich die weströmische Kirche, aber sie konnte dies nur, weil sie aufstieg, während der weströmische Staat zusammensank.

Seitdem das Christentum als Staatsreligion anerkannt war, brachen nun bekanntlich in seinem Innern heftige Streitigkeiten aus, die auch das römische Reich nicht wenig erschütterten. Vor allem war es der Streit über das Verhältnis der beiden Naturen in Christo, eine Frage, die eigentlich kein Menschenverstand lösen kann, die aber doch entschieden werden mußte, weil der Zweifel, den Arius an der Gottgleichheit Christi ausgesprochen hatte, eine Grundlage des christlichen Glaubens zu erschüttern drohte. Nachdem endlich die arianische Lehre als Ketzerei (325) verworfen

Digitized by Google

worden war, dauerte es doch noch fast hundert Jahre, bis der Arianismus in beiden Reichshälften völlig überwunden wurde. Und was das Schlimmste war, diejenigen germanischen Stämme, welche mit dem römischen Reich zuerst in Berührung gekommen waren, vor allen die Goten und die Wandalen, hatten das Christentum in der arianischen Form, also in der Form erhalten, die im römischen Reiche nun gerade als Irrlehre verworfen wurde. Daß die Germanen an der einmal angenommenen Lehre, die ihnen zur heimischen geworden war, festhielten, dies mußte die Spannung zwischen Römern und Germanen noch erheblich steigern. Und in der That hat nichts die Verschmelzung zwischen Romanen und Germanen mehr aufgehalten, als der religiöse Zwiespalt zwischen beiden.

c) Staatengründungen der Ostgermanen auf römischem Boden.

Trotz all dieser Gefahren, die dem antiken Staate drohten, war er doch so meisterlich gefügt, daß er sich noch Jahrhunderte hätte halten können, wenn nicht gewaltsame Erschütterungen von außen eingetreten, die seinen Sturz beschleunigten, und diese brachte der Einfall der Hunnen in Europa hervor, durch welchen zuerst die Ostgermanen gegen das römische Reich gedrängt wurden.

Schon lange hatten die Völkerschaften der gotisch-wandalischen Gruppe ihren ursprünglichen Sitz in Nordostdeutschland verlassen. Viele der kleineren unter ihnen, wie die Rugier, Skiren, Heruler und Gepiden sollten in dem nun beginnenden Sturm der Völkerwanderung verschwinden, ohne dem römischen Reich wesentliche Gefahr zu bringen; andere, wie die Wandalen, die West- und Ostgoten und die ebenfalls zu den Ostgermanen gehörigen Burgunden gründeten die ersten germanischen Staaten auf römischem Grund. Zunächst drohte dem Reiche von den Goten Verderben. Diese waren zu Anfang des dritten Jahrhunderts am Schwarzen Meere angelangt und erfüllten bald die östlichen Teile des Reiches mit Schrecken. Aber Aurelian gab ihnen Dacien preis, Konstantin schloß ein Bündnis mit ihnen ab; es schien, als sollten aus den gefährlichen Feinden friedliche Nachbarn des Reiches werden, zumal sie sich als menschlich und bildsam bewiesen wie kaum ein andrer Germanenstamm. Da traf sie der ungeheure Anprall der Hunnen, die sich im Bunde mit den überwundenen Alanen um 374 zunächst auf die Ostgoten stürzten. Das Reich des hundertjährigen Ermanarich zersplitterte von der Gewalt des unerwarteten Stoßes; die Ostgoten unterwarfen sich der mongolischen Oberhoheit. Die Westgoten aber wichen zum größten Teile nach Süden aus, gingen über die Donau und vernichteten, durch die Unmenschlichkeit römischer Statthalter zur Gegenwehr gezwungen, 378 ein römisches Heer

Digitized by Google

bei Adrianopel. Erst der feinen Staatskunst Theodosius des Großen gelang es sie zu beruhigen, indem er ihnen Wohnsitze anwies und sie als Föderaten in den römischen Kriegsdienst aufnahm.

Nach dem Tode dieses Kaisers verschlimmerte sich wieder das Verhältnis zwischen Westgoten und Oströmern, Alarich durchzog plündernd die griechische Halbinsel, führte aber dann sein Volk von Illyrien nach Italien. Stilicho, der Retter Roms, mußte doch Britannien, wo sich alsbald Angelsachsen festsetzten, preisgeben und Gallien wenigstens vorübergehend des Legionenschutzes berauben. Wandalen (Silinge und Asdinge) und Burgunden waren es hauptsächlich, die jetzt in diese wertvolle Provinz einbrachen, von welcher die Franken bereits das Rheinniederungsgebiet und Nordbrabant besetzt hielten. Die Wandalen, von Pommern nach Schlesien gewandert, wurden um 180 Nachbarn der Goten in Dacien. Von diesen um 340 an der Marosch geschlagen, ließen sie sich in Pannonien ansiedeln. Aber die Erschütterung, welche der Einfall der Hunnen unter ihren östlichen Nachbarn erregte, bewog sie mit Alanen und Sueben im Bunde nach Westen zu ziehen; 406 brachen sie in Gallien ein, überstiegen 409 die Pyrenäen und machten sich zu Herren des größten Teiles von Spanien. Mittlerweile war Stilicho dem blödsinnigen Hasse des Kaisers Honorius zum Opfer gefallen, und Alarich hatte Italien fast in seine Gewalt gebracht. Doch ein jäher Tod entriß den Helden seiner Siegeslaufbahn. Sein Nachfolger Athawulf verfolgte Alarichs kühne Pläne nicht weiter, sondern besetzte das südwestliche Gallien. Unter Walja schlugen die Westgoten als Föderaten des weströmischen Kaisers jenseits der Pyrenäen die silingischen Wandalen und die Alanen; dafür wurden ihnen 419 die alte Provinz Aquitania secunda und einige benachbarte Striche von Honorius eingeräumt. Das Reich, das die Westgoten hier errichteten, das toloſaniſche genannt, stand anfangs als Föderatstaat in Abhängigkeit vom römischen Kaisertum. Allein der große König Eurich löste dies Verhältnis endgiltig auf und erhob die westgotische Macht durch Eroberung von fast ganz Spanien, der Provence und der Auvergne auf ihren Höhepunkt.

Von den Silingen und Asdingen, den Sueben und Alanen, die sich durch das Los in die Pyrenäenhalbinsel geteilt hatten, vermochten Silinge und Alanen ihre Selbständigkeit nicht zu behaupten. Durch die unglücklichen Kämpfe mit den Westgoten geschwächt, schlossen sie sich dem Reiche der asdingiſchen Wandalen an. Mit seiner ganzen Heeresmacht und Weibern und Kindern setzte 429 der König dieser Wandalen Geiſerich nach Afrika hinüber und gründete hier ein Reich, das sehr bald ganz selbständig dem römischen gegenüber stand. Die Burgunden, ursprünglich die östlichen Nachbarn der Semnonen im Netze- und Warthegebiet,

Digitized by Google

waren im dritten Jahrhundert nach der oberen Weichsel gezogen; hier wurden sie von den Gepiden zurückgeworfen und wandten sich südwestlich. Im Rücken der Alamannen setzten sie sich in den Maingegenden fest. Um 413 aber ließen sie sich, dem Namen nach als römische Föderaten, am linken Rheinufer in der Gegend von Worms nieder und bildeten jenes Reich, das durch die Nibelungensage verewigt ist. In Kämpfe mit den Römern verwickelt, wurden sie 435 von Aëtius besiegt und erlitten im folgenden Jahre durch Hunnen, die im Solde des Aëtius standen, eine furchtbare Niederlage, in der ihr König Gundahari mit dem größeren Teile des waffenfähigen Volkes fiel. Die Reste des Stammes wurden von den Römern 443 in Savoyen angesiedelt, von wo aus sich dann die Burgunden in den gallischen Wirren bald wieder ausbreiteten und im Rhonegebiet ein neues Reich gründeten.

Während so dem Reiche im Westen und Süden große und wertvolle Länder entrissen wurden, erwuchs ihm von Nordosten her eine neue, schreckliche Gefahr, die Erhebung der Hunnen unter Attila. Aber dank dem wachsamen Kriegsmeister Roms Aëtius und der Hilfe der Westgoten wurde der Ansturm dieses Mongolenstammes mit seinen unterworfenen Vasallenvölkern, der ganz Europa über den Haufen werfen sollte, 451 in der Völkerschlacht auf dem katalaunischen Felde glücklich zurückgewiesen. Und schnell wie es entstanden war, zerfiel mit dem Tode Attilas das hunnische Reich, „ganz nach Art der Nomaden, die wohl auf kurze Zeit große Reiche gründen, die Welt eine Zeit lang in Aufruhr versetzen und um sich her Zerstörung und Schrecken verbreiten, die aber zu dauernder Staatsbildung vollkommen unfähig sind, so lange sie nicht ihr Nomadenleben zu ändern und zu höherer Gesittung überzugehen vermögen." Dem Römerreiche selbst reiften aus dem Zusammenbruch des Hunnenreichs keine süßen Früchte. Die Germanenvölker, die sich unter Attilas Joch gebeugt hatten, machten sich nun frei, und mit ihnen erwuchsen für Rom neue Gefahren. Und schon fünfundzwanzig Jahre nach der katalaunischen Schlacht brach das weströmische Reich unter dem Tritt Odowakars und seiner römischen Germanensöldner 476 zusammen. Auch seiner Herrschaft aber war keine lange Dauer beschieden. Die Ostgoten, die in jener Völkerschlacht auf hunnischer Seite gegen Römer und Westgoten gekämpft hatten, waren nächst den Gepiden die ersten gewesen, die nach Attilas Tode die hunnischen Ketten sprengten. Mit römischer Einwilligung ließen sie sich in Pannonien nieder. Von hier zog der Kern des Volkes unter Theodemir über die Donau nach Mösien. Aber auch diese Wohnsitze verließen die Ostgoten, als Theoderich der Große, Theodemirs Sohn, sie auf Anregung des oströmischen Kaisers Zeno 489 nach Italien führte, wo er der Herrschaft Odowakars ein Ende machte. Das ostgotische Reich, das außer Italien einen Teil Pannoniens,

Digitized by Google

die Alpenlandschaften und das südwestliche Gallien umfaßte, wurde unter Theoderich die vorwaltende Macht des Westens. Allein nach seinem Tode (526) begann die Kraft des Reiches unaufhaltsam dahinzuschwinden; durch innere Zwistigkeiten geschwächt wurde es von den Byzantinern angegriffen, die unter Belisar soeben dem Wandalenreich in Afrika ein Ende bereitet hatten. Dieses sittenreinste Volk war durch erschlaffendes Klima und durch das böse Beispiel der römischen Provinzialen im Lauf eines Jahrhunderts zum üppigsten geworden, und deshalb glückte es leicht, seiner Herr zu werden. Nicht so mühelos war der Kampf mit den Ostgoten; nur in schwerem, zwanzigjährigem Kriege, der das Volk fast gänzlich aufrieb, gelang es der zähen und gewissenlosen Staatskunst Justinians, Italien dem oströmischen Reiche zu unterwerfen (554). Froh werden sollte Byzanz freilich weder dieses Besitzes, den ihm sehr bald die Langobarden streitig machten, noch Afrikas, das zuerst von den wilden Eingebornen verheert, dann von den Arabern dem Oströmerreiche auf immer entrissen wurde. Der letztgenannte Semitenstamm zerschlug auch (711) das lange an Priesterherrschaft und innerem Hader kränkelnde Reich der bereits fast ganz romanisierten Westgoten in Spanien.

Die sämtlichen Staaten,*) welche die Ostgermanen innerhalb des römischen Reiches errichteten, waren nicht in unvermitteltem Gegensatz gegen dasselbe, sondern der Form nach in Unterordnung unter den römischen Staatsbegriff entstanden, in dessen Rahmen sie sich äußerlich einfügten. Als das abendländische Kaisertum erloschen war, galten die oströmischen Kaiser für die Träger des Imperiums, und diesen gegenüber wurde nunmehr der äußere Schein der Abhängigkeit gewahrt. Die Burgunden wurden nach einer beinahe vernichtenden Niederlage von den Römern in Savoyen angesiedelt. Ein römischer Statthalter rief die Wandalen nach Afrika, wo sie sich 435 verpflichteten, von den abgetretenen Gebieten Abgaben zu leisten. Als Föderaten Roms erhielten die Westgoten das südliche Aquitanien, und gleichsam als Beauftragter des Kaisers Zeno fiel der Ostgotenkönig Theoderich in Italien ein. Sobald die neuen Staaten sich einigermaßen befestigt hatten oder dem Imperium feindlich gegenüber traten, war freilich von einer staatsrechtlichen Abhängigkeit nichts zu spüren. Aber nur allmählich erblaßte bei den eingewanderten Germanen das Gefühl, die neue Heimat in einem Weltreiche gefunden zu haben, und eine Art Anerkennung der römischen Oberhoheit war es immerhin, wenn sich auch noch Könige der auf römischem Boden erwachsenen Germanenreiche vom Kaiser römische Würden und Titel verleihen ließen.

Der Stellung zum Reiche entsprach das Verhalten der Ostger-

*) Nach Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte Bd. 1, S. 51 f.

Digitized by Google

manen zur römischen Bevölkerung, die ihre neuen Herren verhältnismäßig früh zu romanisieren wußte. Obgleich sich ihre Lage in den einzelnen Staaten verschieden gestaltete, so behielt sie doch allenthalben ihre persönliche Freiheit, ihr Recht und ihr bewegliches Vermögen. Und wenn sie sich auch eine Landteilung gefallen lassen mußte, so erfolgte diese doch im Anschluß an Grundsätze des römischen Verwaltungsrechtes, nämlich nach dem Vorbilde des römischen Einquartierungssystems, welches kennen zu lernen die Germanen im römischen Dienste reichliche Gelegenheit gefunden hatten. Und auch die innern Einrichtungen der neuen Reiche knüpfen in wesentlichen Punkten an die vorgefundenen römischen Institutionen an. Die Burgunden, Westgoten und Wandalen haben sie freilich bald in selbständiger Weise umzubilden begonnen. Dagegen fungierte in Italien die alte römische Verwaltungsmaschine bis zur langobardischen Eroberung ohne erhebliche Störungen fort. Odowakar ließ den Senat und den ganzen römischen Beamtenapparat bestehen, und Theoderich liebte es, die althergebrachten Formen fast mit Ängstlichkeit zu wahren.

Sieht man aber nicht auf die Formen, sondern auf das Wesen der Dinge, so wird man sich freilich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß sich nichtsdestoweniger mit dem Entstehen der ostgermanischen Staaten eine Veränderung von weltgeschichtlicher Tragweite vollzogen hat. Der springende Punkt ist, daß in ihnen zuerst der römische Westen neue Herren empfangen hat. Das haben die Römer lebhaft empfunden, und die Germanen haben es ihnen deutlich zum Bewußtsein gebracht. Und wenn der germanische König von jenen „der Herr des Staats" genannt wird, so haben sie damit eben den Widerspruch ausgedrückt, der zwischen dem wahren Sachverhalt und dem abgelebten Gedanken des römischen Imperiums obwaltete. Übrigens bildeten die Staaten der Ostgermanen nur den Übergang zu einer gründlichen Umformung der abendländischen Welt, welche durchzuführen den Franken beschieden war. In Italien wurde den Franken durch einen andern westgermanischen Stamm, die Langobarden, tüchtig vorgearbeitet, ein schneidiges Volk aus härterem Stoff als die bildsamen und duldsamen Ostgoten.

d) Die Langobarden.

Die Langobarden, deren Geschichte, wie wir annehmen dürfen, noch frisch vor dem Gedächtnis unsrer Leser steht, sind das einzige westgermanische Volk, das sich, wie die gotisch-wandalischen, bei seiner Wanderung zuerst nach Südosten wandte,*) ja das einzige, das überhaupt völlig aus-

*) Von den Markomannen abgesehen, die hier nicht in Betracht kommen, weil sie in viel früherer Zeit wanderten und ihre Wanderung auf ein viel kleineres Gebiet beschränkten.

Digitized by Google

gewandert ist und die deutsche Erde ganz verlassen hat; denn die Alamannen blieben auf ursprünglich germanischem Boden, die Besetzung Britanniens geschah nicht auf einmal, durch ein Volk in seiner Gesamtheit, sondern allmählich, durch einzelne Scharen drei verschiedener Stämme, die größtenteils in ihren alten Sitzen verharrten, und die Franken haben wohl Gallien erobert, dabei aber ihre Stammländer am Rhein nicht aufgegeben und den Zusammenhang mit der deutschen Muttererde nie verloren. Zeigten die Langobarden sich darin den Ostgermanen ähnlich und hat ihr Reich in Italien mit den Reichen der Wandalen, Burgunden, Westgoten und Ostgoten auch das gemeinsame Merkmal, daß in ihm von Anfang an außer dem nationalen Gegensatz zwischen der germanischen und der ihr an Kopfzahl überlegenen römischen Bevölkerung auch ein folgenschwerer konfessioneller Zwiespalt obwaltete, so sind doch die Verschiedenheiten bedeutender als das Gemeinsame.

Schon bei der Gründung des Reiches treten die widerstandskräftigen Langobarden ganz anders auf als z. B. die milden Ostgoten; das zeigt sich namentlich in ihrem Verhältnis zu den Römern und zu den römischen Institutionen. Wo die Langobarden festen Fuß fassen, da fegen sie das römische Verwaltungssystem und die römische Amterverfassung hinweg; sie schaffen nicht einen Zwitterstaat, sondern ein rein nationales Staatswesen. Die Römer wurden nicht als gleichberechtigtes, sondern als unterjochtes Volk behandelt. Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts ist das Volksrecht frei von römischen Einflüssen. Erst als der Staat eine feste volkstümliche Grundlage gewonnen hatte, begann eine maßvolle Anlehnung an römische Einrichtungen und die staatsrechtliche Gleichstellung der römischen Bevölkerung sich anzubahnen.

Die Reiche der Burgunden, der Wandalen und der Ostgoten sind als arianische Reiche im Kampfe mit katholischen Mächten untergegangen. Die Westgoten traten allerdings länger als ein Jahrhundert vor ihrem Untergang zum Katholizismus über; aber der Klerus gewann bei ihnen so weitgehenden Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, daß er die Staatsgewalt untergrub und dem Reiche die Kraft raubte, sich gegen die Angriffe des Islam zu wehren. Dagegen war bei den Langobarden seit ihrem Übertritt zur römischen Kirche an die Stelle des überwundenen konfessionellen Zwiespaltes ein politischer Gegensatz getreten, nämlich der Gegensatz gegen die weltliche Machtsphäre des Papsttums; eine dritte Macht — das fränkische Königtum — mußte eingreifen, um diesen Konflikt zum Austrag zu bringen. Dabei kamen die Langobarden um ihre Selbständigkeit und wurden zu einem Gliede des großen Frankenreichs, womit sie das Schicksal aller westgermanischen Völker und der Burgunden teilten.

Digitized by Google

e) Die übrigen deutschen Volksstämme.

Immerhin nehmen die Langobarden unter den deutschen oder westgermanischen Stämmen in mancher Beziehung eine Sonderstellung ein, die sie den Ostgermanen nähert oder jenen Sueben, die — gleichfalls Westgermanen — mit Wandalen und Alanen nach Spanien zogen. Hier ist nun der Ort, auch der übrigen deutschen Stämme — derer, aus denen die deutsche Nation zusammengewachsen ist — etwas eingehender zu gedenken als dies im ersten Bande unsrer „Bilder" geschehen konnte.*) Die Vorgänge, welche die Bildung dieser größeren Stämme an Stelle der vielen kleineren Völkerschaften im eigentlichen Germanien herbeigeführt haben, sind uns im Einzelnen unbekannt; es läßt sich darüber nur Folgendes mit Sicherheit behaupten. Das Anwachsen der Bevölkerung und der Anfang der Seßhaftigkeit brachte es mit sich, daß die einzelnen deutschen Völkerschaften, die bisher durch die ausgedehnten unwegsamen Grenzwälder voneinander geschieden waren, das Bedürfnis gegenseitiger Annäherung und lebhafteren Verkehrs immer mehr empfanden. Die Ausbreitung der Ackerfluren, die damit verbundene — wenngleich damals noch geringe — Rodung des Urwaldes, die häufigere Anlage von Wegen that auch das ihrige, die Abgeschlossenen einander näher zu bringen. Aber nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in staatlicher Hinsicht bedurfte man der Annäherung und Verbindung. Gegen mächtigere Feinde konnte man sich nur durch Schutz- und Trutzbündnisse mit befreundeten Nachbarn helfen. Auch das Beispiel der Kraft, die eine große politische Einheit verleiht, stand in der großartigen Machtentfaltung des Römerreichs klar vor Augen, und das Gefühl, daß der Kampf mit diesem Reiche und wohl auch mit den Ostgermanen, die seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts sich heftiger zu rühren begannen, schließlich doch nicht vermieden werden könne, und daß zu diesem Kampfe wie zu denen mit feindseligen Nachbarn die zersplitterten Kräfte der einzelnen nicht hinreichten, mag die vielen kleinen Völkerschaften der Urzeit dazu getrieben haben, sich zu größeren Bünden oder Vereinigungen zusammen zu schließen. So entstanden an der Stelle jener — abgesehen von den Langobarden, den Angelsachsen Britanniens und den nach Spanien auswandernden Sueben, die alle drei ihre eigenen Wege gingen — fünf große Stämme oder Stammgruppen, die nach der Zeit ihres Auftretens in der allgemeinen Geschichte in dieser Ordnung aufeinander folgen: die Alamannen, die Franken, die Sachsen, die Thüringe und die Baiern; außerdem bestehen von uralters her die Friesen fort. Die staatliche Einheit dieser Stämme war freilich in den ersten Jahrhunderten

*) Vgl. Band 1, S. 255 f. Wir gestatten uns, einiges dort Gesagte hier zu wiederholen.

Digitized by Google

immer noch eine sehr lockere; denn die bedeutenderen der einstigen Völkerschaften und jetzigen Gaue, aus denen ein solcher Bund bestand, standen oft unter eigenen Königen, lagen wohl jetzt noch zuweilen miteinander in Hader, führten auch auf eigene Hand kleine Kriege. Aber in der Not, wenn es galt, einen starken Feind abzuwehren oder zur Erwerbung neuen Bau- und Wohnlandes anzugreifen, dann standen sie oft zusammen und gingen einmütig vor, und alle Niederlagen und Verluste, die sie erlitten, glichen nur Hammerschlägen, die das innere Gefüge des losen Bundes nicht lockerten, sondern festigten und verdichteten.

Man hat nicht ohne Grund vermutet, daß die Zurückstauung germanischer Völkerfluten, die dem Kaiser Marc Aurel im sogenannten Markomannenkriege mit Aufbietung aller Kräfte des Reichs gelang, zu Verschiebungen unter den Völkerschaften zwischen Weichsel und Elbe Anlaß gegeben hat. Der zurückgedrängte Strom, den Marc Aurel an der Donau zum Stehen brachte, teilte sich, so nimmt man an, hinter dem Rücken der Markomannen in zwei Arme, indem er sich ein südöstliches und ein südwestliches Abflußbette grub. Sicherlich ist es kein Zufall, daß etwa drei Jahrzehnte nach Beendigung des Markomannenkrieges den Römern am Schwarzen Meere die Goten und am Pfahlgraben die Alamannen gleichzeitig als neue Feinde entgegentreten.

Von den neuen Stammesnamen wird der der Alamannen am frühesten genannt. Im Jahre 213 nämlich gaben sie dem Kaiser Caracalla Anlaß, sie am Main zu bekämpfen; er legte sich sogar stolz den Beinamen Alamannicus zu, da er „das Volk der Alamannen besiegt hatte." Von weiterer Folge dieses angeblichen Sieges ist aber nichts zu verspüren. Über die Herkunft der Alamannen kann nichts Bestimmtes, sondern nur Wahrscheinliches gesagt werden. Es müssen suebische Völkerschaften gewesen sein, die sich unter dem neuen Namen vereinigt haben; der Name „Schwaben", der in der Folge oft als gleichbedeutend mit „Alamannen" gebraucht wird, ist nichts andres als der alte Suebenname. Von den Völkerschaften, die schon früher in der Rhein- und Maingegend saßen, mögen sich Tenkterer, Usipeter und Tubanten dem Bunde angegliedert haben; allein die bindende und treibende Kraft desselben ist von Nordosten hergekommen. Mit großer Wahrscheinlichkeit darf man behaupten, daß es die alten Semnonen sind, die den Kern des alamannischen Stammes bilden. Sie, das Hauptvolk der Sueben oder Schwaben, waren, als sie noch im heutigen Brandenburg saßen, die Hüter des Nationalheiligtums (alah) der Sueben, eines dem Ziu geweihten Haines; und der Name Alamannen scheint nichts anderes zu bedeuten als Männer (Hüter) des Heiligtums; daß die Semnonen um 180 zum letzten Male in ihren alten Sitzen genannt werden und dann — ein zahlreiches Volk — scheinbar ganz verschwinden, kann diese Ansicht

Digitized by Google

nur bestätigen; sie tauchen aber nun unter einem andern Namen drei Jahrzehnte später am Main wieder auf, so mächtig, wie uns die Semnonen geschildert werden, und in unruhiger Bewegung, wie es bei einem aus seinen alten Sitzen gedrängten und noch nicht wieder zur Ruhe gekommenen Volke natürlich ist.

Sehr locker war zuerst das Band, das die Alamannen umfaßte; sie zerfielen in zehn bis zwanzig kleine Gaue, die ihren eignen König hatten und sich durch Sondernamen (z. B. Juthunge, Bukinobanten u. a.) unterschieden. Selbst in den Kämpfen mit den Römern gingen diese Völkerschaften oft jede ihren eignen Weg, aber zuweilen handelten sie doch auch nach einem gemeinsamen Plane. Wenn die einen gegen Rom stritten, die andern aber zu Hause blieben oder in Fehden mit germanischen Nachbarn lagen, so beweist dies noch nicht, daß sie das ganz auf eigne Faust, ohne alle Verständigung untereinander thaten; ein jeder Teil des Stammes stand, stritt oder hütete eben da, wo es am meisten not that, wo es sein Sonderinteresse am dringendsten erheischte. Aber freilich mag eben dieses Sonderinteresse gar oft die Rücksicht auf das allgemeine Wohl überwogen haben, und mancher ward sogar der heimischen Sache untreu und trat in römische Dienste.

Der ungemein zahlreiche Stamm, auf den im Nordosten die Burgunden*) drückten, war auf die Dauer nicht aufzuhalten. Im Jahre 234 fielen sie abermals über den Grenzwall in das Zehntland ein und konnten erst nach zweijährigem verzweifelten Kampfe durch Maximinus zurückgedrängt werden. Schon 253 überschritt ein ungeheurer Schwarm den Rhein, plünderte das östliche Gallien und drang über die Alpen bis Mailand vor. Zwar wurden sie zurückgeschlagen, aber die Römer vermochten nicht zu hindern, daß sie sich zu Tausenden auf beiden Ufern des Oberrheins ansiedelten. Ein andrer Schwarm überstieg gemeinsam mit den Markomannen im Jahre 270 die Alpen und verheerte die Poebene. In zwei Schlachten bei Mailand und Piacenza wichen die Römer vor der ungestümen Tapferkeit der Barbaren, bis endlich der wackere Kaiser Aurelian sie zum Rückzug und Frieden zwang. Bis zu seinem Tode (275) hielten sie auch Ruhe; dann aber durchbrachen sie an vielen Stellen zugleich den Grenzwall und überschwemmten das Zehntland und Ostgallien, überall die römischen Städte verwüstend. Noch einmal drängte der tapfere Probus sie bis über den Neckar zurück und stellte die Grenzbefestigungen wieder her. Als aber die meuterischen Legionen (282) den trefflichen Kaiser erschlagen hatten, gingen

*) Diese bahnten sich endlich 413 mitten durch Alamannen und Franken einen Weg an den Mittelrhein; schon im Jahre 371 aber suchte Rom ihre Bundesgenossenschaft gegen die Alamannen und um dieselbe Zeit stritten beide Stämme heftig um die Salzquellen bei Schwäbisch Hall im Kocherthale.

Digitized by Google

alle Früchte seines Sieges sofort verloren. Das ganze Land bis zum Oberrhein und darüber hinaus auch das Elsaß fiel in die Hände der Alamannen. Einzelne Siege, welche Diokletian über sie erfocht, hatten keine dauernden Erfolge. Selbst Julians siegreiche Schlacht bei Straßburg (357), seine Einfälle ins Alamannenland und die Züge des Kaisers Valentinian, die früher ausführlich erzählt worden sind,*) blieben ohne ein bleibendes Ergebnis. Nach jeder Niederlage standen die Alamannen zum Grauen der Römer bald in ungeschwächter, ja in neuangewachsener Kraft wieder auf, ein „ungeheures Volk", wie Ammian verzweifelnd ausruft, „dem trotz unzähliger Verluste in den endlosen Kämpfen der Jahrhunderte, stets wieder so rasend schnell eine neue Jugend heranwächst, daß es scheint, als wären sie seit Jahrhunderten von keinem Unfall betroffen worden." Das Zehntland — nunmehr Schwabenland — blieb für die Römer auf immer verloren, die Rheingrenze und die Provinz Obergermanien wurde bis ins fünfte Jahrhundert noch behauptet; dann gewannen die Alamannen auch westlich und südlich vom Oberrhein, im Elsaß und der Schweiz, Wohnsitze. Als die Burgunden vom Mittelrhein nach Gallien abgezogen waren, dehnten sich die Alamannen auch rheinabwärts aus, wodurch sie die südlichen Nachbarn der Franken wurden. Dies veranlaßte den feindlichen Zusammenstoß der beiden Völker im Jahre 496, wo Chlodowech sie besiegte und zum größeren Teil unterwarf, während der kleinere unter Theoderichs des Großen Schutz sich dem ostgotischen Reiche anfügte. Zur Zeit Julians und Valentinians hatten die Alamannen noch ebenso viele Könige als Gaue gehabt, Chlodowech hatte es nur noch mit einem Alamannenkönig zu thun.

Wenige Jahrzehnte später als die Alamannen tauchen (um 240) in dem Völkergewirr am Rhein die Franken d. i. die Freien auf, von denen weiter unten ausführlich und im Zusammenhange die Rede sein wird.**) Durch ihren Namen wollten sie sich wohl von denjenigen Rheingermanen unterscheiden, die den Römern unterthänig waren oder gewesen waren. Der mächtige Stamm, welcher den Alamannen an Volkszahl nicht nachstand, hatte sich überwiegend aus Völkerschaften zusammengesetzt, die von altersher am Niederrhein als oft bekämpfte Grenznachbarn oder gezwungene Unterthanen saßen. Seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts treten als wichtigstes Glied der fränkischen Völkergruppe die Salier auf, die schon zur Zeit Julians „die ersten unter allen Franken" genannt werden. Damals hatten sie Toxandrien (Nordbrabant) besetzt,

*) Siehe Bd. 1, S. 259—280.

**) Die folgenden Andeutungen wieder nach Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte Bd. 1, S. 42 f.

Digitized by Google

wurden von Julian besiegt,*) durften aber die eigenmächtig besiedelten Gebiete unter römischer Hoheit behalten. Die Herkunft der Salier ist dunkel; wahrscheinlich sind die Sugambern, Kanninefaten und Bataver in ihnen aufgegangen; im fünften Jahrhundert verschmolzen mit ihnen die Chattuarier. Nach ihrem Königsgeschlecht heißen die Salier gelegentlich auch Merowinge. Bedeutend später wird in sicheren Zeugnissen der zweite große Zweig des Frankenstammes, das Volk der Ripuarier, genannt, die aus den alten Amsivariern und Brukterern hervorgegangen sind; auch die Chamaven gehörten zu ihnen, obwohl ihr Sondername sich noch länger erhielt. Könige der Ripuarier hatten in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts ihren Herrschersitz zu Köln aufgeschlagen. Den dritten Hauptstamm der Franken, die Oberfranken, bilden die Chatten oder Hessen. Aus der Zusammensetzung des Stammes und seinen Wohnsitzen erklärt es sich, daß die fränkische Mundart Niederdeutsches und Oberdeutsches mischt.

Östliche Nachbarn der Franken waren die Sachsen.**) Ein kleines Volk dieses Namens wird zuerst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unter mehreren die kimbrische Halbinsel anfüllenden Völkerschaften genannt. Sie saßen damals am rechten Ufer der Unterelbe, die sie von den Chauken trennte. Erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts gewinnt der Sachsenname umfassendere Bedeutung und wird Gesamtname einer niederdeutschen Völkergruppe, die sich nach Süden bis an den Harz ausdehnt und die Angrivarier, Chauken und Cherusker in sich aufgesogen hat. Schon in der Zeit Diokletians machten sich die Sachsen durch Seeraub und Plünderung der römischen Küsten in Britannien und Gallien gefürchtet. Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts setzen sich sächsische Schwärme im Verein mit Angeln und Jüten in dem von den Römern aufgegebenen Britannien fest, wo sie eine Anzahl selbständiger Königreiche gründen, aber schließlich unter der Herrschaft der Könige von Wessex (Westsachsen) vereinigt werden und zu dem Volke der Angelsachsen verschmelzen. Die Sachsen des Festlandes schieden sich in der karolingischen Zeit nach der Lage ihrer Wohnsitze, soweit diese links der Elbe lagen, in die drei Gruppen der Westfalen im Westen der Weser, der Engern (Angrivarier, Angrarier) zu beiden Seiten derselben und der Ostfalen im Osten der Weser. Ihnen werden die rechtselbischen, nordöstlichen Sachsen gegenübergestellt, die als Nordleute oder Nordalbingier bezeichnet werden. Die Sachsen wurden von den Erschütterungen der Völkerwanderung nur wenig berührt und bewahrten deshalb die Grundzüge altgermanischen Wesens unverändert. Sie bildeten freie Volksgemeinden und Gaugenossenschaften unter gewählten Vorstehern; nur in Kriegszeiten

*) Siehe Bd. 1, S. 267 f.

**) Wir werden auch ihrer später ausführlich zu gedenken haben und geben deshalb hier nur kurz das Nötigste nach Brunner a. a. O.

Digitized by Google

stellten sie sich unter die Führung eines Herzogs. Gemeinsame Stammesangelegenheiten, besonders Krieg und Frieden, wurden auf einer Versammlung von Abgeordneten der einzelnen Gaue beraten, die alljährlich zu Marklo an der Weser stattfand.

Seitwärts von Franken und Sachsen erhielt sich an der Nordseeküste die uralte Völkergruppe der Friesen. Drusus hatte sie den Römern zinspflichtig gemacht; doch schüttelte seit dem Kaiser Claudius der größere, östlich der Yssel seßhafte Teil des Stammes das römische Joch ab. Tacitus teilt sie in große und kleine Friesen, daneben begegnet eine Scheidung in Friesen und Frisiavonen. Nach der Zeit Neros werden sie nur selten genannt. Neben Viehzucht, Ackerbau und Fischfang treiben sie schon frühe ergiebige Seeräuberei. Noch vor dem Ende des dritten Jahrhunderts entledigten sich auch die bis dahin römischen Friesen der Reichshoheit. Seit dem Auftreten der Sachsen und Franken verschwinden die Friesen völlig aus dem Gesichtskreis der römischen Geschichtschreibung. Während sie aber früher auf den Strand zwischen Rhein und Ems angewiesen waren, dehnten sie nun ihre Sitze längs der Meeresküste aus. In der fränkischen Zeit reicht Friesland, in West-, Mittel- und Ostfriesland geteilt, von der Gegend, wo jetzt die belgische Küste mit der holländischen grenzt (nördlich von Sluys, nordöstlich von Brügge), bis an die Weser. Später erscheinen an der Küste und auf den Inseln des westlichen Schleswig die Nordfriesen. Im siebenten und achten Jahrhundert, vor der fränkischen Unterwerfung, gab es ein gemeinsames friesisches Königtum.

Erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts begegnet uns der Stammesname der Thüringe oder richtiger Düringe. Durch ihren Namen kennzeichnen sie sich als die Nachkommen der Hermunduren (der großen oder gesamten Duren); diese, von denen nach dem Markomannenkrieg jede Kunde erlischt, bilden den Grundstock des Stammes, zu denen sich zwei kleinere niederdeutsche Völkerschaften, die Warnen und ein Teil der Angeln, gesellt haben, wir wissen nicht, in welcher Zeit. In der Überschrift ihres unter Karl dem Großen niedergeschriebenen Volksrechtes werden Angeln und Warnen als Thüringe bezeichnet. Die Grenznachbarn und steten Gegner der Thüringe waren im Norden die Sachsen, im Westen die Franken, im Süden die Alamannen. Dem Attila mußten sie zu seiner Fahrt nach Gallien Heeresfolge leisten und in der Schlacht auf dem katalaunischen Felde unter hunnischer Fahne kämpfen. Doch schon um 460 wird ein thüringischer König Bisin genannt und am Anfang des sechsten Jahrhunderts bestand ein mächtiges Thüringerreich, das im Norden bis zur Niederelbe (zwischen Saale- und Jeezemündung), im Süden bis zur Donau (zwischen der Wernitz und dem Baierwald) reichte. Damals vermählte Theoderich der Große seine Nichte Amalaberga mit dem Thüringerkönig Hermanfried.

Digitized by Google

Dieser räumte mit Unterstützung des austrasischen Frankenkönigs Theuderich seine Brüder, die Gaukönige Berthar und Baderich aus dem Wege. Als er aber seinem Bundesgenossen den versprochenen Beuteanteil vorenthielt, überzog Theuderich gemeinsam mit seinem Bruder Chlothar dem Ersten ihn 531 mit Krieg, da Theoderich der Große die kleinen, schwächeren Germanenstaaten nicht mehr gegen die Franken schirmte. Gleichzeitig griffen die Sachsen von Norden her an. Das Thüringerreich erlag dem doppelten Ansturm; ein Teil des Landes ward sächsisch, der größere fränkisch.

Die Herkunft des jüngsten deutschen Stammnamens, des der Baiern, ist schon früher kurz erörtert worden. Die Baiern oder, wie sie früher hießen, die Bajuwaren sind die Männer aus Baja, d. h. aus Bajuhemum oder Böhmen, aber keineswegs Nachkommen der keltischen Bojer, von denen dieses Land den Namen hat, sondern der Markomannen, die es jenen entrissen. Um 490 herum verließ dieser starke deutsche Volksstamm mit seinen Nebenstämmen, den Quaden und Nariskern, das alte Bojerland, wo er ein halbes Jahrtausend (seit Marbod) gehaust hatte und zog westlich und südlich nach den Donaugegenden. Der Name der verlassenen Heimat aber haftete an ihnen. Sie besetzten Noricum und Rätien, bis zum Lech, wodurch sie Nachbarn der Alamannen wurden, verbreiteten sich aber auch nördlich der Donau nach dem Fall des Thüringerreiches über die heutige Oberpfalz bis zum Fichtelgebirge. Hier waren die Franken ihre westlichen Grenznachbarn; da sie im Südosten an Slaven und, nach dem Abzug der befreundeten Langobarden nach Italien, auch an die Avaren grenzten, war ihre Lage schwierig genug, und es ist nicht zu verwundern, daß sie bald nach dem Untergang des Thüringerreiches in Abhängigkeit von den mächtigen Franken gerieten. Unter der Oberhoheit des austrasischen Königs wurden sie um die Mitte des 6. Jahrhunderts von einem Herzog von fast königlicher Machtstellung beherrscht, der aus dem Geschlecht der Agilolfinger und katholischer Christ war. Als der erste geschichtlich sichere wird jener Garibald genannt, dessen Tochter Theudelinde sich dem Langobardenkönig Authari vermählte. Er suchte die fränkische Oberhoheit abzuschütteln, erlag aber im Kampfe. Die folgenden Herzöge ziehen wacker gegen die Avaren zu Felde. Zur Zeit Karl Martells ging der nördliche Teil des Bajuwarenlandes an die Franken verloren. Nach öfter erneuten Versuchen, des fränkischen Joches los zu werden, wurde es nach der Absetzung des letzten Herzogs Thassilo des Dritten von Karl dem Großen im Jahre 794 zur fränkischen Provinz gemacht.

Alle diese Stämme, die nach Abzug derjenigen Teile der Franken, welche Gallien besetzten, nachmals das deutsche Volk gebildet haben, fühlten unter sich nicht das Bedürfnis, sich brüderlich zusammenzuschließen, und so wurden die schwächeren unter ihnen nacheinander von dem zähesten und zahlreichsten,

Digitized by Google

den Franken, unterworfen; zuletzt von allen die kraftvollen Sachsen, die Karl der Große erst durch dreißigjährige Kämpfe (von 772 bis 804) seinem Reiche einverleiben konnte, welches von andern germanischen Völkern die Burgunden schon 532 verschlungen hatte, die Langobarden erst 774 in sich aufnahm. Den unbefangenen Leser mag es wohl verdrießen, wenn er so einen tapfern Stamm nach dem andern den harten Siegern unterliegen sieht; für die Deutschen war dies doch ein Glück; denn nun wurde ihnen das aufgezwungen, was ihnen so lange zu ihrem Unheil gefehlt hatte, die staatliche Einheit, die allein das Fortbestehen ihrer Nationalität verbürgte. Und wenn das Weltreich Karls des Großen auch nur einen kurzen Bestand gehabt hat, so haben sich darin doch zuerst als Glieder eines Ganzen empfunden diejenigen Stämme, die sich dann unter Karls Enkel, Ludwig dem Deutschen, zu einem zwar engeren, aber auch dauerhafteren Staatsverband zusammenschlossen, als die glänzenden Reiche der Ostgermanen auf römischem Boden längst in Staub gesunken waren.

Wie nun der Staat der Franken, aus kleinen, unscheinbaren Anfängen allmählich zu dem großen und mächtigen Reiche erwuchs, aus dem sich außer der deutschen noch zwei Nationen, die französische und die italienische, entwickeln konnten, das haben wir in den folgenden Kapiteln zu erzählen. Den Schluß dieser Einleitung aber soll ein Überblick über die Geschichte dieses Reiches bilden, der, von einem höchst kundigen Manne*) entworfen, trefflich geeignet ist, das Auge des Lesers für die Erkenntnis des Wesentlichen und Eigenartigen in dieser Staats- und Reichsgeschichte im voraus zu schärfen.

f) Umschau über die fränkische Geschichte.

„Die Zwitterstaaten, welche die Ostgermanen auf römischer Erde bildeten, haben sich nach kurzer Blüte ausgelebt. Goten, Wandalen und Burgunden waren durch die Flut der Völkerwanderung am weitesten von der früheren Heimat abgetrieben worden. In den neuen Wohnsitzen waren sie außerstande, sich durch das Zuströmen frischer volksverwandter Kräfte zu ergänzen, sie verkümmerten an der römischen Kultur, mit der sie sich zu früh und zu rasch gesättigt hatten. Die Neugestaltung des Occidents, welche durch die ostgermanischen Reiche nur vorbereitet, nicht durchgeführt werden konnte, ist von dem Staat der Franken vollbracht worden. Die Eroberung Galliens, welches das Kernland des weströmischen Reiches in dessen letzten Jahrhunderten gewesen war, führte sie in das Erbe der christlich-römischen Bildung ein. Nach Sprache und Anlage etwa in der Mitte

*) Heinrich Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte 1, 187 ff. Auch hier müssen wir uns für unsre Zwecke einige Änderungen erlauben.

Digitized by Google

zwischen Ober- und Niederdeutschen stehend, waren sie berufen, die sämtlichen deutschen Stämme des Festlandes unter ihrer Herrschaft zu vereinigen und ihnen das Christentum sowie die selbständig verarbeiteten Überreste der antiken Kultur zu vermitteln. Sie haben, indem sie deutsches Blut und deutsches Recht in die Reichsgebiete romanischer Zunge trugen, diese mit neuen Lebensbedingungen erfüllt und so ein Staatswesen geschaffen, das in der gleichmäßigen Zusammensetzung aus germanischen und romanischen Bevölkerungsmassen sein hervorragendes Merkmal, in der gegenseitigen Berührung, Durchdringung und Abstoßung dieser Massen den wesentlichen Inhalt seiner Geschichte hat.

Die Reichsgründung ging von dem salischen Zweige der Franken aus. Nach der Besetzung Toxandriens, des Landes südlich und westlich der untern Maas, dehnten die Salier, die unter römischer Oberhoheit und in der Schule des römischen Kriegsdienstes ihre hervorragende politische und militärische Begabung auszubilden verstanden, ihre Wohnsitze nach Süden aus, dem Laufe der Schelde folgend, die sie vermutlich schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts überschritten. Unter ihrem Könige Chlogio eroberten sie das römische Cambrai und erwarben um die Mitte des fünften Jahrhunderts das Land bis zur Somme. Die Ausbreitung des Stammes ging bis um diese Zeit Hand in Hand mit der fortschreitenden Besiedelung der besetzten Gebiete. Das Bedürfnis neuer Wohnsitze, die Landnot, hatte ihn vorwärts gedrängt.

Dagegen gingen die Eroberungen, durch welche König Chlodowech aus dem Geschlecht der Merowinge (481—511) die eigentliche Gründung der fränkischen Monarchie vollzog, nicht mehr aus dem Bedürfnis und Trieb des Volkes, sondern aus der freien Entschließung des Königtums hervor. „Alle übrigen germanischen Reiche sind durch ein eroberndes Volk, das fränkische Reich ist durch einen erobernden König gegründet worden." Chlodowech war seinem Vater Childerich, der als Föderat der Römer in Gallien Kriegsdienste geleistet hatte, in dem salischen Teilkönigtum gefolgt, das in Tournai (Doornick) seinen Herrschersitz hatte. Mit seinem Blutsfreunde König Ragnachar von Cambrai verbündet, besiegte Chlodowech 486 den römischen Machthaber Syagrius, der als Sohn des letzten römischen Statthalters Ägidius nach der Erhebung Odowakars ein Stück Galliens in selbständiger Herrschaft behauptet hatte. Die Frucht des Sieges war zunächst die Erwerbung des Gebietes bis zur Seine; etwas später wurde auch das Land zwischen Seine und Loire unterworfen. Zehn Jahre nach der Besiegung des Syagrius unterlagen die Alamannen den fränkischen Waffen, unterwarfen sich und mußten, wie es scheint, ihre nördlichen und westlichen Gaue vollständig abtreten, während ein Bruchteil des Stammes im ostgotischen Reiche Schutz und Aufnahme fand. Indem Chlo-

Digitized by Google

dowech sich mit etlichen Tausenden seines Volkes zum Christentum bekehrte, und zwar nicht zum Arianismus der Westgoten und Burgunden, sondern zum Katholicismus der römischen Provinzialen, zog er die wichtigste und leistungsfähigste Einrichtung des Romanentums, die römische Kirche, in das Interesse seiner Politik und machte die gallische Geistlichkeit, die ihn als Boten Gottes begrüßte, zum gefügigen Werkzeug seiner Pläne. Als Vorkämpfer des Katholicismus griff Chlodowech das Reich der Westgoten an, denen er 507 bis 510 das Land zwischen Loire und Garonne entriß. Nur das spätere Septimanien blieb damals durch das Einschreiten Theoderichs des Großen dem Westgotenreiche erhalten. Aus einem Schreiben, das Chlodowech in der Zeit des westgotischen Krieges an die Bischöfe Galliens richtete, geht hervor, daß während dieses Krieges die katholischen Kirchen und Geistlichen des feindlichen Gebietes im Frieden und Schutze des Frankenkönigs standen. Zu Beginn seiner Laufbahn war Chlodowech nur König über einen Teil der salischen Franken; indem er die blutsverwandten Mitkönige ausrottete und sich von den Ripuariern nach Beseitigung ihres Königsgeschlechts zum König erheben ließ, erlangte er die Alleinherrschaft über den gesamten Stamm der Franken.

Nach dem Tode Chlodowechs teilten sich seine vier Söhne in das Reich, um die Eroberungspolitik ihres Vaters gemeinschaftlich fortzusetzen. Diese hatte an dem Machtbereich des Ostgotenkönigs Theoderich ihre Schranke gefunden, welche hinwegfiel, als das ostgotische Reich unter den Nachfolgern Theoderichs seine auswärtige Machtstellung einbüßte. Nunmehr vermochten die Franken Thüringen zu unterwerfen (531) und dem burgundischen Reich ein Ende zu machen (532). Der ostgotisch-byzantinische Krieg trug ihnen die Provence und die Herrschaft über die Reste der Alamannen ein. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts stehen auch die Baiern in Abhängigkeit vom fränkischen Reiche.

So ging das Wachstum der Franken mit einer merkwürdigen Gesetzmäßigkeit nach zwei verschiedenen Richtungen vor sich. Wie jeder Schwingung des Pendels eine entgegengesetzte entspricht, so findet bei der Ausbreitung des fränkischen Reiches jede Einverleibung romanischer Provinzen ihr Widerspiel im Zuwachs deutscher Volkskräfte, eine Erscheinung, die sich nachmals unter Karl dem Großen wiederholte, als im Süden das Langobardenreich, im Norden der Stamm der Sachsen unterworfen, im Westen die spanische, im Osten die avarische Mark errichtet wurde.

Auf die Zeit der kraftvollen Begründung des Reiches folgten die inneren Wirren und Thronstreitigkeiten unter den Söhnen und Enkeln Chlotars des Ersten. Der häusliche Zwist streute die Saat für das Emporreifen eines trotzigen und selbstsüchtigen Adels, er vertiefte den bei den Reichsteilungen beachteten Gegensatz zwischen Neustrien, dem über-

Digitized by Google

wiegend romanischen Neufranken, und dem fast ausschließlich deutschen Austrasien oder Ostfranken, er bahnte die Entwicklung an, durch welche die Hausmeier, ursprünglich königliche Hofbeamte, als Führer der Großen entscheidenden Einfluß auf die Reichsverwaltung gewannen. Nach dem Tode Dagoberts des Ersten (639), der letzten wirklichen Herrschergestalt des merowingischen Hauses, führte die Schwäche des Königtums allenthalben zur Ausbildung selbständiger Herrschaftsgebiete. Das Reich schien dem Untergange nahe zu sein. Da gelang es einer jener Sondergewalten, dem austrasischen Herzogsgeschlecht der Arnulfinge, die Hausmeierwürde über das gesamte Reich zu erwerben. Im Namen des Königtums, das sie vertraten, wußten sie den Widerstand der selbständig gewordenen Teilmächte zu brechen, das von den Arabern bedrohte Bestehen des Reiches zu retten, die Grenzen durch Erwerbung Septimaniens und durch die Unterwerfung der West- und Mittelfriesen zu erweitern und im Innern wieder eine starke Staatsgewalt herzustellen. Als diese Aufgabe vollbracht war, beseitigte der letzte Hausmeier, Pippin, der Sohn Karl Martells, das merowingische Schattenkönigtum, indem er sich im November 751 von den Franken zum König erheben ließ.

Der Übergang der königlichen Gewalt auf das Haus der Arnulfinge, welches nach seinem glänzendsten Vertreter auch das der Karolinger genannt wird, bezeichnet den wichtigsten Wendepunkt der fränkischen Geschichte. Zwischen der merowingischen und der karolingischen Epoche besteht ein tiefer innerer Gegensatz, der nicht übersehen werden darf. Hatten die schwachen Merowinge die Provinzen zu einer Selbständigkeit gelangen lassen, die den Bestand des Reichs in Frage stellte, so verfolgten die Karolinger das Ziel, die landschaftlichen Gegensätze auszugleichen und die Regierung möglichst in einem Mittelpunkte zu vereinigen. Die Staatsgewalt dehnte ihre Aufgabe auf bisher unberührte Lebensgebiete aus und begann ein Reichsrecht von unbeschränktem Geltungsbereich zu schaffen. Von kirchlichen Anschauungen erfüllt, nahmen die Verwaltung und Gesetzgebung einen Zug der Bevormundung an, welcher der merowingischen Zeit völlig fremd war. Während die merowingische Duldsamkeit oder Gleichgültigkeit den ostrheinischen Stämmen gestattet hatte, in heidnischem Glauben und heidnischer Sitte zu beharren, wurden sie von den Karolingern von Staats wegen zum Christentum übergeführt und in die kirchlichen und gesellschaftlichen Ordnungen des Westens hineingezogen. Seit das Christentum als staatliche Grundlage der Reichseinheit verwertet und gefördert wurde, veränderte sich das Verhältnis des Staats zur Kirche. Diese wurde zur Mitwirkung an den unmittelbaren Staatsaufgaben berufen, nachdem sie durch eine Erneuerung, die von dem großen Bonifatius ausging, den Charakter der fränkischen Landeskirche eingebüßt hatte.

Digitized by Google

Das Geschlecht der Merowinge hatte einst in dem heidnischen Mythus von seinem göttlichen Ursprung eine religiöse Stütze seines Herrschergeschlechts besessen. Eine solche verschaffte sich auch Pippin, indem er zu seinem Staatsstreiche die Zustimmung des römischen Bischofs einholte. Kirchliche Weihe und Salbung sollten den Mangel der Rechtmäßigkeit ersetzen. Das neue Herrscherhaus und das Papsttum traten sofort in engste Beziehung. Pippin zog auf Bitten des Papstes nach Italien gegen den Langobardenkönig Ahistulf, der Rom bedrohte, entriß ihm die Eroberungen, die er in den vom Papste beanspruchten, dem Namen nach noch zum oströmischen Reiche gehörigen Teilen Italiens gemacht hatte, und überwies sie dem Gemeinwesen des heiligen Petrus.

Auf den Höhepunkt seiner Macht erhob sich das fränkische Reich unter Karl dem Großen (768–814). Als die Langobarden unter König Desiderius die Feindseligkeiten gegen das päpstliche Gebiet erneuerten, unterwarf er sie und machte sich selbst zum König des Langobardenreichs. Seit dem 5. Juni 774 urkundet er als rex Francorum et Langobardorum, ein Titel, der die Sonderstellung des Langobardenreichs zum Ausdruck brachte, welches der fränkischen Monarchie zunächst nicht so eng wie die übrigen Provinzen angegliedert wurde. In dreißigjährigem Kampfe zwang er die Sachsen unter die Herrschaft der Franken und des Christentums, der nun auch die Ostfriesen unterworfen wurden. Die Unbotmäßigkeit des Baiernherzogs Thassilos des Dritten bot den Anlaß, das letzte der in merowingischer Zeit selbständig gewordenen Herzogtümer zu beseitigen und Baiern dem Reiche wieder völlig einzuverleiben. In glücklichen Kriegen gegen Avaren und Araber gelang es, die Reichsgrenzen im Osten und gegen Südwesten vorzuschieben.

Die Weltstellung, die Karl hierdurch errungen hatte, die Schutzherrschaft, die er in Sachen der römischen Kirche ausübte, fanden ihren zeitgemäßen Ausdruck in der Erneuerung des abendländischen Kaisertums. Zu Weihnachten 800 wurde Karl in Rom unter den Beifallsrufen des römischen Volkes von Papst Leo dem Dritten zum Kaiser gekrönt. Die Idee des neuen Kaisertums wurzelte in der Erinnerung an das römische Weltreich, das ja in die Anfänge aller germanischen Staatsbildungen hineinragte, hatte aber außerdem einen wesentlich kirchlichen Zusatz, indem der Kaiser als Beschützer der katholischen Christenheit die kirchliche Einheit des Abendlandes zur staatsrechtlichen Verkörperung bringen sollte, auf daß der Universalkirche die Universalmonarchie entspreche.

Diesen Bestrebungen zum Trotz wurde die Kaiseridee der Todeskeim des fränkischen Reiches. Der Gedanke der Universalmonarchie setzte die Unteilbarkeit der Reichsgewalt voraus. Allein ihr widersprach die herkömmliche Thronfolgeordnung, nach der die Reichsverwaltung unter

Digitized by Google

mehrere Geschlechtsfolger geteilt wurde. Mit Aussicht auf Erfolg konnte dieses Herkommen nur dann durchbrochen werden, wenn in den Völkern und Stämmen des fränkischen Reiches ein lebendiges Gefühl der Zusammengehörigkeit, ein ausgeprägtes Einheitsbewußtsein vorhanden gewesen wäre. Aber daran fehlte es, wenn man absieht von den Kreisen der höheren fränkischen Geistlichkeit, welche die Reichseinheit zum Vorteil der Kirche verfocht, und von dem Adel jenes Stammes, der die Gründung des Reiches bewerkstelligt hatte. Gerade der erhöhte Eifer, mit dem nach der Kaiserkrönung Karls regiert und zentralisiert wurde, scheint in der Bevölkerung jene entgegengesetzte Unterströmung erzeugt zu haben, die durch den unter Ludwig dem Frommen eintretenden Zwiespalt an die Oberfläche drang. Als dieser 817 auf einem Aachener Reichstage Anordnungen über die Thronfolge traf, ernannte er Lothar, seinen ältesten Sohn, zum Nachfolger für das Gesamtreich, zum Mitregenten und zum Kaiser, beeinträchtigte dagegen die durch das Herkommen begründeten Ansprüche seiner jüngeren Söhne, von denen Pippin nur Aquitanien, Ludwig nur Baiern, und zwar in der Stellung von Unterkönigen Lothars, erhalten sollten. Nach der Geburt eines vierten Sohnes, der den Namen Karl erhielt, suchte Ludwig der Fromme das Teilungsgesetz von 817 abzuändern. Da auch Pippin und der jüngere Ludwig dies als eine Schmälerung ihrer Rechte ansahen, so entstanden Zwistigkeiten, durch die das Reich tief zerrüttet, das Ansehen der Krone arg erschüttert wurde. Ehe sie beigelegt waren, starb Ludwig der Fromme. Lothar, dem sich die Söhne des inzwischen gestorbenen Pippin anschlossen, wurde von seinen verbündeten Brüdern Ludwig und Karl in der Schlacht bei Fontenoy 841 besiegt. Dieses Ereignis bedeutete die Niederlage der von Lothar verfochtenen Idee der Reichseinheit. Von dem 843 abgeschlossenen Teilungsvertrage von Verdun erhielt Ludwig der Deutsche die ostrheinischen Gebiete nebst den Gauen von Mainz, Worms und Speier, Lothar den mittleren Teil des fränkischen Reiches, nämlich Italien, die Provence, Burgund, Elsaß und das später nach ihm benannte Lothringen mit Friesland, Karl der Kahle die westlichen Striche bis an das Meer.

Die innern Gärungen hatten die Widerstandskraft des Reiches gelähmt. Es vermochte sich der Normannen und der Sarazenen nicht mehr zu erwehren. Nur gegen die Slaven behaupteten sich die Ostfranken (Deutschen) mit Erfolg. Die Normannengefahr führte 885 zur nochmaligen Vereinigung des gesamten Reiches unter Karl dem Dicken, dem jüngsten Sohn Ludwigs des Deutschen. Allein seine unköngliche Haltung in den Kämpfen gegen die Normannen und seine durch einen Schlagfluß gesteigerte Regierungsunfähigkeit bewog die ostfränkischen (deutschen) Stämme, im November 887 seinen Neffen Arnulf zum König zu erheben. Karl

Digitized by Google

der Dicke sah sich gezwungen die Regierung niederzulegen und starb zwei Monate später. Sein Sturz war die Losung für die längst vorbereitete Auflösung der fränkischen Monarchie, welche nunmehr in fünf selbständige Reiche auseinanderfiel, da außer dem ostfränkischen auch ein westfränkisches, ein italienisches, ein hochburgundisches und ein niederburgundisches Königreich entstand. Nachmals sind zwar Italien und Burgund mit dem deutschen Reiche wieder vereinigt worden. Allein die Trennung zwischen Ostfrancien und Westfrancien, auf deren Verbindung das Wesen des fränkischen Reiches beruhte, ist eine dauernde geblieben. So hat das fränkische Reich die Entstehung nationaler Staaten — zunächst Deutschlands und Frankreichs *) — vermittelt, aber nicht ohne zugleich gewisse Grundlagen des Rechtes und der Kultur zu schaffen, die während des Mittelalters und teilweise noch heute ein Gemeingut des westlichen und mittleren Europa sind.

2. Die Anfänge der fränkischen Geschichte.

(Von ca. 240 bis 481.)

Wer sich an der frischen Schönheit der langobardischen Volkssage gelabt hat, dem fällt es wohl auf, daß der Anfang der fränkischen Geschichte eines ähnlichen Schmuckes ganz entbehrt; denn was seit dem siebenten Jahrhundert etwa über die angebliche Abstammung der Franken von den Trojanern gefabelt wurde, das war ein Gespinst aus Mißverständnis und Gelehrtengrillen, das im Volksgemüt keine Wurzel hatte. Dies beweist freilich keineswegs, daß den Franken von Anfang an die geschichtliche Sage gefehlt hätte; sie ist uns nur nicht reichlich überliefert, und die Franken haben sie vielleicht auch früher vergessen als andre Stämme, teils weil der derbe, wilde Sinn des Volkes mehr auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit gerichtet war, teils weil der Katholicismus, zu dem die Franken verhältnismäßig frühe übertraten, die mit der altheidnischen Götterwelt zusammenhängenden Stammsagen verachtete und haßte. Wohl hat sich in der merowingischen Zeit, in der Geschichte der Begründer der fränkischen Macht, im fränkischen Volke der Drang, die Großthaten jener Herrscher sagenhaft zu verklären, kräftig geregt. Aber keinem der Merowinger gewährte die allgemeine deutsche Heldensage den Eintritt in ihre Kreise. Während sie nicht müde wird, von dem großen Amalungen Theoderich zu singen und zu sagen, und sich bemüht, alle andern Helden um ihn als um den Größten zu versammeln, nennt sie von seinem gewaltigen Zeitgenossen, dem Franken Chlodowech, nicht einmal den Namen. Dieser

*) Die nationale Idee in Italien fand ihre staatliche Verwirklichung freilich erst in der neusten Zeit.

Digitized by Google

furchtbare Mann war eben kein Mann nach dem Herzen der nichtfränkischen Germanen; und sein eigenes Volk sang zwar von seinen Thaten Lieder, die seine Gestalt zu riesiger Größe erhöhten, aber doch immer nur sagenhafte Ausschmückung einzelner historischer Ereignisse enthalten zu haben scheinen, soweit wir aus den Berichten Gregors von Tours, der sie unzweifelhaft kannte, schließen können. Spuren einer freigestaltenden, innerlich zusammenhängenden epischen Dichtung mit großer einheitlicher Handlung, deren Mittelpunkt Chlodowech gewesen wäre, finden wir nirgends. Dazu lagen in der ersten Zeit die Ereignisse selber noch zu nahe, und die späteren Zeiten der Merowinger waren zu greulich und traurig, als daß die Freude am Heldensang hätte gedeihen können. Erst Karls des Großen fast übermenschlich erhabenes Bild bewegte die Einbildungskraft und die Herzen seiner Völker, der germanischen wie der romanischen, so mächtig, daß eine neue, christliche Heldensage um dieses Bild ihre Kreise zog.

Die Franken, die sich in der Vorrede zu ihrem alten Gesetzbuch stolz als das „vortrefflichste Volk" rühmen, „das Gott selbst zum Urheber habe, das tapfer in den Waffen, fest in Friedensbündnissen, von tiefer Weisheit im Rate, am Leibe edel, von unverletzter Schönheit und herrlichem Wuchs, kühn, rasch und streng sei," galten ihren Zeitgenossen keineswegs für so rühmenswert; diese behaupteten vielmehr, man könne ihnen nicht trauen, weil sie mit lachendem Munde Eid und Treue zu brechen pflegten, und sie seien die gefährlichsten und unzuverlässigsten Nachbarn, die es gebe. Die fränkischen Geschichten, die wir nun zu berichten haben, sind nicht geeignet, solche Vorwürfe zu entkräften, und unsre Leser müssen sich darauf gefaßt machen, von manchem Greuel und mancher wilden That zu vernehmen; aber wenn auch den Franken die milde Hoheit der Goten und der ritterliche Geist der Langobarden fehlte, so waren sie doch von Haus aus ein tüchtiges und kerngesundes Volk, das man nicht für die Wildheit der ganzen Zeit und für die ungeheure Verdorbenheit der gallisch-römischen Welt, in die es hineingeriet, verantwortlich machen darf.

Es war zur Zeit des Kaisers Gordian (238—244), als die Römer zum erstenmal mit den Franken, deren Name bei dieser Gelegenheit zuerst genannt wird, feindlich zusammenstießen. Ein Schwarm Franken war über den Rhein gegangen und hatte in Gallien lange geplündert. Als die verwegenen Räuber heimkehren wollten, trat ihnen in der Nähe von Mainz der Feldher Aurelian, der nachmalige Kaiser, entgegen und schlug sie aufs Haupt. Siebenhundert wurden getötet, dreihundert in die Sklaverei verkauft. Etwa zwanzig Jahre später behauptete sich in Gallien der Statthalter Postumus eine Zeitlang als Kaiser; fränkische und alamannische Söldner waren es, auf die er seine Macht stützte. Als er diese Söldner entließ, kehrten sie in ihre überrheinische Heimat zurück, aber nur, um bald

Digitized by Google

durch zahlreiche Landsleute verstärkt zurückzukehren und das schöne Land, dessen Reichtum sie kennen gelernt hatten, gründlich zu plündern. Im Jahre 264 überschritten gleichzeitig diese alamannischen und fränkischen Scharen den Rhein, durchzogen verheerend das gallische Land, überstiegen die Pyrenäen, erstürmten die Stadt Tarraco, plünderten in Spanien und setzten dann zum Teil nach Afrika über. Ihre weiteren Schicksale sind unbekannt. Am Rhein gelang es inzwischen dem Postumus, die Grenze gegen die Franken und Alamannen wieder herzustellen; nach seinem Tode (269) zerstörten sie freilich die Kastelle, die er auf dem rechten Ufer erbaut hatte, und drangen wieder in Gallien ein, aber Kaiser Aurelian (270—275) schlug sie siegreich zurück, und sein Nachfolger Probus, der Besieger der Alamannen, wahrte auch gegen die Franken die Rheingrenze.

Aber schon damals suchten fränkische und sächsische Seeräuber die Meeresküste von Gallien heim, und was fränkischer Waghalsigkeit zuzutrauen war, das mußten im Jahre 280 sogar die Küstenbewohner des Mittelmeers erfahren. In diesem Jahre nämlich erhob sich plötzlich eine Schar Franken, die auf ihren eigenen Wunsch von Probus an der Küste des Schwarzen Meeres angesiedelt worden war. Die kecken Abenteurer bemächtigten sich einiger Schiffe und beschlossen, auf ihnen in ihre ferne Heimat, nach der sie sich sehnten, zurückzukehren — vom Pontus nach der Nordsee! Und sie vollendeten das tolle Heldenstück. Das ganze Mittelmeer durchsegelten sie, landeten hier und dort, in Griechenland, Kleinasien und Afrika und plünderten fleißig. Selbst an große Städte wagten sie sich; so hatte Syrakus schwer von ihnen zu leiden; und nur schnelle Heranziehung von Truppen bewahrten Karthago vor gleichem Schicksal. Die Römer, durch deren Reich die kühne Seefahrt mitten hindurchging, waren starr vor Entrüstung über solche Frechheit und vor Bewunderung über solchen Wagemut. Glücklich gelangten die tapferen Seefahrer durch die Säulen des Herkules in das offene Weltmeer, fuhren die Küsten Spaniens und Galliens entlang und erreichten endlich beutebeladen die Mündungen des Rheines und die liebe Heimat.

Hier dauerten nach dem Tode des Probus vom Jahr 282 an die Kämpfe zwischen Franken und Römern ununterbrochen fort. Maximian, der Mitkaiser Diokletians, erfocht einen Sieg über eine Schar, die den Rhein überschritten hatte, aber gleich darauf stand eine andere bei Trier, und so wiederholten sich die Einfälle der Franken und Alamannen Jahr für Jahr, obwohl keiner zu dauernder Besetzung des angegriffenen Landes führte. Aber schon um das Jahr 290 geschah auch dies: es kamen nämlich fränkische Volksscharen in großer Zahl über den Niederrhein und siedelten sich auf der Rheinmündungsinsel, dem Lande der romanisierten Bataver, an, und wenn sie auch wiederholt von römischen Feldherrn ge-

Digitized by Google

schlagen wurden, so vermochte doch niemand sie wieder aus dem besetzten Gebiet zu vertreiben. Diese Franken, die zuerst auf die Dauer gallischen Boden besiedelten, waren die Vorfahren desjenigen Hauptteiles des ganzen Volks, der später*) als Stamm der Salier bezeichnet wird und der diesen Namen wahrscheinlich von der Isala, jetzt Yssel, dem rechten Mündungsarm des Rheines, erhielt. Der Kaiser Constantius Chlorus griff die salischen Franken, wie wir sie jetzt schon nennen wollen, erfolgreich an, d. h. er brachte ihnen schwere Verluste bei, aber er vertrieb sie nicht. Sein Sohn Konstantin der Große strafte sie für erneute Feindseligkeiten schwer, indem er zwei ihrer Gaukönige Askarich und Regais, die ihm in die Hände fielen, 306 den wilden Tieren des Cirkus vorwerfen ließ.**) Doch reizte diese Grausamkeit die Franken nur zu neuem Widerstand, an dem sich auch andre deutsche Stämme, namentlich Alamannen, beteiligten. Der Kriegskunst Konstantins waren sie freilich nicht gewachsen. Dieser lockte sie listig über den Rhein, versperrte ihnen mit der Rheinflotte den Rückzug, überfiel sie dann und brachte ihnen (309) eine blutige Niederlage bei. Die Gefangenen wurden wiederum der rohen Schaulust der Cirkusbesucher geopfert. Um 320 erwarb sich Konstantins Sohn Crispus Kriegsruhm gegen die Franken, die sich von dem erlittenen Verlust schnell wieder erholt hatten. Schwerere Kämpfe aber wurden erst nach dem Tode Konstantins (337) gekämpft, als Constans, der jüngste Sohn Konstantins, 341 gegen die Franken zog. Genauere Nachrichten über diesen Feldzug besitzen wir indes nicht.

Nachdem Constans mit wechselndem Erfolg gekämpft hatte und von seinem Heerführer Magnentius 350 ermordet worden war, maßte sich dieser, wahrscheinlich ein geborner Franke, jedenfalls ein Germane, die Herrschaft an und rief selbst, um seinen Thron zu stützen, Stammesgenossen, Franken und Sachsen, über den Rhein. Aber der letzte noch lebende Sohn Konstantins, Constantius der Zweite, zog, als Magnentius gegen ihn heranrückte, diesem entgegen; in der blutigen Schlacht bei Mursa (jetzt Essek an der Drau), in der die germanischen Söldner des Anmaßers auf das tapferste fochten, unterlag Magnentius; den Sieg für Constantius ent-

*) Nachweislich seit der Mitte des vierten Jahrhunderts. „Die Franken, nämlich die, welche man gewöhnlich die Salier nennt" erwähnt Ammianus Marcellinus zum Jahre 358.

**) Dazu brauchte man sie nicht erst nach Rom zu schaffen. Auch die blühenden gallischen Städte, z. B. Trier, hatten ihre Theater, in denen Menschen sich daran ergötzten zu sehen, wie Menschen zum Fraß wilder Tiere dienten. Noch in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts klagt Salvian: „Die schändlichsten Laster kommen im Theater zum Vorschein, wo die höchste Lustbarkeit ist, daß unter dem Jauchzen der Zuschauer Menschen zerrissen werden und der Bauch der Bestien mit Menschenfleisch gefüllt wird."

Digitized by Google

schied der Franke Silvanus, der vor der Schlacht zu letzterem überging. Den Bruder des Anmaßers, Decentius, besiegte der Alamannenkönig Chnodomar, den Constantius selbst zu Hülfe gerufen hatte. Und während am Oberrhein die Alamannen das offene Land weithin verheerten und sich, ohne Widerstand zu finden, in einem großen Teil des gallischen Rheinlandes festsetzten, überschritten wahrscheinlich schon die salischen Franken die untere Maas und besetzten die Landschaft Toxandrien, südlich und westlich davon bis zur Scheldemündung, etwa das heutige Nordbrabant. So entschieden überall Germanen als Helfer und Angreifer über die Geschicke dieser wichtigen Grenzländer des römischen Reiches.

Constantius, der nun darauf bedacht sein mußte, seine lästigen Bundesgenossen wieder aus den Lande zu schaffen, zog selbst gegen die Alamannen, während er den Silvanus seine ausgezeichneten Feldherrngaben gegen seine eigenen Stammesgenossen, die Franken, erproben ließ. Der Kaiser vermochte keinen entscheidenden Erfolg zu erringen, und seines besten Helfers beraubte er sich thörichterweise bald selber. Seine neiderfüllten Höflinge nämlich beschuldigten den Silvanus mit Hülfe gefälschter Briefe des Hochverrats. Zwar enthüllten zwei hochgestellte Franken am Hofe das Lügengewebe und verbürgten sich für die Unschuld ihres Stammesgenossen. Aber Silvanus vernahm von dem Vorfall; die argwöhnische und heimtückische Gemütsart des Kaisers kannte er; er wußte, daß Constantius, da er einmal Verdacht gegen ihn geschöpft hatte, ihn sicher verderben werde. Er wollte zu den Franken fliehen, wurde aber vor deren Unwillen, die er in wiederholten Kämpfen schwer geschädigt hatte, gewarnt. Da griff er zu dem einzigen Rettungsmittel, das ihm noch blieb: er ließ sich zu Köln zum Imperator ausrufen. Doch des Kaisers Arglist wußte ihn doch zu vernichten. Constantius sandte einen seiner zuverlässigsten Feldherrn, Ursicinus, zu ihm, aber ohne Heer, scheinbar nur als Unterhändler; unter dem Gefolge desselben befand sich der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus. Als Ursicin nun nach Köln kam, schien es, so erzählt Ammian, „unter den gegenwärtigen Verhältnissen am zweckmäßigsten, daß unser Feldherr (Ursicin) nach dem Willen des Kaisers sich dem neuen Machthaber scheinbar fügte, auf seine Seite trat und ihn durch erheuchelte Vorspiegelungen sicher machte. Ursicin ward sehr ehrenvoll aufgenommen und bald wie ein erklärter Freund behandelt. Bitter beklagte sich Silvan darüber, daß Männer ohne Verdienst mit dem Konsulat und andern hohen Ehrenämtern bedacht würden, während er, obwohl er dem Wohl des Staates die größten Opfer gebracht, so wenig Dank gefunden habe, daß man ihn sogar durch schimpfliche Untersuchung beleidige und des Hochverrats bezichtige. Als nun das Heer des Silvan über die lange Ruhe murrte und gegen Constantius geführt zu werden wünschte, gerieten wir

Digitized by Google

in nicht geringe Besorgnis und suchten bei dieser gefährlichen Stimmung der Krieger insgeheim einen Entschluß zu fassen, der rasch zum Ziele führe. Die Teilnehmer an der Beratung mußten einen Eid schwören, alles geheim zu halten. Dann wählten wir etliche der Klügsten, zur Vollstreckung des Planes, nämlich die keltischen Truppen, die unter dem Heere des Silvanus waren, zu gewinnen, da diese von schwankender Treue und bei reichlichem Lohn zu allem bereit sind. Als dies Geschäft abgemacht war, brach auf einmal beim ersten Morgenlichte ein bewaffneter Haufe von jenen Kelten hervor, sie hieben, durch Hoffnung auf Lohn gereizt, die Wache vor dem Palaste Silvans nieder, drangen hinein, schleppten Silvan, der sich voll Schrecken in eine kleine Kapelle geflüchtet hatte, heraus und streckten ihn durch eine Menge Schwerthiebe zu Boden. So endete (354) ein Feldherr von nicht geringem Verdienste, der bloß aus Furcht vor Ränken, in die ihn boshafte Menschen in seiner Abwesenheit verstrickten, und um sein Leben zu sichern, zum letzten Rettungsmittel gegriffen hatte."

Kaum war der gefürchtete Mann durch diese eben so ruchlose als unsinnige That aus dem Wege geräumt, so strömten neue Scharen von Franken in das nordwestliche Gallien ein; im Elsaß hatten die Alamannen festen Fuß gefaßt und breiteten sich nach Norden und Westen immer mehr aus; viele rheinische Städte — darunter auch Köln — wurden von Franken, Alamannen und Sachsen zerstört. Schon im ersten Jahre nach dem Sturze Silvans war das ganze linke Rheinufer in den Händen von Germanen, nur Koblenz und Remagen hielten sich noch. So hatte Constantius selbst die gefährdete Grenze seines Reiches ihres besten Schutzes beraubt. In dieser Not that er, gezwungen und höchst ungern, was allerdings das Beste war: er erhob den jungen, hochbegabten Julian, seinen Neffen, zum Cäsar und übertrug ihm den Oberbefehl über die gallischen Truppen. Es ist im ersten Bande dieser „Bilder" ausführlich berichtet worden,*) wie der treffliche Feldherr, nachdem er die gesunkene Kriegszucht wiederhergestellt hatte, die Alamannen in der großen Schlacht bei Straßburg (357) schlug und den mächtigsten der sieben alamannischen Könige, die gegen ihn stritten, den gewaltigen Chnodomar gefangen nahm, wie er dann einen Streifzug durch das alamannische Gebiet jenseits des Rheines unternahm und mit Einbruch des Winters wieder nach Gallien zurückkehrte. Ebendaselbst (S. 267) haben wir kurz erzählt, wie er im folgenden Jahre die salischen Franken in Toxandrien zwar besiegte, aber doch in ihren

*) Der Verfasser bittet den freundlichen Leser einen lapsus calami dortselbst (Bd. 1, S. 259 f.) zu entschuldigen und zu verbessern: Das Standlager Julians am Fuße der Vogesen ist natürlich nicht das pfälzische Berggzabern, sondern Zabern im Unterelsaß.

Digitized by Google

Wohnsitzen bleiben lassen mußte. Sie versprachen Hilfsvölker zu stellen, die in besonderen Kohorten zusammenstanden, zahlten wohl auch einen Tribut, erkannten überhaupt die römische Oberhoheit an, traten aber sonst in keine rechtliche oder politische Abhängigkeit vom Kaiser. Nur als kurz darauf ein Teil der sächsischen Chauken die alte „Insel der Bataver" den Saliern streitig machte und diese in der That vorübergehend daraus verdrängte, schlossen sich die Salier enger an Julian an und halfen ihm, wie gleichfalls schon geschildert worden ist (S. 268 ff.), die Chauken aufreiben, von denen ein sehr zusammengeschmolzener Rest auf dem Rheindelta blieb, während die Salier teilweise zurückkehrten und die beiden anderen Völkerschaften auf der Insel, Chauken und Bataver, in sich aufsogen. An dem Franken Charietto, der sich in diesen Stürmen als verwegener Räuberhauptmann in römischen Diensten auszeichnete, sei hiermit erinnert; ebenso an die glücklichen Kämpfe Julians gegen die fränkischen Chamaven und Chattuarier.

Seit die Salier genügendes Bau- und Wohnland inne hatten, hielten sie die Verträge mit den Römern treulich ein; siebzig Jahre vergingen, bis sie wieder das unabweisliche Bedürfnis empfanden, ihre Wohnsitze auf Kosten der Römer auszudehnen. Dagegen tritt nun nach fast dreißigjähriger Pause in den Frankenkämpfen ein neuer Hauptzweig des Stammes, der der ripariſchen oder ripuariſchen Franken auf. Der Name freilich, der vom lateinischen ripa herkommt und also „Uferfranken" (nämlich Rheinuferfranken) bedeutet, wird erst 451 zum ersten Male in Jordanes' Schilderung der katalaunischen Schlacht genannt; aber eben jene Ripuarier, die als Hilfsscharen des Aëtius gegen Attila kämpften, waren die Enkel einer fränkischen Völkerschar, die im Jahre 388, als der Anmaßer Maximus seinen Sohn Viktor in Gallien als Cäsar zurückgelassen und selbst den unglücklichen Kampf gegen Theodosius aufgenommen hatte, unter drei Herzögen oder Gaukönigen, Genobaud, Markomer und Sunno, plündernd und heerend in die von Julian dem Reich wiedererworbenen Reste der Provinz Untergermanien, und zwar in der Gegend von Köln, einbrach. Gregor von Tours, der berühmte Geschichtschreiber der Franken, von dem wir in einem späteren Kapitel eingehend handeln werden, teilt uns über die nun folgenden Ereignisse den lehrreichen und zuverlässigen Bericht eines älteren Historikers, des Sulpicius Alexander, mit, den wir hier folgen lassen.*)

„Damals als Maximus die Hoffnung auf seine Herrschaft bereits gänzlich aufgegeben hatte, brachen unter ihren Herzögen Genobaud, Mar-

*) Gregor von Tours, Fränkische Geschichten, Buch 2, Kap. 9. Giesebrechts Übersetzung (2. Auflage, 1878) Bd. 1, S. 62 ff.

Digitized by Google

komer und Sunno die Franken in die Provinz Germanien ein; sie rissen den Grenzwall nieder, töteten viele Menschen, verheerten die fruchtbaren Gegenden und verbreiteten auch in Köln Furcht und Schrecken. Als dies zu Trier bekannt wurde, sammelten die Kriegsobersten Nanninus und Quintinus, denen Maximus seinen jungen Sohn Viktor und die Verteidigung der Provinz anvertraut hatte, ihr Heer und zogen nach Köln. Inzwischen kehrten die Feinde mit großer Beute, nachdem sie die reichsten Gegenden der Provinz verheert hatten, wieder über den Rhein zurück, ließen jedoch einen Teil ihrer Mannschaft auf römischem Boden zurück, um diesen abermals zu verwüsten (richtiger wohl: um ihn zu besiedeln). Mit den Zurückgebliebenen ließen sich darauf die Römer zu gelegener Zeit in einen Kampf ein und töteten viele Franken im Kohlenwalde.*) Als sie aber in der Hitze des Siegerstolzes darüber berieten, ob man nicht in das (überrheinische) Frankenland selbst einrücken solle, war Nanninus dagegen, weil er wohl wußte, daß die Feinde nicht unvorbereitet und in ihrem eigenen Lande ihnen ohne Zweifel überlegen sein würden. Da jedoch Quintinus und die anderen im Heere nicht dieser Ansicht waren, so ging Nanninus nach Mainz zurück, Quintinus aber mit dem Heere zog bei der Feste Neuß über den Rhein, und als er zwei Tagemärsche vom Flusse (zwischen Ruhr und Wupper) entfernt war, stieß er auf Häuser und große Dörfer, die aber von ihren Bewohnern verlassen waren. Denn die Franken hatten (nach altgermanischer Weise!), scheinbar, als ob sie einen Zusammenstoß mit dem Feinde fürchteten, sich tief in das Waldgebirge zurückgezogen und am äußersten Rande der Wälder Verhaue angelegt. Da steckten nun die Soldaten alle Häuser in Brand, indem ihre feige Thorheit es für einen hohen Siegesruhm hielt gegen Gebäude zu wüten, und brachten dann die Nacht voll Furcht unter den Waffen zu. Bei Tagesanbruch aber zogen sie unter Anführung des Quintinus in das Waldgebirge und gerieten ungefähr um Mittag auf Irrwege, so daß sie ohne Ordnung überall umherschweiften. Endlich, als sie alles von gewaltigem Dickicht ringsum dicht umschlossen fanden, wollten sie sich in die sumpfigen Ebenen, die unmittelbar an die Wälder stießen, hinabziehen; da aber zeigten sich ihnen hier und da Feinde, die zusammen hinter Baumstämmen oder Verhauen stehend, von dort gleichwie von Turmzinnen Pfeile in solcher Masse absandten, als kämen sie aus Wurfmaschinen; die Pfeile aber waren

*) So wurde der Teil des Ardennerwaldes genannt, der sich von der Sambre in der Gegend von Thuin nordwestlich bis gegen die Schelde erstreckte. Hier war in der folgenden Zeit die Grenze der salischen und ripuarischen Franken. S. Giesebrecht a. a. O.

Digitized by Google

in den Saft giftiger Kräuter getaucht,*) so daß auf Verwundungen, wenn sie auch nur die Haut ritzten, unausbleiblich der Tod folgte. Darauf umringte eine große Menge von Feinden das Heer, das sich nun in voller Hast in die offenen Ebenen stürzte, welche die Franken noch frei gelassen hatten. Hier versanken zuerst die Reiter in dem Morast, indem die schweren Körper der Rosse und Männer einander wechselweise niederzogen und übereinander stürzten. Aber auch die Fußsoldaten, welche nicht die Last der Pferde niederdrückte, gerieten in den Schlamm und zogen nur mit Mühe die Füße wieder heraus. Sie flohen daher bald eilig wieder in die Wälder, aus denen sie eben erst angstvoll einen Ausweg gesucht hatten. Nachdem so die Reihen schon völlig aufgelöst waren, wurden die Legionen überfallen und niedergehauen. Heraklius, der Anführer der jovianischen Legion, und fast alle Befehlshaber fielen; nur wenigen gewährten die Nacht oder die Schlupfwinkel der Wälder eine Zufluchtsstätte." Wie merkwürdig erinnert dies alles an die fast um vier Jahrhunderte frühere Varusschlacht! Kriegslist und Kampfesart der Germanen, aber auch die hochmütige Vertrauensseligkeit und das Ungeschick der Römer waren sich gleich geblieben; und da dieselben örtlichen Verhältnisse obwalteten, so war auch der Erfolg derselbe: schmähliche und blutige Niederlage der Legionen.

Damals lenkte thatsächlich nicht der schwache Kaiser Valentinian der Zweite, sondern der gewaltige Franke Arbogast die Geschicke des Westreiches. Er war nicht der erste Franke, geschweige denn der erste Germane, der im römischen Staat bedeutenden Einfluß und hohe Ehrenstellen errang; aber so hoch war noch kein Deutscher im Kaiserreich gestiegen wie er. Arbogast war schon früh in römische Kriegsdienste getreten und hatte sich unter Kaiser Gratian (367—383) als Feldherr am Rhein und an der Donau ausgezeichnet. Dann hatte Theodosius, der den Osten beherrschte, ihn dem jungen Valentinian empfohlen und diesen genötigt, den hochbegabten Germanen zum Kriegsmeister des ganzen Westreiches zu erheben, und Arbogast nahm, nachdem er zum Sturz des Anmaßers Maximus wesentlich beigetragen hatte, eine geradezu gebietende Stellung im Staate ein. Vor der Hand sandte ihn Valentinian nach Gallien, um die Anhänger des Maximus zu beseitigen. Arbogast vollendete seine Aufgabe mit der größten Schnelligkeit und ließ die Häupter der Maximianer, Nanninus und Quintinus, und des Anmaßers Sohn, Viktor, hinrichten. Dann wünschte er, obgleich selbst ein Franke, die überrheinischen Franken zu bekriegen; denn er lebte seit alter Zeit in Blutfehde mit den Gaukönigen Markomer und Sunno. Deshalb trieb er den Kaiser an, die Franken, welche nach

*) Eine Stelle im Volksgesetz der salischen Franken bestätigt, daß die Franken in der That zuweilen vergiftete Geschosse benutzten.

Digitized by Google

der Niederlage des Quintinus wieder den Rhein überschritten und viele Beute aus Untergermanien heimgeschleppt hatten, zu züchtigen, wenn sie nicht sofort alles Geraubte herausgäben und ihre Anführer den Römern zur Bestrafung auslieferten. Aber Valentinian, der selbst mit an den Rhein gekommen war und schon damals die Übermacht des gewaltigen Mannes unmutig empfand, widersprach und traf ein gütliches Abkommen mit den Frankenherzögen; sie stellten Geiseln und erhielten dafür den Frieden. Valentinian begab sich nach Trier in die Winterquartiere, von Arbogasts Forderungen war nicht mehr die Rede.

Es war das erste Mal, daß der einundzwanzigjährige Kaiser seinen Willen gegen den des mächtigen Deutschen durchgesetzt hatte. Er hielt wohl jetzt die Zeit für gekommen, wo er sich ganz von dessen Herrschaft befreien könne. In der That war die Stellung des Kaisers keine beneidenswerte. Arbogast, schon äußerlich ein Riese von Gestalt und voll ungestümer kriegerischer Kraft, aber auch geistig hochbegabt und voll Eifer, dem Reiche zu nützen, stand an der Spitze des ganzen Kriegswesens, das fast ganz in den Händen germanischer, meist fränkischer Söldner war; seine Anhänger bekleideten die höchsten Staatsämter; seine Befehle galten im Reiche viel mehr als die des Kaisers. Dieser, ein schwacher Jüngling, war doch nicht ohne Gefühl für die Hoheit der Würde, die er besaß; eine römische Partei reizte wohl seinen Widerwillen gegen die Germanenwirtschaft in Hof und Reich. So faßte er sich denn ein Herz und überreichte (392) in einer allgemeinen Staatsversammlung dem Kriegsmeister die Entlassungsurkunde. Aber der stolze Franke warf sie ihm zerrissen vor die Füße, indem er sprach: „Was du mir nicht gegeben hast, kannst du mir auch nicht nehmen.“ Wenige Tage darauf ließ er den Unglücklichen erwürgen. Er hätte sich selbst zum Kaiser aufwerfen können; aber er kannte den Widerwillen der Römer gegen die Herrschaft eines Barbaren, deshalb erhob er, um desto sicherer zu herrschen, den Rhetor und Grammatiker Eugenius, der das Amt eines kaiserlichen Geheimschreibers bekleidete, auf den Thron. Theodosius ließ dies geschehen, da er augenblicklich es mit Arbogast nicht in offenem Felde aufnehmen konnte.

Nun unternahm Arbogast einen Feldzug gegen die Franken Markomers und Sunnos, um die Reichsgrenzen durch Furcht und Vertrag zu sichern und zugleich Blutrache an seinen persönlichen Feinden zu nehmen. Während die Römer für ihre Feldzüge in Germanien stets den Sommer gewählt hatten, zog Arbogast mitten im harten Winter über den Rhein. Er wußte wohl, daß da die Sümpfe, die stärksten Schutzwehren der Germanen, gefroren und wegsam waren, daß das Volk bei grimmiger Kälte viel weniger leicht aus seinen Dörfern und Höfen in die Wälder flüchten und dort wochenlang das Leben fristen konnte, daß selbst die sonst

Digitized by Google

unzugänglichen Waldverstecke, wenn das Laub gefallen war, durchdringbar wurden. Mehrere Völkerschaften dieser ripuarischen Franken sollten seinen Zorn fühlen. Bei Köln überschritt er den Rhein und verheerte zuerst das Land der dem dortigen Ufer zunächst wohnenden Brukterer; darauf wandte er sich rheinabwärts in das Gebiet der Chamaven und verwüstete es gleichfalls. Nirgends regte sich Widerstand; das Volk zog sich in die entlegensten Teile seiner Wälder zurück. Erst auf dem Rückzuge zeigten sich auf den Rücken ferner Hügelketten drohend einige Heerhaufen von Amsivariern und Chatten unter Markomers Führung. Doch kam es zu keinem Zusammenstoß. Arbogast begnügte sich mit diesem Verwüstungszuge und kehrte nach Italien zurück, um sich hier den Regierungsangelegenheiten zu widmen und auf einen Angriff des Kaisers Theodosius vorzubereiten. Eugenius selbst schloß im nächsten Jahre (393) mit den linksrheinischen Franken und Alamannen Frieden, indem er die alten Verträge, welche Julian mit ihnen abgeschlossen hatte, erneuerte, d. h. er bestätigte diesen Völkern den Besitz der Länder, die sie thatsächlich schon inne hatten, und verpflichtete sie dafür als Föderaten des Reiches zur Heeresfolge. Aber schon das nächste Jahr brachte dem Machthaber und seinem Kaiser den Untergang.

Theodosius widerstand nicht länger den Thränen seiner Gattin, die ihn anflehte, den Tod ihres Bruders Valentinian zu rächen. Mit einem wohlgerüsteten starken Heere, dessen Kern gotische Scharen bildeten, zog er nach Westen und überschritt die Gebirgspässe der julischen Alpen, ohne auf einen Feind zu stoßen. Erst bei Aquileja gewahrte er Arbogasts und Eugenius' Lager, das sich von den Mauern der Stadt weit in die Ebene hinaus erstreckte. Der ebenso kluge als tapfere Franke hatte seine Aufstellung trefflich gewählt, und als es zur Schlacht kam, gerieten die Oströmer bald in Bedrängnis. Aber die Nacht trennte die Streitenden. Arbogast ließ noch vor Tagesanbruch die Gebirgspässe besetzen, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Theodosius war in bedenklicher Lage. Da kam ihm menschliche Treulosigkeit und die Natur selber zu Hilfe. Als die Schlacht von neuem begann, erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturmwind, der dem Heere Arbogasts ungeheure Staubwolken ins Gesicht trieb und dadurch seine Reihen in Verwirrung brachte, und zu gleicher Zeit gingen mehrere Anführer, die sich von Theodosius hatten bestechen lassen, mit ihren Scharen von Arbogast zu Theodosius über. So gewann dieser einen vollständigen Sieg, der ihm die Alleinherrschaft über das ganze Reich verschaffte. Eugenius warf sich dem Kaiser zu Füßen, wurde aber auf dessen Wink von den Soldaten niedergehauen. Arbogast entkam, irrte zwei Tage im Gebirge umher und stürzte sich, als er sich von allen Seiten umstellt sah, verzweifelnd in sein Schwert.

Digitized by Google

Theodosius hatte Grund zu triumphieren; aber das Reich verlor in Arbogast doch einen treuen und starken Helfer, und als der Kaiser schon im folgenden Jahre (395) starb und die Herrschaft über Osten und Westen unter seine Söhne Arkadius und Honorius teilte, würde man sich wohl bald nach dem gewaltigen Franken zurückgesehnt haben, wenn nicht ein größerer, ebenfalls ein Germane, der Wandale Stilicho, an seine Stelle getreten wäre, dem Theodosius die Vormundschaft und Regierung für den jungen Honorius übertragen hatte. Über die Thaten und Schicksale dieses großen Mannes haben wir im zweiten Bande dieser „Bilder" berichtet;*) hier ist nur noch das Wenige nachzutragen, was wir über seine Unternehmungen gegen die Franken wissen. Bereits im Jahre 396 begab sich Stilicho an den Rhein, aber nicht mit Heeresmacht, sondern nur mit wenigen Begleitern; er bereiste die Grenze und besichtigte die Befestigungen längs des Rheines, schloß auch neue Bündnisse mit Franken und Alamannen, um die schwergefährdeten Grenzlande zu schützen, und erhielt Geiseln. Aber trotzdem und obgleich die Stärke der weströmischen Heere in fränkischen Legionen beruhte, mußte Stilicho schon ein paar Jahre später doch gegen fränkische Völker zu Felde ziehen. Es waren die trotzigen Könige Markomer und Sunno, die von neuem den Kampf gegen die Römer eröffnet hatten. Aber zu offener Feldschlacht scheint es nicht gekommen zu sein; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß Stilicho durch geschickte Benutzung innerer Streitigkeiten unter den Franken den Sturz der beiden kriegslustigen Könige und die Einsetzung römisch gesinnter herbeiführte. Markomer fiel den Römern in die Hände, Sunno starb durch das Schwert seiner eigenen Landsleute. Seitdem hielten die Franken treu am römischen Bündnisse fest, und so sicher vertraute ihnen Stilicho, daß er es im Jahre 402 wagen konnte, die Legionen vom Rhein zum Schutze Italiens gegen Alarich herbeizurufen. Er durfte hoffen, die Franken würden dort die römische Reichsgrenze schützen, bis er Italien gerettet hätte und die Legionen zurückschicken könnte. Und als am 1. Januar des Jahres 406 die Wandalen und Alanen mit mehreren suebischen Gauen in das noch immer von regelmäßigen Schutztruppen entblößte östliche Gallien einbrachen,**) da waren es die (salischen) Franken, welche die Rheingrenze gegen die fremden Eindringlinge verteidigten. Freilich gewiß nicht nur, um die mit Stilicho erneuten Verträge zu erfüllen, sondern auch um selbst ihr neues Land nicht an andere zu verlieren. Denn jene Völkerstämme konnten ja leicht in Gallien festen Fuß fassen, und ihre Nachbarschaft war den Franken, die sich längst

*) Vgl. daselbst S. 48 bis 66.

**) Vgl. Band 2, S. 356 f. Die gallisch-germanischen Legionen waren in Italien durch den Einfall des Radagais festgehalten worden und noch nicht zurückgekehrt.

Digitized by Google

nach Erweiterung ihres Gebietes nach Westen hin umsahen, ohne Zweifel hinderlicher als die der sinkenden Römermacht, mit der sie zudem gerade auf freundschaftlichem Fuße standen. Der Wandalenkönig Godegisel fiel mit 20 000 der Seinigen im Kampfe gegen die Franken; die Alanen retteten die Wandalen vor gänzlicher Vernichtung und zogen mit dem Reste derselben und jenen suebischen Völkerschaften durch Gallien unter schrecklichen Verwüstungen. Als in den Wirrnissen dieser Jahre der Gegenkaiser Konstantin von Britannien herüberkam und auch in Gallien großen Anhang fand, unterstützte ihn der Franke Edobich, der unter seinen Landsleuten zahlreiche Söldner für ihn warb, auf das nachdrücklichste. Der Gote Sarus, den Stilicho gegen Konstantin absandte, wurde von den Franken zurückgeschlagen. Zwar konnte Honorius, nach Alarichs frühem Tode, ein Heer gegen Konstantin, der sich in Arles eingeschlossen hatte, schicken, und dieses Heer schlug den zum Entsatz Konstantins herbeieilenden Edobich, welcher auf der Flucht getötet wurde. Nachdem auch Konstantin gefallen war, erhoben die Burgunden unter Gundikar den Gallier Jovinus zum Kaiser, und die Franken, die Alamannen und die in der Gegend von Orleans angesiedelten Alanen unterstützten ihn. In diesem Wirrsal erschienen im Jahre 412 die Westgoten unter Athawulf. Von seinem glücklichen Kampfe gegen Jovin und dessen Bruder Sebastian ist schon an einer anderen Stelle erzählt worden.*) Freilich konnten in demselben Jahre, wo Jovin fiel, die Franken, welche im Besitz von ganz Untergermanien und dem angrenzenden Teil von Belgien erscheinen, wiederholt das unglückliche Trier, das germanische Rom, plündern und verwüsten, während gleichzeitig die Burgunder sich in der Gegend von Worms zwischen Alamannen und Franken festsetzten. Mit den Westgoten, die einige Jahre später im Südwesten Galliens das tolosanische Reich gründeten, stießen die Franken erst nach Verlauf eines halben Jahrhunderts als Bundesgenossen der Römer feindlich zusammen.

So hatten denn in jenen Verwirrungen zu Anfang des fünften Jahrhunderts die Germanen in Gallien festen Fuß gefaßt. Die salischen Franken rückten die Grenzen ihres Gebietes südlich der Maas bis nach Tongern und Arras vor; die Ripuarier hielten einen breiten Streifen am linken Rheinufer südlich von den Saliern bis nach Mainz hinauf fest, der ihnen nur vorübergehend von Aëtius im Jahre 428 entrissen wurde und bald darauf von ihnen besetzt und germanisiert wurde. Von ihm südlich gewannen die Burgunden durch Vertrag mit den Römern am Mittelrhein das Gebiet um Worms und gründeten hier jenes sagenberühmte Reich des

*) Band 2, S. 77.

Digitized by Google

Königs Gunther, das freilich schon 437 durch die öfter erwähnte Schlacht*) gegen ein hunnisches Heer des Aëtius unterging. Doch auch dieser Erfolg brachte den Römern keinen dauernden Vorteil; denn das den Burgunden abgenommene Land ging im Norden an die ripuarischen Franken, im Süden an die Alamannen verloren. Letztgenannter Volksstamm hatte schon vorher das Elsaß und die nördliche Schweiz besiedelt, Länder, die er noch heute inne hat, und zwar war dies ohne Vertrag mit den Römern, lediglich durch Eroberung geschehen. Mithin war das ganze Gebiet der beiden römischen Provinzen Unter- und Obergermanien in deutschen Händen; und noch im Laufe des fünften Jahrhunderts ward die Germanisierung der genannten Länder vollendet, so daß schon um 470 die lateinische Sprache dort fast ausgestorben war.

Außer den Franken, Alamannen und Burgunden (die sich später von Savoyen aus ein neues Reich im Rhonegebiet schufen) hausten auf gallischem Boden im Nordwesten die keltischen Aremorikaner, im Südwesten die Westgoten, an der Loire um Orleans ein Teil der Alanen; den immerhin beträchtlichen Rest erhielt nur die rastlose Thätigkeit des Aëtius noch der unmittelbaren römischen Herrschaft; und eine Art Oberhoheit Roms erkannten ja auch jene Völker (mit Ausnahme der Alamannen) an.**) Eine bleibende Herrschaft aber war in Gallien nur den Franken beschieden, deren Übergewicht zwar zunächst vor dem der Westgoten noch zurücktrat, dann aber, seit dem Tode des großen Westgotenkönigs Eurich, sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend machte. Der Gründer der fränkischen Macht in Gallien ist Chlodowech; doch entbehrte dieser große Eroberer nicht ganz der Vorgänger, die sein kühnes Werk vorbereiteten.

Die Franken hatten sich in den letzten Jahrhunderten als ein Volk von ganz ungewöhnlicher Frische und Widerstandskraft bewährt; alle Verluste, die sie erlitten, alle Wehrkraft, die sie den Römern zu Diensten gestellt hatten, schienen nur die strotzende Lebensfülle des streitbaren Volkes zu erhöhen, das in allen seinen Teilen von der unbändigen Kriegsliebe der alten Germanen durchdrungen war, wie es denn diesen, die Tacitus geschildert hat, an Sitte und Lebensweise noch überraschend ähnlich war. Der Gegensatz zwischen ihnen und den Provinzialen war in dieser Beziehung nicht geringer als in religiöser. Unter die äußerlich feinen und gebildeten, dabei aber entarteten und sittenlosen, innerlich verrohten Romanen, die rechten Vertreter einer glatt übertünchten, wurmstichigen Kultur, traten

*) Siehe besonders Band 2, S. 90 f.

**) Dieser nationalen Zerrissenheit entsprach die religiöse: die romanische und keltische Bevölkerung war katholisch, die Westgoten und der bei weitem größte Teil der Burgunden arianisch, die Franken und Alamannen heidnisch.

Digitized by Google

die wilden Waldsöhne Germaniens wie in eine andere Welt. Allerdings war der Gegensatz in der ältesten Zeit, wo die Salier römisches Gebiet besiedelten, zwar immerhin auffallend, aber doch nicht so ungeheuer wie später, da gerade in jenen stark mit germanischen Elementen durchsetzten Gegenden, an den Rheinmündungen schon in der späteren römischen Zeit wirtschaftliche Verhältnisse herrschten, die von der germanischen minder weit abstanden, als die des übrigen Galliens. Als aber die Salier ihre Wohnsitze weiter nach Südwesten ausdehnten und südlich von ihnen die Ripuarier römischen Boden besetzten, da zeigten sich in allen Verhältnissen zwischen Franken und Provinzialen tief einschneidende Gegensätze, die nun sehr allmählich — zum Teil überhaupt nie — ganz ausgeglichen werden konnten. Denn, wie schon öfter hervorgehoben ward, die Franken erwiesen sich gegen die Einflüsse der antiken Kultur weit zäher und widerstandsfähiger als die Ostgermanen, die der Romanisierung anheimfielen, weil sie den Zusammenhang mit der Heimat ganz aufgaben. Die Franken hausten zwar auf römischem Boden, aber ihr Stammland, das sich vom rechten Rheinufer an der Ruhr und Lahn aufwärts in das innerste Deutschland bis zu den Thüringen hin erstreckte, haben sie niemals fahren lassen, und Deutsche blieben auf drei Seiten ihre Nachbarn: von kleineren Völkersplittern abgesehen, im Norden die Friesen, im Nordosten die Sachsen, im Osten die Thüringe, im Südosten und Süden die Alamannen.

Der Franke nun, der als der erste jener Vorgänger Chlodowechs gelten muß, insofern er zu dessen Eroberungswerken den ersten sehr beträchtlichen Grund legte, war der salische König Chlogio, von dem Gregor von Tours folgendes berichtet: „Man erzählt, die Franken hätten zuerst an dem östlichen Ufer des Rheins gewohnt, dann den Rhein überschritten und sich in Thoringien (dem Mündungsland an der Maas und Waal) ausgebreitet. Dort lebten sie, wie die Überlieferung meldet, unter ihren langgelockten Königen, die dem edelsten Geschlecht (dem der Merowinger) entstammten und von denen jeder nur über einen Gau gesetzt war. Zu der Zeit aber, wo ein fränkischer Gaukönig, Namens Theudomer, von den Römern hingerichtet wurde, soll Chlogio, ein tüchtiger Mann und vom edelsten Geschlecht in seinem Volke, König über einen Teil der Franken gewesen sein und in der Feste Dispergum (einem nicht mehr nachweisbaren Orte), an der Grenze des Thüringerlandes, Hof gehalten haben. Er schickte aber Kundschafter aus nach der Stadt Cambrai; und als sie alles erforscht hatten, folgte er ihnen nach, überwältigte die Römer und bemächtigte sich der Stadt. Kurze Zeit verweilte er hier, dann eroberte er alles Land bis an die Somme." Wenn man bedenkt, daß Chlogio nur einen Teil der Salier beherrschte, so muß dieser sein Erfolg erstaunlich groß erscheinen, zumal da Aëtius selbst es war, der dem kühnen Eroberer

Digitized by Google

(im Jahre 431) entgegentrat. An der oberen Canche kam es zum Kampfe, durch den Aëtius nichts weiter erzielte, als daß Chlogio die römische Oberhoheit anerkannte; aus dem neugewonnenen Gebiete vermochte er ihn nicht wieder zu verdrängen. Mit Recht sieht man in diesem mächtigen Vorstoß der Salier nach Westsüdwesten den bedeutungsvollen Anfang der merowingischen Eroberungen. Ihre östlichen Besitzungen am Niederrhein gaben sie übrigens bei diesem Vorrücken auf und überließen sie auf der alten Bataverinsel den Friesen, im übrigen ihren Stammesvettern, den Ripuariern, die nun erst, im Gegensatz zu den westlich gezogenen Saliern mit Recht die Rheinufer-Franken genannt werden können, insofern sie das ganze linke Rheinufer von Mainz bis Nymwegen besetzten. Westlich dehnten sich die Ripuarier durch das Moselgebiet gegen die Maas bis oberhalb Verdun aus, so daß der letztgenannte Fluß die Grenze zwischen Ripuariern und Saliern bildete. Die südlichen Nachbarn der Ripuarier blieben die Alamannen, deren Eroberungen längst über Elsaß und Lothringen hinaus sich bis zur oberen Seine erstreckten. Am rechten Rheinufer breiteten sich im Lahngebiet und am unteren Main die hessischen oder Oberfranken aus, die im Nordosten die Weser bei Münden berührten, nördlich von diesen saßen Teile der Ripuarier. Von der Lippe nordwärts begann das Gebiet der Sachsen, das dem Unterrhein zwar sehr nahe kam, ihn aber nirgends erreichte.

Mit welchen unsäglichen Leiden diese Umwälzungen für die gallisch-römischen Provinzialen verknüpft waren und wie tief die Verderbnis gerade in den höheren Schichten der Bevölkerung war, mag man aus folgender erschütternden Schilderung des trefflichen Presbyters Salvian von Massilia († 485) erkennen. „Ich selbst habe zu Trier (das durch die Franken um die Mitte des 5. Jahrhunderts wiederholt zerstört worden war) Männer von edler Abkunft, Männer von hohen Würden gesehen; der Feind hatte sie nackt und bloß gemacht, und dennoch hatten sie von ihrer Habe weniger eingebüßt als von ihren Sitten. Alte Leute, die mit Ehrenämtern begabt waren, habe ich gesehen; sie frönten noch dem Trunk und der Wollust, als schon der Verwüster heranzog. Sie lagen am Mahle hingestreckt, hatten Ernst, Alter und Ehre vergessen, sie, die Ersten der Stadt! Sie luden sich mit Speisen voll, zechten zügellos, schrien und rasten gewaltig. Die ganze Stadt ist eine Brandruine. Einige starben den langsamen Tod an qualvollen Wunden, andere krümmten sich in ihren Schmerzen, die feindliche Flamme hatte sie versengt. Hier kam man vor Hunger um, dort vor Frost. Allerwärts — ich habe es selbst gesehen — lagen Leichen beiderlei Geschlechtes, nackt, zerfetzt, von Vögeln und Hunden angefressen, ein Greuel für die Stadt. Dennoch verlangten einige Vornehme, die dem Untergang entronnen waren, als ob sie das Verderben der Stadt damit

Digitized by Google

wieder gut machen könnten, kurz darnach von den Kaisern die alten Lustbarkeiten des Cirkus! Öffentliche Spiele mitten unter Brandstätten und Aschenhaufen, zwischen Blut und Gebeinen von Erschlagenen! Schwarz vom Brande steht die Stadt da, der Fuß wandelt über Gräber — und man verlangt nach dem Cirkus, um sich zu ergötzen! O du größte Stadt Galliens, es ist kein Wunder, daß solches Elend dich traf. Drei Zerstörungen konnten dich nicht bessern; du verdienteſt in der vierten unterzugehen."

Daß Chlogio, der sein Reich zum mächtigsten unter den fränkischen Königsherrschaften erhob, als der geschichtliche Ahnherr des Merowingergeschlechtes zu betrachten ist, unterliegt keinem Zweifel. Doch wissen wir nicht mit Sicherheit, woher dieses Geschlecht, das sich selbstverständlich göttlichen Ursprungs rühmte, seinen Namen führt. Gregor von Tours sagt nur, aus Chlogios Stamm sei, wie manche behaupteten, auch der König Merowech entsprossen, dessen Sohn Childerich gewesen sei. Doch über Merowech selbst, den die Sage zum Sohn eines Meerungeheuers macht, fehlt es ganz an beglaubigten Nachrichten. Wir kennen auch die Namen der Frankenkönige nicht, unter denen Salier und Ripuarier als Hilfsvölker des Aëtius in der fürchterlichen Hunnenschlacht des Jahres 451 gegen Attila*) kämpften. Sechs Jahre später aber herrschte bereits über einen Teil der Salier der eben erwähnte König Childerich (457 bis 481), der zu Tournai (Doornik) an der Schelde seinen Hof hielt, der Vater Chlodowechs. Anziehend ist Gregors sagenhafte Erzählung über diesen bedeutenden Fürsten.

„Als Childerich König der Franken (d. h. eigentlich nur einer der Könige der salischen Franken, aber freilich bei weitem der mächtigste von ihnen) war, ergab er sich einem schwelgerischen Leben. Darüber ergrimmten die Franken und nahmen ihm die Herrschaft. Und als er vernahm, daß sie ihn töten wollten, entfloh er und kam nach Thüringen, ließ aber daheim einen Vertrauten (noch spätere Überlieferung nennt ihn Wiomad), der sollte sehen, ob er nicht mit milder Überredung ihm die erzürnten Herzen wieder versöhnen könnte. Auch hinterließ er diesem ein Zeichen für den Fall, daß er ohne Gefahr zurückkehren könne, nämlich so: sie teilten zusammen ein Goldstück, die eine Hälfte nahm Childerich mit sich, die andere aber behielt sein Vertrauter. „Wenn du mir," so sprach er zu diesem, „deine Hälfte schickst und sie mit meiner verbunden ein Goldstück ausmacht, so soll mir dies ein Zeichen sein, daß ich ohne Furcht in die Heimat zurückkehren kann." In Thüringen nun hielt sich Childerich bei

*) Über diese Schlacht auf den „Katalaunischen Feldern", genauer bei Troyes auf dem „Campus Mauriacus" vgl. Band 2, S. 123 ff.

Digitized by Google

dem Könige Bisin und seiner Gemahlin Basina verborgen. Die Franken aber wählten an seiner Statt zu ihrem Könige den Ägidius, der von den Römern zum Oberbefehlshaber der Truppen in Gallien eingesetzt war. Und als er das achte Jahr über sie herrschte, da hatte jener vertraute Dienstmann die Franken heimlich wieder für Childerich gewonnen; darum sandte er Boten an ihn und schickte ihm das halbe Goldstück, das er behalten hatte. Childerich erkannte daraus klar, daß die Franken wieder nach ihm verlangten und ihn selbst zur Rückkehr aufforderten; alsbald kehrte er aus Thüringen heim und wurde wieder in sein Königreich eingesetzt. Als dies geschehen war und Childerich mit Ägidius gemeinsam regierte, verließ Basina ihren Gemahl und kam zu Childerich. Bekümmert fragte er sie, warum sie aus so weiter Ferne zu ihm komme. Da soll sie zur Antwort gegeben haben: „Ich habe deine Tüchtigkeit erkannt und weiß, daß du ein Held bist; deshalb bin ich hergekommen, um bei dir zu bleiben. Denn wisse, wäre mir ein Mann bekannt, der wackerer wäre als du, so hätte ich sicherlich danach getrachtet, sein Weib zu werden, selbst wenn er jenseits des Meeres wohnte." Da freute er sich über solche Rede der Frau und nahm sie zur Ehe; und sie gebar ihm einen Sohn, den sie Chlodowech nannten. Der ward ein gewaltiger Held." So erzählt Gregor, der hier sicherlich alten Liedern folgt.

Aber weder die Vertreibung und Rückkehr Childerichs, noch das Königtum des weströmischen Kriegsmeisters Ägidius, des tapferen Nachfolgers des Aëtius, gehören der beglaubigten Geschichte an. Ein Thüringerkönig Bisin hat zwar zu jener Zeit gelebt, er war der Vater Hermanfrieds und Berthars; auch hieß Chlodowechs Mutter Basina; aber sie war niemals Bisins Gattin gewesen. Daß die Sage vielleicht dennoch einen geschichtlichen Kern in sich birgt, läßt sich immerhin nicht abstreiten.*) Sicher ist, worauf die „gemeinsame" Herrschaft Childerichs und des Ägidius vielleicht hinweist, daß der fränkische König mit dem römischen Statthalter des nördlichen Galliens in enger Verbindung stand, daß er nicht bloß gegen die katholische Kirche eine freundliche Haltung beobachtete, sondern auch dem Statthalter als dessen Bundesgenosse in der Schlacht bei Orleans 463 gegen die Westgoten**) Hilfe leistete und nach dem jähen Tode des Ägidius für den Sohn und Nachfolger desselben, Syagrius, einen gefährlichen Einfall sächsischer Seeräuber zurückschlug. Es waren nämlich damals, nicht um zu plündern, sondern um Wohnland zu suchen, zur See starke Scharen von Sachsen in die Mündung der Loire eingefahren und hatten die waldigen Flußinseln zwischen Saumur und Angers besetzt. Ihr

*) Einen solchen nimmt F. Dahn an; s. dessen Deutsche Geschichte I, 2, S. 46 f.
**) Vgl. Band 2, S. 144.

Digitized by Google

Anführer hieß Adowaker. Nach dem Tode des bewährten Helden Aegidius bedrohten diese Sachsen die Stadt Angers. Aber Childerich blieb seinem Bündnisse mit den Römern getreu, mit Heeresmacht zog er nach der gefährdeten Stadt und gelangte vor ihre Mauern an demselben Tage wie Adowaker. Er gewann Angers und schlug dann vereinigt mit den Römern die Sachsen aufs Haupt. Nach schweren Verlusten zogen sich diese auf ihre Flußinseln zurück; die Franken verfolgten sie aber auch hierhin, bis Adowaker sich dazu verstand, selbst ein Föderate Roms zu werden.

So zeigte sich Childerich stets als zuverlässiger Freund und Verbündeter der Römer und wurde ohne Zweifel für seine treuen Dienste nicht nur mit Sold und Beuteanteil, sondern auch mit Land belohnt. Einen Beweis für seine wohlwollende Gesinnung gegen die katholischen Christen erzählt die Legende von der heiligen Genoveva, der Schutzheiligen von Paris.*) Auf einem seiner Züge soll er durch den Wohnort der von ihm angeblich hochverehrten Jungfrau, durch Paris, gekommen sein, „und da er die Gewalt ihrer frommen Fürbitte über seine Seele kannte und vermeiden wollte, so befahl er, nach seinem Abzug die Thore verschlossen zu halten, auf daß nicht die gottgeweihte Jungfrau ihn erreichen und die Gefangenen losbitten könne, welche er zur Enthauptung bestimmt hatte. Jedoch die Heilige erfuhr alles; mit Staunen sah das Volk, wie sich das verschlossene Thor unter ihren Händen ohne Schlüssel öffnete. Sie holte den König ein, und ihre Fürbitte rettete wirklich den Gefangenen das Leben.“**) Diese Erzählung, legendenhaft ausgeschmückt, hat natürlich keinen Anspruch, für beglaubigte Geschichte zu gelten, schon deshalb nicht, weil kaum einzusehen wäre, wie der Römerfreund Childerich in die damals noch römische Stadt käme; aber sie liefert einen bedeutsamen Beweis dafür, wie fest die Katholiken von Childerichs Wohlwollen gegen sie überzeugt waren. Schon damals begannen erklärlicherweise die katholischen Provinzialen, die unter den arianischen Westgoten und Burgunden vielfach bedrückt wurden, sich nach der Herrschaft der Franken zu sehnen, die sich sowohl der römischen Nation als der römischen Kirche freundlich erwiesen. Childerich ebnete dadurch seinem Sohn Chlodowech die Wege zur Eroberung Galliens, die schwerlich gelungen sein würde, wenn nicht die katholisch-römische Bevölkerung dem Eroberer überall freudig entgegengekommen wäre. Das gute Einvernehmen zwischen den Franken und den Provinzialen scheint bis zum Tode Childerichs ungetrübt geblieben zu sein; sogar nachdem Odowakar das weströmische Kaiserreich 476 gestürzt hatte,

*) Nicht mit der berühmten Genoveva von Brabant, der Heldin des allbekannten deutschen Volksbuches, zu verwechseln, die erst im achten Jahrhundert gelebt haben soll.

**) Siehe Dahn, Deutsche Geschichte II, 2, S. 51.

Digitized by Google

trat darin keine sichtbare Veränderung ein, zumal Odowakar keinen Einfluß im nördlichen Gallien auszuüben vermochte und jener öfter erwähnte Rest römischer Herrschaft unter Syagrius, dem Sohne des Agidius, sich selbständig fort erhielt. Lange konnte unter so veränderten Verhältnissen allerdings ein gänzlicher Umschwung in der Politik der Frankenkönige nicht ausbleiben, er vollzog sich aber erst durch Childerichs Sohn und Nachfolger.

Childerich starb nach einer langen und erfolgreichen Regierung in seinem Herrscherſitz zu Tournai im Jahre 481. Er hinterließ außer seinem fünfzehnjährigen Sohn Chlodowech drei Töchter Audefleda, Albofleda und Lantechild, von denen die erstgenannte später die Gattin des großen Ostgoten Theoderich, die Mutter der edlen und unglücklichen Amalaswintha wurde. Childerich wurde in Tournai bestattet, und hier ist auf dem Friedhofe der Kirche zu St. Brixius im Jahre 1653 sein Grab wieder aufgefunden und geöffnet worden. Der kostbare Inhalt des Königsgrabes wurde leider zerstreut und ging zum größten Teil verloren, der kleine Rest befindet sich gegenwärtig im Museum des Louvre zu Paris. Doch wurde der Fund glücklicherweise sogleich für die Wissenschaft verwertet, indem der Erzherzog Leopold Wilhelm von Östreich seinen gelehrten Leibarzt Johann Jakob Chiflet veranlaßte, eine genaue Beschreibung davon mit den Abbildungen der gefundenen Gegenstände herauszugeben. Das gewissenhafte Werk erschien im Jahre 1655 zu Antwerpen. In dem Grab des Königs fand man zwei menschliche Schädel*) und den eines Pferdes, außerdem aber den ganzen Ornat und die Waffenrüstung, in der Childerich beigesetzt worden war, nämlich Reste von Gewändern, besonders des Königsmantels aus golddurchwirkter Purpurseide; den Harnisch, die Lanzenspitze, zwei Schwerter und die Streitaxt, alles von Eisen; den Siegelring mit dem Brustbilde des Königs im wallenden Lockenhaar und der Umschrift Childirici regis; ferner viele goldene und silberne römische Münzen, Arm- und Fingerringe und eine Menge Zieraten und Kostbarkeiten, mit denen das Roß, die Rüstung und der Mantel geschmückt waren, darunter mehr als dreihundert goldene, mit roten Edelsteinen verzierte Bienen, die verstreut auf den Königsmantel geheftet waren und die daher in neuer Zeit Napoleon der Erste als ein Abzeichen der französischen Kaiserwürde unter seine Insignien aufgenommen hat. Nur sehr wenige dieser Gegenstände sind noch im Louvre erhalten, darunter aber gerade die Lanzenspitze, ein Schwertgriff und die Streitaxt des Königs, und so steht**) Childerich, dessen Anfänge noch in sagenhaftes Dunkel gehüllt sind, mit seinem Ende im vollsten Licht der

*) Da sich auch weiblicher Schmuck in dem Grabe fand, so muß man wohl annehmen, daß der König mit seiner Gattin zusammen beigesetzt worden ist, oder daß die Überreste des Paares erst später in einem Grabe vereinigt wurden.

**) Wie Arnold, Fränkische Zeit 1, S. 83 sagt.

Digitized by Google

Geschichte; die Entdeckung seines Grabes ward nicht mit Unrecht als Auferstehung seiner historischen Persönlichkeit gefeiert; denn die Waffen, mit denen er das sinkende Römertum geschützt und das fränkische Reich hat emporbringen helfen, dauern noch in unsern Tagen fort.

3. Innere Zustände um die Zeit der Reichsgründung; das salische Gesetz.

Es war gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, als ein fränkischer Großer Namens Sigismar eine westgotische Prinzessin heiraten wollte. Den Hochzeitsaufzug sah ein feingebildeter Römer mit an, der geistreiche Bischof, Dichter und Briefsteller Apollinaris Sidonius;*) ihm, der uns den Westgotenkönig Theoderich den Zweiten so anschaulich geschildert hat, verdanken wir auch eine Beschreibung jenes Hochzeitszuges, die ein für die Sittengeschichte wertvolles Bild von der Tracht und dem Aussehen vornehmer Franken der damaligen Zeit giebt. Apollinaris schreibt an einen Freund: „Da du so gerne Waffen und Waffenkleidung betrachtest, so wäre es dir eine Freude gewesen, wenn du den königlichen Jüngling Sigismar, nach der Sitte seines Volkes als Bräutigam angethan, nach der Wohnung seines künftigen Schwiegervaters hättest einherschreiten sehen. Sein Roß war mit strahlendem Brustschmuck geziert, ja es gingen ihm sogar Pferde voraus und folgten andre, die alle von Edelsteinen glänzten. Aber er saß nicht auf seinem Rosse, sondern es ward für anständiger gehalten, daß er mitten unter seinen Begleitern zu Fuße einherschritt, angethan mit flammendem Purpur, mit rötlich glänzendem Goldschmuck und weißer Seide, während sein Haar, seine Gesichtsfarbe und seine übrige Haut diesem Schmucke entsprach. Das Aussehen seiner Genossen aber war auch im Frieden furchtbar. Ihre Füße bis an die Knöchel waren von rauhen Schuhen umhüllt, Schienbein, Knie und ein Stück des Schenkels darüber war unbedeckt. Außerdem umgab einen jeden ein eng anschließender Leibrock von verschiedenen Farben, der aber nicht bis zu den Kniekehlen niederreichte. Die Ärmel umhüllten nur den oberen Teil des Armes; der grünlich schimmernde Mantel stach ab von den rötlichen Gliedern. Die Schwerter hingen an Wehrgehenken von der Schulter nieder und lagen dicht an die mit Pelzen umhüllten Hüften an. Die Kleidung dient bei ihnen aber nicht nur zum Schmuck, sondern auch zur Wehr. Denn in der rechten Hand trugen sie Speere mit Widerhaken versehen und Streitäxte, die auch zum Schleudern geeignet sind,**) in der linken dagegen einen Schild, dessen Fläche

*) Siehe Band 2, S. 145.

**) Der Speer ist der Ango, die Streitaxt die Franziska, die schon Bd. 1, S. 40 erwähnt wurden. Vergleiche weiter unten die Schilderung aus Agathias.

Digitized by Google

schneeweiß, dessen Buckel aber gelb ist. Dieser Schild bezeugt sowohl den Reichtum seines Besitzers, als die Kunst seines Verfertigers. Alles war überhaupt so beschaffen, daß das Ganze nicht nur ein Hochzeitszug, sondern auch zugleich ein Kriegszug zu sein schien." Ergänzend sei hierzu bemerkt, daß die Franken das blonde Haar nach vorn auf die Stirn zu kämmten, am Nacken aber kurz abzuscheren pflegten. Das lang herabfallende Haar war ein besonderes Ehrenzeichen des merowingischen Geschlechts. An den vollen das Haupt umwallenden Locken, an die nie ein Schermesser kam, erkannte man schon beim ersten Anblick den König oder das Mitglied des Königshauses. So lange die Merowinger herrschten, haben sie diese Sitte beibehalten, und als sie schon alle wahre Macht verloren hatten, unterschieden sie sich noch durch diesen äußerlichen Vorzug selbst von den mächtigsten Großen. Den Backenbart schoren sich die Franken glatt ab und pflegten nur einen Schnurrbart zu tragen.

Neben das friedliche Bild, das Apollinaris gezeichnet hat, stellen wir ein kriegerisches, das dem Geschichtschreiber Agathias, dem Fortsetzer des Prokop (s. Bd. 2, S. 349), entnommen ist; denn obwohl er Zustände aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts schildert, so paßt doch seine Beschreibung der fränkischen Krieger, die nach Tejas Tode mit den Alamannen Butilin und Leuthari nach Italien kamen, sicherlich auch auf die um etwa 60 Jahre frühere Zeit, von der wir hier reden, da sich, wie aus der Schilderung selbst hervorgeht, Kampfweise und Waffen der Franken bis dahin gar nicht geändert hatten. Agathias erzählt, wie jene Franken vor der Entscheidungsschlacht am Casilinus bei Capua (554), wo sie durch Narses eine vernichtende Niederlage erleiden sollten,*) ganz kaltblütig ihre Waffen instand setzten, wie sie ihre Äxte und Speere schliffen und die zerhauenen Schilde ausbesserten. „Das alles," fährt er fort, „ging ihnen leicht von der Hand. Denn die Bewaffnung dieses Volkes ist nur ärmlich und bedarf nicht der Hände verschiedener Handwerker, sondern wenn etwas verdorben ist, bessern die Besitzer es selbst aus. Panzer und Beinschienen kennen sie gar nicht. Die meisten gehen barhäuptig einher, und nur wenige setzen für die Schlacht einen Helm auf. Brust und Rücken sind nackt bis an die Hüften; von da aus gehen bis zum Knie Hosen aus Leinen oder Leder. Nur wenige sind beritten, weil sie von alters her an den Kampf zu Fuß gewöhnt und darin geübt sind. An der Hüfte herab hängt ihnen das Schwert, den Schild tragen sie auf der linken Seite. Weder Bogen noch

*) Band 2, S. 351. Da diese Franken gemeinsam mit Alamannen unter alamannischen Führern kämpfen, so ist es an sich wahrscheinlich, daß sie „hessische" Franken waren, d. h. aus den den Alamannen benachbarten, unvermischt deutsch gebliebenen rechtsrheinischen Ländern stammten. Daraus erklärt sich ihr von gallisch-römischer Kultur unberührtes Wesen.

Digitized by Google

Schleuder noch andre fernhin treffende Geschosse führen sie, sondern zweischneidige Äxte und die Angonen, die sie mit Vorliebe gebrauchen. Diese Angonen sind Speere von mittlerer Größe, im Fernkampf zum Schleudern und im Nahkampf zum Stoß gleich geeignet. Fast ganz sind diese Speere mit Eisen beschlagen, so daß nur am untersten Ende der hölzerne Schaft sichtbar ist. An der Spitze aber ragen nach den Seiten hin zwei gekrümmte Widerhaken, die sich wie Angelhaken nach hinten umbiegen. In der Schlacht wirft der Franke diesen Speer mit großer Sicherheit. Trifft diese Waffe einen Feind, so dringt die Spitze in den Körper ein, und es ist für den Getroffenen ebenso wie für einen andern schwer, das Geschoß herauszuziehen, denn die Widerhaken, die tief im Fleische stecken, leisten Widerstand und vermehren die Schmerzen, so daß der Verwundete, selbst wenn die Verletzung an sich nicht tödlich war, doch meistens zu Grunde geht. Trifft aber die Waffe einen Schild, so bleibt sie sogleich an ihm hängen und muß mit ihm herumgetragen werden, während das untere Ende am Boden nachschleift. Man kann sodann den Speer weder aus dem Schilde herausziehen, weil dies die Widerhaken hindern, noch ihn mit dem Schwerte abhauen, weil er ganz mit Eisen umhüllt ist. Sobald überdies der Franke sieht, daß er den Schild des Feindes getroffen hat, so springt er heran und tritt mit aller Wucht auf den Speerschaft; auf diese Weise drückt er diesen nieder, der Arm des Gegners muß erlahmt nachgeben, Haupt und Brust werden des Schutzes bar. Nun ist es dem Franken ein Leichtes, den wehrlosen Feind zu töten, indem er ihm entweder mit der Axt das Haupt zerspaltet oder mit einem zweiten Speer die Kehle durchbohrt. So sind die Franken bewaffnet, und so ziehen sie in die Schlacht."

Bei mancher Eigentümlichkeit, die nur dem fränkischen Krieger zukam, erkennt man doch sofort, wie nahe noch die Franken (und Alamannen) des fünften und sechsten Jahrhunderts in ihrer Kampfweise und Bewaffnung den Germanen der Urzeit standen; und die weitere Erzählung des Agathias weist noch mehr Übereinstimmendes auf: es fehlen da weder die weisen Frauen, deren Rat vor der Schlacht gehört wird, noch die altgermanische Wagenburg, noch die unbedachte Hitze, mit der sich die Krieger in den Kampf stürzen, noch das furchtbare Schlachtgebrüll der Angreifenden, noch der Schlachtkeil oder Eberkopf, in dem sie voll Kampfbegier, nicht ruhigen Schrittes und wohlgeordnet wie die Römer, sondern in unbändiger Hast heranstürmen, als wollten sie im ersten Anlauf das feindliche Heer über den Haufen werfen, und es fehlt auch zuletzt nicht die gräßliche Abschlachtung durch den Feind, dem die Umgehung der Flanken gelungen ist und dem der hülflos zusammengepreßten Masse gegenüber nur noch die Arbeit des Niedermetzelns übrig bleibt.*) Anderwärts wird uns noch mehr be-

*) Vergleiche das im 1. Band, S. 88 f. Gesagte.

Digitized by Google

richtet, was den altgermanischen Geist der Franken bewährt. Nichts galt ihnen für ein größeres Unglück als ein thatenloses Leben, nichts für ein höheres Glück als der Kampf. Auch die Beschäftigungen der Männer und Knaben in Friedenszeiten bezweckten meist Vorbereitung zum Krieg. Sie übten sich beständig ihre Axte und Speere zu werfen, wobei sie den Treffort vorausbestimmten und wohl auch der geschleuderten Waffe nachsprangen, um sie womöglich zu erreichen, sobald sie getroffen hatte. In solchen Kampfspielen übte man die männliche Jugend und flößte ihr damit einen Geist ein, der sie ihren Feinden gegenüber unüberwindlich machte, wofern nicht römische List ihnen die Möglichkeit nahm, ihre Heldenkraft zu gebrauchen. Aber auch wenn Kriegskunst oder Übermacht des Feindes oder Ungunst des Ortes ihnen verderblich ward, so hatte der Tod keine Schrecken für sie. Walhalls Freuden winkten dem Helden, der sterbend auf dem Platze lag, den er verteidigt hatte. Ward er im Kampfe verstümmelt, so focht er, solange er sich noch mit den gesundgebliebenen Gliedmaßen wehren konnte. Wurden sie zurückgedrängt oder besiegt, so ruhten sie nicht, bis sie wieder gesiegt hatten oder untergegangen waren. Vorsichtige Schonung der Streitkräfte kannte ihre ungestüme Tapferkeit nicht. Auch in der Verfolgung des Sieges waren sie unersättlich; oft hat die unaufhörliche Verfolgung des Feindes den verstreuten Kriegern noch nach dem Siege Verderben gebracht, wenn nicht das Ansehen des Königs, das ganz auf seine Heldentüchtigkeit begründet war, den Maßlosen ein Ziel setzte. Ehrengeschenke und die Bewunderung des Volkes war der Lohn der Tapferen nach dem Kriege.

Auch die wirtschaftlichen Zustände zeigen in vielem noch die alten Formen, aber vieles hat doch die Zeit geändert, und manches Neue unterscheidet sich auch von der Gewohnheit andrer Germanen wesentlich.*) Anders als die ostgermanischen Stämme verschmähten es die Franken, sich mit den Provinzialen auf eine geregelte Landteilung einzulassen. In der Zeit vor Chlodowech, also in den Strichen vom Niederrhein bis zur Somme, nahmen sie des Landes, so viel sie brauchten. Die hier ansässige römische Bevölkerung wurde durch die Eroberung arg gelichtet, wie das Zurückweichen des Christentums aus diesen Gegenden beweist, die vom sechsten bis ins achte Jahrhundert als ein ergiebiges Feld der Heidenbekehrung erscheinen. In den Gebieten aber, die Chlodowech und dessen Nachfolger eroberten, wurde der Grundbesitz der Provinzialen im ganzen nicht angetastet. Dem Bedürfnis der Salier nach neuen Wohnsitzen war schon durch die Eroberungen bis zur Somme reichlich Genüge geschehen; aus den späteren Sprachgrenzen zwischen Romanen und Franken ergiebt sich nämlich, daß die zusammenhangenden Ansiedelungen der letzteren nicht ganz bis zu dieser Flußlinie vordrangen.

*) Das Folgende nach Brunner, Rechtsgeschichte 1, S. 194 ff.

Digitized by Google

Wie in der Urzeit so bestand auch jetzt noch das Wirtschaftsleben der deutschen Stämme fast ausschließlich in Landarbeit. Handel und Wandel halten sich innerhalb sehr bescheidener Grenzen, der landwirtschaftliche Betrieb hat sich dagegen bedeutsam gehoben. Das Volk wohnte meistens in Dörfern zusammen; Viehzucht, Jagd und Fischfang waren von altersher wichtige Beschäftigungen geblieben. Aber nicht mehr die Weidewirtschaft, sondern der Ackerbau steht im Mittelpunkte des Erwerbslebens. Mehr und mehr wendet sich die Thätigkeit des freien Mannes der Bestellung des Bodens zu, welchen man nachdrücklicher als vordem auszunutzen verstand. Schon das Volksrecht der salischen Franken läßt uns ersehen, wie neben dem Getreidebau auch Wiesenkultur, Gartenbau und Weinbau betrieben wurde.

Eine Teilung des Ackerlandes nach der ältesten, früher geschilderten Art*) fand nicht mehr statt Das Sondereigentum auch am Feldboden war zur Regel geworden, aber mit Einschränkungen. In den Dorfgemeinden bestand der Flurzwang, d. h. der Einzelne durfte nicht nach seinem Belieben seine Sonderäcker bestellen und ernten; sondern womit er sie bestellte und wann er erntete, darüber mußte er sich den Beschlüssen der Gemeindeversammlung fügen, bei denen besonders die Gemengelage der Sonderäcker in Betracht gezogen wurde, d. h. wie die Äcker des Einzelnen zu denen andrer Gemeindegenossen oder zu der allgemeinen Feldmark lagen. Die Sonderäcker waren nicht eingehegt und dienten nach vollendeter Ernte bis zur neuen Aussaat als Stoppel- und Brachweide. Erblich war nun auch der Feldgrund und -Boden geworden, während in der Urzeit nur die bewegliche Habe nebst Haus und Hof als Erbgut galt. Aber er vererbte nur auf die Söhne des verstorbenen Besitzers. Waren solche nicht vorhanden, so fiel das Land bei den Salfranken der Gesamtheit der Dorfgenossen anheim. Auch das Recht, die Höfe zu veräußern, hatte der Besitzer nicht; denn es hätte sich nicht mit diesem Heimfallsrecht der Gemeinde vertragen, das durch Veräußerungen beeinträchtigt worden wäre.

Seit das Ackerland als Einzelbesitz ausgesondert war, bestand die gemeine Mark oder Allmende hauptsächlich aus der ewigen Weide**) und aus dem Waldlande. Doch kam es auch jetzt noch bisweilen vor, daß die Gemeinde vereinzelte Stücke ihrer Mark den Markgenossen zu vorübergehender, wechselnder Sondernutzung zuwies. Das Recht im Walde Holz zu fällen stand jedem zu, vorausgesetzt, daß nicht besondere, namentlich religiöse Gründe die Rodung verboten. Im allgemeinen aber war kein Anlaß vorhanden, die Ausrodung des Waldes zu untersagen, solange des Waldbodens die Hülle und Fülle vorhanden war. Das Maß, in welchem jeder Mark-

*) Vgl. Band 1, S. 55 ff.
**) So genannt im Gegensatz zu den zeitweiligen Stoppel- und Brachweiden.

Digitized by Google

genosse Wald und Viehweide benutzen durfte, richtete sich nach der Größe von dessen Ackerbesitz. Das Nutzungsrecht der Allmende erscheint demnach, seit das Ackerland die Hauptquelle des Erwerbes geworden war, als ein Zubehör zu dem Sondereigentum des Einzelnen. Der Anteil, den der Einzelne innerhalb der Dorfmark an Grund und Boden besaß und der durch das Herkommen geregelt war, hieß noch immer „das Los“, (lateinisch sors), seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts „die Hufe“ (lateinisch mansus).

So hatte sich, obwohl das Ackerland zum Sondereigentum geworden war, innerhalb der deutschen Stammlande bei der Masse der freien Bevölkerung ein gewisses Gleichmaß des Besitzes erhalten und erhielt sich noch über die Zeit der Reichsgründung hinaus. Der Großgrundbesitzer war ebensowohl eine seltene Ausnahme wie der Besitzlose. Der freie Volksgenosse war zugleich ein angesessener Mann; dies wurde gleichsam vom Rechte selbst vorausgesetzt, denn das Gerichtsverfahren verlangte schlechtweg, daß die Vorladung des Beklagten in dessen eigenem Hause geschehe. Das Vermögen des Einzelnen ward nach dessen Grundbesitz und Viehbestand abgeschätzt, und hierbei ward auf ein gewisses Durchschnittsmaß gesehen, Massengüter gab es nicht.

Ein ganz andres Bild bieten uns die wirtschaftlichen Zustände Galliens zur Zeit der Eroberung dar.*) Ein freier und wohlhabender Mittelstand fehlte, Reichtum und Armut standen sich unvermittelt gegenüber. Der Grundbesitz war hauptsächlich in den Händen des Staates, der Kirche und einer nicht zahlreichen, aber mächtigen Grundaristokratie. Die Zahl der kleinen freien Grundbesitzer war im vierten und fünften Jahrhundert stark gelichtet worden. Aus Not und um dem unerträglich wachsenden Steuerdruck zu entgehen, hatten damals viele kleine Leute ihr Besitztum den Reichen und Mächtigen überlassen, um ihren Schutz zu erlangen. Die großen Güter wurden hauptsächlich von Kolonen und Sklaven bebaut; doch gab es auch freie Leute, die in Pacht- und Leihverhältnisse eintraten, und diese Verhältnisse waren zuweilen erblich. So überließen namentlich die gallischen Kirchen ihre Ländereien in der Umgebung der Städte erblichen Pächtern. Ein solcher Erbpächter zahlte seinem Herrn einen jährlichen Zins und konnte das Erbpachtgut nach seinem Belieben einem andern verkaufen, der dann in seine Rechte und Pflichten eintrat. Es wurde aber andrerseits auch viel Land auf Zeit und unter gewissen Bedingungen geliehen, wobei der Herr zuweilen die Verleihung nach Belieben widerrufen konnte. Der Beliehene stellte dem Verleiher eine Urkunde aus, die diesem als Beweismittel diente, daß jener das fragliche Grundstück von ihm zur

*) Vgl. das im 2. Band, S. 179 ff. Mitgeteilte.

Digitized by Google

Leihe erhalten habe und unter welchen Bedingungen dies geschehen sei. Der Beliehene zahlte einen Zins oder Zehnten; unterließ er die Zahlung, so verwirkte er sein Recht.

Die Eroberung des Landes durch die Franken mußte diese Verhältnisse vielfach umgestalten.*) Der fränkische König trat von Anfang an als großer Grundbesitzer auf. Nach fränkischem Recht gehörten ihm die vorhandenen Staatsländereien als Eigentum zu, über das er frei verfügen konnte. Ein Teil dieses Königsgutes bildeten die ausgedehnten Waldungen und das wüstliegende Land, soweit sie nicht zur Allmende der Markgenossenschaften gehörten oder Sondereigentum von Unterthanen waren. Den gewaltigsten Zuwachs aber empfing das Königsgut durch die Eroberungen: dem Könige fielen nämlich die römischen Staatsgüter und alles schon herrenlose oder erst durch die Eroberung herrenlos werdende Land anheim. Diesen weitausgedehnten Grundbesitz konnte er natürlich nicht in eigener Hand behalten. Einen guten Teil davon schenkte er an Kirchen, deren Besitzstand ungeheuer anschwoll, oder verdienstvolle Laien; anderes wurde als Amtsgut den königlichen Beamten, insbesondere den Grafen, für die Dauer der Amtsverwaltung zur Benutzung überwiesen. Infolge solcher königlichen Landschenkungen bildete sich nun auch in den deutschen Gegenden des Reiches ein Stand von weltlichen Großgrundbesitzern, wie er in Gallien schon vor der Eroberung vorhanden gewesen war; und dazu kamen noch verschiedene Ursachen, welche die anfangs ziemlich gleichmäßige Verteilung des Grundbesitzes allmählich verschoben. Dahin gehört das Recht der Rodung; wenn nämlich ein Einzelner im Gemeindewalde forstete, so gehörte ihm in der Regel das gerodete Land; er „fing es ein," wofern nicht die Gemeinde es ausdrücklich verwehrte; der „Neubruch" oder „Beifang" wurde sein Sondereigentum. Es sieht sich leicht ein, daß der Reichere, derjenige, welcher über eine größere Zahl von Knechten und Zugvieh gebot, auf diese Weise sein Eigentum viel rascher ausdehnen konnte als der weniger Begüterte. Ferner ist von Bedeutung, daß die Einschränkungen, unter denen die Hufe, das Ackerland des Einzelnen, erblich war, allmählich wegfielen. Da nun das Erbgut unter gleich nahe Erben nach altem Rechte gleichmäßig verteilt wurde (s. Bd. 1, S. 107), so zerfielen durch die Erbordnung auf der einen Seite oft Vollhufe in Halbhufe und noch kleinere Teile, während auf der andern Seite mehrere Hufe in einer Hand vereinigt wurden. Endlich entsprang auch aus der Anwendung des Bußensystems hier Armut, dort Reichtum. Bekanntlich mußte im regelrechten Rechtsgange jedes Vergehen durch Zahlung von Geld oder Geldeswert gesühnt werden. Diese Bußen waren verhältnismäßig hoch, so daß das Wergeld bei den Franken in einigen Fällen bis

*) Brunner a. a. O. S. 203 ff.

Digitized by Google

auf 1800 Solidi stieg. Andrerseits hatte aber das Geld so beträchtlichen Wert, daß z. B. ein Ochse, den der Verurteilte mit in Zahlung gab, oft nur für 1 bis 3 Solidi angerechnet wurde. Bei so geringen Preisen der landläufigen Zahlungsmittel geschah es oft, daß einer, der eine hohe Buße verwirkt hatte, vollständig verarmte, und da die Sippegenossen in der Regel dem Schuldigen die Buße aufbringen halfen, so wurde auch die ganze Sippe oft wirtschaftlich schwer geschädigt. In späterer Zeit, als der Großgrundbesitz sich einmal durchgesetzt hatte, suchten dann die großen Grundherren nicht selten in rücksichtsloser Weise auch die bescheidenen Güter der kleinen Bauern aufzusaugen; durch Vergewaltigung, durch unausgesetzte Belästigung, durch Mißbrauch der Amtsgewalt zwangen sie den freien Bauer Eigentum oder Freiheit zu opfern, um sich damit einen Beschützer zu erkaufen oder den Bedränger selbst in einen solchen zu verwandeln. Diesen schweren Übelstand, der sich aber erst in der karolingischen Zeit so gewaltig geltend machte, hat die Auflösung des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen beschleunigen helfen, wie andrerseits die Auflösung des Reiches dazu beitrug, die Zahl der freien Bauern fast verschwinden zu machen.

Ebenso fremd wie die wirtschaftlichen Zustände der Franken und der Romanen standen sich die Verfassungen der beiden Völker gegenüber. Die trüben staatlichen Verhältnisse, in denen das römische Gallien seufzte, sind früher (Band 2, S. 180 f.) geschildert worden. Was die Verfassung der Franken anlangt, so dürfen wir uns hier, wenn wir den Leser an unsre Darstellung der urgermanischen Zustände (im ersten Buche des ersten Bandes) erinnern, mit folgendem Überblick begnügen.*)

Der Sippeverband behauptete im Rechts- und Gesellschaftsleben ungebrochen sein altes Ansehen. Drangen doch sogar einzelne Züge der germanischen Geschlechtsverfassung in die Rechtssitten der römischen Bevölkerung ein, so die Pflichten der Blutrache und der Eideshülfe. Erst im Laufe der folgenden Jahrhunderte hat die erstarkende Staatsgewalt die Rechte der Sippe hie und da eingeschränkt. Die Stellung des Hausherrn und der Hausgenossenschaft wurde der Sippe gegenüber eine freiere; unter nichtverwandten Personen wurden persönliche Treuverhältnisse geschlossen, welche den durch die Sippe gewährten Schutz oft überboten.

Die Gliederung des Volkes nach Ständen war im großen und ganzen dieselbe wie in der Urzeit. Die verschiedene Schätzung der Stände gaben noch immer die Wergelder an,**) die aber auch für die beiden Nationen verschieden waren, da der Germane mehr als der Römer galt. Das Übergewicht, das die germanische Bevölkerung als die herrschende besaß, wurde

*) Vgl. Richter, Annalen des fränkischen Reiches 1, S. 28 ff. und Brunner, Rechtsgeschichte 1, S. 224 ff.

**) Siehe Band 1, S. 64.

Digitized by Google

durch das höhere Wergeld rechtlich anerkannt. Das Wergeld des freien Franken, wovon ein Drittel als Friedensgeld (altdeutsch fridu, latinisiert fredus oder fredum) dem Staat d. h. dem König anheimfiel, ist in den fränkischen Volksrechten auf zweihundert Solidi angesetzt, und ungefähr ebensoviel betrug es wohl um jene Zeit bei allen deutschen Stämmen für den freien Germanen. Dagegen wurde die Tötung eines freien Römers im Frankenreiche nur mit hundert Solidi gesühnt d. h. mit dem Wergeld eines fränkischen Halbfreien oder Liten; nur die höhere Geistlichkeit ward später durch ein erhöhtes, nach der kirchlichen Rangordnung abgestuftes Wergeld ohne Rücksicht auf den Geburtsstand geschätzt.

Was nun die Stände selbst betrifft, so kannten die Franken im fünften Jahrhundert nur noch die drei Klassen der Freien, Halbfreien und Knechte. Von einem alten Geburtsadel weiß das salische Gesetz nichts mehr; er mag teils in den schweren blutigen Kämpfen vor der linksrheinischen Ansiedelung untergegangen sein, teils auch durch das Emporsteigen der Königsgewalt oder richtiger des einen großen Adelsgeschlechtes der Merowinger seinen Vorzug vor den Gemeinfreien verloren haben.*) Bei andern deutschen Stämmen, die allmählich zum fränkischen Reiche kamen, haben trotzdem die Franken die Vorrechte des Adelsstandes anerkannt, so wie sie in den Volksgesetzen jener Stämme festgesetzt waren. Anders aber verfuhren sie dem römischen Ständewesen gegenüber. „Es waren jämmerliche sociale Zustände, die sie bei den römischen Provinzialen vorfanden. Wenn man das Recht der Berufswahl und die Freizügigkeit als Merkmale der Freiheit ansieht, so war hier der größere Teil der dem Namen nach freien Bevölkerung in erblicher Unfreiheit befangen. Ackerbau und Gewerbe, Kriegsdienst und niedere Ämter waren in der Kaiserzeit zu erblichen Lasten geworden. Das sinkende Reich vermochte sich nur in Wirksamkeit zu erhalten, indem es den Volksklassen, die den Druck der Verwaltung empfanden, die freie Wahl des Berufs versagte, die Leistungen, die das Gemeinwesen nicht entbehren konnte, zu erblichen Frondiensten gestaltete und jeden, der sich solchem aufgedrungenen Dienst entzog, zwangsweise in denselben zurückführte. Diesen gedrückten und gebundenen Gesellschaftsschichten stand eine bevorzugtere Klasse, nämlich die Aristokratie des höheren Staatsdienstes und der titulierten Großgrundbesitzer gegenüber, die unter dem Namen der „Honorati“ zusammengefaßt wurde. Höhere Ämter, Reichtum und Grundbesitz lagen vereinigt in den Händen der sogenannten senatorischen Geschlechter d. h. vornehmer Familien, in denen der Senatorentitel erblich war. Da die Bistümer sehr häufig aus ihnen besetzt wurden, so stand auch die Kirche unter ihrem beherrschenden Einfluß. In

*) Siehe Band 1, S. 67.

Digitized by Google

diese kastenartig abgeschlossene und versteinerte Gesellschaft mit ausgeklügelten Titulaturen und pedantischen Kleiderordnungen hat die germanische Eroberung Luft und Bewegung geschafft. Die fränkische Rechtsordnung beachtete das römische Ständewesen gar nicht. Der Römer, der aus senatorischem Samen entsprossen war oder einen Bischof zum Vetter oder Bruder hatte, erhielt ebenso wie die Plebs nur ein Wergeld von hundert Solidi. Daß der römische Kolon anfänglich noch ein geringeres Wergeld hatte, war nicht Anerkennung römischen Ständerechts, sondern entsprang einer germanischen Anschauung; er war an die Scholle gebunden und seinem Herrn zinspflichtig wie der halbfreie Germane dem Vollfreien gegenüber; da der freie Römer rechtlich dem freien Franken nachgestellt wurde, so mußte der halbfreie Römer auch dem halbfreien Franken nachstehen. Ebenso entsprach es alten fränkischen Rechtsanschauungen, daß auch der Römer durch Königsamt und Königsdienst und — seit dem Übertritt der Franken zur katholischen Kirche — durch die Erlangung gewisser geistlicher Würden einer Erhöhung seines Wergeldes teilhaftig wurde.

An der Spitze des Volkes stand der König. Daß es aber vor Chlodowech bei den Franken, ja selbst bei den Salfranken mehrere Könige zugleich gab, ist schon öfters hervorgehoben worden. Nirgends als in der fränkischen Geschichte liegt es klarer am Tage, wie das Stammkönigtum sich aus dem Gaukönigtum entwickelt hat. Die Könige wurden zwar vom Volksthing gewählt, da aber die Wahl nur Glieder eines einzigen Geschlechtes, des merowingischen, treffen konnte, so waren die Frankenkönige zugleich erbliche. Daß der König und seine Gesippen sich äußerlich durch das lange Haupthaar vor allen andern Volksgenossen auszeichneten, wurde oben bemerkt. Trotz der Kräftigung der Königsgewalt im allgemeinen besaß der König keineswegs unumschränkte Gewalt; in wichtigen Fragen war er an die Mitwirkung und Zustimmung des versammelten Volkes in Waffen gebunden. Dieses d. h. alle freien, waffenfähigen Franken traten alljährlich zur Heerversammlung, dem sogenannten Märzfeld, zusammen, wobei der König den Vorsitz führte. Das Märzfeld war nicht nur eine Heerschau, sondern es bildete ein wichtiges Glied der öffentlichen Verfassung. Der König übte das sogenannte Bannrecht aus d. h. das Recht, unter Androhung einer Vermögensstrafe etwas zu gebieten, z. B. sich gewaffnet am Sammelort zur Heerfahrt einzufinden, oder etwas zu verbieten, z. B. die Waffe zu zücken, dem Redner im Thing ins Wort zu fallen. Selbstverständlich konnte er aber dies Bannrecht nicht willkürlich gebrauchen d. h. alles, was ihm beliebte, gebieten oder verbieten; vielmehr waren im Gewohnheitsrecht die Fälle aufgezählt, in denen allein der König seinen „Bann" sollte ausüben dürfen. Der König war natürlich Oberfeldherr, wenn er selbst mit in den Kampf zog, was in der älteren Zeit regelmäßig

Digitized by Google

der Fall war; er griff aber auch sonst vielfach schützend, leitend und ergänzend ein. Jedem Volksgenossen versprach und gewährte er Schutz gegen Unrecht, entweder durch die von ihm ernannten Beamten oder in eigener Person; nur dem, der sich dem Gesetze nicht fügte, versagte er seinen Königsschutz. An ihn konnte vor der Entscheidung des Volksgerichts Berufung eingelegt werden. Die Verbindung mit dem Könige verlieh höheres Recht; wer sich in seinem Gefolge befand*) oder von ihm ein Amt empfangen hatte, genoß eines höheren Wergeldes. Unter den Königsbeamten ragen besonders die Grafen, d. h. die Vorsteher der Gaue, hervor. Der Graf (garafio) ist durch ein dreifaches Wergeld ausgezeichnet; er kann dem Urteile des Volksgerichts durch Beitreibung der Buße Nachdruck verschaffen, er erhebt das Friedensgeld, das dem Könige von jeder Buße zukommt, hat aber anfangs an der Leitung des Gerichts keinen Anteil; er ist ursprünglich kein richterlicher, sondern der höchste Verwaltungsbeamte des Gaues. Unterbeamte des Grafen sind die drei „Sakebarone", die für jeden einzelnen Gerichtssprengel oder eine „Hundertschaft"**) bestellt sind und innerhalb einer solchen Bußzahlungen für den König eintreiben. Dem Sakebaro steht als ein vom Volk erwählter Beamter der „Thungin" oder „Centenarius", der die Leitung und den Vorsitz im Gericht innerhalb einer Hundertschaft (centena) hat.

Über das Strafrecht der salischen Franken unterrichtet uns das altertümlichste deutsche Rechtsbuch, die berühmte Lex salica, deren ältester Text aus 65 Titeln d. h. Abschnitten bestehend, wahrscheinlich erst unter Chlodowech nach der Reichsgründung verfaßt, die aber ihrer Grundlage nach in eine weit ältere Entstehungszeit zurückreicht; denn bei den Satzungen, durch die sie zustande kam, war lediglich das alte Gewohnheitsrecht maßgebend; Aufzeichnungen älterer Weistümer***) wurden benutzt, teilweise auch unverändert hereingenommen; von Einwirkung des römischen Rechtes zeigt sich keine Spur. In einem Prologe, der dem Gesetzbuch vorausgeht, heißt es unter anderm: „Das auserwählte†) unlängst zum katholischen Glauben bekehrte Volk der Franken hat, als es noch im Heidentum befangen war, seiner Art gemäß nach Recht und Gerechtigkeit verlangend, das salische Gesetz durch die Vornehmsten des Volkes, welche damals seine Lenker waren (es sind die Thungine gemeint), verfaßt; aus

*) In truste dominica, daher antrustio s. v. w. königlicher Gefolgsmann.

**) Dies Wort ist also nicht mehr gleichbedeutend mit Gau, sondern es bezeichnet bei den Franken eine Unterabteilung, einen Bezirk des Gaues, so auch bei den Alamannen und später bei den Angelsachsen; dagegen kennen die übrigen deutschen Stämme den Hundertschaftsbezirk nicht.

***) Vgl. Band 1, S. 71.

†) Hier folgen die oben S. 195 mitgeteilten rühmenden Beiwörter.

Digitized by Google

mehreren hat es vier Männer gewählt; die sind an drei Gerichtstagen am Malberg zusammengekommen und haben nach sorgfältiger Besprechung und Verhandlung aller Anlässe die einzelnen Rechtssprüche in folgender Weise abgefaßt und beschlossen. Als aber der Liebling Gottes, der Frankenkönig Chlodowech, der Wildstürmende und Schöne, zuerst die katholische Taufe empfangen hatte, ward das, was in den gesetzlichen Bestimmungen für weniger geeignet gehalten wurde, durch die Rechtskundigen der Könige Chlodowech, Childebert und Chlothar zu größerer Deutlichkeit verbessert." In dem Text, der in verwildertem Latein geschrieben ist, finden sich zahlreiche nicht lateinische Wörter eingestreut, welche den Satzbau unterbrechen und durch das abgekürzte Wort „malb." bezeichnet sind; einmal steht statt dessen vollständig da „hoc est in mallobergo", zu deutsch: „das heißt auf dem Malberg,*) an der Gerichtsstätte, in der Gerichtssprache." Es sind diese sogenannten Malbergischen Glossen alte deutsche Wörter, durch unwissende Abschreiber oft sehr verderbt und daher zum Teil noch nicht enträtselt; sie geben, wie es scheint, dem Kläger oder Beklagten das Wort an, das er vor Gericht gebrauchen muß, um nicht durch einen Formfehler seine Aussage unwirksam zu machen. Die sieben Männer, welche auf dem Malberg in den regelmäßig alle acht Tage abgehaltenen echten Thingen, an denen alle freien Männer der Hundertschaft teilnahmen, das Urteil zu finden und vorzuschlagen hatten, hießen bei den Franken Rachineburgen d. h. Ratgeber. Der Verhandlung ging nach uralter Sitte die Mahnung d. h. die Ladung des Beklagten durch den Kläger selbst voraus. Bei der eigentlichen Gerichtsverhandlung, die der Thungin leitete, wurde vor diesem und der Gemeinde die Klage angebracht; Zeugen, wenn solche beigezogen wurden, hatten ihre Aussage eidlich abzugeben. War durch Beweise oder Zeugen die Berechtigung des Urteils nicht unanfechtbar, so blieb dem Beklagten wie dem Kläger übrig auf ein Gottesurteil anzutragen. Das salische Gesetz gedenkt weder des Zweikampfes noch des Loswerfens,**) sondern nur der sogenannten Kesselprobe, bei welcher Wasser in einem Kessel zum Sieden gebracht und ein Ring oder Stein hineingeworfen wurde, der mit bloßem Arm unverletzt herausgeholt werden mußte, wenn der Beweisende recht haben sollte. Das Urteil, das angefochten werden konnte, erkannte bei dem regelmäßigen Gerichtsverfahren nur auf Geldbußen; selbst Totschlag wurde durch bloße Zahlung des Wergeldes gesühnt. Über den Verurteilten, der nicht zahlen wollte, wurde vom Grafen die Pfändung verhängt. Der Kläger, der sich mit Geldbuße nicht zufrieden

*) Gotisch mathl Versammlungsplatz; althochdeutsch madal und mahal Gerichtsstätte, noch mittelhochdeutsch (in Zusammensetzungen) mahel, mâl und das Verbum mahelen „gerichtlich befragen und ansagen".

**) Vgl. Band 1, S. 77.

Digitized by Google

geben wollte, durfte in der ältesten Zeit überhaupt nicht den Weg der gerichtlichen Klage betreten, sondern mußte Fehde ansagen. In der Zeit Chlodowechs aber blieb ihm wie dem Verurteilten noch freigestellt, beim Königs- oder Hofgericht als bei der obersten Instanz Berufung gegen das Urteil des Volksgerichtes einzulegen. Das Königsgericht wurde nicht auf dem Malberg, sondern im Palast des Königs gehalten, und letzterer selbst übte Vorsitz und Spruch aus. Das einmal angerufene Urteil des Königs wurde unter allen Umständen vollstreckt.

Wir schließen diesen Abschnitt mit der Mitteilung einiger besonders merkwürdiger Stellen aus dem salischen Gesetzbuch.*)

Über die Ladung vor Gericht finden sich folgende Bestimmungen: „So jemand nach dem Recht vor Gericht geladen ist und nicht erscheint, so soll er schuldig sein fünfzehn Schillinge (Solidi)**) zu zahlen. Wer aber einen andern vor Gericht ladet und selbst nicht erscheint, der soll, wofern ihn nicht eine echte Not (d. h. ein vollwichtiges Hindernis) abgehalten hat, dem Geladenen fünfzehn Schillinge zu zahlen schuldig sein. Und der, welcher einen andern vor Gericht ladet, soll mit Zeugen zu dessen Hause gehen und ihm die Ladung kund thun, falls er aber nicht zu Hause sein sollte, die Frau oder irgend einen von den Hausgenossen auffordern, jenem die Ladung mitzuteilen. Wenn einer im Königsdienst beschäftigt ist, so kann er nicht vorgeladen werden; ist er es aber im Gau in seinen eigenen Angelegenheiten, so kann er vorgeladen werden."

Über das Eingreifen des Thungins und des Grafen und über die Ladung vor das Königsgericht, wenn einer sich beharrlich weigerte, eine Buße zu zahlen oder gar nicht vor Gericht erscheinen wollte, giebt das Folgende Aufschluß: „Wenn ein Freigeborener oder ein Lite (Halbfreier) einem andern zur Sühne für ein Vergehen Zahlung zu leisten versprochen hat, dann soll der, dem das Versprechen gemacht worden ist, binnen vierzig Nächten, oder wie sonst zwischen beiden verabredet ward, mit Zeugen oder

*) Das salische Gesetz ist Volksrecht oder Stammesrecht, es gilt daher zunächst nur für die salischen Franken. Das Gesetzbuch des zweiten fränkischen Hauptstammes, der Ripuarier, ist später aufgezeichnet und zum größten Teil nach dem Vorbilde der Lex salica ausgearbeitet. Außerdem besitzen wir von fränkischen Volksrechten die Ewa Chamavorum, von geringem Umfang, die dem salischen und ripuarischen Gesetz nicht gleichgestellt werden darf, insofern ihre Bestimmungen nur für einen Teil der Ripuarier, nämlich für die am Niederrhein und an der Yssel wohnenden chamavischen Franken, gelten; es ist also vielmehr ein landschaftliches Sonderrecht. Neben den Stammesrechten bildete sich seit Chlodowech ein Königsrecht aus, das jene ergänzte und in allen Teilen des Reichs Geltung hatte.

**) Daneben ist auch stets die Summe in Denaren angegeben, von denen vierzig auf einen Solidus gehen. Wie oben bemerkt wurde, konnte statt mit barem Gelde auch mit Geldeswert (Vieh, Kleider, Waffen, Schmuck, ja auch Haus und Hof) gezahlt werden, und dies war sogar die Regel.

Digitized by Google

mit solchen, welche die Wertgegenstände abschätzen sollen, zu dem Hause dessen kommen, der die Zahlung versprochen hat. Will aber dieser sein gegebenes Wort nicht halten, so ist er schuldig, dem andern noch fünfzehn Schillinge außer seiner Buße zu zahlen. Wenn er nun dann immer noch nicht zahlen will, so soll der andere ihn vor Gericht fordern und um die gerichtliche Anerkennung seiner Schuldforderung mit diesen Worten nachsuchen: „Ich ersuche dich, Thungin (Richter), hiermit, diesen meinen Schuldner zu verpflichten, daß er mir seine Zusage halte." Dann soll der Thungin sagen: „Ich verpflichte ihn dazu*) nach dem, was das salische Gesetz darüber vorschreibt." Darauf soll der Kläger den Beklagten vor Zeugen in feierlicher Weise auffordern, keinem andern eine Zahlung zu leisten noch ein Zahlungspfand zu geben, als bis er ihm selbst erfüllt habe, wozu er ihm verpflichtet sei. Und dann soll er beizeiten, noch ehe die Sonne untergeht, zum Hause des Beklagten in Begleitung von Zeugen gehen und ihn ersuchen, seine Buße zu zahlen. Wenn dieser nun noch nicht zahlen will, so warte er bis Sonnenuntergang. Ist dann die Sonne untergegangen (ohne daß der Schuldner seine Pflicht gethan hat), so steigt die Buße um drei Schillinge. Dies soll binnen drei Wochen dreimal geschehen, so wächst abermals die Schuld nach jeder vergeblichen Mahnung um drei Schillinge. Will nach Ablauf dieser Frist der Schuldner vor der regelrechten Gerichtsversammlung noch nicht zahlen, so soll der Kläger zu dem Grafen des Gaues gehen, in dem er wohnt, einen Halm in die Hand nehmen und also sprechen: „Du Graf, jener Mann hat mir sein Zahlungsversprechen gegeben und nicht gehalten, und ich habe ihn nach dem, was das salische Gesetz darüber vorschreibt, nach Fug und Recht in meiner Hand. Ich setze dir Leib und Gut zum Pfande, daß du ohne Bedenken die Hand auf seine Habe legen darfst." Und er soll ihm sagen über den Rechtsfall und über den Betrag des Bußgeldes, der ihm zugesagt worden ist. Dann soll der Graf sieben geeignete Rachineburgen (Ratmannen) zu sich nehmen, mit ihnen zu dem Hause des Beklagten gehen und ihn, wenn er anwesend ist, so anreden: „Der du zugegen bist, zahle freiwillig, was du diesem Manne zu zahlen versprochen hast, und wähle dir zwei von diesen Rachineburgen nach deinem Belieben, damit sie abschätzen, womit du zu zahlen gedenkst, und darüber wachen, daß du nach dem Rechte (weder zu wenig noch zu viel) zahlest." Wenn aber der Beklagte nicht hören will oder abwesend ist, so sollen die Rachineburgen nach geschehener Abschätzung soviel von seiner Habe nehmen, als die Schuld beträgt. Und von der gesetzmäßigen Buße soll der Kläger zwei Drittel, der Graf als Friedensgeld (für den König) ein Drittel empfangen. Sollte der Graf von dem Kläger

*) D. h. Ich erkenne deine Schuldforderung gegen ihn an und ermächtige dich dazu, die außergerichtliche Pfändung bei ihm vorzunehmen.

Digitized by Google

angerufen worden sein und, ohne daß der Dienst des Königs oder ein anderer triftiger Grund ihn abhielt, es unterlassen haben, seiner Pflicht gemäß hinzugehen, und auch keinen hingeschickt haben, daß er an seiner Statt Recht und Gerechtigkeit fordere, so soll er das Leben verwirkt haben oder das volle Wergeld dafür entrichten. Ebenso soll der Graf, wenn er dem Rufe des Klägers gefolgt ist und dem Beklagten mehr, als das Gesetz heischt und die Schuld beträgt, wegzunehmen sich erlaubt, sich entweder mit seinem Wergeld lösen oder mit dem Leben büßen. — So jemand es verschmäht zur Malstätte (wenn er vorgeladen ist) zu kommen, oder zu erfüllen verachtet, was ihm die Rachineburgen auferlegt haben, und weder durch Zahlung der Buße, noch durch Kesselfang, noch auf irgend eine Weise dem Recht Genüge leistet, dann soll der Kläger ihn vor den König selbst laden. Vorher muß er aber zwölf Zeugen stellen, von denen sollen dreimal drei auf ihren Eid aussagen, daß sie dort zugegen gewesen sind, wo die Rachineburgen für Recht erkannten, daß er zur Kesselprobe komme oder Zahlung gelobe, und daß der Beklagte dies zu thun verschmäht hat. Dann sollen die übrigen drei schwören, daß sie ebendaselbst waren, als die Rachineburgen den Rechtsspruch thaten, der Beklagte solle sich durch Kesselfang und Bußzahlung lösen, und daß ihm von jenem Tage an eine Frist von vierzig Nächten gewährt worden sei und er durchaus nicht das Gesetz habe erfüllen können. Hiernach soll der Kläger den Beklagten mahnen, daß er vor dem König erscheine, und zwar nach vierzehn Nächten, und drei Zeugen sollen schwören, daß sie dort zugegen waren, wo er ihm diese Vorladung aussprach. Wenn der Beklagte auch dann nicht kommt, so sollen jene neun Zeugen ihre eidliche Aussage wie oben wiederholen. Man soll aber warten bis Sonnenuntergang und der Kläger soll drei Zeugen bestellen, die ihm das bestätigen. Wenn nun der, welcher das Königsgericht anrief, alles dies gehörig gethan hat und der Vorgeladene auch jetzt noch nicht erscheinen will, dann soll ihm der König seinen Schutz entziehen. Jener selbst gilt dann für schuldig und alle seine Habe verfällt dem Könige. Und jeder, der ihn dann noch speiset oder herberget, und wäre es sein eigenes Weib, soll fünfzehn Schillinge zu zahlen schuldig sein, bis der Geächtete alles erfüllt hat, was das Gesetz erheischt." So hielt das Gesetz doch, bei aller Langmut gegen den Beklagten, Recht und Gerechtigkeit aufrecht, und der König erscheint recht eigentlich als Schirmherr der gesetzlichen Ordnung.

Einen uralten Brauch stellt uns folgende Stelle dar, die beweist, wie stark noch das Band war, das die Sippegenossen zusammenhielt. „So jemand einen Menschen getötet und alle seine Habe hingegeben hat, ohne doch damit der gesetzlichen Buße ganz Genüge leisten zu können,*) so soll

*) Es ist oben darauf hingewiesen worden, wie durch die hohen Bußansätze, die zuweilen den Wert der Hufe samt der beweglichen Habe des Verurteilten überstiegen,

Digitized by Google

er zwölf Eideshelfer stellen, die beschwören, daß er weder über der Erde noch unter der Erde mehr besitze, als er schon gegeben hat. Und darauf soll er in sein Haus gehen und aus dessen vier Ecken mit der Hand ein wenig Erde sammeln. Darauf soll er auf die Thürschwelle treten, mit dem Gesicht in die Wohnung blickend, und mit der linken Hand die Erde über seine Schulter rückwärts auf den werfen, der sein nächster Verwandter ist. Wenn Vater, Mutter und Brüder schon für ihn gezahlt haben, soll er die Erde auf seiner Mutter Schwester und auf deren Söhne werfen, überhaupt auf drei Gesippen von der Mutter Seite und auf drei von des Vaters Seite, die ihm am nächsten verwandt sind.*) Und so soll er dann im bloßen Hemde, ungegürtet und unbeschuht, einen Stab in der Hand, über den Zaun seines Hofes springen, damit jene drei (von der Mutter Sippe) bezahlen, was an dem Wergelde oder der Buße, die das Gesetz vorschreibt, fehlt; und dasselbe sollen die andern drei von des Vaters Sippe thun. (Und zwar folgendermaßen:) So der nächste Verwandte unter jenen zu arm ist und nicht hat, womit er die ganze Schuld sühnen könnte, so soll er auf den, der mehr besitzt, die Chrenekruda**) werfen und dieser das Bußgeld vollends zahlen (und so fort). Wenn nun aber keiner von ihnen***) so viel hat, um die Buße völlig zu zahlen, dann soll der Kläger den, der den Totschlag beging, auf die Malstätte bringen und dies an vier Gerichtstagen hintereinander thun, ob vielleicht jemand (ein entfernterer Verwandter oder ein Freund) für den Beklagten gutsagen will; wenn sich dann niemand findet, der die Bußzahlung für ihn leistet, dann soll er mit seinem Leben haften (d. h. der Kläger durfte ihn töten oder als Knecht behalten oder verkaufen)."

Welche Verwandten als die nächsten angesehen wurden, ergiebt sich aus folgenden Bestimmungen über das Erbe: „Wenn einer stirbt und keine Söhne hinterläßt, so soll die Mutter, wenn sie noch am Leben ist, ihn beerben.†) Ist die Mutter nicht mehr am Leben und hinterläßt er Bruder oder Schwester, so mögen diese ihm im Erbe folgen. Sind auch

---

dieser ganz besitzlos werden und damit seine bürgerlichen Rechte in der Gemeinde verlieren konnte, und wie die Sippe sittlich verpflichtet war, dies nach Kräften zu verhindern und das Bußgeld aufzutreiben.

*) Die verschiedenen Handschriften weichen hier ganz bedeutend voneinander ab, und die Übersetzung der Verwandtschaftsnamen ist unsicher.

**) Das Wort, womit hier und in der Überschrift des Kapitels die Erde aus den vier Winkeln des Hauses bezeichnet wird, ist noch nicht befriedigend erklärt.

***) Im Texte steht freilich: er selbst. Wo bleiben dann aber die übrigen vier der oben aufgezählten sechs Verwandten?

†) Der Vater — eigentlich der nächste Verwandte — wird nicht genannt, weil der Sohn bei Lebzeiten des Vaters in der Regel noch keine vererbbare Habe besaß. Es wird also als selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Vater schon tot ist.

Digitized by Google

solche nicht vorhanden, dann folgt im Erbe die Mutterschwester. Und weiter folgt der als Erbe, der dann der nächste Blutsverwandte ist. Vom Grund und Boden aber erbt kein weibliches Wesen; dieser gehört stets nur einem Manne zu und geht (wenn keine Söhne vorhanden sind) an die Brüder über." Man erkennt daraus, daß nun doch schon gewisse weibliche Verwandte, nämlich Mutter, Schwestern und Mutterschwester (nicht aber Töchter) erbberechtigt waren, wenn auch nur an beweglicher Habe; denn aller Grundbesitz blieb in männlichen Händen, „weil auf ihm die Stellung in der Gemeinde beruhte, die Teilnahme an ihren Rechten und Pflichten."

Zum Schluß mögen noch einige Strafbestimmungen über verschiedene Vergehen angeführt werden. Wenn jemand einen andern einen unkeuschen Lüstling nennt, muß er es mit fünfzehn Schillingen büßen. Wer einen andern einen Fuchs oder Hasen schimpft, der wird mit drei Schillingen gebüßt; ebenso wer einem andern vorwirft, er habe seinen Schild weggeworfen, und den Beweis dafür schuldig bleibt. Mit fünfzehn Schillingen wird bestraft, wer einen andern einen Angeber oder Fälscher schilt, ohne es beweisen zu können. Wenn jemand einen andern einen Hexenknecht oder eine Frau öffentlich eine Hexe schimpft und den Beweis dafür schuldig bleibt, so wird er in jenem Fall zu dreiundsechzig Schillingen, in diesem zu der dreifachen Buße verurteilt.

Der Diebstahl eines säugenden Schweines wird wie der einer Gans, eines Schäferhundes, eines saugenden Kalbes, eines jährigen Widders oder dreier Ziegen mit drei Schillingen gebüßt; wer ein jähriges Rind stiehlt, bezahlt fünfzehn Schillinge; dagegen das Dreifache, wer den Stier stiehlt, der die Herde führt und nie im Joch gewesen ist. Ebenso ist der Diebstahl eines Bienenkorbes und der eines Zuchthengstes mit einer Strafsumme von fünfundvierzig Schillingen bedroht. Man darf aber nicht etwa glauben, diese hohen Bußgelder seien dem Schätzwerte der gestohlenen Gegenstände gleich; dann wären es ja keine Strafsummen, sondern Kaufgelder. In welchem Verhältnis etwa der Wert zur Strafsumme stand, ergiebt sich aus einer andern Stelle des Gesetzes, wo z. B. bestimmt ist, daß ein freier Franke, der außer dem Hause etwas stiehlt, das zwei Pfennige (Denare) wert ist, dafür sechshundert Pfennige oder fünfzehn Schillinge zahlen muß; stiehlt er bei einem Einbruch etwas im Werte von zwei Pfennigen, so büßt er es sogar mit dem doppelten Strafgeld. Daß die Bußgelder meist nicht in Münze, sondern in Geldeswert bezahlt wurden, ist bereits bemerkt worden.

Der freie Räuber eines freigeborenen Mädchens wurde mit dreiundsechzig Schillingen, der halbfreie mit dem ganzen Wergeld gebüßt; wenn ein freigeborenes Mädchen einem Halbfreien freiwillig folgte, so verlor sie ihren Freienstand; machte einer dem andern seine Braut abspenstig und vermählte sich mit ihr, so zahlte er dreiundsechzig Schillinge. Die gleiche

Digitized by Google

Strafe traf den, der einen freien Mann unversehens überfiel und ausplünderte, den, der einem Schlafenden das Haus über dem Kopf anzündete, und den, der einen andern zu erschlagen beabsichtigte, ohne ihn zu treffen. Wer ohne mörderische Absicht einen andern schlug, daß Blut auf die Erde fiel, zahlte fünfzehn Schillinge; wer einen freien Mann mit der geballten Faust prügelte, wurde für jeden Schlag mit drei Schillingen gebüßt. Mordthaten, an Frauen und Kindern begangen, wurden mit besonders schweren Strafen bis zu siebenhundert Schillingen, also mehr als dem dreifachen Wergeld, belegt. Dagegen wurde, wie bekannt, Tötung von Knechten als Diebstahl am Herrn des Getöteten begangen, bestraft, da die Unfreien rechtlich als Eigentum, nicht als Personen betrachtet wurden. Wer einen Hausknecht, eine Dienstmagd oder einen Knecht, der als Schmied, Sauhirt oder Weingärtner benutzt wurde, tötete oder stahl, büßte mit dreißig Schillingen. Zur höchsten aller Strafsummen, nämlich zu der für damaligen Geldeswert ungeheuren Summe von 1800 Schillingen (ungefähr 19000 Mark) wurde verurteilt, wer einen Franken, welcher im Königsdienste stand, oder ein freigeborenes Weib ermordet und den Leichnam verbrannt oder in einen Brunnen oder ein anderes Wasser geworfen oder mit Zweigen oder andern Dingen bedeckt hatte, um die That zu verbergen. Übrigens ist für die merowingische Zeit nicht zu bezweifeln, daß für Tötung eines Freien die Sippe desselben in der Regel noch Blutrache nahm d. h. nicht die Strafe des Gesetzes anrief, sondern die Fehde ansagte, wenn auch der Staat allmählich mit mehr Erfolg das Fehdewesen einzuschränken suchte.

4. Chlodowech bis zu seinem Übertritt zum katholischen Christentum.

(Von 481 bis 496.)

Nach Childerichs Tode gelangte sein Sohn Chlodowech zur Herrschaft. Die salischen Franken bewohnten damals die später flandrischen Länder im weitesten Sinne dieser Bezeichnung. Der Sitz des erst fünfzehnjährigen Königs war Tournai, wo sein Vater gehaust hatte. Neben ihm herrschten in verschiedenen Gegenden noch andere salische Gaukönige, die keine Oberhoheit anerkannten. Als ihren rechtmäßigen Herrscher betrachteten ihn die freien Franken des väterlichen Reichs, weil er der Sohn, wahrscheinlich der einzige Sohn, des toten Herrschers war. Seine Jugend war kein Hindernis, denn nach fränkischem Recht wurde der Knabe schon mit zwölf Jahren mündig. Dennoch erklärt es sich aus diesem zarten Alter am einfachsten, daß wir von den ersten vier Jahren der Regierung Chlodowechs nichts vernehmen. Von den Anfängen des Jünglings wird nichts berichtet; aber kaum zwanzigjährig steht er als Mann vor den erstaunten

Digitized by Google

Blicken der westeuropäischen Welt. „In seltenem Maße vereinigten sich in seiner Persönlichkeit und seinem Charakter alle die Eigenschaften, die ihn zum Herrn seiner Zeit machten. Von gewaltiger Körperkraft, scharfem politischem Blick und höchstem Ehrgeiz, klug und einsichtsvoll, aber auch hinterlistig und verschlagen, hartnäckig und fest und dabei doch vorsichtig und elastisch, unfehlbar in der Berechnung seiner Kräfte, rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel, immer glücklich, — das waren die Gaben, die ihn auszeichneten und ihm zum Ziele verhalfen." (Arnold.) Dreißig Jahre hindurch war er König, in fünfundzwanzig Jahren hat er mit bewundernswürdiger Kraft und abscheulicher Tücke sein weltgeschichtliches Werk vollendet, dann starb er, erst fünfundvierzig Jahre alt. Er hat den Staat gegründet, auf dem das Mittelalter beruht; denn „was nachmals Karl der Große vollendete, hat Chlodowech angebahnt: eine Verschmelzung römischer und germanischer Kultur, die Verbindung der Kirche mit dem Staat und die Unterwerfung der deutschen Stämme unter das fränkische Reich."

Im fünften Jahre seiner Regierung zog der junge König aus, um den letzten Rest der unabhängigen Römerherrschaft im Westen an sich zu reißen. Syagrius, des Ägidius Sohn, der seinen Sitz zu Soissons hatte, stellte sich nach dem Untergang des Reiches in Italien an die Spitze der Gegenden und Städte, die nicht bereits einem germanischen Herrn gehorchten; es war das Land im nördlichen Gallien zwischen Seine und Loire, das westlich an die britische Aremorika,*) südwestlich an das Westgotenreich, südlich an Burgunden und Alamannen, östlich an die Franken grenzte. Er nannte sich nur Patricius, wurde aber vom Volke König genannt, der er auch seiner unabhängigen Stellung nach war. Freilich sollte und konnte seine Herrschaft nicht von langer Dauer sein, denn dieses sein gallisch-römisches Königreich stand völlig vereinsamt unter eroberungslustigen germanischen Stämmen; die Provinzialen waren zum großen Teile unbewaffnet und fanden in Syagrius keinen hinreichenden Schutz gegen die Feindseligkeiten der arianischen Burgunden und Westgoten. Der obwohl noch heidnische, so doch als katholikenfreundlich bekannte Franke konnte hoffen, daß diese letzten Weströmer sich nicht ungern unter seinem starken Schirm beugen würden. So zog er denn — wahrscheinlich ohne jeden Vorwand — 486 aus, mit einem seiner Stammesvettern, dem Gaukönig Ragnachar, verbündet, der seinen Herrscherſitz in Cambrai, südlich von Tournai, hatte, um den schwächsten seiner Nachbarn, den Syagrius, zu bekriegen. Weislich hatte er vorher den Tod des gewaltigen Westgoten-

*) „Die Briten in der Aremorika, die sich nicht lange vorher aus ihrem Insellande hierher gezogen hatten und der Bretagne den Namen (Britannia minor) gaben, standen unter eigenen Fürsten und bildeten nach altkeltischer Weise mit den benachbarten Gebieten eine Bundesverfassung." (Arnold.)

Digitized by Google

königs Eurich abgewartet; denn der Angriff auf Syagrius konnte leicht zu unfreundlichen Berührungen mit den Westgoten führen, und den Kampf mit dem kriegserfahrenen, siegreichen Eurich herauszufordern, scheute sich der Knabe gewiß mit Recht. Ein Bündnis, das er auch mit Chararich, einem andern Gaukönig, schloß, brachte ihm freilich keinen Vorteil, da dieser es vorzog, erst den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Daß der „wildstürmende", beutegierige Chlodowech überhaupt Waffenhilfe bei seinen Vettern suchte, beweist unzweifelhaft noch Mißtrauen in seine eigene unerprobte Streitkraft. Aber gleich der erste Erfolg des jungen Eroberers war ein glänzender. Nach alter Sitte forderte er den römischen „König" auf, Ort und Tag der Schlacht zu bestimmen, und dieser zögerte nicht und stellte sich ungescheut zum Kampfe. Aber als es — ohne Zweifel nicht weit von Soissons — zur Schlacht kam, und er sein Heer in harte Bedrängnis kommen sah, da gab er kleinmütig seine Sache auf, wandte den Rücken und flüchtete sich geradeswegs nach Tolosa (Toulouse) zum Westgotenkönig Alarich dem Zweiten, der ihn in seinen Schutz nahm. Allein Chlodowech ging in Vernichtung seiner Gegner gern gründlich zu Werke, er sandte Boten an Alarich, die die Auslieferung des Syagrius verlangten, und fügte, wie wenigstens Gregor von Tours erzählt, die Drohung hinzu, er werde die Westgoten angreifen, wenn sie seinen Feind länger beschützten. Und wirklich war die Überlegenheit der Franken so stark und die Achtung vor ihrer Kriegstüchtigkeit und Kampfbereitschaft so begründet, daß der Gotenkönig Bedenken trug, mit ihnen ohne Not zu brechen und den Flüchtling und Gast preisgab. Der Unglückliche wurde ausgeliefert. Chlodowech ließ ihn in den Kerker werfen und dann heimlich mit dem Schwerte umbringen. Das Reich des Syagrius nahm er zunächst bis zur Seine in Besitz; die südwestlichen Teile bis zur Loire brachte er erst in den nächsten Jahren, und zwar meist durch Vertrag in Besitz. Die Provinzialen unterwarfen sich gern; denn sie konnten es auf äußerst milde Bedingungen hin. Die Masse des salischen Volkes wanderte nicht in die neu erworbenen Länder, sondern blieb im großen und ganzen in den alten Wohnsitzen östlich der Somme; die Franken nahmen keine Landteilung vor; der christliche Glaube, die persönliche Freiheit und der Privatbesitz blieb den Römern unangetastet; nur die öffentlichen Ländereien, das alte römische Staatsgut und alles herrenlose Land nahm der König in Anspruch und vergab es dann teils zu freiem Eigentum teils als Amtsgut zur Benutzung auf Zeit.*) Seinen Herrschersitz verlegte er nun von Tournai nach Soissons. So lag nun der Schwerpunkt seines Reiches nicht mehr in den altsalischen, sondern in den neuerworbenen gallisch-römischen Gebieten. Die Provinzialen er-

*) Vgl. oben S. 220.

Digitized by Google

hielten, wie schon bemerkt, ein Wergeld, das zwar geringer war als das fränkische, aber sie doch der fränkischen Heer- und Gerichtsverfassung einreihte und damit germanischer Ehre teilhaftig machte; sie erlangten Zutritt ins Heer und in den Hofdienst. Chlodowech trat ihnen gegenüber an die Stelle des römischen Kaisers und übte dessen Rechte aus; auch die Steuern wurden nach alter Weise forterhoben; das Land wechselte nur den Herrn.

Einen merkwürdigen Zwischenfall, der sich bei der Verteilung der Kriegsbeute in Soissons ereignete, dürfen wir nicht unberichtet lassen. „Damals," so erzählt Gregor,*) „wurden viele Kirchen von Chlodowechs Heer geplündert, denn er war noch im heidnischen Aberglauben befangen. So hatten auch die Franken aus einer Kirche einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit nebst den andern kostbaren Kirchengeräten weggenommen. Der Bischof jener Kirche sandte darauf Boten zum Könige und bat ihn, daß er seiner Kirche, wenn auch sonst nichts von den heiligen Geräten, so doch wenigstens jenen Krug zurückerstatte. Der König hörte dies und sprach zu den Boten: „Folgt mir nach Soissons, denn dort soll alles, was erbeutet worden ist, geteilt werden; und wenn jenes Gefäß auf meinen Anteil fällt, so will ich thun, was der fromme Vater wünscht." Darauf begab er sich nach Soissons, und es wurde daselbst die ganze Masse der Kriegsbeute öffentlich zusammengebracht. „Ich bitte euch, ihr Helden," sprach der König, „erzeiget mir die Gunst, mir zu meinem Beuteanteil auch den Krug dort zu geben." Da antworteten die, welche verständigen Sinnes waren: „Ruhmreicher König, es ist alles dein, was wir sehen; auch wir selbst stehen unter deinem Gebot. Thue darum jetzt, was dir gefällt; denn niemand kann deiner Macht widerstehen." Als jene so redeten, da rief ein leichtsinniger, neidischer und unbedachtsamer Mann mit lauter Stimme: „Nichts sollst du haben, als was dir nach dem Los von Rechts wegen gehört!" erhob seine Streitaxt und schlug an den Krug. Alle erstaunten darüber, der König aber ertrug diese Beleidigung mit Sanftmut und Geduld; er nahm den Krug und übergab ihn dem Boten des Bischofs, den Schmerz über den erlittenen Schimpf still in der Brust verbergend. Aber als ein Jahr verflossen war, ließ er das ganze Volksheer in Waffen zusammenrufen, daß es sich auf dem Märzfelde in Kriegesrüstung zeige. Als er nun hier alle durchmusterte, traf er auch auf den Mann, der in Soissons an den Krug geschlagen hatte, und sprach zu ihm: „Keiner trägt so schlechte Waffen wie du; denn dein Speer, dein Schwert und deine Axt taugen nicht zum Kampfe." Und er ergriff des Mannes Streitaxt und warf sie auf die Erde. Jener bückte sich einen Augenblick, um sie wieder aufzuheben. Da holte der König aus und schlug ihn mit seiner Axt in

*) Buch 2, Kap. 27. Giesebrecht 1, S. 86.

Digitized by Google

das Haupt. „So," sprach er, „hast du zu Soissons an dem Kruge gethan." Der Mann war tot. Die Übrigen hieß der König hinweggehen. Durch diese That machte er sich bei allen gefürchtet." Der Vorfall ist sehr bedeutsam für Chlodowechs Stellung zu seinen Mannen, wie zu der neuunterworfenen Bevölkerung. Man sieht, der fränkische König ist von Kampfgenossen umgeben, die sich ihm nahezu gleichachten, wie das dem germanischen Herkommen entsprach. Aber Chlodowech benutzt seine Stellung als Oberbefehlshaber, um den Widerspenstigen zu strafen. Von diesem Standpunkt aus hält er die Unterordnung eigenmächtig aufrecht, und dadurch wird er zugleich fähig, die eingeborenen Gallo-Römer vor den Gewaltsamkeiten seiner Franken zu schützen, namentlich die Kirche und ihre Einrichtungen.*)

Von den entscheidendsten Folgen nun war es, daß Chlodowech zum katholischen Christentum übertrat. Dieses bedeutungsvolle Ereignis, durch das erst die Weltstellung der fränkischen Könige begründet und die ganze Zukunft der fränkischen, ja der deutschen Welt überhaupt in die ihr beschiedenen Bahnen gelenkt ward, hat eine merkwürdige Vorgeschichte. Wir sind darüber zum Teil nur sagenhaft unterrichtet, aber auch die Sage ist der Mitteilung wert, wenn sie, wie hier, im Volke selbst erwachsen ist, insofern sich in ihr der eigentümliche Charakter und die besondere Denkweise des Volkes oft schärfer ausprägt als in der beglaubigten Geschichte. Der erste Anstoß zu dem folgenschweren Entschluß, den alten Wodansglauben mit dem Bekenntnis der römischen Kirche zu vertauschen, kam dem Frankenkönige aus Burgund und zwar durch eine burgundische Prinzessin, die seine Gemahlin wurde. Seine Vermählung war das Vorspiel zu seiner Bekehrung.

Das südöstliche Gallien, außer der Provence, die westgotischer Besitz war, gehörte den Burgunden. Ihr Reich erstreckte sich damals über einen großen Teil der Schweiz und von den Abhängen des südlichen Wasgau, des Schweizerjura und der Alpen über die Rhone bis zur oberen Loire hin, wo es an das Westgotenreich grenzte. Es war unter mehrere Brüder geteilt, deren bedeutendste Herrschersitze Genf, Lyon und Vienne waren; aber später gelang es dem Könige Gundobad, die ganze burgundische Macht unter seinem Scepter zu vereinigen. Das Königshaus und der germanische Teil des Volkes bekannte sich zum Arianertum, die Provinzialen natürlich waren Katholiken; der religiöse Haß und Hader zwischen beiden

*) Ranke, Weltgeschichte IV, 1, S. 426. An die Erzählung vom Krug in Soissons fügt Gregor noch die Bemerkung: im zehnten Jahr seiner Herrschaft habe Chlodowech die Thüringer angegriffen und besiegt; über diesen Kriegszug ist indessen so wenig bekannt, daß sich nicht einmal unterscheiden läßt, ob er gegen die Thoringer am Niederrhein oder die Thüringe in Mitteldeutschland gerichtet war.

Digitized by Google

Teilen stand in hellen Flammen. Gregor von Tours erzählt, der Burgundenkönig Gundewech habe vier Söhnen das Erbe hinterlassen, die hießen Gundobad, Godegisel, Chilperich und Godomar. „Gundobad aber tötete seinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte und ließ dessen Gemahlin mit einem Stein um den Hals ins Wasser werfen. Ihre beiden Töchter aber verbannte er vom Hofe, die ältere, welche Nonne wurde,*) hieß Chrona, die jüngere Chlothilde (Chlodechilde, Chrotichildis). Da aber Chlodowech oftmals Botschaft sandte in das Burgundenland, sahen seine Boten einst Chlothilde, die Jungfrau; und da sie fanden, daß sie schön und verständig sei, und in Erfahrung brachten, daß sie dem Königsgeschlecht angehöre, meldeten sie dies dem König Chlodowech. Und sofort schickte er eine Gesandtschaft an Gundobad und hielt um ihre Hand an. Jener scheute sich, ihn abzuweisen und übergab den Boten die Jungfrau. Als diese sie erhalten hatten, eilten sie zum Könige und stellten sie ihm vor, und da er sie sah, fand er großes Wohlgefallen an ihr und nahm sie zur Ehe (493)." Dieser dürftige Bericht wird nun durch zwei ausführliche, aber jüngere Erzählungen ergänzt, die beide offenbar viel mehr der Volkssage als der eigentlichen Geschichte entsprungen sind, und von denen wir die ältere, die dem siebenten Jahrhundert angehört, hier mitteilen.**)

„Gundobad tötete seinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte, ertränkte dessen Gemahlin, erschlug ihre beiden Söhne und strafte ihre beiden Töchter mit Verbannung .... Chlodowech schickte oftmals Gesandte in das Burgundenland und freite um Chlothilde. Da es ihm aber nicht gelang, das Antlitz der Jungfrau zu sehen, sandte er dorthin einen römischen Mann mit Namen Aurelianus, ob er vielleicht durch irgend eine List ihrer ansichtig werden könnte. Aurelianus machte sich allein auf den Weg, legte ein schmutziges Kleid wie ein Bettler an, nahm einen Sack auf den Rücken und zog nach Burgund. Er führte auch Chlodowechs Ring bei sich, um leichter Glauben zu finden. Und als er nach der Stadt Genf kam, fand er dort Chlothilde mit ihrer Schwester. Da sie nun Fremde gastlich zu bewirten pflegten, nahmen sie, um sich einen Gotteslohn zu verdienen, auch den Bettler auf, und Chlothilde wusch ihm die Füße. Da neigte er sich zu ihr herab und sagte leise: „Herrin, ich hätte dir eine große Botschaft zu verkünden, wenn du mir nur Gelegenheit gewähren wolltest, im geheimen

*) Hieraus und aus dem Folgenden ergiebt sich, daß Chrona und Chlothilde, unzweifelhaft von ihrer Mutter her, den katholischen Glauben bekannten; möglich, daß Chilperich zur römischen Kirche übergetreten war und daß Gundobad dies zum Vorwand nahm, ihn samt seiner Familie aus dem Wege zu räumen.

**) Sie findet sich in der Weltchronik des sogenannten Fredegar, die sechzig bis siebzig Jahre nach Gregors Geschichtswerke geschrieben ist. Siehe Giesebrecht a. a. O. 2, S. 273.

Digitized by Google

mit dir zu reden." Sie gewährte ihm seine Bitte und sagte dann zu ihm: „Nun rede." Da sprach Aurelianus: „Der Frankenkönig Chlodowech sendet mich zu dir. Wenn es Gott gefällt, will er dich zu seiner Gemahlin erhöhen; und damit du meinen Worten traueſt, sendet er dir diesen Ring." Sie nahm das Kleinod, freute sich von Herzen und sprach: „Hier, nimm hundert Goldschillinge zum Lohn für deine Mühe und dazu diesen meinen Ring. Jetzt aber kehre schnell zu deinem Herrn zurück und sage ihm: wenn er mich zum Weibe nehmen will, so muß er unverweilt bei meinem Oheim Gundobad um mich freien, und die Gesandten, die er schickt, müssen alles sofort vertragsmäßig abschließen und eine Zusammenkunft so schnell als möglich anberaumen lassen. Denn wenn man nicht eilt, dies ins Werk zu richten, so fürchte ich, wird der weise Aridius, Gundobads Ratgeber, aus Konstantinopel zurückkehren, und dann möchte auf seinen Rat, wenn er früher käme, alles wieder rückgängig gemacht werden." Aurelianus machte sich in demselben Aufzug, in dem er gekommen war, auf die Heimreise. Und als er schon nahe am Gebiet von Orleans und nicht mehr weit von seinem Wohnorte war, gesellte sich zu ihm auf dem Wege ein armer Bettler als Fahrtgenosse; der stahl ihm, als er sich sorglos zum Schlummer niedergelegt hatte, den Sack mit den Goldstücken. Als er nun vom Schlafe erwachte, sah er es tiefbekümmert und ging eilends nach seinem Hause. Von hier sandte er sogleich alle seine Knechte aus, den Bettler zu suchen, der ihm seinen Sack gestohlen hatte. Sie erwischten ihn auch und brachten ihn zu Aurelianus; der ließ ihn dreimal tüchtig mit Ruten streichen und hieß ihn dann sich seines Weges scheren. Dann begab sich Aurelianus schleunigst zu König Chlodowech, erzählte ihm alles der Ordnung nach und meldete, was ihm aufgetragen war. Da nun Chlodowech Chlothildens Rat billigte, schickte er Gesandte an Gundobad und bat ihn um die Hand seiner Nichte Chlothilde. Gundobad scheute sich, Chlodowechs Werbung abzuweisen, und hoffte durch diese Ehe ihn zum Freunde zu gewinnen. Deshalb versprach er sie ihm zu geben. Da boten die Gesandten nach fränkischer Sitte Goldschilling und Silberpfennig,*) feierten im Namen ihres Königs die Verlobung und verlangten, daß sofort eine Zusammenkunft anberaumt würde, um dem König die Braut zu übergeben. Unverzüglich wurde die Zusammenkunft zu Chalons an der Saône anberaumt und alles zur Hochzeit gerüstet. Die vornehmen Franken eilten dorthin, nahmen Chlothilde von Gundobad in Empfang, hoben sie in eine Sänfte und führten sie samt vielen Schätzen Chlodowech zu. Chlothilde hatte aber vernommen, daß Aridius bereits vom Kaiser aus Byzanz zurück-

*) Das war ein Symbol, wodurch die Verlöbnis (der Brautkauf) rechtsgültig gemacht wurde, das Zeichen, daß der Bräutigam die Kaufsumme (den Malschatz oder die Brautmiete) zahlte und der Mundwalt des Mädchens sie annahm.

Digitized by Google

gekehrt sei. Deshalb sagte sie zu den vornehmen Franken: „Wenn ihr mich zu euerm Herrn bringen wollt, so hebet mich aus der Sänfte, setzt mich auf ein Pferd und eilet, so schnell als möglich in das Land eures Königs zu kommen; denn in dieser Sänfte werde ich nimmer zu ihm gelangen.“ Da hoben die Franken Chlothilde auf ein Pferd und ritten mit ihr eiligst dem Lande Chlodowechs zu.

Als Aridius von dem Verlöbnis vernommen hatte, war er in höchster Eile von Massilia (Marseille) zu Gundobad gereist, und als er kam, sagte Gundobad zu ihm: „Hast du schon gehört, daß wir mit den Franken Freundschaft geschlossen haben und ich meine Nichte dem Chlodowech zum Weibe gegeben habe?“ Da antwortete ihm Aridius: „Das ist kein Freundschaftsbund, sondern der Anfang unversöhnlicher Feindschaft. Du hättest dran denken sollen, daß du Chlothildens Vater mit dem Schwert erschlagen, ihre Mutter mit einem Stein um den Hals ertränkt, ihre beiden Brüder enthauptet und in einen Brunnen geworfen hast. Wenn sie die Macht dazu hat, so wird sie sicherlich die Ermordung ihrer Gesippen rächen. Sende deshalb sofort eine Heerschar nach ihr aus, daß sie zurückgebracht werde. Denn besser ist es, daß du den Hader mit ihr allein ausmachst, als daß du und die Deinen für alle Zeiten die Feindschaft der Franken zu ertragen habt.“ Wie dies Gundobad vernahm, sandte er sofort Reisige aus, daß sie Chlothilde einholten und festhielten. Sie ritten ihr nach und erreichten auch noch die Sänfte und die Schätze und nahmen alles in Beschlag. Chlothilde selbst aber ereilten sie nicht. Als diese sich dem Orte Villéry im Gebiet von Troyes, wo Chlodowech sich aufhielt, näherte, bat sie, ehe sie noch die burgundische Grenze überschritt, ihre Begleiter, eine Meile nach beiden Seiten hin das Burgundenland mit Feuer und Schwert zu verwüsten; und als man Chlodowechs Erlaubnis dazu eingeholt hatte und es geschehen war, sprach Chlothilde: „Ich danke dir, allmächtiger Gott, daß ich endlich den Anfang der Rache für meine Eltern und Brüder sehe!“ Darauf wurde sie dem König Chlodowech zugeführt. Er vermählte sich mit ihr, hielt sie in königlicher Pracht und liebte sie über die Maßen.“

Eine jüngere, im einzelnen vielfach abweichende Aufzeichnung dieser Sage fügt noch folgendes hinzu: „Am Abend desselben Tages, als sie in die Brautkammer traten, sprach Chlothilde: ‚Nun, mein Herr und König, höre die Worte deiner Magd und gewähre in Gnaden, was deine Magd bittet.‘ ‚Verlange, was du willst,‘ antwortete der König, ‚ich will es dir gewähren.‘ Da sagte sie: ‚Zuerst bitte ich dich, daß du an den Gott im Himmel, den allmächtigen Vater, der dich erschaffen hat, glaubst und an den Herrn Jesum Christum, seinen Sohn, der dich erlöst hat, und an den heiligen Geist, der alle Gerechten stärkt und erleuchtet. Verlasse die eitlen Götzen, die nicht Götter, sondern totes Menschenwerk sind. Zum zweiten

Digitized by Google

aber bitte ich dich: fordere das Erbteil meines Vaters und meiner Mutter von meinem Oheim Gundobad, der sie abscheulich ermorden ließ!' Chlodowech sprach: ‚Das eine, was du bittest, ich soll meine Götter verlassen und deinen Gott verehren, ist ein schweres Ding; deine zweite Bitte aber werde ich dir alsbald erfüllen.' Danach sandte er abermals den Aurelianus zu Gundobad ins Burgundenland, um den Schatz der Königin Chlothilde von ihm zu fordern. Gundobad geriet erst in Zorn und befahl ihm, sofort sein Land zu verlassen, widrigenfalls er ihn töten lassen werde. Aber Aurelianus antwortete: ‚Es lebt mein Herr, der König Chlodowech, und das Volk der hochherzigen Franken, und ich fürchte dein Drohen nicht, solange mein Gebieter lebt. So meldet dir dein Sohn, König Chlodowech, mein Herr: um den Schatz seiner Gattin zu holen werde er mit seinem Heer zu dir kommen.' Da sprachen die Ratgeber Gundobads zu dem Könige: ‚Gieb deiner Nichte etwas von dem Schatze, der ihr gehört; denn das ist billig. Halte Frieden und mache einen Bund mit Chlodowech und den Franken, auf daß sie nicht über unser Land kommen; denn erschrecklich ist dieses Volk, das ohne Gott lebt.' Gundobad hörte auf den Rat und übergab mit eignen Händen dem Aurelianus einen sehr großen Teil seines Schatzes für Chlodowech besonders; seiner Nichte aber, der Königin Chlothilde, übersandte er das kostbarste Hausgeräte. Und als er so Goldes und Silbers die Fülle und die schönsten, kunstreichsten Kleinodien dem Gesandten übergab, sprach er bitter: ‚Was bleibt mir nun noch, als daß ich mein Reich mit Chlodowech teile?' Und zu Aurelianus sagte er: ‚Nun kehre zu deinem Herrn zurück; du bringst ihm wahrlich lauter schöne Dinge, die euch noch dazu nicht die geringste Mühe gemacht haben.' Aber Aurelianus erwiederte: ‚Der König Chlodowech, mein Herr, ist dein Sohn, und alles, was ihr beide habt, gehört euch gemeinsam.' Da riefen die weisen Männer unter den Burgunden: ‚Heil dem König, der solche Diener hat!' Aurelianus aber kehrte mit vielen Schätzen nach dem Frankenlande zurück und erhielt von Chlodowech zum Lohn die Burg Melun und die Herzogswürde."

An diese volkstümliche Überlieferung schließt sich der weitere Bericht Gregors, der zwar auch im einzelnen manche sagenhafte Ausschmückung aus dem Volksmunde herübergenommen hat, an dessen Glaubwürdigkeit im ganzen sich aber nicht zweifeln läßt. Gregor erzählt folgendermaßen: „Als nun Chlothilde dem Könige den ersten Sohn geboren hatte (494), wollte sie ihn gern (katholisch) taufen lassen, und sie drang deshalb unaufhörlich in ihren Gemahl und sprach: ‚Ohnmächtig sind die Götter, denen ihr dienet; und die Namen, die ihr ihnen beilegt, gehörten einst Menschen an und nicht Göttern. Zauberkünste mochten ihnen zu Gebote stehen, aber die Macht einer Gottheit haben sie nimmer. Wie viel mehr muß der verehrt werden, der Himmel, Erde und Meer und alles, was darinnen ist, durch

Digitized by Google

sein Wort aus dem Nichts geschaffen hat, der die Sonne leuchten ließ und den Himmel mit Sternen schmückte, der das Wasser mit Fischen, das Land mit Tieren und die Luft mit Vögeln erfüllte, auf dessen Wink die Erde sich schmückt mit Früchten, durch dessen Hand das Menschengeschlecht erschaffen ist, durch dessen Güte alle Geschöpfe dem Menschen dienen, den er nach seinem Bilde schuf.' Aber wie oft auch die Königin so sprach, so konnte sie doch des Königs Gemüt nicht zum Glauben bekehren. ‚Auf unserer Götter Geheiß,' sagte er, ‚wird alles geschaffen und erzeugt; euer Gott (d. h. Christus) ist augenscheinlich ein schwaches Wesen und, was noch mehr ist, nicht einmal von göttlichem Stamme.' Indes setzte es doch die fromme Königin durch, daß ihr erster Sohn zur Taufe gebracht wurde; und sie ließ die Kirche herrlich schmücken, damit — bezeichnend für die naive Anschauung der Zeit! — der Mann, der durch die Lehre sich nicht bekehren lassen wollte, durch die festliche Handlung — d. h. durch die sinnberückende Macht kirchlichen Pompes — zum Glauben erweckt werde. Aber ihr Sohn, den man Ingomer nannte, starb, als er getauft war, noch in den weißen Kleidern, in denen er das Bad der Wiedergeburt empfangen hatte. Da schwoll dem König das Herz vor Bitterkeit, und er schalt die Königin heftig und sprach: ‚Wäre das Kind im Namen meiner Götter geweiht worden, gewiß, es lebte noch; aber es konnte nicht leben, weil es im Namen eures Gottes getauft war.' Doch die Königin erwiderte: ‚Gott dem Allmächtigen sage ich Dank, daß er mich nicht für unwert erachtet hat, die Frucht meines Leibes in sein Reich aufzunehmen. Denn mein Herz ist unbekümmert, da ich weiß, daß die, so in weißen Gewändern von dieser Welt gerufen sind, vor Gottes Angesicht leben werden.' Danach gebar sie (495) einen andern Sohn, den sie in der Taufe Chlodomer nannte, und als auch er erkrankte, sprach der König: ‚Es kann ihm ja nicht anders ergehen als seinem Brüderchen, daß er alsbald sterbe, da er im Namen eures Christus getauft ist.' Aber durch das Gebet der Mutter wurde auf des Herrn Geheiß das Kind wieder gesund. Und die Königin hörte nicht auf in den König zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und ablasse von den Götzen, konnte ihn aber auf keine Weise zum Glauben bekehren, bis er endlich einst mit den Alamannen in einen Krieg geriet; da zwang ihn die Not zu bekennen, was sein Herz vordem verleugnet hatte."

Über den Krieg Chlodowechs gegen die Alamannen (im Jahre 496) sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet. Von den Ereignissen, die ihn herbeiführten, erfahren wir nicht ein Wort. Da die Alamannen nicht die unmittelbaren Nachbarn der Salier waren, sondern an die Ripuarier grenzten, so darf man vermuten, daß die Alamannen, die ihre Herrschaft gern über das ganze Mittelrheinland ausdehnen wollten, den

Digitized by Google

ripuarischen König Sigibert in Köln angegriffen und bedrängt haben und daß dieser in seiner Not sich hilfeflehend an Chlodowech gewandt hat. Auch der Ort, wo die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, ist zweifelhaft; doch ist die ältere Annahme, daß Tolbiácum (jetzt Zülpich zwischen Bonn und Aachen) dieser Ort gewesen sei, durchaus nicht so grundlos, wie man heutzutage gewöhnlich behauptet. Freilich nennt Gregor, unser einziger glaubhafter Gewährsmann, bei der Erzählung von der großen Alamannenschlacht weder den Namen Sigiberts noch irgend eine Örtlichkeit; wenn er dann aber gelegentlich ein paar Kapitel später sagt, König Sigibert sei im Kampf gegen die Alamannen bei Tolbiácum am Knie verwundet worden und seitdem hinkend geblieben, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Gregor, der sonst von keinem Alamannenkampfe etwas erzählt, bei dieser späteren gelegentlichen Erwähnung nur die früher erwähnte, höchst bedeutungsvolle und allgemein bekannte Schlacht im Sinne gehabt hat. Das Bedenken, daß die Alamannen schwerlich so weit nach Norden vorgedrungen sein könnten, wird durch jene kurze Erwähnung beseitigt, aus der doch erhellt, daß in der That einmal bei Zülpich zwischen Alamannen und Franken gestritten worden ist. Nicht als ob das Gebiet jener bis in die bezeichnete Gegend gereicht hätte; sie waren eben auf einem Raub- und Eroberungszuge begriffen und damals nur vorübergehend so weit vorgedrungen.*) Ein zwingender Beweis für die Schlacht „bei Zülpich" läßt sich freilich nicht beibringen. Bemerkenswert ist, daß alle Quellen nur von einem einzigen Alamannenkönige reden, der den Franken 496 gegenüberstand; daß also alle oder doch die allermeisten Alamannengaue sich unter einem Volkskönig vereinigt hatten, während ein Jahrhundert vorher deren etwa zwanzig zugleich vorhanden waren.

Die Schlacht endete mit einem glänzenden und folgenreichen Siege der Franken, der auf eine höchst merkwürdige Art errungen ward. Chlodowech war noch Heide; sein wildes, trotziges Herz hing noch immer den alten Göttern an; aber sein zuversichtlicher Glaube an deren Macht war doch erschüttert durch die unermüdlichen Bekehrungsversuche seiner Gemahlin; hatte er dieser doch trotz dem frühen Tod des ersten Söhnchens gestattet, auch das zweite zum katholischen Christen taufen zu lassen; und er hatte am Krankenbett des zweiten Kindes auch erfahren, daß der Christengott inbrünstiges Gebet hört und trotz den beleidigten heimischen Göttern die

*) Vgl. zu Obigem Bornhak, Merowinger 1, S. 209 und Arnold, Fränkische Zeit 1, S. 91 f., der noch hinzufügt: „Die Rückkehr Chlodowechs über Toul, von der wir Kunde haben, entscheidet gar nichts. Wahrscheinlich machte er absichtlich diesen Umweg, um sich nach der Schlacht auch an der oberen Mosel als Sieger zu zeigen und die Alamannen aus dem ganzen von ihnen durchzogenen Gebiete zu vertreiben."

Digitized by Google

Macht hat, es zu erfüllen. Als nun der Kampf in der Alamannenschlacht lange fürchterlich tobte und, nach blutigem Ringen und schrecklichen Verlusten auf beiden Seiten, die Franken ermattet innehielten, als ihrem Heere völlige Vernichtung drohte, als die alten Schlachtengötter allem Flehen taub blieben, da in der höchsten Not brach des leidenschaftlichen Mannes starrer Mut, und er gedachte der Worte seines Weibes. Er erhob, so erzählt Gregor, seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen, und er sprach: „Jesu Christe, Chlothilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hilfe sollst du den Bedrängten bringen und Sieg denen, die auf dich hoffen. Ich flehe dich demütig an um deinen mächtigen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde und erfahre ich so deine Macht, die das Christenvolk von dir rühmt, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mich nicht erhört. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich rufe ich nun an, und mich verlangt an dich zu glauben; nur entreiße mich erst den Händen meiner Feinde!“ Und da er solches sprach — erzählt der alte Bericht weiter —, da begannen die Alamannen zu wanken und wandten sich zur Flucht; ihr König fiel, und als sie dies sahen, boten sie Unterwerfung an*) und riefen: „Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen! Wir sind ja dein.“ Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. — So lautet die Erzählung des würdigen Bischofs von Tours, der offenbar selbst nicht den geringsten Anstoß an der naiven, uns verletzenden, im Grunde aber echt menschlichen Selbstsucht Chlodowechs nimmt, welcher dem großen Christengott einen Handel mit Leistung und Gegenleistung anzubieten wagt. Not lehrt beten! Auch der Gottheit gegenüber bleibt der Mensch seiner Natur getreu. Wer möchte entscheiden, wieviele von den Millionen und aber Millionen, die sich im Lauf der Jahrhunderte dem Christenglauben zuwenden, dies thaten aus innerlichster Ergriffenheit über die Heilslehren des Evangeliums, und wieviele aus der selbstsüchtigen und doch treuherzigen Erwägung: Im Schutze des Mächtigeren ist besser sein! So schwankte Chlodowechs Herz lange zwischen Wotan und Christus; da kommt entsetzliche, fast unentrinnbare Gefahr über ihn. Nun muß es sich zeigen, wer der Mächtigere ist, und er wagt es, gleichsam von der Gottheit den greifbaren Beweis zu fordern als die Bedingung, unter der er ihr dienen will.

*) Das Zeichen derselben war das Niederwerfen der Schilde. Vgl. Band 1, S. 41.

Digitized by Google

Schon die unmittelbaren Folgen des Sieges, den Chlodowech, wie immer, möglichst auszunutzen entschlossen war, waren sehr bedeutend. Das ganze linksrheinische Alamannengebiet, dazu die nördliche Hälfte des jetzigen Baden und der Neckargau fiel ohne Zweifel in des Siegers Hände. Und auch die übrigen Teile des Volkes zwischen dem Oberrhein (am Breisgau) und dem Lech und in der östlichen Schweiz würden unfraglich dem fränkischen Reiche einverleibt worden sein, hätten sie nicht einen mächtigen Fürsprecher gefunden.*) Theoderich der Große, der seit drei Jahren unbestrittener Herr über Italien und die östlichen Alpenländer bis zur Donau war und für den mächtigsten Herrscher seiner Zeit galt, wandte sich in einem Schreiben an Chlodowech und bat um Schonung und Gnade für die Alamannen, die seinen Schutz angerufen hatten. Der Brief, vermutlich aus dem Anfang des Jahres 497, ist früher mitgeteilt worden, ebenso die Antwort Chlodowechs darauf. Der Frankenkönig war klug genug, sich nicht mit Theoderich zu entzweien, sondern lieber bei dem Erreichten und Erreichbaren stehen zu bleiben. Daß Theoderich wirklich die Macht besaß ihm die Eroberung des übrigen Alamannenlandes streitig zu machen, zeigt der Erfolg seines späteren Einschreitens in dem Kriege zwischen Chlodowech und den Westgoten. Sicher sind weitere Verhandlungen gepflogen worden, nach denen die nördlichen Gebiete in dem oben beschriebenen Umfang an Chlodowech fielen, während das südliche und östliche Alamannien, innerhalb der Grenzen des späteren Herzogtums, unter die Oberhoheit und den Schutz Theoderichs kam. Es erhielt besonderes Recht und eigne Verfassung und wurde dafür zur Heeresfolge und zur Verteidigung der Nordgrenze des Reiches verpflichtet. Erst vierzig Jahre später (536) wurde es vom König Witichis an Theudebert, den Enkel Chlodowechs, abgetreten, blieb aber nun auch für die Folge ein besonderes Herzogtum unter fränkischer Oberhoheit. Den flüchtigen Alamannen aus den nördlichen und westlichen Gebieten wies Theoderich Wohnsitze innerhalb der Grenzen seines Reiches an, und zwar vermutlich im heutigen Graubünden. Links des Rheines hielten sich die Alamannen in geschlossener Masse auch unter der Frankenherrschaft und für alle Zukunft nur im Elsaß, alles übrige linksrheinische Land wurde von (meistens hessischen) Franken besiedelt, die sich auch vom unteren Main nach dem Neckar und Rhein hin noch ein Stück ausbreiteten.

War Chlodowechs Sieg über die Alamannen schon deshalb von höchster Wichtigkeit, weil er der erste Schritt zur Oberherrschaft der Franken auch

*) Vgl. zum Folgenden auch Band 2, S. 220 f.; und Arnold und Bornhak a. a. O. Wenn, wie zuweilen behauptet wird, nur einige kümmerliche Flüchtlinge auf ostgotisches Gebiet geflohen waren, hätte Theoderich zu ihrem Schutze nicht erst zu schreiben und sein ganzes Ansehen aufzubieten brauchen.

Digitized by Google

über die östlichen deutschen Länder war, weil er die Verbindung mit der deutschen Heimat festigte und das deutsche Element im Reiche verstärkte, und weil durch ihn zugleich die römischen Unterthanen in den neuunterworfenen und den westlich darangrenzenden Gegenden Galliens besser als zur Zeit des römischen Reiches selbst gegen feindliche Gewaltthaten geschützt wurden, so war doch die wichtigste Folge des Sieges der Übertritt Chlodowechs zum katholischen Christentum. Das Heidentum hatte in Gallien keine Zukunft mehr, das mußte der König fühlen: der Christengott hatte sich ihm als der stärkere bewährt; an den katholischen Einwohnern seines Reiches, insbesondere den Bischöfen, mit denen er häufig in Berührung kam, bewunderte er vieles, was seinen Franken fehlte, Reichtum, Bildung, geistige Macht; er hörte viel von Wunderthaten, die der Gott der Christen durch seinen Sohn verrichtet hatte, und auch von solchen, welche auserwählte Lieblinge dieses Gottes verrichteten; die ganze große römische Welt betete zu diesem Gott und beugte vor ihm die Knie, selbst der reiche, glänzende Kaiser im fernen Byzanz; sogar viele germanische Fürsten, und zwar die mächtigsten, waren Christen, freilich bekannten diese nicht den ganz richtigen Glauben, aber sie standen doch dem großen wunderbaren Gott unendlich viel näher als er, der Heide. Lange hatte sich sein Stolz dagegen gesträubt, seine Götter zu verlassen, von denen er selbst sein Geschlecht herleitete, und einem Gott zu dienen, der in Knechtsgestalt, also als ein Unfreier, auf Erden gewandelt war. Aber nach der Alamannenschlacht zauderte er nicht länger, ein Christ zu werden, und zwar selbstverständlich nach dem Bekenntnis seiner Gattin und seiner römischen Unterthanen.*) So ließ denn nach Chlodowechs Heimkehr die Königin Chlothilde heimlich den Bischof von Reims, den heiligen Remigius, rufen und bat ihn, er möchte die Botschaft des Heils dem Könige zu Herzen führen. Er unterrichtete ihn

*) Der Arianismus hatte sich überlebt und war in Chlodowechs Reich noch fast gar nicht vertreten. „Bei den Burgunden bereitete sich schon die Zeit vor, daß sie übertraten, und nach und nach sind denn auch die andern Völker gefolgt; Chlodowechs Gemahlin selbst gehörte zu denjenigen Burgunden, die bereits den Katholicismus angenommen hatten. Endlich trieb den Chlodowech dazu, Katholik zu werden, auch die Erwägung, daß die Römer in den Reichen der Burgunden und Goten gegen die arianischen Könige beständig rebellierten. Chlodowech wollte diesen Streit vermeiden, und weiter dachte er bereits der kommenden Kämpfe mit diesen arianischen Reichen. Vor seiner kampfbegierigen Seele standen schon die Bilder neuer Schlachten und neuer Siege. Die Burgunden wollte er zu Boden treten und die Westgoten; ganz Gallien sollte ihm gehorchen. Bei diesen Kämpfen mußte ihm der neue Gott helfen, das war selbstverständich, das war des Gottes eigener Vorteil. Und zunächst wollte er so die Römer gewinnen in jenen Reichen. Ward er Christ, so wollte er der Führer der siegreichen Partei werden unter den Christen. Und er hatte den sichern Instinkt des Staatsmannes auch auf diesem ihm bisher fremden Gebiete.“ Kaufmann, Deutsche Geschichte 2, 61.

Digitized by Google

denn auch im geheimen — denn man konnte nicht wissen, wie das Volk den Abfall von den alten Göttern aufnehmen würde. Die Chronik des sogenannten Fredegar weiß einen ansprechenden Zug aus diesen stillen Stunden zu erzählen: Als Remigius einst von dem Leiden und Sterben unsers Heilandes berichtete, rief Chlodowech eifrig aus: „Wäre ich nur mit meinen Franken dabei gewesen! Ich hätte schon das Unrecht, das er erlitt, gerächt!“ — „Hierdurch,“ fügt der wackere Mönch hinzu, „zeigte er seinen Glauben und bewies, daß er ein wahrer Christ sei.“ Einmal bat nun der Bischof den König ganz offen, die Taufe nicht fürder zu verschieben. Da sprach Chlodowech: „Gern höre ich dich, heiligster Vater, aber eines macht mir noch Bedenken: das Volk, das mir folgt, wird nicht dulden, daß ich seine Götter verlasse. Doch ich gehe und rede mit ihm nach deinem Wort.“ Und er berief eine Versammlung der Edelsten im Volke und sprach vor den Seinigen, und als er geendet hatte, riefen die meisten: „Wir verlassen unsere sterblichen Götter und sind dem unsterblichen Gott zu folgen bereit, den Remigius predigt.“

Solches wurde dem Bischof gemeldet, erzählt Gregor, „und er befahl hocherfreut das Taufbad zu bereiten.“ Es war am Weihnachtstag des Jahres 496. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen von Reims belegt, mit weißen Vorhängen die Kirche geschmückt, das Taufbecken vorgerichtet; Weihrauchdüfte verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen, und das ganze Gotteshaus um den Taufstein wurde von himmlischem Wohlgeruch erfüllt, so daß alle meinten, sie atmeten die Lüfte des Paradieses.“ Als der König — „ein neuer Konstantin“ sagt Gregor — zuerst zum Taufbecken hintrat und vom Bischof getauft zu werden verlangte, sprach Remigius die berühmten Worte: „Beuge dein Haupt in Demut, Sigamber!*) Verehre, was du verbrannt hast, und verbrenne, was du verehrt hast!“ Darauf legte der König das Glaubensbekenntnis auf den dreieinigen Gott ab, ließ sich taufen und wurde gesalbt mit geweihtem Öl unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Eine erst im neunten Jahrhundert auftauchende Legende erzählt, das heilige Öl sei nicht zur Hand gewesen, da habe auf des Remigius Gebet eine Taube ein Fläschchen gebracht, mit dessen Inhalt Chlodowech die Salbung erhalten hätte. Außer dem König empfingen nach Gregors Bericht über dreitausend freie Franken die Taufe. Auch Chlodowechs heidnische Schwester Albofleda, die nicht lange danach starb, wurde getauft; die arianische Lantechilde „bekannte

*) Unzweifelhaft gehörten die alten Sigambern (Sugambern), die einst gefürchteten Feinde der Römer, (vgl. Band 1, S. 196 f.) zu den Völkerschaften, aus denen die salischen Franken zusammengewachsen waren. Daher führen noch in späterer Zeit die Franken in ehrenvoller Weise diesen alten Volksnamen, und bei den Merowingern wird öfters ihre Abstammung von den Sigambern hervorgehoben.

Digitized by Google

nun, daß der Sohn und der heilige Geist gleichen Wesens mit dem Vater seien, und wurde darauf gesalbt." Ein späterer Gewährsmann weiß allerdings zu berichten, daß ein Teil der Franken infolge der Taufe, unzufrieden mit diesem Schritt, sich von Chlodowech losgesagt und zu König Ragnachar übergegangen sei; doch können dies jedenfalls nicht erheblich viele gewesen sein, und sonst hören wir auch nicht das Geringste von einer Auflehnung des Volks. „Die mehr als dreitausend Männer zogen gewiß bald auch ihre weiblichen Familienmitglieder zum Christentum nach, sofern diese nicht etwa schon vorher gewonnen waren, und entschieden über die Erziehung der Heranwachsenden in dem neuen Glauben. Allerdings fragte es sich noch, wie die übrigen Franken, welche dem Bischof und dem Hofe nicht so unmittelbar erreichbar waren, sich zu der Neuerung verhalten würden, die der König seinem Volke keinesfalls durch Rechtsgebot auferlegen konnte. Andrerseits aber war eine Erhebung der Heiden gegen den getauften König durchaus nicht zu besorgen. Jahrzehntelang hatten die fränkischen Heiden mit römischen, burgundischen, gotischen Christen freundlich verkehrt, auch Mischehen geschlossen, und fanatische Unduldsamkeit war dem Heidentum fremd, welches die Göttlichkeit Christi sowenig wie etwa die von Jupiter oder Herkules zu bestreiten Ursache hatte und bisher schon zahlreiche Übertritte der Volksmassen zum Christentum ohne Haß und Verfolgung mitangesehen hatte. Denn, war auch die weitaus größte Masse der Franken im Jahre 496 noch ungetauft, keineswegs darf man doch etwa Chlodowech als den ersten christlichen Franken ansehen; man muß vielmehr ein freundliches Verhältnis aller und häufigen Übertritt einzelner zum Christentum annehmen, und zwar eben zum Katholicismus; denn der Arianismus war im Frankengebiet unvertreten, nur bei Hofe versuchte er seine Propaganda. So erklärt sich die Erscheinung, daß jede Spur von Widerstand gegen den Glaubenswechsel — außer jener einzigen, die noch dazu unsicher ist — fehlt, und daß es zwar keineswegs sofort, aber doch im Laufe des zweiten Menschenalters nach Chlodowech in Gallien ungetaufte Franken nicht mehr gab."*)

Die Einsichtsvollen unter den Zeitgenossen fühlten tief und lebhaft die unermeßliche Tragweite des Ereignisses. Die Gewinnung Chlodowechs für das katholische Bekenntnis erregte in der katholischen Welt allenthalben die freudigste Hoffnung. Wir besitzen noch ein Schreiben des römischen Bischofs Anastasius und eines des Bischofs Avitus von Vienne, die es klar aussprechen, daß die Kirche sogleich in Chlodowech den eigentlichen Beschützer der Kirche erblickte und in seinem Übertritt einen für alle Zeit entscheidenden Sieg des Katholicismus über die arianische Irrlehre, wie über das altgermanische Heidentum. Besonders erstaunlich ist das Seher-

*) Siehe Dahn, Urgeschichte Bd. 3, S. 55.

Digitized by Google

auge des Avitus, das die Bekehrung der noch heidnischen Germanenvölker durch die katholischen Frankenkönige und die enge, so unendlich folgenreiche Verbindung Roms mit dem Frankenreiche voraussieht, kaum minder erstaunlich allerdings auch der Scharfblick des geistvollen Mannes, mit dem er den ausschlaggebenden Beweggrund in Chlodowechs Seele erkennt und die Offenheit, womit er ihn ausspricht, wenn er sagt: Bisher habe nur das Glück die Waffen des Königs zum Siege geführt, jetzt werde dies die geheime Wunderkraft der Taufe wirken. Diese Worte verhießen laut und frohlockend das, was Chlodowech im Herzen heiß erhoffte: Sieg mit Hülfe des stärksten Gottes.

In gutem Glauben, ohne alle Heuchelei, hatte der König gehandelt; aber innerlich war er vom Geist der christlichen Religion unberührt; wilde Leidenschaft, glühender Ehrgeiz, heimtückische Hinterlist — das sind die vorwiegenden Züge seines riesigen, unheimlichen Bildes nach wie vor der „Bekehrung". Aber auf die allgemeine Geschichte hat dieser rein persönliche Makel keinen nachteiligen Einfluß ausgeübt, denn das politisch Entscheidende war eben nicht die Bekehrung selbst, sondern der Umstand, daß Chlodowech die fränkische Nation der römisch-katholischen Kirche gewann. „Nur so wurden die Glaubensstreitigkeiten vermieden, welche die Ruhe und Sicherheit der germanischen Nachbarreiche gefährdeten, nur so der Gegensatz der Nationen in der Einheit des Glaubens aufgehoben und der unseligen Spaltung zwischen Arianern und Katholiken vorgebeugt. Mit Recht betrachtete sich Chlodowech fortan in ganz Gallien als Beschützer der katholischen Christen, und die nächsten Kriege, die er führte, hatten keinen andern Grund oder Vorwand als den Arianismus in den Nachbarreichen zu bekämpfen. Diese schienen in den Augen der Kirche wie der römischen Unterthanen kein Recht mehr zu längerem Bestand zu haben; die Bischöfe versäumten nicht den König darin zu bestärken, und eine fränkische Partei gab es bei den Burgunden wie bei den Westgoten schon längst."*)

5. Chlodowech von seiner Bekehrung bis zu seinem Tode.

(Von 497 bis 511.)

Chlodowech fand bald eine Gelegenheit, als Beschützer des katholischen Glaubens aufzutreten und unter diesem Vorwande seiner Eroberungssucht Genüge zu thun. Im Westgotenreich wie in Burgund blickten die Katholiken hoffnungsvoll nach Paris, wohin Chlodowech wahrscheinlich bald nach seiner Bekehrung seinen Herrschersitz verlegt hatte,**) immer kecker erhoben

*) Arnold, Fränkische Zeit 1, S. 98.

**) „Als rechtgläubiger Christ konnte er sich getrost noch einen Schritt weiter

Digitized by Google

die römischen Bischöfe in jenen beiden Reichen ihr Haupt gegen die arianischen Herrscher. Über diese Stimmungen war Chlodowech sicher aufs genauste unterrichtet; was er hörte, genügte ihm, um einen Kampf vom Zaune zu brechen; es bedurfte bei ihm keines besondern Grundes, um hier wie dort zur geeigneten Zeit der fränkisch-katholischen Partei durch Waffengewalt beizuspringen und dabei seinen brennenden Ehrgeiz und seine unersättliche Ländergier zu befriedigen. Die Verhältnisse in Burgund lagen zu solchem Vorgehen besonders günstig, und es beruht wohl auch nicht auf bloßer Sage, wenn erzählt wird, daß Chlothilde, die trotz ihres Christenglaubens doch immer eine Germanin blieb, ihren Gatten zum Kampf gegen den Mörder ihrer Eltern und Brüder angetrieben hat. Über Chlodowechs Krieg gegen Burgund teilen wir zunächst den zum Teil sagenhaften Bericht Gregors mit.

Damals, so etwa erzählt der Geschichtschreiber der Franken,*) herrschten die Brüder Gundobad und Godegisel über das Reich der Burgunden. Sie und ihr Volk hingen der arianischen Irrlehre an. Da sie indessen einander feind waren und Godegisel von den Siegen König Chlodowechs hörte, schickte er heimlich eine Gesandtschaft an ihn und ließ ihm sagen: „Wenn du mir beistehen willst gegen meinen Bruder, daß ich ihn im Kriege töten oder aus dem Reiche vertreiben kann, so will ich dir jährlich soviel Zins zahlen, wie du mir auferlegen wirst." Solches hörte Chlodowech gern und versprach ihm Hülfe zu leisten, sobald es von nöten sein werde. Darauf ward eine Zeit zwischen beiden verabredet, und als diese herankam, bot Chlodowech sein Heer gegen Gundobad auf. Auf die Kunde davon schickte Gundobad zu seinem Bruder Godegisel, denn er wußte nichts von dessen Hinterlist, und ließ ihm melden: „Komm mir zu Hülfe; denn die Franken haben sich gegen uns erhoben und greifen unser Land an, um es zu gewinnen. Laß uns deshalb einmütig handeln gegen dies Volk, das uns haßt, damit wir nicht gleiches erdulden müssen wie andre Völker, die unter sich uneins sind." Jener gab zur Antwort: „Ich werde mit meinem Heere kommen und dir helfen." So zogen die drei Heere Chlodowechs, Gundobads und Godegisels einander entgegen und gelangten zu der Feste, welche Dijon heißt. Als es aber nicht weit davon, am Flusse Ouche (im Jahre 500), zum Kampfe kam, ging Godegisel zu Chlodowech über, und beider Heere fielen über Gundobads Volk her. Da nun Gundobad des Bruders Arglist, von der er nichts ahnte, gewahr ward, wandte er sich zur Flucht und zog sich, das Rhoneufer entlang, nach Avignon zurück.

---

von seiner alten Heimat an der Schelde entfernen und inmitten der neuen römischen Unterthanen seinen Sitz aufschlagen." Arnold.

*) 1. Buch, Kap. 32 f. Giesebrecht 1, S. 92 ff.

Digitized by Google

Godegisel aber kehrte, nachdem er dem Chlodowech einen Teil seines Reiches versprochen hatte, heim nach Vienne, als ob er schon die ganze Burgundenherrschaft in Händen hätte.

Chlodowech verstärkte indes sein Heer und folgte dem Gundobad nach, um ihn aus der Stadt Avignon zu locken und zu töten. Da jener das vernahm, erschrak er heftig, denn er fürchtete, ein jäher Tod werde ihn ereilen. Er hatte aber in seiner Umgebung einen vornehmen Mann, anschlägig und voll kluger Gedanken, der hieß Aridius. Ihn ließ er zu sich rufen und sprach zu ihm: „Von allen Seiten bin ich von Not umringt, und ich weiß nicht, was ich thun soll. Denn diese Franken sind über uns gekommen, uns zu töten und das ganze Land in ihre Gewalt zu bringen.“ Da sprach Aridius: „Du mußt die Wut dieses Mannes besänftigen, damit du nicht umkommst. Ich will mich deshalb jetzt, wenn du es gut heißest, so stellen, als flöhe ich vor dir und wolle zu ihm übergehen, und wenn ich erst bei ihm bin, so will ich schon die Sache so wenden, daß sie weder dir noch deinem Lande schaden. Nur gieb wohl acht, daß du alles thust, was er auf meinen Rat von dir fordern wird, bis der Herr in seiner Gnade deine Sache zu einem glücklichen Ende führt.“ Da sprach Gundobad: „Ich werde alles thun, was du verlangst.“ Und darauf nahm Aridius Abschied und ging von dannen; und als er zu König Chlodowech kam, sprach er also: „Siehe, o gnädigster König, ich, dein unterthänigster Knecht, begebe mich in deine Macht und habe den armseligen Gundobad verlassen. Wenn du mich deiner Gnade würdigest, wirst du wie deine Nachkommen einen treuen und ehrlichen Diener an mir finden.“ Jener nahm ihn freundlich auf und behielt ihn in seiner Nähe, denn Aridius war kurzweilig in seinen Erzählungen, anschlägig im Rat, gerecht im Gericht und zuverlässig in allen Dingen, die man ihm auftrug.

Da nun Chlodowech immer noch mit seinem ganzen Heere vor den Mauern von Avignon lag, sprach Aridius einmal zu ihm: „Willst du, o König, die Gnade haben, meinen Rat zu hören, obwohl du ihn nicht bedarfst, so will ich dir ihn aus treuem Herzen geben, daß er dir wie dem Lande frommt. Warum hältst du hier dein Heer zurück, während dein Feind sicher in seiner Feste sitzt? Du läßt die Felder verheeren, die Wiesen abweiden, die Weinberge vernichten, die Ölbäume fällen, alle Früchte des Landes verderben, und kannst ihm selber doch kein Leid anthun. Schicke doch lieber eine Gesandtschaft an ihn und fordere von ihm einen jährlichen Zins. So wird das Land vor weiterem Schaden bewahrt, und du gebietest über ihn als einen zinsenden Mann. Wenn er darauf nicht eingeht, so kannst du ja immer noch thun, was dir beliebt.“ Dem Könige gefiel dieser Rat, er sandte Boten an Gundobad und verlangte einen jährlichen Zins von ihm, und Gundobad zahlte ihn sogleich und versprach, ihn

Digitized by Google

auch in Zukunft zu entrichten. Darauf kehrte Chlodowech mit seinem Heere heim.

Kaum aber war Gundobad wieder etwas zu Kräften gekommen, so unterließ er, den versprochenen Zins zu zahlen, zog mit Heeresmacht gegen seinen Bruder Godegisel zu Felde, schloß ihn in Vienne ein und belagerte die Stadt. Da aber in der Stadt die Lebensmittel auf die Neige gingen, fürchtete Godegisel, der Hunger werde zuletzt an ihn selbst kommen, und hieß das arme Volk aus der Stadt treiben. Dies geschah, und unter andern wurde auch der Meister hinausgejagt, der die Aufsicht über die Wasserleitung*) hatte. Zornig darüber ging er zu Gundobad und verriet ihm, wie er in die Stadt kommen und sich an seinem Bruder rächen könne. Unter des Mannes Führung drangen Bewaffnete durch die Wasserleitung ein. Viele zogen mit Brecheisen voraus, denn der Ausgang war mit einem großen Stein verschlossen, und nachdem dieser nach der Anleitung des Meisters ausgehoben worden war, kamen sie mitten in die Stadt. Godegisels Krieger schossen noch von der Mauer, als diese ihnen schon im Rücken waren. Nachdem sie von der Mitte der Stadt her ein Zeichen mit einem Horn gegeben hatten, stürmten die Belagerer die Thore und drangen in die Stadt ein. Das Kriegsvolk in der Stadt wurde nun in der Mitte der feindlichen Scharen von vorn und vom Rücken her niedergehauen. Godegisel aber floh zu einer Kirche der Arianer und wurde hier zugleich mit dem arianischen Bischof erschlagen. Eine Schar von fünfhundert Franken, die bei Godegisel war, zog sich in einen Turm zurück. Gundobad befahl, es solle keinem von ihnen ein Leid geschehen; er ließ sie nur gefangen nehmen und schickte sie in die Verbannung zu König Alarich**) nach Toulouse. Die vornehmen Römer dagegen wurden ermordet und ebenso die Burgunden, die es mit Godegisel gehalten hatten. Das ganze Land Burgund aber brachte Gundobad unter seine Gewalt und gab mildere Gesetze, daß die Römer nicht ganz von den Burgunden unterdrückt würden.

Sicher geschichtlich ist an dieser Erzählung, daß der arianische Gundobad in der Schlacht bei Dijon von Chlodowech, der mit Godegisel, dem Haupt der katholischen Partei, verbündet war, geschlagen wurde und daß er dann in den äußersten Süden seines Reiches, nach Avignon, floh. Die Belagerung Avignons aber und vollends die Geschichte mit dem klugen Ratgeber Aridius gehört ohne Zweifel der Sage an. Chlodowech scheint

*) Noch jetzt sind Reste von zwei großartigen altrömischen Wasserleitungen in Vienne erhalten.

**) Der ihm wahrscheinlich Hülfstruppen zu seinem Krieg gegen Godegisel geschickt hatte. Das westgotische Königshaus war mit dem burgundischen verschwägert, insofern Alarich und ein Sohn Gundobads, Sigismund, Töchter des großen Ostgotenkönigs Theoderich zur Ehe hatten.

Digitized by Google

vielmehr mit der fränkischen Hauptmacht heimgekehrt zu sein, da er Gundobad für endgültig unterlegen hielt und wohl eine baldige Teilung des Reiches zwischen sich und Godegisel erwartete. Nur eine kleine Hülfsschar — jene 500 Franken, die in Vienne gefangen wurden — ließ er den Verbündeten zurück. Kaum aber hatte sich Chlodowech zurückgezogen, so brach Gundobad, der unstreitig ein viel bedeutenderer Mann als sein Bruder war, gegen diesen los und vernichtete ihn, indem er Vienne durch Hunger, List und Gewalt einnahm. Wir wissen nicht genau, wie Chlodowech sich nach dieser Entscheidung zu Gundobad verhielt. Es fällt auf, daß der große Eroberer, nachdem er einen glänzenden Sieg in offener Feldschlacht erfochten hat, sich hier scheinbar mit einem halben Erfolg begnügt. Vielleicht war es damals die Scheu vor einem abermaligen Eingreifen Theoderichs, die ihn vom äußersten zurückhielt. Jedenfalls aber müssen die Bedingungen, unter denen er auf einen weiteren Kampf mit Gundobad verzichtete und mit diesem Frieden schloß, doch sehr vorteilhaft für die Franken gewesen sein. Wir dürfen vermuten, daß er sich dadurch auch den Dank und die Bundesgenossenschaft Gundobads zu erwerben wünschte und in der That erwarb; denn sieben Jahre später sehen wir letzteren an der Seite seines Bedrängers Chlodowech gegen seinen Helfer und Verwandten Alarich kämpfen. Wahrscheinlich wurde, nach Godegisels Ende zwischen dem Franken- und dem Burgundenkönig ein Vertrag geschlossen,*) durch den sich Gundobad, wohl von der mächtigen katholischen Partei in Burgund dazu gedrängt, zum Waffenbunde mit Chlodowech und sicherlich auch zu einer milderen Behandlung der Katholiken in Burgund verpflichtete, so daß Chlodowech seine Pflicht als Schirmherr der Katholiken als erfüllt betrachten konnte. Zudem war das burgundische Reich schon durch das Emporkommen des Katholicismus dem endlichen Aufgehen im Frankenreich verfallen.

Chlodowechs thatendurstige Seele brütete alsbald über neuen Entwürfen. Schon längst war eine feindselige Spannung eingetreten in dem Verhältnis der Franken zu den Westgoten, die sich, seit sie Nachbarn geworden waren, als Nebenbuhler betrachteten. Seitdem nun vollends Chlodowech mit der Mehrzahl seines Volkes den katholischen Glauben angenommen hatte, war die tiefe Kluft, welche die beiden germanischen Hauptvölker in Gallien trennte, unüberbrückbar geworden. Die Katholiken im tolosanischen Reich traten immer offener mit ihrem Widerwillen gegen die arianischen Westgoten und mit ihrer Zuneigung zu den gleichgläubigen

*) Im Jahre 501 und 505 fand eine Zusammenkunft Chlodowechs und Gundobads auf burgundischem Boden, bei Auxerre statt, bei der sich Gundobad offenbar zu einem Bündnisse verleiten ließ.

Digitized by Google

Franken hervor. Die gefährlichsten Umtriebe erschütterten das Reich des Königs Alarich, die alle den Zweck verfolgten, das arianische Joch abzuschütteln und das Land den fränkischen Glaubensgenossen in die Hände zu spielen. Es ist früher berichtet worden, wie der große Theoderich sich bemühte, die glimmende Feindschaft zwischen Alarich und Chlodowech nicht zur fressenden Flamme auflodern zu lassen. Aber selbst eines solchen Mannes Wort vermochte nicht auf die Dauer der Ländergier und Ruhmsucht eines Chlodowech Schranken zu setzen. Auch reizte der Westgotenkönig den Frankenkönig unvorsichtig dadurch, daß er in dem burgundischen Kriege — freilich nur schwächlich — den König Gundobad gegen Chlodowech unterstützte. Daß er dies nicht nachdrücklich that, nämlich indem er gleichzeitig mit Chlodowechs Angriff auf Gundobad den Krieg gegen Chlodowech begann, war ein Fehler, den der persönlich tapfere, aber unentschlossene Herrscher, welcher freilich wohl auch durch das unselige Verhältnis zu seinen römischen Unterthanen gebunden war, später schwer büßen sollte; denn es vergingen nur sieben Jahre nach jenem Angriff, bis Chlodowech ihn mit Krieg überzog und nun im Bunde mit Gundobad. Der unglückliche Kampf Alarichs mit seinem überlegenen Gegner ist im zweiten Bande unsrer „Bilder" kurz erzählt worden. Wir berichten im Folgenden möglichst mit Gregors Worten,*) die freilich mancher Ergänzung bedürfen.

„Als nun der Westgotenkönig Alarich sah, daß König Chlodowech ohne Unterlaß die Völker bekriegte und unterwarf, schickte er Gesandte an ihn, (es geschah auf Theoderichs väterliches Mahnen, um den drohenden Sturm abzuwenden) und ließ ihm sagen: „Wenn es meinem Bruder beliebt, so wäre es der Wunsch meines Herzens, daß wir uns einmal sähen, so Gott will." Chlodowech aber (durch Theoderichs ernste Warnung doch etwas eingeschüchtert) war ihm nicht entgegen und kam zu ihm. Sie trafen sich denn auch**) auf einer Insel der Loire in der Nähe von Amboise im Gebiete von Tours, sprachen, aßen und tranken miteinander, gelobten sich Freundschaft und schieden dann in Frieden. Viele aber — nämlich die katholischen Romanen — wünschten schon damals in allen gallischen Landen von ganzem Herzen, die Franken zu Herren zu haben."

Wenn nach dieser Zusammenkunft mit ihren wertlosen Freundschaftsversicherungen noch mindestens zwei Jahre vergingen, ehe Chlodowech losbrach, so lag das zum Teil daran, daß des gewaltigen Mannes Gesundheit erschüttert war. Er soll fast zwei Jahre lang (von 505 bis 507) in Paris am kalten Fieber krank gelegen haben. Kaum war er genesen, so konnten

*) 2. Buch Kap. 35 ff. Giesebrecht Bd. 1, S. 98 ff.

**) Die Zeit läßt sich nicht genau bestimmen; im 2. Bd., S. 383, ist das Jahr 498 angegeben; doch wird die Zusammenkunft wohl erst nach dem burgundischen Kriege, etwa zwischen 500 und 505 stattgefunden haben.

Digitized by Google

ihn keine geleisteten Schwüre, keine Bitten, Warnungen, ja Drohungen Theoderichs mehr zurückhalten. Es ist bezeichnend, wie Gregor, ganz im Sinne Chlodowechs, die Beweggründe des machtgierigen Königs mit denen des fanatischen Christen verschmilzt. „Darauf — so erzählt er — sprach König Chlodowech zu den Seinigen (wahrscheinlich auf dem Märzfelde des Jahres 507): ‚Es bekümmert mich sehr, daß diese Arianer noch einen Teil Galliens besitzen. Laßt uns aufbrechen unter Gottes Beistand, sie besiegen und ihr Land in unsre Gewalt bringen.‘ Und da allen diese Rede wohl gefiel, brach er mit seinem Heere auf und zog gen Poitiers, wo sich Alarich damals gerade aufhielt.“ Es scheint also, als hätte Chlodowech es verschmäht, überhaupt einen völkerrechtlichen Grund für seinen Friedensbruch anzugeben. Mit ihm verbündet zog Chloderich, der Sohn des ripuarischen Königs Sigibert; auch sein ältester Sohn Theuderich, der ihm vor der Ehe mit Chlothilde von einem Nebenweibe geboren war, nahm an dem Kriege teil. Und der Burgundenkönig Gundobad, der viel klüger gethan hätte, sich an Theoderich den Großen und Alarich anzuschließen, rückte als Chlodowechs Bundesgenosse über die Rhone an die Westgrenze seines Landes, um den östlichen Teil des Westgotenreiches zu bedrohen. Die wirksamste Unterstützung fand Chlodowech bei den Katholiken dieses Reiches selbst. Dazu kam, daß die Westgoten (worauf auch Theoderich hinwies) lange des Friedens genossen hatten und es an kriegerischem Ungestüm mit den kampfgewohnten Franken nicht aufnehmen konnten. Die Zahl der wehrhaften Goten war klein dem großen fränkischen Heer gegenüber, und Alarich sah sich deshalb genötigt, gegen Gewährung eines Handgeldes auch nichtgotische Männer zur Heeresfolge zu rufen. Die römische Bevölkerung wartete überall nur auf den ersten günstigen Augenblick, um sich an Chlodowech anzuschließen. Unter solchen Umständen wäre es ein Wunder gewesen, wenn der bevorstehende Kampf zu Alarichs Vorteil ausgeschlagen wäre.

Gregor berichtet sodann einen Vorfall, der für Chlodowechs Christentum wie für seine Rechtspflege gleicherweise bedeutsam ist: Als nun ein Teil des fränkischen Heeres durch das Gebiet von Tours zog, erließ Chlodowech aus Ehrfurcht vor dem heiligen Martin*) den Befehl, niemand solle aus dieser Gegend etwas anderes nehmen als Futtergras und Wasser. Es fand aber einer von seinen Kriegsleuten bei einem armen Manne Heu und sprach: „Hat nicht der König befohlen, wir sollten Gras nehmen, nur nichts anderes? Das aber ist ja Gras. Wir werden also des Königs Gebot nicht überschreiten, wenn wir es nehmen.“ Da er aber den armen Mann mißhandelte und ihm mit Gewalt das Heu nahm, kam die Sache vor den

*) Vergl. über diesen Band 2, S. 185 f.

Digitized by Google

König. Der hieb ihn sofort mit dem Schwert nieder, ehe noch seine Rede beendet war, und sprach: „Wie sollen wir siegen, wenn wir den heiligen Martin erzürnen?“ Das war Warnung genug, daß das Heer fortan nichts mehr aus dieser Gegend wegnahm. Der König aber sandte Boten nach der Kirche des Heiligen und sprach zu ihnen: „Gehet, vielleicht empfangt ihr ein Vorzeichen des Sieges in jenem heiligen Tempel!“ Und er gab ihnen Geschenke mit, die sie an der heiligen Stätte niederlegen sollten, und betete dann zum Herrn: „Wenn du, o Gott, mir zur Seite stehst und das ungläubige Volk, das dir immerdar feind ist, in meine Hände zu liefern beschlossen hast, so gieb gnädig ein Zeichen, wenn meine Boten in die Kirche deines Heiligen treten, auf daß ich erfahre, daß du mit deinem Diener sein willst!“ Die Boten eilten von dannen, und als sie nach dem Befehl des Königs zur Stelle kamen und in die Kirche traten, da stimmte der Vorsänger soeben das Lied aus dem 18. Psalm an: „Du kannst mich rüsten mit Stärke zum Streit; du kannst unter mich werfen die, so sich wider mich setzen. Du giebst mir meine Feinde in die Flucht, daß ich meine Hasser verstöre.“ Als sie das hörten, sagten sie dem Herrn Dank und versprachen Weihegeschenke dem heiligen Bekenner, dann verkündeten sie es froh dem Könige.

Hieran reiht Gregor drei Legenden, die alle der Mitteilung wert sind: „Als Chlodowech, so heißt es, zum Fluß Vienne (der dort die Grenze zwischen Franken und Goten bildete) kam,*) wußte er durchaus keinen Rat, wo er übersetzen sollte, denn der Fluß war vom Regen hoch angeschwollen. Und in der Nacht betete er zum Herrn, daß er ihm eine Furt zeigen möchte, wo er hindurchgehen könnte. Da kam am nächsten Morgen früh eine Hirschkuh von wunderbarer Größe herbei und ging vor ihren Augen auf Gottes Geheiß durch das Wasser, und er sah, daß da, wo sie hindurchwatete, das Heer übersetzen konnte. — Wie der König aber in die Gegend von Poitiers kam und noch in der Ferne im Lager weilte, da sah man, wie eine Feuersäule von der Kirche des heiligen Hilarius ausging und gleichsam zu ihm hinüberkam. Das geschah, damit er, vom Lichte dieses Bekenners geleitet, um so schonungsloser die ketzerischen Scharen niedermähe, gegen die der Heilige bei seinen Lebzeiten so oft für den Glauben gestritten hatte. Er verbot aber dem ganzen Heere, dort in Poitiers oder auf dem Wege irgend jemand auszuplündern oder zu berauben. — Zu jener Zeit stand im Rufe der Heiligkeit der Abt

*) Er zog die alte Römerstraße, die von Paris über Tours nach Poitiers und dann weiter nach Bordeaux führte, und ein wenig oberhalb der Mündung des Clain in die Vienne diesen Fluß überschritt. Die Brücke war jedenfalls von den Goten zerstört worden.

Digitized by Google

Maxentius, der seine Tage in strenger Abgeschiedenheit in seinem Kloster im Gebiet von Poitiers zubrachte. Als dessen Mönche eine vereinzelte Schar Krieger (vermutlich noch Heiden) sich dem Kloster nähern sahen, baten sie den Abt, er möchte aus seiner Zelle kommen und jene um Gnade bitten. Er aber blieb darin. Da öffneten sie die Thür und führten ihn aus der Zelle. Unerschrocken ging er nun dem Feinde entgegen. Doch einer von ihnen zog sein Schwert aus der Scheide, um sein Haupt zu treffen; als er aber die Hand bis zum Ohre erhoben hatte, erstarrte sie, und das Schwert fiel hinter ihm herab. Er selbst stürzte zu den Füßen des heiligen Mannes nieder und bat um Verzeihung. Die andern, die das mit ansahen, flohen in großer Furcht zum Heere zurück; denn sie besorgten, es möchte ihnen auch so schlimm ergehen. Den erstarrten Arm jenes Mannes aber bestrich der Heilige mit geweihtem Öl, machte das Zeichen des Kreuzes darüber und heilte ihn so. (Nach einer andern Quelle eilte Chlodowech selbst herbei, flehte den Heiligen kniefällig um Verzeihung an und beschenkte das Kloster auf das reichlichste.) Aus den beiden ersten Erzählungen ersieht man, wie die katholische Legende sich dem Manne, der dem Katholicismus so unermeßliche Dienste geleistet hat, dankbar erwies, indem sie ihn als das auserkorene Werkzeug des Herrn darstellt, dem Gott selber durch die Hirschkuh den Weg ins Land der Gottlosen zeigt und die Feuersäule als Mahnung, den Ketzern ja keine Schonung zu erweisen, schickt; und die Erzählung vom heiligen Maxentius hebt ebenso wie manche andere die Ehrfurcht des Königs vor den Heiligen der Kirche hervor, in gewissem Sinne mit Recht. Nur darf man nicht übersehen, daß jene Ehrenerweisungen nicht aus einem wahrhaft demütigen Christenherzen entsprangen, sondern daß der König in seinem naiven Eigennutz sich durch solche Beweise von Hochachtung die Mitwirkung des Himmels und der Heiligen bei seinen Unternehmungen zu sichern wünschte. Eine hübsche Sage, die uns anderwärts berichtet wird,*) läßt dies den König ganz offen aussprechen: Als Chlodowech, nachdem er die Goten besiegt hatte, nach der Stadt Tours zurückkehrte, machte er der Kirche des heiligen Martin viele Geschenke. Ein Pferd aber, das er früher derselben Kirche geschenkt hatte, wünschte der König wiederzuhaben und schickte deshalb hundert Goldschillinge für das Pferd. Aber dies war nicht von der Stelle zu bringen. Das meldete man dem König, der sprach: „Schicket noch hundert Goldschillinge.“ Als sie nun hingeschickt waren, siehe, da kam das Pferd sogleich. Da sagte der Köng vergnügt lachend: „Wahrlich, der heilige Martin ist ein guter Freund im Kampfe, aber teuer im Handel.“

*) In der „Chronik der Frankenkönige“, Kap. 17 Siehe Giesebrecht a. a. O. 2, 292.

Digitized by Google

Doch wir kehren zur Geschichte zurück. Inzwischen stieß, nach Gregors Angabe, König Chlodowech mit dem Gotenkönige Alarich auf dem vokladischen Felde (bei Boullon), drei Meilen südlich von Poitiers, zusammen, und nachdem man zuerst aus der Ferne Wurfgeschosse geschleudert hatte, wurden die beiden Heere handgemein. Die Goten wurden geschlagen und wandten sich zur Flucht, und so gewann endlich Chlodowech „unter Gottes Beistand" den Sieg. Er verfolgte die Goten und „tötete ihren König Alarich." (So lauten Gregors Worte, doch ist freilich nach dem Sprachgebrauch der Quellenschriftsteller daraus nicht mit voller Bestimmtheit zu entnehmen, daß Alarich von Chlodowechs eigner Hand gefallen sei.) „Da traten ihm aber plötzlich zwei Westgoten entgegen und trafen ihn mit ihren Speeren in beide Seiten. Nur sein fester Harnisch und sein schnelles Roß retteten ihn vom sichern Tode. Es fiel an dieser Stelle auch eine große Menge (romanisches) Kriegsvolk aus der Auvergne, das unter der Führung des Apollinaris zum Kampfe erschienen war; davon blieben die vornehmsten Männer tot."*)

Dieser Sieg Chlodowechs entschied den ganzen Feldzug. Überall wurde der Frankenkönig als der Gottesstreiter für den wahren Glauben freudig aufgenommen, die meisten Städte öffneten ihm ihre Thore. Nur das tapfere Volk der Auvergne, gegen das der König seinen Sohn Theuderich sandte, leistete hartnäckigen Widerstand. Chlodowech zog nach Bordeaux und überwinterte hier. Im nächsten Frühjahr begab er sich nach Toulouse, dem alten Herrscherſitz der Westgotenkönige und kehrte dann nach Tours zurück. Der katholische Bischof Heraklian hatte ihm nicht nur die Schlüssel der gotischen Königsstadt, sondern auch einen Teil des gotischen Königsschatzes übergeben. Das Übrige hatten die Goten nach Carcasonne in Sicherheit gebracht. Diese feste Stadt und das starke Arles waren noch die Hauptstützen der Westgotenmacht. Die Westgoten hatten einen natürlichen Sohn des gefallenen Königs, Gesalich mit Namen, zu ihrem Herrscher erwählt, da der rechtmäßige Nachfolger, Amalarich, noch ein Kind war. Doch Gesalich hatte kein Glück und besaß keine hervorragenden Fähigkeiten; dazu kam, daß Theoderich der Große der Wahl widersprach, da er seinen Enkel Amalarich Thron und Reich retten wollte. So waren die Westgoten in übler Lage, zumal die erhoffte ostgotische Hülfe nicht kommen wollte. Doch gelang es trotzdem den Franken nicht, die südlichen Teile Galliens völlig zu erobern. Als nun endlich auch das ostgotische Hilfsheer (im Sommer 508) erschien, welches Burgund verwüstete, Arles entsetzte und in die bereits fränkisch gewordenen Gegenden des Reichs von Toulouse eindrang, schien Chlodowechs Erfolg wieder

*) Vergl. Band 2, S. 984, wo die Ortsangabe nach Obigem zu berichtigen ist.

Digitized by Google

fraglich zu werden. Da aber Theoderichs Feldherr Ibba sich nun nach Spanien gegen den Anmaßer Gesalich wandte, gelang es inzwischen den Franken wieder in Südgallien vorzudringen. Wahrscheinlich erst im Jahre 510 kam es zu einer großen Schlacht bei Arles, in der die Ostgoten ein Heer der vereinigten Franken und Burgunden aufs Haupt schlugen. Ohne daß ein förmlicher Friede abgeschlossen ward, ging doch nun der Krieg, an dem sich übrigens Chlodowech selbst aus unbekannten Gründen nicht mehr beteiligt hatte, seinem Ende entgegen. Theoderich vereinigte die Provence mit seinem Reiche; den Westgoten rettete er wenigstens den Küstenstrich zwischen den Pyrenäen und der Provence bis gegen die Garonne, das spätere Septimanien mit der Hauptstadt Narbonne. Alles übrige westgotische Land in Gallien von der Loire bis an die Garonne und darüber hinaus blieb in Chlodowechs Händen, der mithin sein Reich ganz erheblich erweitert hatte, während sein Bundesgenosse Gundobad nicht nur nichts erhielt, sondern sogar den südlichsten Teil von Burgund, die Provence mit Avignon, an Theoderich verlor.

Chlodowech war bereits im Frühling 508 nach Tours zurückgekehrt, wo er dem heiligen Martin verdientermaßen für seine erfolgreiche Mitwirkung im Kriege kostbare Geschenke weihte. Damals soll sich die oben mitgeteilte Anekdote von dem verschenkten Pferd, das der König wiederhaben wollte, ereignet haben. Und hier war es auch, wo ihn die Boten des oströmischen Kaisers Anastasius fanden, die ihm den Konsultitel und die Würde eines Patricius überbrachten. Wie schon früher bemerkt worden ist, verliehen die Kaiser in Byzanz zuweilen an befreundete germanische Herrscher diese leere, aber sehr begehrte Auszeichnung, durch welche ihr Ansehen in den Augen der römischen Provinzialen, ja auch der Germanen selbst nicht wenig erhöht ward.*) Chlodowech legte die Abzeichen der neuen Würde, Purpurmantel und Diadem, in der Kirche des heiligen Martin an. Dann bestieg er sein Roß und streute auf seinem Triumphzuge durch die Stadt unter das versammelte Volk mit eigener Hand Gold und Silber aus. Seit diesem Tage ließ er sich mit Vorliebe Konsul und Patricius nennen. Nach Beendigung der merkwürdigen Feier begab er sich nach Paris, wohin gleichzeitig auch sein Sohn Theuderich zurückkehrte. Der König stand auf der Höhe seiner Macht, aber er stand auch am Ende seiner Tage. Schon im Jahre 511 starb er, nachdem er eben noch die Genugthuung gehabt hatte, die erste fränkische Kirchenversammlung, das Konzil von Orleans, zu berufen und seine Beschlüsse zu genehmigen. Ehe wir aber von dem Manne scheiden, der nur einem Theoderich an Ruhm und Macht wich, müssen wir von ihm noch einige verabscheuenswerte Thaten berichten, durch die er sich die Allein-

*) Siehe Giesebrecht a. a. O. 1, 103. Der Kaiser suchte seinerseits durch solche Belehnung einen letzten Schein der Oberhoheit zu retten.

Digitized by Google

herrschaft über die verschiedenen fränkischen Stämme, auch über die, welche noch unter eigenen Königen standen, errang. Durch diese Thaten, die übrigens keineswegs alle in die letzte Zeit seines Lebens zu setzen sind, von denen vermutlich einige schon vor dem Westgotenkriege geschahen, die wir aber, dem Beispiel Gregors von Tours folgend, weil sie innerlich zusammengehören, hier am Ende von Chlodowechs Geschichte zusammenstellen, durch diese Thaten hat der große Eroberer sein Bild für alle Zeiten in grauenhafter Weise selbst entstellt; denn sie zeigen mit erschreckender Deutlichkeit, daß in des Mannes Herz, der für das Christentum unstreitig Großes gethan hat, kein Strahl des reinigenden, wärmenden Lichtes der christlichen Religion gefallen war. „Seine Hand war blutig und sein Herz voll Sünde;“ aber dennoch durfte Gregor, der fromme Mann, nach der Erzählung aller Greuelthaten, durch die Chlodowech die ihm verwandten Gaukönige der Franken ausrottete, ruhig sagen: „So warf Gott alle seine Feinde vor ihm nieder!“ Denn „die Menschen sündigen viel, aber der Herr thut, was ihm wohlgefällig.“ Gregor erkannte in ihm das Werkzeug in der Hand des Allmächtigen, er sah in Chlodowechs Bekehrung und in seiner ganzen Thätigkeit für die katholische Kirche „den Samen des Himmels für unzählige lebende und kommende Geschlechter,“ und gegen ein solches Verdienst schien ihm alles Böse und Abscheuliche in seinen Thaten in den Hintergrund zu treten. Nach diesen Bemerkungen dürfen wir dem biedern Bischof von Tours das Wort lassen.

Als Chlodowech, so erzählt Gregor,*) seinen Sitz in Paris hatte, schickte er heimlich zu Chloderich, dem Sohne des ripuarischen Königs Sigibert, der zu Köln saß, und ließ ihm sagen: „Siehe, dein Vater ist alt, schwach zu Fuße und hinkt. Stürbe er, so würde dir sein Reich und unsre Freundschaft nach dem Recht zu teil werden.“ So wurde jener zur Herrschsucht verlockt und sann darauf, wie er seinen Vater tötete. Und als dieser einst Köln verließ und über den Rhein ging, um im buchonischen Walde (vielleicht bei Fulda) umherzuschweifen, und dort um Mittag in seinem Zelte schlief, kamen gedungene Mörder über ihn; so ließ der eigene Sohn ihn töten, um selbst die Herrschaft an sich zu reißen. Aber Gott ist gerecht, und er fiel selbst in die Grube, die er seinem Vater schändlich gegraben hatte. Er schickte nämlich alsbald Boten an König Chlodowech und ließ ihm den Tod seines Vaters melden mit diesen Worten: „Mein Vater ist tot, und sein Reich und sein Hort sind mein. Sende etliche von deinen Leuten zu mir, so will ich dir gern schicken, was dir von meines Vaters Schätzen gefällt.“ Chlodowech aber antwortete: „Ich danke dir für deinen guten Willen. Wenn unsre Leute zu dir kommen, so zeige ihnen nur alles; du magst es dann selbst behalten.“ Und als des Königs

*) Buch 2, Kap. 40 ff. Giesebrecht 1, S. 103 ff.

Digitized by Google

Boten zu Chloderich kamen, öffnete er ihnen den Schatz seines Vaters. Sie nahmen dies und jenes in Augenschein. Und da er sie an eine große Truhe führte, sprach er: „In diesen Kasten pflegte mein Vater seine Goldstücke zu legen.“ Bei diesen Worten bückte er sich, um ihnen zu zeigen, wie tief die Truhe sei. Aber in demselben Augenblick zerschmetterte ihm einer der Königsboten mit der Streitaxt den Hirnschädel. So traf ihn dasselbe Los, das er ruchlos seinem Vater bereitet hatte. Wie nun Chlodowech hörte, daß auch Chloderich tot sei, kam er nach Köln geritten und berief alles Volk zu einer Versammlung. Darauf sprach er: „Hört, was sich zugetragen hat. Chloderich, der Sohn meines Blutsvetters Sigibert, trachtete nach seines Vaters Herrschaft und machte ihn glauben, ich wolle ihn töten. Als Sigibert deshalb durch den buchonischen Wald floh, schickte er ihm Meuchelmörder nach und ließ ihn erschlagen. Darauf wurde er selbst, während er seines Vaters Schätze musterte, von irgend einem mir unbekannten Manne gleichfalls getötet. An alldem bin ich durchaus schuldlos; denn es wäre ja schändlich, wenn ich das Blut meiner Vettern vergösse. Da es nun aber einmal so gekommen ist, so rate ich euch also: wenn es euch genehm ist, so wendet euch zu mir, daß ihr sicher lebt unter meinem Schutze.“ Als die Versammelten dies hörten, erhoben sie ein Freudengeschrei, schlugen mit den Speeren an ihre Schilde, hoben Chlodowech auf den Schild*) und machten ihn zu ihrem Könige. So erhielt er Sigiberts Reich und Hort, und das Volk desselben kam unter seine Herrschaft.

Darauf wandte sich Chlodowech gegen Chararich, der einen Stamm der salischen Franken — vermutlich in der Gegend von Calais — beherrschte und gegen den Chlodowech noch von alter Zeit her einen Groll hegte. Denn als er zum Kampfe mit Syagrius gezogen war und den Chararich zu Hülfe gerufen hatte, war dieser zwar mit einem Heere ausgerückt, hatte ihm aber keinen Beistand geleistet, sondern war während der Schlacht abseits stehen geblieben, den Ausgang des Kampfes abwartend, um sich dem Sieger anzuschließen. Deshalb suchte Chlodowech jetzt ihn zu verderben. Er nahm ihn und seinen Sohn mit List gefangen und ließ beide fesseln und ihnen die königlichen Locken abscheren; Chararich wurde zum Priester, sein Sohn zum Diakon geweiht. Als nun Chararich über seine Erniedrigung weinte und klagte, da tröstete ihn sein Sohn, indem er sprach: „Am grünen Holz sind diese Zweige verschnitten, bald werden sie wieder ausschlagen und wachsen, denn der Stamm ist nicht verdorrt; und

*) Die merowingischen Könige sahen ihre Herrschaft als eine erbliche an; deshalb hören wir nichts von einer Schilderhebung, wie sie bei Wahlkönigen stattfand. Hier aber genügte die Berufung auf das Erbrecht nicht, weil dies in einem solchen Falle nicht unbestritten war, und weil Chlodowech deshalb die Stimme des Volkes für sich haben mußte. Siehe Gieſebrecht 1, S. 105.

Digitized by Google

der wird umkommen, der sie verschnitt." Dieses drohende Wort drang zu Chlodowechs Ohr; da befahl er, beide zu derselben Stunde zu enthaupten, und gewann so nach ihrem Tode ihr Land und Volk und ihren Schatz.

Es lebte aber damals zu Cambrai ein anderer salischer Gaukönig Namens Ragnachar, derselbe, der Chlodowech in dem Kampfe gegen Syagrius wacker unterstützt hatte. Ragnachar ergab sich seit langer Zeit so den schändlichsten Lüsten, daß er kaum seine nächsten Verwandten unbeschimpft ließ. Zu seinem Vertrauten hatte er einen gleich ruchlosen Menschen, Farro mit Namen; und wenn man dem Könige irgend eine Gabe brachte, so soll er immer gesagt haben, es sei genug für ihn selbst und seinen Farro. Darob schwoll seinen Franken das Herz von bittrem Grimm. Chlodowech wußte das und schickte den Großen in Ragnachars Reiche goldene Armbauge und Wehrgehenke — sie sahen freilich nur aus wie Gold, in Wahrheit waren sie von künstlich vergoldetem Erz — zum Geschenk, damit sie ihn gegen ihren König ins Land riefen. Und es geschah so. Als nun Chlodowech mit seinem Heere gegen Ragnachar auszog, sandte dieser Kundschafter aus, um die Stärke des Feindes zu erforschen. Und wie sie zurückkehrten und er sie fragte, wie stark das feindliche Heer sei, antworteten sie: „Es ist des Volks übergenug für dich und deinen Farro." Es kam zum Kampfe, und bald sah Ragnachar die Seinigen besiegt und wollte selbst entfliehen. Da ergriffen ihn seine Großen, banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn samt seinem Bruder Richar vor Chlodowech. „Wie konntest du," rief dieser, „so unser königliches Geschlecht erniedrigen, daß du dich binden ließest? Ruhmvoller wäre für dich der Tod gewesen." Und er erhob seine Axt und spaltete ihm damit den Kopf. Darauf wandte er sich zu Richar und sprach: „Und wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre nicht gebunden worden," und damit hieb er auch ihn nieder. Nachdem so beide umgebracht waren, merkten jene Großen erst, daß die Geschenke des Königs unecht waren, und sie gingen zu ihm und beschwerten sich darüber. Er aber soll ihnen geantwortet haben: „Mit Recht empfängt der falsches Gold, der seinen Herrn mit Falschheit ins Verderben lockt. Lasset euch damit genügen, daß ihr noch lebet; sonst möchtet ihr den Verrat an eurem Herrn noch teuer büßen und eines martervollen Todes sterben." Als sie das hörten, baten sie, er möge sie nur leben lassen, und bemühten sich auf alle Weise, seine Gunst zu erlangen. Nachdem Chlodowech die genannten Könige, seine eigenen Blutsfreunde, umgebracht hatte, ließ er auch Ragnachars zweiten Bruder, Rignomer, ermorden und bereicherte sich auf solche Weise gewaltig an Land, Volk und Schätzen. Noch viele andre Frankenkönige ließ er töten und verschonte selbst seine nächsten Verwandten nicht, bis er seine Herrschaft über alle Franken ausgedehnt hatte. Ja nach Gregors Bericht soll er sogar, nachdem er jene aus dem Wege geräumt

Digitized by Google

hatte, mit scheinbarer Trauer zuweilen zu seinen Leuten gesagt haben: „Ach, daß ich wie ein Fremdling unter Fremden stehe und keine lieben Verwandten habe, die mir beistehen können, wenn mir ein Leid widerfährt!“ Er sprach aber nicht so, weil er bekümmert gewesen wäre über das Hinsterben aller seiner Blutsfreunde, sondern aus List, ob er vielleicht noch einen finden möchte, den er töten könnte.

So stand der furchtbare Mann am Ziel: ganz Gallien mit Ausnahme des burgundischen Gebiets, der ostgotischen Provence und der westgotisch gebliebenen Striche im äußersten Süden, dazu ein beträchtlicher Teil Westdeutschlands von der Lippe bis zum mittleren Lauf des Neckars lag zu seinen Füßen. Er erließ noch eine Reihe von Zusätzen und Änderungen zum altsalischen Gesetz und ordnete auf der bereits erwähnten Synode von Orleans mit Hülfe der gallischen Bischöfe auch die kirchlichen Verhältnisse seines Reiches; dann starb er gegen Ende des Jahres 511 zu Paris und wurde in der von ihm und Chlothilde gegründeten Apostelkirche (jetzt St. Geneviève) beigesetzt. Er hatte dreißig Jahre regiert und doch sein Leben nur auf fünfundvierzig Jahre gebracht. Seine Witwe zog sich nach dem Tode ihres Gemahls nach Tours zurück, wo sie ihre Tage mit Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit verbrachte. Dreiunddreißig Jahre hat sie ihren Gatten überlebt; erst 544 starb sie, nachdem sie an ihren Kindern schweres Herzeleid erfahren hatte. Groß, aber unheimlich steht das Bild des Mannes, der das katholische Frankenreich gegründet hat, in der Geschichte da: niederschmetternde Kraft, staatsmännischer Scharfblick, Biegsamkeit des Geistes, das sind die Eigenschaften, an denen kein Zeitgenosse außer Theoderich ihm gleichkam, und mit diesem großen König teilt er die Selbstbeherrschung, die sich stets mit dem Erreichbaren genügen läßt. Aber welche Gegensätze bilden in allen andern Beziehungen der Ostgote und der Franke! Wie überragt ihn jener an Vorzügen des Geistes und Gemütes, an Bildung, Hochherzigkeit und Großmut! Bei Chlodowech finden wir nirgends Beweise einer edlen Seele, dafür aber viele einer tückischen Hinterlist, die mit Schauder erfüllt. Chlodowechs Erfolge sind größer, weil dauernder, gewesen als die Theoderichs, dessen glänzendes Reich schon ein Menschenalter nach seinem Tode dahinsank; das Staatsgebäude, das mit wilder Kraft und listiger Schlauheit errichtet und dessen Fugen mit Verwandtenblut verkittet waren, hat Jahrhunderte überdauert; aus ihm ist der Staat des Mittelalters erwachsen, während das Ostgotenreich, trotz allen Glanzes, doch nur eine vorübergehende Erscheinung blieb, ein schönes, ideales Gebilde, das mit seinem Schöpfer auftauchte und wieder verschwand. Das Zeitalter war zu wild und schlimm, als daß mit hochherziger Schonung und menschlicher Milde eine dauerhafte Neubildung geschaffen werden konnte; die Zeit bedurfte eines Mannes wie Chlodowech;

Digitized by Google

und daß dieser die richtigen Mittel anwandte, eine solche Zeit zu beherrschen, darin ruht zum guten Teil das Geheimnis seiner Erfolge und — mögen jene Mittel noch so abscheulich sein — seine geschichtliche Größe.

Die Sage ist gegen Menschenwert und Herzensgüte gerechter als die Geschichte; darum hat sie das hehre Bild Theoderichs mit Liebe und Ehrfurcht festgehalten und erhöht, während sie sich von Chlodowech, dem sie keinen edlen Zug abzugewinnen wußte, abwandte. „Denn*) schlaue Politik und rohe Kraft sind für sich allein niemals poetisch. Der verklärende, man möchte fast sagen tragische Schimmer, der über die Gestalt Theoderichs ausgegossen ist, geht Chlodowech vollständig ab. Er gehört der geschichtlichen Prosa an, dieser freilich in weit höherem Maße als Theoderich."

Chlodowechs persönliches Verhältnis zum Christentum bedarf nach dem oben Dargelegten keiner längeren Erörterung mehr. Christlich war an ihm nur die Scheu und Ehrfurcht, womit er die Kirche behandelte, und — wenn man das Wort nicht falsch verstehen will — sein Glaube, d. h. er zweifelte nicht mehr an der Wahrheit des Evangeliums. Aber „von der innerlich reinigenden und erlösenden Kraft des neuen Glaubens hat er nicht viel erfahren. Er sah das Licht des Christentums von ferne brennen, aber er empfand nur seinen Glanz, nicht seine Wärme; und das letzte Geheimnis desselben, die stille Herrlichkeit des Kreuzes, ist ihm gewiß ganz unverständlich geblieben. Er sah seinen Heiland an wie der Gefolgsmann seinen Herrn: er kämpfte für ihn und leistete ihm auch den schuldigen Dienst, aber er erwartete von ihm auch Hilfe und Beistand, Beute und Land; und so war sein Glaube noch mit einem guten Stück Heidentum versetzt." Auch sein Bund mit der Kirche war, genau betrachtet, nur ein äußerer: die Politik ging ihren eigenen Weg, ohne daß sie von christlichem Sinn und Inhalt erfüllt worden wäre, und die Kirche mußte sich ihm gegenüber vielfach bequemen, dem Staate dienstbar zu werden. Demnach wird man behaupten dürfen, ganz im Sinne Gregors von Tours, daß Chlodowechs Übertritt zum Christentum für seine Person von unendlich viel geringerem Belang war als für sein Volk, für sein Werk, und darin liegt das Providentielle seiner Erscheinung. Seine Bekehrung zum katholischen Christentum kann nicht sowohl für eine freie heilsame That gehalten werden, als vielmehr für einen jener überaus günstigen Umstände, deren Zusammentreffen ihm eine Aufgabe lösbar machte, an der alle seine Zeitgenossen scheiterten. „Freilich wußte er die Umstände geschickt zu benutzen und zu beherrschen; aber selbst schaffen konnte er doch die Lage nicht, in der er sich befand." Welches waren also die glücklichen Umstände, die dem fränkischen Reiche allein von allen Germanenreichen der Völkerwanderung Bestand verlieh?

*) Arnold, Fränkische Zeit 1, S. 107 f.

Digitized by Google

Wir haben sie zwar im Laufe der Erzählung bereits kennen gelernt, aber es wird gut sein, sie hier noch einmal nach den Worten eines bewährten Geschichtsforschers*) zusammenzufassen.

„Der wichtigste Umstand war unstreitig die Einheit des Glaubens. Damit war dem nationalen Gegensatz die Spitze abgebrochen, während anderwärts der Arianismus eine Versöhnung der Romanen mit der germanischen Herrschaft unmöglich machte. Wandalen und Ostgoten blieben Arianer bis zum Untergang ihrer Reiche, die Burgunden bis auf die letzten Zeiten König Gundobads, die Westgoten bis zu Ende des sechsten, die Langobarden gar bis zur Mitte des siebenten Jahrhunderts. Die Franken dagegen, die in Gallien gleich das katholische Christentum kennen lernten, gewannen mit seiner Annahme nicht bloß die Unterstützung der gallischen Bischöfe, welche in der Not und Verwirrung der Zeit vielfach die eigentlichen Herren der Städte geworden waren, sondern auch die Sympathien der Bevölkerung, die sich nun um so leichter mit dem Fall des römischen Reichs aussöhnte. Darum wurde die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft über das westgotische Aquitanien, das burgundische Reich und die ostgotische Provence nicht als Unterwerfung unter fremde Gewalt, sondern als Befreiung von ketzerischem Druck angesehen. . . . Die Kirche war die einzige Macht, welche in der Zeit der allgemeinen Auflösung die Ordnung aufrecht erhalten, Schutz gewährt und Freund und Feind miteinander versöhnt hatte; wäre sie in Gallien zwiespältig geworden, so würde auch dieser letzte Halt verloren gegangen sein. So aber ward sie das Bindeglied zwischen Römern und Germanen und führte zur Erhaltung und Wiederbelebung wenigstens eines Teiles der Kultur des Altertums. Daher die unendliche Tragweite der Bekehrung Chlodowechs; sein Beispiel wirkte entscheidend, so daß nun auch die übrigen germanischen Stämme sich allmählich vom Arianismus abwandten und zur Glaubenseinheit mit Rom bekehrten. Er erkannte die siegreiche Macht der Kirche, die allein in den Stürmen der Völkerwanderung nicht untergegangen, sondern nur erstarkt war, während die weltlichen Reiche zusammenbrachen wie Kartenhäuser.

Dazu kam ein zweiter Umstand. Das fränkische Reich war das einzige, das mit der Heimat in Verbindung blieb. So liefen denn die Franken auch keine Gefahr, im Romanentum unterzugehen. Nur langsam waren sie in der ersten Zeit vorgerückt, die Salier zu beiden Seiten der Schelde und zwischen Schelde und Maas aufwärts, die Rheinfranken zwischen Maas und Rhein, die Oberfranken zwischen Rhein und Mosel; je weiter nach Süden, desto breiter wurde der Zusammenhang mit den Stammesbrüdern auf dem diesseitigen Rheinufer. Soweit sie vordrangen,

*) Wilhelm Arnolds, a. a. O. S. 115 ff.

Digitized by Google

wurde die römische Bevölkerung vertrieben oder unterjocht und das Land germanisiert; noch heutzutage bildet die Sprachscheide die Grenze dieser älteren fortschreitenden Ansiedelung von den späteren großen Eroberungen. Keine Spur von Landteilungen, wie sie bei den übrigen Völkern durchgeführt wurden, läßt darauf schließen, daß irgendwo römische Bevölkerung sich in größerer Anzahl länger behauptet hätte. Es waren deutsche Kolonien, die jenseit des Rheines gegründet wurden, die ein fortwährendes Nachrücken aus der Heimat gestatteten und so die Gefahr einer Romanisierung, wie sie den Wandalen, Goten, Burgunden und Langobarden drohte, gar nicht aufkommen ließen. Diese Gefahr trat erst ein, als Chlodowech im Lauf weniger Jahrzehnte den größten Teil des römischen Galliens eroberte. Sollte ein Staat gegründet werden, so war das unerläßlich; denn dazu bedurfte man einer römischen Provinz. Aber nun erfolgte gleichzeitig auch eine bedeutende Stärkung des deutschen Elementes: auf den Sieg bei Soissons folgte der Sieg über die Alamannen, und dieser war fast noch wichtiger als der frühere. Wieder war es Chlodowech, der mit sicherem Blick die schwierige Lage erkannte, die Alamannen zunächst aus dem Felde schlug und so eine Verbindung aller fränkischen Stämme möglich machte. Auch in der Folge gingen die Eroberungen im Osten stets mit denen im Westen Hand in Hand: dem Sieg über die Westgoten folgte bald die Unterwerfung der Thüringe, der Eroberung Burgunds und der Provence die Verbindung der Alamannen und Baiern mit dem Reich; selbst Karl der Große vereinigte nach der Eroberung des Langobardenreiches in Italien dem Reiche nun auch den letzten deutschen Stamm, die Sachsen. So breitete sich die fränkische Herrschaft zugleich nach zwei Seiten aus; zu keiner Zeit erlangte das eine oder andere Element ein entscheidendes Übergewicht; ruhig und sicher konnten beide sich miteinander verbinden und ausgleichen, bis etwa die politischen Grundlagen stark genug wären, um die Bildung selbständiger nationaler Staaten zu gestatten. Denn hätte das fränkische Reich länger fortgedauert, so würde es allerdings doch um den Preis einer Schädigung unserer eigenen Nationalität geschehen sein, so mächtig erwies sich noch zu Karls des Großen Zeit romanische Bildung und Sitte, Verfassung und Staatskunst. Das eben wurde vermieden. Das deutsche Element blieb erhalten, so lange als nötig war, um es mit neuen Bildungskeimen zu befruchten und mit dem romanischen ins Gleichgewicht zu setzen.

Endlich ein dritter Umstand. Gerade daß die Franken als Eroberer kamen, half ihnen über viele Schwierigkeiten hinweg, welche die übrigen germanischen Reiche nicht überwinden konnten, so sonderbar das klingen mag. Denn damit hörte wenigstens der Zwiespalt im Staat und seiner Verfassung auf, die doppelte Beamtenreihe fiel weg, und an die Stelle einer

Digitized by Google

getrennten Civil- und Militärverwaltung trat staatliche Einheit. Die fränkische Heer- und Gerichtsverfassung ward durchgeführt, gleichzeitig aber auch den Römern Wergeld und Bürgerrecht und damit die Aufnahme in den neuen Staat zugestanden: sie erhielten einen thätigen Anteil an der Herrschaft. Damit verband sich eine überaus schonende und rücksichtsvolle Behandlung. Sie durften nicht bloß ihr römisches Privatrecht behalten wie in den übrigen Staaten, sondern es wurde ihnen bei den späteren Eroberungen auch keine Landteilung mehr zugemutet. Die Hauptquelle dauernder Unzufriedenheit und die Veranlassung zu fortwährenden Reibungen fiel also weg. Als Erbe des römischen Fiskus und der eroberten Nachbarreiche gewann Chlodowech doch Land genug, um seine Getreuen zu belohnen. Nehmen wir nun noch den starken Schutz, den er gewährte, und den versöhnenden Einfluß der Kirche hinzu, so darf es uns in der That nicht wundern, wenn die Provinzialen in Gallien die römische Herrschaft nicht als Unterdrückung ansahen. War doch der Zustand in den letzten Jahrhunderten des römischen Reichs selbst ungleich schlimmer gewesen: es hat viel mehr gedrückt und doch weniger geschützt als das fränkische.

Ebenso schonend verfuhr man bei den Eroberungen in Deutschland. Auch hier verschlechterte sich die Lage der neu unterworfenen Stämme mit der fränkischen Herrschaft durchaus nicht. Sie behielten ihr altes Wergeld und Recht, ihre Freiheit und ihren Grundbesitz, nur die Stammhäupter wurden weggeräumt und an deren Stelle trat der fränkische König; das Volk blieb in denselben Verhältnissen, in denen es unter seinen früheren Königen oder Herzögen lebte. Ja bei den späteren Eroberungen wurden nicht einmal mehr die Stammherzöge beseitigt, sondern diese nur zur Heeresfolge und Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft und allenfalls zur Zahlung eines Zinses oder Tributs verpflichtet. Freilich war ein solches Abhängigkeitsverhältnis, wie die spätere Geschichte zeigt, oft unsicher genug; denn die fremden Herzöge, die sich dem Könige ebenbürtig dünkten, sahen ihre Stellung mehr als freiwillige Bundesgenossenschaft wie als wirkliche Unterordnung an, und die Stämme selbst standen dabei regelmäßig auf ihrer Seite. Man wollte sich die fränkische Hilfe wohl gefallen lassen, die fränkische Herrschaft aber nicht. Darum war mit der weiteren Entwicklung, als die Gefahren größer wurden und der König fest auf den gesamten Heerbann zählen mußte, eine solche Zwitterstellung unvereinbar.

Von diesem milden Verfahren macht nur die Behandlung der Alamannen eine Ausnahme. Sie wurden aus den nördlichen Gebirgsteilen vertrieben oder, soweit sie bleiben durften, einer Abgabe unterworfen. Hier aber kämpften die Franken um ihre eigenen Ansiedelungen; alte unausgeglichene Ansprüche standen sich gegenüber, und deshalb mußten die Alamannen nach ihrer Niederlage weichen. Es wurde noch einmal das alte

Digitized by Google

Recht der Eroberung geltend gemacht, wonach die Besiegten ihr Land ganz oder zum Teil an den Sieger verloren. Hätte Chlodowech sie in den nördlichen Strichen bis zur Mosel und Lahn hin geduldet, so wäre eine Vereinigung der fränkischen Stämme eine Unmöglichkeit gewesen. Und doch war eine solche die allernotwendigste Voraussetzung für den Bestand und die Sicherheit des Reichs.

Davon abgesehen haben die Franken jenen älteren strengen Grundsatz vollständig verlassen. Weder den Romanen noch den verwandten deutschen Stämmen gegenüber haben sie ferner noch ein Recht der Eroberung geltend gemacht, an die Stelle der früheren Knechtung und Landteilung trat vielmehr das neue System der persönlichen Rechte, wonach jeder Angehörige des Reichs im ganzen Umfang der Monarchie sein angeborenes Recht behielt. Auch insofern verkündet die Gründung des fränkischen Reichs einen gewaltigen Fortschritt staatlicher Entwicklung. Die rohe Gewalt wich dem Schutz und der Sicherheit, bestimmte Bezirksgrenzen wurden gezogen, und die willkürliche Ausbreitung der Stämme nahm ein Ende. Ohne Frage hat das Christentum dabei wesentlich mitgewirkt. Aber schon im eigenen Interesse, aus politischer Klugheit, waren die Franken genötigt, die alten Grundsätze fallen zu lassen, wenn sie einen Staat von größerer Ausdehnung gründen wollten.

Trotzdem verstanden es die fränkischen Könige vortrefflich, ihre Herrschaft in den neu gewonnenen Ländern zu befestigen. Dazu dienten vorzugsweise neue Kolonien, die sie darin anlegten und entweder durch königliche Beamte verwalten ließen oder an ihre Getreuen vergaben. Denn herrenloses oder unangebautes Land war überall genug vorhanden, worüber die Könige verfügen konnten: in den romanischen Gebieten das ganze römische Staatsland, das ihnen zufiel, in den deutschen die endlosen Wälder, die auf Jahrhunderte einen freien Ausbau gestatteten. So entstanden überall zahlreiche neue Höfe und Dörfer, die mit fränkischen Ansiedlern bevölkert wurden und auf die wirksamste Weise ihre Macht befestigten und verstärkten. Daher die große Anzahl von Königshöfen, die wir in den neuen Provinzen finden und die zuweilen die Erinnerung an ihren Ursprung im Namen „Königshofen" bis auf den heutigen Tag bewahren. . . . Aber auch zahlreiche andere Orte wurden gegründet und halfen das neue Reich ausbreiten und sichern. Wir erkennen sie meist an der Endung „heim", die den fränkischen Orten vorzugsweise eigentümlich ist. Nicht als ob alle Orte mit dieser Endung fränkischen Ursprungs sein müßten oder die neuen Kolonien alle so benamt wären; denn „heim" als Ortsbezeichnung ist gemeindeutsch, und außerdem sind viele fränkische Ansiedelungen nachweisbar anders benamt." Aber wo wir solchen Namen auf „heim" auf kleinem Raum auffallend zahlreich begegnen wie in Flandern und Brabant, zu beiden

Digitized by Google

Seiten der Mosel, im heutigen Nassau und der Wetterau, in Rheinhessen, der Pfalz, zwischen Main und Neckar und weit in das Elsaß hinauf, da deuten sie auf fränkische Niederlassungen hin, die seit der Zeit des Übergangs zur Seßhaftigkeit d. h. seit dem fünften Jahrhundert stattgefunden haben. Sie bezeichnen ziemlich genau den Weg, den von da an die Ausbreitung der fränkischen Herrschaft genommen hat, während sie in den ältesten Stammländern, in Althessen, verhältnismäßig selten sind.

„Man möchte fast versucht werden zu glauben, die Franken hätten das Kolonisieren von den Römern gelernt, so glücklich und geschickt haben sie zur Sicherung ihrer Macht davon Gebrauch gemacht. Jahrhunderte wurde es fortgesetzt; noch Karl der Große hat es in größtem Maßstab und nicht ohne Gewalt gegen die Sachsen durchgeführt, indem er zahlreiche fränkische Kolonien in ihrem Lande anlegte, die widerspenstigen Sachsen aber in andre Gegenden verpflanzte. Darum finden sich später in allen Teilen des Reichs fränkische Ansiedelungen in Menge, in Thüringen und Schwaben, wie in Sachsen und Baiern, besonders häufig an der Grenze. In manchen Fällen sind sie urkundlich bestimmt nachzuweisen, in andern hat sich das Andenken daran in den zahlreichen mit Franken- zusammengesetzten Namen erhalten.“ Durch solche Ansiedelungen wurden die gewonnenen Gebiete geschützt und oft neu bevölkert; das fränkische Element stärkte überall den Zusammenhang mit dem Reiche.

„Gewiß, es unterliegt keinem Zweifel, die Franken haben in Gallien von den Römern die eigentlich staatsbildenden Elemente überkommen und alles davon festgehalten, was sie für ihre Zwecke brauchen konnten. So haben sie auch die Regierungskunst von ihnen gelernt. Denn die vollendete Meisterschaft, wie sie nicht bloß zu erobern, sondern die Eroberungen auch zu sichern wußte, ist echt römisch und sonst keinem andern deutschen Stamme eigen.“ Aber während sonst das römische Reich Verfassung und Sprache, Recht und Sitte der siegreichen germanischen Völker zersetzt und aufgelöst hat, sind die Franken daneben zugleich ihren deutschen Überlieferungen treu geblieben und haben, soweit es möglich war, das Recht und die Eigenart der zu ihrem Reich gezogenen Stämme geschützt und erhalten. Nur so konnte es gelingen, dieses Reich allmählich über ganz Deutschland auszudehnen.

So war es in der That ein Verein der allerglücklichsten Umstände, die Chlodowechs Werk mit Erfolg krönten. Er hat sie alle sich dienstbar gemacht und beherrscht, aber sie haben ihn auch emporgehoben und getragen. Nur *eine* Schwierigkeit blieb, die nicht überwunden werden konnte: der Gegensatz des Volkstums. Denn ein einheitlicher Staat setzt zu längerem festen Bestand auch ein einheitliches Volk voraus. Wohl war der Zwiespalt in der Verfassung überwunden, und in der Gemeinschaft der

Digitized by Google

Kirche gingen Franken und Welsche zu einer allgemeinen Christenheit auf; diese Gemeinschaft war es vor allen, die später in den Zeiten der äußersten Not das Reich zusammenhielt. Aber in den neuen westlichen Gebieten (Neustrien) siegte, wie es nicht anders sein konnte, das romanische Element, während die östlichen und das innere Deutschland (Austrasien) germanisch und vorläufig zum größeren Teil auch heidnisch blieben. In Gallien galten die Franken, bis sie sich den Romanen angeähnelt hatten, nach wie vor als Barbaren, während es andrerseits in Deutschland noch jahrhundertelang am Bewußtsein einer nationalen Gemeinschaft fehlte. Vielleicht also hätte sich das neue Königtum am besten auf Gallien und die natürlichen Grenzen des Landes beschränkt. Dann aber wäre es zu keiner Verbindung römischen und deutschen Lebens auf christlichem Boden gekommen, alle Kämpfe seit den Kimbern- und Teutonenkriegen wären vergeblich gewesen, und die Gründung eines späteren deutschen Reichs, von dem zunächst allein eine weitere Ausbreitung des Christentums — nach Osten und Norden — ausgehen konnte, wäre unmöglich geworden. Gerade die Verbindung mit den deutschen Stämmen war für diese selbst wie für das junge fränkische Reich unentbehrlich: von dort zog es fort und fort neue Kraft und verjüngte sich immer wieder, so oft es in den inneren Parteikämpfen zu erliegen drohte, während die deutschen Stämme nur von dem fränkischen Könige wirksamen Schutz gegen äußere Feinde und Sicherheit für ihr nationales Bestehen erhielten.

Der Gegensatz des römischen und germanischen Volkstums blieb also eine ungelöste Frage. Niemand konnte wissen, wie er sich später heben würde, ob — wie es lange den Anschein hatte — durch Verschmelzung zu einem germanisch-romanischen Mischvolk, etwa ähnlich wie es später in England geschah, oder durch Auflösung und Trennung des Reichs in nationale Staaten, wozu schon seit dem siebenten Jahrhundert Versuche gemacht wurden."

6. Chlodowechs Söhne bis zum Tode Theuderichs.

(Von 511 bis 533.)

Chlodowech hinterließ außer einer Tochter Chlothilde, die später mit dem Westgotenkönig Amalarich vermählt wurde, vier Söhne: Theuderich (bis 533), Chlodomer (bis 524), Childebert (bis 558) und Chlothar (bis 561). Diese, von denen nur Theuderich, der älteste und bedeutendste, nicht von der Königin Chlothilde geboren war, teilten nach altdeutschem Brauch und Recht das Reich als ein Erbgut unter sich und zwar so, daß man der Hauptsache nach die alten Stammlande wie die großen Eroberungen beisammen ließ: Theuderich erhielt den größten Teil,

Digitized by Google

die ripuarischen und oberfränkischen Gebiete und dazu ein Stück des ehemaligen Westgotenlandes, nämlich die Auvergne mit den angrenzenden Landschaften, Chlodomer Aquitanien d. h. das übrige von Chlodowech den Westgoten entrissene Land, Childebert den Strich zwischen Seine und Loire mit der Bretagne und Normandie, Chlothar die altsalischen Lande und den Küstenstrich westlich bis zur Seine. Das alte Reich des Syagrius wurde dabei ziemlich gleichmäßig verteilt, und hier im Mittelpunkt des Reiches lagen auch nicht weit voneinander, damit die Höfe sich leicht zusammen verständigen konnten, die Residenzen der vier Brüder: Theuderich hauste in Metz, Chlodomer in Orleans, Childebert in Paris, Chlothar in Soissons.

Die Söhne strebten dem Vater nachzuahmen und erweiterten das ererbte Reich mit Glück und Erfolg; namentlich Theuderich war ihm nicht unähnlich an Kraft und Verstand; aber sie hatten auch des Vaters Tücke und Treulosigkeit geerbt und ahmten sein Beispiel auch in der durch die schlimmsten Künste herbeigeführten Ausrottung der Verwandten nach. Die Frevel des Ahnherrn wucherten fort, sie vergifteten durch mehrere Menschenalter sein Geschlecht, das die ärgsten Feinde in seinem eigenen Schoße fand. Es war, als ob das von Chlodowech so unmenschlich vergossene Blut der fränkischen Fürsten, um Rache zum Himmel schreiend, die Nachkommen des Thäters wider einander selbst aufregte, ihnen zu rastloser Verfolgung Schwert und Dolch in die Hand gab.*)

Zunächst hielten die Brüder allerdings fest zusammen; war auch ein jeder von ihnen selbständiger Landesfürst, so betrachteten sie doch ihre Reiche als ein zusammengehöriges Ganzes. Dieser Zusammenhang zeigte sich namentlich in kirchlichen Angelegenheiten. Es wurden Konzilien von mehreren Königen gemeinsam berufen, und auch bei den Kirchenversammlungen der Teilreiche konnten Bischöfe aus den andern Teilreichen erscheinen. Aber auch in kriegerischen Unternehmungen sehen wir die Brüder oft gemeinschaftlich vorgehen, obwohl es nicht immer in brüderlicher Eintracht geschah.

Die politischen Ereignisse, die unter den Nachfolgern Chlodowechs vorfielen, alle in möglichst gleichmäßiger Ausführlichkeit zu erzählen ist weder möglich noch ratsam, da es uns vielfach an einem zuverlässigen Quellenberichte fehlt und in andern Fällen die Thatsachen oft nicht geeignet sind, die Teilnahme heutiger Leser zu erregen. Wichtiger als die äußeren Ereignisse an sich erscheinen oft die lebensvollen Schilderungen und halb sagenhaften Berichte, die wir hauptsächlich Gregors Werke entnehmen und die für die Kenntnis des Zeitcharakters im allgemeinen, insbesondere der Sitten und Anschauungen von höchstem Werte sind.

Schon 516 mischte sich König Theuderich in die Angelegenheiten des

*) Vgl. Loebell, Gregor von Tours und seine Zeit. 2. Aufl. S. 19 f.

Digitized by Google

Thüringerreiches. Die Thüringe waren als gefährliche und grausame Nachbarn von den hessischen Franken gefürchtet; ohne ihre Unterwerfung konnte die Ostgrenze des Reichs nicht für gesichert gelten. Ihr Gebiet erstreckte sich von der Weser bis zur Elbe, vom Harz und der Leine nach Süden bis zur Donau in der Gegend von Regensburg. Gewiß war es dem thatkräftigen und scharfblickenden Theuderich willkommen, als ihm von den Thüringen selbst Veranlassung geboten wurde, sich in die inneren Angelegenheiten dieser seiner mächtigen und lästigen Nachbarn zu mischen. Über das Volk herrschten damals drei Brüder, Hermanfried, Baderich und Berthar, die Söhne des Königs Bisin. Hermanfried, der älteste und mächtigste der Brüder, hatte einst um des großen Theoderich Nichte Amalaberga gefreit, und der Ostgotenkönig hatte sie ihm übersandt mit folgendem lehrreichen Briefe: „Da ich wünsche, auch dich meinen andern Verwandten hinzuzufügen, so übersende ich dir als ein teures Pfand unsres Bündnisses, das Gott segnen wolle, meine Nichte Amalaberga. Dein Ruhm, der sich auf deine königliche Abstammung stützt, wird nun noch heller strahlen durch diese Verschwägerung mit kaiserlichem Blut.*) Ich sende dir in ihr eine Zierde deines königlichen Hofes, eine Mehrerin deines Geschlechts, den Trost einer treuen Ratgeberin, die dir mit zärtlicher Gattenliebe hold sein möge. Sie möge deine Herrschaft nach dem Rechte teilen und dein Volk mit bessern Einrichtungen beglücken. Möge das glückliche Thüringen die besitzen, die in Italien geboren, in Künsten und Wissenschaften daselbst unterwiesen und nicht allein durch ihre Abstammung, sondern auch durch weibliche Würde ausgezeichnet ist. Möge Euer Reich nicht minder ob den Tugenden Eurer Königin als ob den Siegen Eurer Waffen gepriesen werden! Indem wir Euch mit schuldiger Zuneigung unsern Gruß sagen, teilen wir Euch mit, daß wir von Euern Gesandten nach althergebrachter Sitte unsrer Völker Geschenke von Euch empfangen haben, silberweiße Rosse, die sich in Wahrheit zum Mahlschatze eignen. Die Brust der Tiere ist wohlgebaut, die Beine schlank und kräftig zugleich, die Rippen stark, der Bauch kurz. Der Kopf hat Ähnlichkeit mit dem Kopfe eines Hirsches, wie sie ja auch die Schnelligkeit dieses Tieres zu erreichen streben. Bei ihrem Feuer sind sie doch zahm, bei ihrem Gewicht sehr behend und überhaupt zum Gebrauch sehr angenehm, weil sie ihre Reiter nicht durch tolles Rennen ermüden, so daß man sich auf ihnen eher ausruht, als abmüht. Indem sie eingeübt sind, sich bei ihren Bewegungen zu mäßigen, wissen sie doch immer in einer angemessenen Hurtigkeit zu beharren. Auch wir haben das an dich abgesandt, was unsere Fürstenwürde zu erfordern schien, jedoch

*) Theoderich betrachtete sich als rechtmäßigen Nachfolger der weströmischen Kaiser und wenn er sich auch nicht Kaiser nannte, so war doch seine Stellung in Europa kaiserlich an Machtfülle und Majestät.

Digitized by Google

mag ich nichts der Verbindung mit einer so würdigen Fürstin vergleichen." Durch diesen Brief und die Schenkung der weißen Rosse wird man in der That an die Sitten der germanischen Urzeit erinnert.*)

Hermanfried, Amalabergas Gatte, war ein herrschsüchtiger Mann und räumte seinen eigenen Bruder Berthar aus dem Wege, um dessen Gebiet seinem Reiche hinzuzufügen. Gregor von Tours behauptet, gewiß mit Unrecht, daß Amalaberga es gewesen, die damit noch nicht zufrieden gewesen sei und auch unter den beiden noch lebenden Brüdern den Samen der Zwietracht ausgesät habe. Als nämlich einst, so erzählt Gregor, Hermanfried zum Mittagessen kam, fand er den Tisch nur zur Hälfte gedeckt. Darüber verwundert fragte er sein Weib, was das bedeuten solle; sie aber antwortete: „Wem die Hälfte des Reiches fehlt, dem gebührt auch nur ein halbgedeckter Tisch." Durch solche und ähnliche Rede aufgereizt, erhob sich zuletzt Hermanfried gegen seinen Bruder Baderich und lud den Frankenkönig Theuderich durch geheime Boten ein, gemeinschaftlich mit ihm den Baderich zu bekriegen. „Wenn du mir ihn töten hilfst," ließ er ihm sagen, „so wollen wir sein Reich unter uns teilen." Theuderich freute sich nicht wenig über diese Aufforderung und zog ihm mit einem Heere zu Hilfe (516). Sie trafen sich, gelobten einander treue Freundschaft und rückten zusammen zum Kampfe aus. Und als es zur Schlacht mit Baderich kam, vernichteten sie sein Heer und erschlugen ihn selbst mit dem Schwerte. Theuderich zog, auf Hermanfrieds gegebenes Wort vertrauend, darauf wieder in sein Reich, Hermanfried aber vergaß sogleich seines Versprechens und dachte gar nicht daran, das zu erfüllen, was er Theuderich gelobt hatte. Daraus entstand gar bald grimmige Feindschaft zwischen den beiden Königen.

Theuderich ließ den Treubruch des Thüringerkönigs nicht ungerächt. Sogleich zwar konnte er nicht Vergeltung üben, da andere Angelegenheiten ihn in Anspruch nahmen. Vielleicht hielt ihn auch die Furcht vor Theoderich dem Großen, dem Schwiegervater Hermanfrieds, zurück, der erst 526 starb. Aber im Jahre 531 rüstete er sich, wider die Thüringe auszuziehen, rief auch seinen Bruder Chlothar zu Hilfe und versprach ihm einen Teil der Beute, wenn ihm der Sieg zu teil werde. Von zwei Seiten drangen die fränkischen Heere gegen Thüringen vor: Theuderich von Nordwesten, Chlothar von Südwesten. Doch war die Macht der Thüringe so gefürchtet, daß Theuderich es für notwendig hielt, sich auch mit den alten Feinden der Thüringe, den Sachsen, zu verbünden, die ihm ein Hülfsheer von 9000 Mann versprachen. Bei Runiberg (wahrscheinlich Ronneberg in der Nähe von Hannover) stieß Theuderich zuerst mit Hermanfried zusammen. Es

*) Siehe Klopp, Geschichten 2, S. 41 f.

Digitized by Google

kam zu einer heißen, blutigen Schlacht, in der auf beiden Seiten mit der größten Tapferkeit gefochten wurde. Drei Tage hintereinander soll gekämpft worden sein; endlich aber flohen die Thüringe. Die siegreichen Franken folgten ihnen bis nach Ohrum an der Ocker, wo Hermanfried zum zweiten Male geschlagen wurde. Aber auch die Franken hatten ungeheure Verluste erlitten, so daß sie den Kampf nicht eher fortzusetzen wagten, als bis jenes Hilfsheer der Sachsen eintraf, denen Theuderich dafür das nördliche Thüringen bis zur Mündung der Unstrut in die Saale als Beuteanteil versprach. Mittlerweile aber war es Hermanfried gelungen, ein neues Heer zu sammeln, mit dem er den herannahenden Feind am Ufer der Unstrut bei Burg Scheidungen erwartete. Um sich den Sieg zu erleichtern, soll er sich, wie Gregor behauptet, einer Kriegslist bedient haben. Auf dem Felde nämlich, wo der Kampf entschieden werden mußte, gruben die Thüringe Gruben, die sie oben mit Rasen belegten, so daß es eine gleiche Fläche zu sein schien. Als nun die fränkischen Reiter heransprengten, stürzten viele in diese Löcher; dadurch entstand Verwirrung, und der Angriff wurde gelähmt. Doch bald war der Schade wieder gut gemacht; man drang vorsichtiger vor und vermied die gefährlichen Gruben. Eine Schlacht begann, die — nach der Volkssage zu urteilen, die sich darüber bildete — furchtbar gewesen sein muß. Die Thüringe erlitten, hauptsächlich wohl durch das Eingreifen der tapfern Sachsen, eine vollständige Niederlage, ihre Burg Scheidungen wurde erstürmt. Die Unstrut soll durch die Menge der Leichen in ihrem Laufe gestaut worden sein, so daß die Franken über die Erschlagenen wie über eine Brücke auf das jenseitige Ufer zogen. König Hermanfried rettete sich durch die Flucht.

Inzwischen hatte auch Chlothar im südlichen Thüringen mit Glück gekämpft; er war bis an die Naab vorgedrungen und hatte in der Nähe von Regensburg die mit den Thüringen verbündeten Heruler und Warnen geschlagen. Radegunde, die Tochter Berthars, führte er als Gefangene mit sich fort und nahm sie später zum Weibe. Nachmals freilich, als Chlothar ungerechterweise ihren Bruder ermorden ließ, wandte sie sich dem Dienste Gottes zu, erbaute ein Kloster in Poitiers und wurde Nonne des heiligen Medardus.

Mit Theuderich geriet Chlothar bald in Streit, vermutlich über die Teilung der Beute. Noch weilten beide in Thüringen, als Theuderich beschloß, den Bruder zu töten. Er hielt, nach Gregors Bericht, im Geheimen bewaffnete Männer in Bereitschaft und ließ Chlothar zu sich einladen, gleich als ob er etwas im Vertrauen mit ihm verhandeln wollte. In dem Gemach aber, wo sie miteinander reden wollten, ließ er einen Vorhang ausspannen von einer Wand zur andern und hinter demselben die Bewaffneten aufstellen. Der Vorhang war jedoch zu kurz, so daß die

Digitized by Google

Füße der Dahinterstehenden sichtbar wurden. Chlothar bemerkte sie, ehe er noch das Gemach betrat, legte nun seine Waffen nicht ab und hieß auch seine Begleiter in seiner Umgebung bleiben. Theuderich erkannte, daß sein Bruder von allem wußte; daher ersann er eine Ausflucht und plauderte bald von dem, bald von jenem. Dieweil er aber doch seinen schändlichen Anschlag nicht recht zu bemänteln wußte, schenkte er ihm endlich ein großes silbernes Becken. Chlothar verabschiedete sich hierauf, sagte ihm Dank und kehrte in seine Wohnung zurück. Kaum aber war er fort, so reute es Theuderich, daß er sein schönes Becken so ohne Not habe hingeben müssen, beklagte sich darüber bei den Seinigen und sprach endlich zu seinem Sohne Theudebert: „Geh zu deinem Oheim und bitte ihn, er möchte dir das Geschenk, das ich ihm verehrt habe, aus gutem Herzen wiedergeben.“ Theudebert ging hin und erhielt auch wirklich, worum er bat. „In solchen Ränken war Theuderich sehr bewandert.“ Mit diesen Worten schließt Gregor die Erzählung dieses bezeichnenden Vorfalles. Die Folge von Theuderichs Verfahren scheint übrigens die gewesen zu sein, daß Chlothar sofort nach Hause zog und dem eigennützigen Bruder fürder keinen Beistand leistete. Man sieht aus der eben mitgeteilten Geschichte, daß Theuderich nicht nur die Kriegstüchtigkeit, sondern auch die Hinterlist seines Vaters geerbt hatte. Soll doch seine Treulosigkeit selbst am Kaiserhofe zu Konstantinopel sprichwörtlich geworden sein, was — wie man mit Recht bemerkt hat — unglaublich viel sagen will, da doch dieser Hof selber seit lange ein Sitz der abgefeimtesten Ränke und Kniffe war.

Hermanfried war, wie gesagt, aus der Schlacht bei Scheidungen entkommen. Dieser Umstand, wie auch ein in Theuderichs südöstlichem Reichsgebiete ausgebrochener Aufstand bewog letzteren mit dem geschlagenen Thüringerkönig einen Vertrag zu schließen, nach welchem dieser einige Gaue seines alten Reiches behielt. Aber dennoch fürchtete Theuderich den gedemütigten Gegner und trachtete danach, ihn hinterlistig zu verderben. Er lud ihn zu sich ein, nachdem er ihm sicheres Geleit versprochen hatte, und überhäufte ihn sogar mit Ehrengeschenken, um ihn sorglos zu machen. Eines Tages aber, als beide auf der Mauer der Stadt Zülpich in ruhigem Gespräche standen, stürzte Hermanfried auf einmal von der hohen Mauer hinab und fiel sich zu Tode. Ob er gefallen oder heruntergestoßen war, wußte man nicht; doch behauptete man bestimmt, daß eine Hinterlist Theuderichs dabei im Spiele gewesen sei.

Der Erfolg des thüringischen Krieges war der, daß Theuderich und die Sachsen sich in das eroberte Land teilten, und zwar nahmen die Sachsen die ihnen benachbarten Striche zwischen Bode und Unstrut in Besitz, während Theuderich das südwestliche Thüringerland seinem Reiche Austrasien einverleibte. Nur ein kleiner Teil der thüringischen Gaue blieb damals noch

Digitized by Google

unabhängig. In diesen Verhältnissen bleibt manches dunkel, doch räumten die Thüringe keineswegs ihr Land, nur das Maingebiet, das Hauptland der alten Hermunduren, der Vorfahren der Thüringe, wurde ganz von fränkischen Ansiedlern erfüllt.*)

Kurz nach dem Ende des Thüringerreiches sollte sich auch das Schicksal Burgunds erfüllen. Als König Gundobad im Jahre 516 gestorben war, folgte ihm sein katholischer Sohn Sigismund in der Herrschaft. Er hatte eine Tochter Theoderichs, des großen Ostgoten, die Ostrogoto, zur Gemahlin; diese aber starb und hinterließ ihm einen Sohn Namens Sigerich. Als nun Sigismund bald darauf ein andres Weib von niederem Stande zur Ehe nahm, behandelte diese — wie Gregor erzählt — den Knaben hart und lieblos und schwärzte ihn oft bei seinem Vater an. Darüber ward Sigerich sehr erbittert, und da er einst an einem Festtage die Stiefmutter mit den Gewändern seiner Mutter bekleidet sah, konnte er seinen Unmut nicht bezwingen und brach in die Worte aus: „Du bist nicht wert, diese Kleider zu tragen; denn sie gehörten einst deiner Herrin, meiner Mutter.“ Da ward das Weib von Ingrimm erfüllt und hetzte ihren Gemahl mit falschen Worten gegen den Sohn. „Dieser Knabe,“ sprach sie, „trachtet danach, dein Reich zu besitzen; er will dich töten und sich zum König machen. Das Reich will er dann auch über Italien ausbreiten, das einst sein Großvater Theoderich besessen hat. Aber er weiß freilich, daß er bei deinen Lebzeiten dies nicht erreichen kann, und nur, wenn du fällst, kann er steigen.“ Durch solche Rede des schändlichen Weibes bethört, ward er zum Kindesmörder. Als der Knabe einst nach Tische eingeschlafen war, ließ ihm sein Vater ein Tuch unter das Kinn und um den Hals binden und von zwei Knechten zuziehen, daß er erstickte. Erst als die greuliche That geschehen war, ergriff den Vater zu spät die Reue; er warf sich auf den Leichnam seines Kindes und weinte bitterlich. Da soll ein Greis zu ihm getreten sein und gesprochen haben: „Weine doch lieber über dich selbst, daß du auf verruchten Rat gehört hast und ein scheußlicher Kindesmörder geworden bist. Denn er, der unschuldig ermordet ist, bedarf deiner Thränen nicht.“ Darauf ging Sigismund auf lange Zeit in ein Kloster und verharrte dort in Thränen und Bußübungen, die göttliche Gnade anrufend. Er richtete dort Totenmessen ein, die auf alle Zeiten für sein Kind gelesen werden sollten; dann kehrte er endlich nach Lyon zurück. Aber die Rache Gottes

*) Vgl. Dahn, Urgeschichte 3, S. 78. Die Königin Amalaberga floh nach Italien zum Gotenkönige Theodahad. Als Witichis im Jahre 540 von Belisar gefangen nach Konstantinopel geführt wurde, zogen auch Amalaberga und ihre Kinder mit dahin. Einer ihrer Söhne, Amalafried, der später eine Anführerstelle im kaiserlichen Heere bekleidete, stand im Jahre 551 dem Langobardenkönig Audoin gegen die Gepiden bei. Vgl. oben S. 27.

Digitized by Google

folgte ihm auf den Ferſen. Und das kam, wie die Überlieferung meldet,*) folgendermaßen.

Die Königin Chlothilde ſprach zu Chlodomer und ihren beiden Söhnen alſo: „Laßt es mich nicht gereuen, meine Söhne, daß ich euch mit Liebe erzogen habe. Gedenket des Leides, das ich von meinem Oheim Gundobad, dem Vater Sigismunds, erfahren habe, und rächet klug und tapfer den Tod meines Vaters und meiner Mutter.“**) So rüſteten ſich denn Chlothar, Childebert und Chlodomer zum Kriege gegen Burgund, während Theuderich, da er eine Tochter Sigismunds zur Ehe genommen hatte, ſich nicht an dem Zuge beteiligte. Sigismund rückte den Feinden mit einem Heere entgegen; mit ihm zog auch ſein Bruder Godomar. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in der die Franken Sieger blieben (523). Godomar entkam, Sigismund aber wurde nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinen Söhnen auf der Flucht von Chlodomer ergriffen, fortgeſchleppt und im Gebiet von Orleans eingekerkert. Nach dem Siege über Sigismund meinten die Frankenkönige ſchon, ganz Burgund liege zu ihren Füßen. Sie hatten deshalb nur einen Teil ihrer Heere in dem Lande zurückgelaſſen, da ſie dasſelbe für überwunden hielten und durch dieſe Beſatzungstruppen hinlänglich geſichert glaubten. Während aber die fränkiſchen Krieger im burgundiſchen Lande ſorglos nach Beute umherſtreiften, ſchöpfte Godomar, der ſich nun König nannte, friſchen Mut, ſammelte die zerſtreuten Burgunden wieder und ſchlug die feindlichen Scharen zum Lande hinaus.

Da beſchloß Chlodomer abermals gegen die Burgunden auszuziehen, zuvor aber den unglücklichen Sigismund mit den Seinigen umzubringen. Der heilige Avitus, Abt von Micy (unweit Orleans), ein großer Prieſter jener Zeit, ſuchte den König davon abzumahnen, indem er ſprach: „Wenn du Gott fürchteſt, deinen Sinn beſſerſt und dieſe Unglücklichen verſchonſt, ſo wird Gott mit dir ſein und dich den Sieg erringen laſſen. Wenn du ſie aber töteſt, wirſt du ſelbſt den Händen deiner Feinde überliefert werden und umkommen gleich ihnen. Es wird dir und deiner Gemahlin und deinen Kindern dasſelbe widerfahren, was du an Sigismund, ſeinem Weib und ſeinen Kindern thuſt.“ Aber Chlodomer verachtete den Rat des frommen Mannes und ſprach: „Thöricht wäre es, Feinde daheim zu laſſen, wenn ich gegen andre zu Felde ziehe; dann würden die einen im Rücken, die andern von vorn ſich gegen mich erheben, und ich geriete in die Mitte zwiſchen zwei Feinde. Leichter erlange ich den Sieg, wenn ich mich zuerſt des einen entledige, um dann den andern dem Tode zu weihen.“ Darauf

*) Gregor a. a. O. Buch 3, Kap. 6.

**) Daß Chlothildens Söhne gegen Burgund gezogen ſeien, um die Pflicht der Blutrache zu üben, gehört ſicherlich der Sage an. Mit Recht bemerkt Dahn, daß Söhne Chlodowechs keines beſondern Beweggrundes zu einem Angriffskriege bedurften.

Digitized by Google

ließ er sofort die gefangene Königsfamilie bei Coulmier, einem Dorfe im Gebiet von Orleans, in einen Brunnen werfen. Dann zog er gegen Burgund zu Felde und rief auch den König Theuderich von Austrasien zum Beistande herbei; und dieser versprach wirklich zu kommen; den Tod seines Schwiegervaters zu rächen fiel ihm nicht ein, Aussicht auf Beute und Landerwerb war stärker als die Pflicht der Blutrache. Bei Véséronce im Gebiete von Vienne kam es zur Schlacht. Godomar siegte, während Chlodomer selbst das Leben verlor. Die Feinde hieben ihm das Haupt ab und steckten es triumphierend auf eine Stange. So war Burgund noch einmal gerettet (524).

Da Chlodomer nur drei noch unmündige Knaben als Erben seines Reiches hinterließ, so bemächtigten sich seine Vollbrüder Chlothar und Childebert des Erbes und teilten Chlodomers Reich unter sich, so daß es seitdem nur noch drei fränkische Königreiche gab. Um aber des Raubes sicherer zu sein, beschlossen die Unmenschen auch ihres Bruders Söhne zu ermorden. Gregor berichtet hierüber folgende herzzerreißende Geschichte, die einen Blick in die schauerliche Roheit und Herzenshärte dieser Merowinge thun läßt. Die alte Königin Chlothilde, die sich damals in Paris aufhielt, hatte die armen Waisen, ihre Enkel, zu sich genommen, um sie zu pflegen und zu erziehen. Da bemerkte Childebert, daß seine Mutter mit besonderer Zärtlichkeit an den Söhnen Chlodomers hing, und er ward neidisch und fürchtete, sie möchten durch die Gunst der Großmutter zum Throne gelangen. Deshalb schickte er heimlich Boten an seinen Bruder Chlothar und ließ ihm sagen: „Unsere Mutter läßt die Söhne unseres Bruders nicht von sich und will ihnen die Herrschaft wieder verschaffen. Komm also schnell nach Paris; denn wir müssen Rat pflegen und bedenken, was mit ihnen geschehen soll, ob wir ihnen die Locken abschneiden und sie so dem andern Volke gleich machen, oder ob wir sie lieber töten und das Reich unsers Bruders behalten.“ Über solche Botschaft hocherfreut kam Chlothar nach Paris. Darauf breiteten die beiden Bösewichter unter der Menge das Gerücht aus, sie seien zusammengekommen, um jenen Kindern ihr elterliches Erbe wiederzugeben und sie zu Königen einzusetzen. Dann schickten sie gemeinsam Boten zu ihrer Mutter mit der Bitte: „Schicke uns die Kinder, daß wir sie auf den Thron erheben.“ Die Großmutter war voll Freude über diese Botschaft, denn sie ahnte nicht die Hinterlist. Sie gab den Boten Speise und Trank und entsandte zwei der Kinder, die gerade bei ihr weilten, indem sie zu ihnen sprach: „Nun wird mir sein, als ob ich meinen Sohn nicht verloren hätte, wenn ich euch an seiner Statt zu Königen erhoben sehe.“ Sobald aber die Knaben bei Childebert und Chlothar ankamen, wurden sie sofort festgenommen und von ihren Begleitern getrennt. Dann sandten Childebert und Chlothar einen Vertrauten an Chlothilde

Digitized by Google

mit einer Schere und einem entblößten Schwert. Und als dieser zu der alten Königin kam, zeigte er ihr beides und sprach: „Deine Söhne, unsre Gebieter, wünschen zu erfahren, was du meinst, daß mit jenen Knaben geschehen müsse: ob ihnen die Locken geschoren oder ob sie beide getötet werden sollen.“ Die Greisin, aufs tiefste erschrocken und in ihrem bittern Schmerz kaum selber ihrer mächtig, rief wie außer sich: „Lieber will ich sie tot sehen als der Locken beraubt.“ Der Bote achtete nicht auf ihren Schmerz und wartete auch nicht ab, ob sie bei reiflicher Überlegung etwas anderes sagen werde, sondern kehrte eiligst zurück und sprach zu den Königen: „Vollendet nur die That; die Königin selbst wünscht, daß es geschehe.“ Sogleich wurde nun zum Morde geschritten. Chlothar ergriff den älteren der Knaben beim Arm, warf ihn auf die Erde, stieß ihm ein Messer in das Herz und ermordete ihn grausam. Und als das arme Kind entsetzlich schrie, stürzte sich sein jüngerer Bruder in der gräßlichsten Todesangst zu Childeberts Füßen, umschlang seine Knie und rief unter heißen Thränen: „Schütze mich, liebster Oheim, daß ich nicht umkomme wie mein Bruder!“ Ein menschliches Gefühl regte sich in Childebert, Thränen rannen über sein Antlitz, und er sprach: „Ich bitte dich, teuerster Bruder, sei barmherzig und schenke mir das Leben dieses Knaben; ich will dir dafür zahlen, was du verlangst; nur töte ihn nicht.“ Aber Chlothar fuhr wütend auf: „Stoße ihn von dir,“ schrie er, „oder du stirbst statt seiner! Du selbst hast den ganzen Anschlag gemacht, und nun willst du dich feige zurückziehen?“ Diese Worte reichten hin, Childeberts flüchtige Rührung zu ersticken; beschämt, der Unentschlossenheit angeklagt zu sein, stieß er das arme Schlachtopfer in die Hände des Mörders. Chlothar erstach auch den zweiten Knaben. Als sie darauf auch die Diener und Erzieher der Kinder umgebracht hatten, schwang sich Chlothar auf sein Roß und ritt von dannen, Childebert aber zog sich außerhalb der Mauern von Paris in die Vorstädte zurück. Unbeschreiblich war der Schmerz der Großmutter. Sie legte die Leichen der Kinder auf eine Bahre; mit unsäglicher Trauer, unter den Chorgesängen der Priester folgte sie ihnen zur Kirche des heiligen Petrus und bestattete sie dort nebeneinander. Der eine war zehn, der andre sieben Jahre alt gewesen. Es war noch ein dritter Bruder der Ermordeten am Leben, Chlodowald mit Namen, dem die Ruchlosen gern dasselbe Los bereitet hätten. Doch konnten sie seiner nicht habhaft werden, weil er durch den Beistand vornehmer Franken ihren Mörderhänden entzogen wurde. Chlodowald sagte dem weltlichen Leben ab und wandte sich dem Herrn zu; mit eigner Hand schnitt er sich die Königslocken vom Haupte und wurde Geistlicher. Als solcher ist er um das Jahr 560 in dem von ihm gegründeten Kloster Saint Cloud eines sanften Todes gestorben.

Mit dem Reiche Chlodomers konnten nun Childebert und Chlothar

Digitized by Google

nach Belieben schalten. Jener nahm die Gebiete an beiden Loire-Ufern mit Orleans; Chlothar, der des gefallenen Chlodomer Gattin, die Mutter der später so scheußlich Ermordeten, geheiratet hatte, Touraine und Poitou. Darauf unternahmen die beiden Brüder den dritten Angriff auf Burgund, das schon so lange das Ziel der merowingischen Ländergier gewesen war. In der That mußte die Staatsklugheit der Frankenkönige danach streben, dieses Reich, durch welches allein noch die Länder ihres Hauses an einem ununterbrochenen Zusammenhang und einer zweckmäßigen Abrundung verhindert wurden, zu erobern; und seit Theoderich der Große nicht mehr warnend und drohend seine Stimme erheben konnte, stand dem Streben nach diesem wichtigen Besitz nichts mehr im Wege. So rüsteten sich Chlothar und Childebert zum Kriege gegen das Burgundenreich, und diesmal (532) glückte das Unternehmen vollständig. Sie belagerten Autun und schlugen den König Godomar, der vermutlich zum Entsatz herbeieilte, in die Flucht. Sein Schicksal ist unbekannt, er wird seitdem nicht wieder genannt. Sein Reich aber, das sich zu beiden Seiten der Rhone und Saone ausdehnte und sich östlich bis zum Jura und den Alpen erstreckte, kam in die Gewalt der beiden Könige Childebert und Chlothar, die es unter sich teilten.

Auch ihren Halbbruder Theuderich hatten sie aufgefordert, sich an der Eroberung Burgunds zu beteiligen. Dieser aber lehnte, wir wissen nicht warum, ab. Da zürnten ihm seine beutegierigen Franken und erklärten ihrem Könige — man sieht, daß die Königsgewalt seit Chlodowechs Tode doch durch die Reichsteilungen wieder gesunken war — ganz offen heraus: „Wenn du nicht mit deinen Brüdern nach Burgund ziehen willst, so verlassen wir dich und ziehen es vor, jenen zu folgen.“ Und der König kann so wenig daran denken, sie wegen des offen angekündigten Abfalls zu strafen, daß er sie vielmehr zu beschwichtigen sucht. Er gedachte, so berichtet Gregor, an die ungetreuen Arverner, die romanischen Einwohner der zu seinen Besitzungen gehörenden Auvergne, und sprach zu seinen Mannen: „Folget nur mir! Ich werde euch in ein Land führen, wo ihr Gold und Silber finden werdet, so viel euer Herz verlangt; Herden und Sklaven und Kleider könnt ihr dort in Hülle und Fülle erbeuten. Folget nur ja meinen Brüdern nicht!“ Durch diese Versprechungen berückt, versprachen sie ihm seinen Willen zu thun.

In demselben Jahre nämlich, wo Burgund dem Frankenreiche einverleibt wurde, versuchten die Arverner Theuderichs Joch abzuschütteln. Als dieser noch in Thüringen weilte, verbreitete sich in der Auvergne einst die Kunde, er sei gefallen; und ein vornehmer Römer Namens Arkadius, ein Enkel des berühmten Sidonius Apollinaris, forderte im Namen einer zahlreichen Partei den Childebert auf, von dem Lande Besitz zu ergreifen. Childebert war auch sogleich bereit gewesen, dem Sohne Theuderichs, Theude-

Digitized by Google

bert, dieses väterliche Erbe zu entreißen. Er kam nach der Auvergne. Es war aber — nach Gregors Bericht — an jenem Tage ein so dicker Nebel, daß man nichts über vier Schritte weit im Geviert sehen konnte. Childebert hatte wohl früher öfters gesagt: „Ich möchte doch einmal mit eignen Augen die Limagne bei Clermont sehen, die so reich an Fruchtbarkeit und Anmut sein soll." Doch das wurde ihm nun von Gott nicht beschieden. Zwar fand er Eingang in die Stadt; bald aber erhielt er die Nachricht, Theuderich sei noch am Leben und siegreich aus Thüringen zurückgekehrt. Da verließ er Clermont und begab sich nach Spanien, um seine Schwester Chlothilde den grausamen Mißhandlungen ihres Gemahls, des Westgotenkönigs Amalarich, zu entreißen.*)

Den Abfall der Auvergne beschloß jetzt Theuderich zu rächen. Er zog mit seinen beutelüsternen Mannen dahin und verheerte und plünderte das ganze Land (532). Arkadius aber, der Anstifter der Empörung, um derentwillen das Land so Schweres leiden mußte, floh nach Bourges, welches damals zu Childeberts Gebiet gehörte. Theuderich rückte vor die Hauptstadt Clermont und belagerte sie, während plündernde Scharen seines Heeres die Umgegend schrecklich verwüsteten und alles Lebende niedermachten; nicht einmal die Priester wurden geschont. Nur Clermont erfuhr, als es gefallen war, einige Nachsicht und zwar um des Bischofs Quintianus willen. Hier setzte Theuderich einen Verwandten Namens Sigiwald zum Statthalter des Landes ein, berief ihn aber, weil er seine Gewalt mißbrauchte, bald wieder ab und ließ ihn ermorden.

Noch in demselben Jahre (532) mußte Theuderich eine zweite Empörung im Innern seines Reiches unterdrücken, und zwar war es ein Blutsfreund des Königs, der die Fahne des Aufruhrs gegen ihn erhob. Munderich, der ein Verwandter des Königs zu sein sich rühmte, schwoll — so erzählt Gregor**) — vor Hochmut und sprach: „Was will König Theuderich von mir? Der königliche Thron gebührt mir so gut wie ihm. Ich werde ausziehen und mein Volk sammeln und mir von ihm Treue schwören lassen, damit Theuderich wisse, daß ich so gut König bin wie er." Und er zog aus und begann das Volk zu verlocken, indem er sprach: „Ich bin König, folget mir, und es wird euch gut ergehen." Und es folgten ihm auch viele aus dem gemeinen Volk nach, wie denn die menschliche Schwäche sich so leicht verführen läßt, schwuren ihm den Treueid und ehrten ihn gleich einem König. Als aber Theuderich solches erfuhr, sandte er zu ihm und sprach: „Komm zu mir, und hast du Anspruch auf irgend etwas von meiner königlichen Herrschaft, so nimm es!" Doch meinte er

*) Vgl. Band 2, S. 388.
**) Buch 3, Kap. 14. Giesebrecht 1, S. 125 ff.

Digitized by Google

das nicht aufrichtig, sondern trachtete danach, ihm das Leben zu nehmen, wie er immer könne. Munderich nun wollte nicht kommen. „Gehet," sprach er zu Theuderichs Boten, „und saget eurem Könige, ich sei ein Fürst so gut wie er." Da ließ der König sein Heer ausrücken, um den Empörer zu überwältigen und zu strafen. Als jener dies erfuhr und sah, daß er nicht stark genug war, sich im offnen Felde zu behaupten, zog er sich mit aller seiner Habe in die Mauern der Burg Vitry (in der Champagne?) zurück und wollte sich hier verteidigen mit allen denen, die sich um ihn geschart hatten. Das Heer des Königs zog heran, umschloß die Burg und belagerte sie sieben Tage lang. „Laßt uns," sprach Munderich zu den Seinen, „tapfer aushalten bis in den Tod und unsern Nacken nicht den Feinden beugen." Da das Heer nun ringsum die Burg mit Geschossen bewarf und doch nichts ausrichten konnte, meldete man es dem Könige, und dieser entsandte einen von seinen Leuten mit Namen Aregisel und trug ihm folgendes auf. „Du siehst," sprach er, „wie dieser Abtrünnige in seinem Trotze beharrt; geh also hin und versprich ihm mit einem Eide, daß er freien Abzug erhalten solle. Wenn er dann aber abzieht, so bringe ihn um und vertilge seinen Namen aus unserm Reiche!" Da ging Aregisel und that nach dem, was ihm befohlen war. Er verabredete mit seinen Leuten ein Zeichen und sprach: „Wenn ich dies sage, so stürzet auf ihn los und tötet ihn." Dann ging er in die Stadt zu Munderich und sprach zu ihm: „Wie lange willst du hier sitzen wie einer, der nicht bei Sinnen ist? Oder kannst du etwa dem Könige noch lange Widerstand leisten? Siehe, wenn er dir die Zufuhr abschneidet oder der Hunger dich überfällt, so wirst du doch notgedrungen abziehen müssen und in die Hand deiner Feinde fallen, und sie werden dich totschlagen wie einen Hund. Höre doch lieber auf meinen Rat und ergieb dich dem Könige freiwillig, auf daß du dir und den Deinen das Leben erhältst." Solche Reden machten den Munderich mürbe, und er sagte: „Ziehe ich ab, so falle ich in die Hände des Königs, und er läßt mich töten und dazu meine Kinder und alle Freunde, die sich um mich geschart haben." Aber Aregisel versetzte: „Sei nur unbesorgt; denn wenn du abziehen willst, gelobe ich dir mit einem Eide, daß deiner Schuld nicht gedacht werden soll, und du kannst unbesorgt sein wegen des Königs. Ja, du sollst ihm fortan ebenso wert sein wie früher." „Wenn ich nur sicher wäre," seufzte Munderich, „daß er mich nicht umbringen ließe." Und sofort legte Aregisil seine Hände auf einen Altar und schwur, daß er sicher abziehen könne. Im Vertrauen auf diesen Schwur trat Munderich, dem die Seinen folgten, aus dem Burgthor heraus, an Aregisels Hand. Dessen Leute aber standen von fern und hatten alle ihre Augen auf jenen gerichtet. Da sagte Aregisel — und das war das verabredete Zeichen: „Was seht ihr denn so starr hieher, ihr Leute?

Digitized by Google

Habt ihr denn den Munderich noch niemals gesehen?" Und sogleich stürzten jene auf ihn los. Aber Munderich durchschaute auf einmal den ganzen Verrat und rief: „Deutlich sehe ich, daß du das Zeichen gabst, mich zu ermorden. Aber wahrlich, du Meineidiger, niemand soll dich mehr lebend schauen!" Und damit stieß er ihm den Speer zwischen die Schultern, so daß Aregisel durchbohrt niedersank und starb. Dann rissen Munderich und die Seinen die Schwerter aus der Scheide und richteten ein großes Blutbad unter Aregisels Leuten an. Jeden streckte Munderich nieder, den er erreichen konnte, bis er endlich den letzten Atem aushauchte. Seine ganze Habe wurde nach seinem Tode für den königlichen Schatz eingezogen. Theuderich aber kehrte darauf nach Hause zurück.

Inzwischen hatte Theuderichs hochbegabter Sohn Theudebert mit Chlothars ältestem Sohn Gunthari einen kühnen Einfall in Septimanien gemacht, um dieses Land, den letzten Rest des westgotischen Reichs in Gallien, den Westgoten zu entreißen, die seit Chlodowechs Tode manches bereits Verlorene wieder gewonnen hatten. Und als Gunthari plötzlich heimkehrte, ließ sich der kühne Theudebert dadurch nicht abhalten, allein weiter vorzudringen und eine Burg nach der andern zu erobern. Da ereilte ihn die Nachricht, sein Vater Theuderich sei schwer erkrankt. Sofort brach er den Feldzug ab und kehrte schleunigst nach Hause zurück; denn seines Vaters Boten hatten ihm gesagt, wenn er nicht schnell käme und seinen Vater nicht mehr lebend anträfe, so würden seine Oheime Childebert und Chlothar ohne Zweifel sich seines Thrones bemächtigen. Die Besorgnis war nur allzu begründet. Deshalb zögerte Theudebert nicht, augenblicklich die Heimfahrt anzutreten, um den Vater noch am Leben anzutreffen. Doch Theuderich starb, ehe der Sohn die Heimat erreichte, gegen Ende des Jahres 533, im dreiundzwanzigsten Jahre seiner Herrschaft.

7. Chlodowechs Söhne und Enkel bis zum Tode Chlothars.

(Von 534 bis 561.)

Kaum hatte der mächtige Theuderich die Augen geschlossen, als seine Brüder sich erhoben, dem Neffen das Erbe zu entreißen. Aber Theudebert war kein schwacher Knabe, wie die unglücklichen Kinder Chlodomers, sondern ein kraftvoller und kluger Mann, der sein väterliches Erbe gegen die habsüchtigen Oheime zu behaupten wußte. Er gewann die Großen seines Reiches durch königliche Freigebigkeit für sich, daß sie für ihn die Waffen ergriffen, und behauptete sich so in seiner Herrschaft. Theudebert war ein Mann von seltenen Gaben, und Gregor ist nicht ganz mit Unrecht seines Lobes voll. Selbst Züge von Edelmut — einer bei den Mero-

Digitized by Google

wingern fast unerhörten Tugend — treten bei ihm nicht selten hervor.*) Theuderich hatte einen Verwandten, den oben erwähnten Sigiwald, ermordet und sandte seinem Sohn Theudebert, der damals gegen die Westgoten zu Felde lag, den Befehl, dem Giwald, einem Sohn des Getöteten, der bei ihm war, ebenso zu thun. Theudebert aber zeigte diesem den Brief des Vaters. „Flieh," sprach er, „und wenn du hörst, daß mein Vater gestorben ist und ich statt seiner herrsche, so kehre ruhig zurück." Giwald dankte seinem Retter und ging erst nach Arles, dann, als er sich dort nicht sicher glaubte, weiter nach Italien. Bei der Nachricht vom Tode seines Verfolgers verließ er der erhaltenen Weisung zufolge seinen Verbannungsort und erschien vor Theudebert. Dieser empfing ihn mit großer Freude und gab ihm nicht nur alle Güter Sigiwalds, die sein Vater eingezogen hatte, zurück, sondern fügte großmütig auch noch den dritten Teil reichlicher und glänzender Geschenke hinzu, die er eben von seinem Oheim Childebert erhalten hatte. Er war der Pate Giwalds, aber einen andern Merowinger würde dies schwerlich zur Schonung vermocht haben. Da Beweise so hochherziger Gesinnung ganz selten sind in dieser wilden Zeit und unter diesem gewaltsamen Geschlecht, und es wohlthut, einige Lichtblicke in das finstere Gemälde hereinfallen zu sehen, so teilen wir noch einen andern Zug des Wohlwollens mit, den Gregor**) von Theudebert berichtet. „Der Bischof Desiderius von Verdun, dem einst König Theuderich großes Unrecht angethan, und der nach vielen Leiden und Trübsalen nach Gottes Willen endlich seine Freiheit wiedergewonnen hatte und — wie wir eben sagten — Bischof von Verdun geworden war, sah, wie die Bewohner von Verdun sehr arm und hilflos waren, und fühlte inniges Mitleid mit ihnen. Da er jedoch durch Theuderich seines Eigentums beraubt worden war und selbst nichts besaß, um sie zu unterstützen, zugleich aber König Theudeberts Gnade und Güte gegen jedermann kannte, schickte er Gesandte an ihn, die also sprachen: „Der Ruf von deiner Güte ist über das ganze Land verbreitet, da deine Freigebigkeit so groß ist, daß du selbst denen spendest, die nichts von dir verlangen. Ich bitte dich daher, daß deine Liebe uns einiges Geld leihe, auf daß wir damit unsere Mitbürger unterstützen können. Und wenn sie ihren Geschäften damit aufgeholfen und es genutzt haben werden, wie es in andern Städten geschieht, so werden wir dir dein Geld mit den gesetzlichen Zinsen zurückerstatten." Da wurde der König gerührt und schickte ihnen 7000 Goldschillinge.***) Der Bischof aber nahm sie und ver-

*) Löbell, Gregor von Tours und seine Zeit, S. 28.

**) Buch 3, Kap. 34. Gieſebrecht 1, S. 145 f.

***) Man vergesse nicht, daß das Geld damals etwa den zehnfachen Wert wie heutzutage besaß. Das vom Könige geliehene Geld würde nach heutigen Verhältnissen einer Summe von 7—800 000 Mark gleichkommen.

Digitized by Google

teilte sie unter die Bürger. Und diese trieben ihre Geschäfte und wurden wohlhabend, so daß sie angesehene Leute wurden. Als aber Desiderius nun dem Könige die Schuld bezahlen wollte, da antwortete dieser: „Ich bedarf des Geldes nicht; ich bin zufrieden, wenn den Armen, die von Not bedrängt waren, durch die Verteilung des Geldes geholfen ist und sie durch deine Fürbitte und meine Gabe zu Wohlstand gelangt sind." So verweigerte er die Annahme des Geldes und bereicherte die Bürger dieser Stadt." — „Er zeigte sich," sagt Gregor an einer andern Stelle über Theudebert, „als einen großen und durch alle Tugenden ausgezeichneten Fürsten. Denn er regierte sein Reich mit Gerechtigkeit, ehrte die Bischöfe, beschenkte die Kirchen, half den Armen und erwies vielen zahlreiche Wohlthaten aus einem frommen und liebevollen Herzen." Freilich fehlen auch in der Geschichte Theudeberts nicht Frevelthaten einer heißen Sinnenlust, einer rücksichtslosen Machtbegierde und einer treulosen Staatskunst; aber die guten und glänzenden Seiten überwiegen bei ihnen die schlimmen. Wie ihm Freigebigkeit und Großmut nicht abzustreiten sind, so besaß er auch unstreitig einen stolzen, hochfliegenden Sinn und liebte kühne Unternehmungen und weittragende Entwürfe. Für sein königliches Selbstbewußtsein spricht, daß er der erste war, der Goldmünzen mit seinem eigenen Namen (statt dem des oströmischen Kaisers) prägen ließ, und der einzige unter allen fränkischen Königen bis auf Karl den Großen, der seinem Namen den Titel Augustus beifügte. Wohlthuend wirkt seine stolze Haltung dem Kaiser Justinian gegenüber, namentlich wenn man damit die beschränkte Ehrfurcht andrer germanischer Fürsten vor dem byzantinischen Hofe vergleicht; und bewundern müssen wir den Mann, der den kühnen Gedanken hegte, im Bunde mit Gepiden, Langobarden und andern Völkern nach Thracien vorzudringen und den Justinian in Byzanz anzugreifen.

Schon als Jüngling hatte Theudebert sich als einen kriegstüchtigen Helden bewährt. Als um das Jahr 515 nordische oder dänische Seeräuber, die auf ihren „Drachen" die Küste entlang fuhren, in die Maas eingelaufen waren und die Gegend von Geldern verheerten, schlug Theudebert sie zu Wasser und zu Lande. Schon hatten sie ihre Schiffe mit Beute beladen und wollten heimfahren; ihr Seekönig Chochilaich aber, der im angelsächsischen Beowulfliede unter dem Namen Hygelak als ein König der schwedischen Gauten erscheint, blieb mit einem Teil seiner Mannen als Schutz am Gestade zurück, bis die Schiffe die hohe See gewonnen hätten. Da eilte Theudebert mit einem starken Heere herbei und lieferte dem Chochilaich eine siegreiche Schlacht, in der dieser selbst fiel; dann fuhr er den Schiffen nach, erreichte sie, schlug die Räuber auf offener See und jagte ihnen die erbeuteten Gefangenen und Schätze ab. Von seinem glücklichen Kriege gegen die Westgoten im südwestlichen Gallien ist oben die

Digitized by Google

Rede gewesen. Noch schwierigere Aufgaben harrten aber seiner, nachdem er den Thron seines Vaters bestiegen und die Herrschaft über dessen weitausgedehnte Länder übernommen hatte.

Die gefährliche Eifersucht seiner Oheime mußte Theudebert durch das kluge Auftreten, womit er sich der Treue seiner Großen versicherte, zu entwaffnen, und wenigstens Childebert war schlau genug, um sich den mächtigen Neffen nicht zum Feinde zu machen. Als Childebert sah, erzählt Gregor, daß er nichts gegen ihn ausrichten konnte, schlug seine feindselige Haltung gegen Theudebert völlig in ihr Gegenteil um. Er lud ihn zu sich ein, nahm ihn, da er selbst keine Söhne hatte, an Sohnesstatt an und überhäufte ihn mit so vielen Geschenken, daß sich alle darüber wunderten. Denn von allen Kostbarkeiten, die er besaß und die Könige haben müssen, als Waffen, Kleider und allerlei Schmuck, gab er ihm je drei Paare; desgleichen auch von seinen Rossen und großen Gold- und Silberschüsseln. Von da an waren Childebert und Theudebert eng verbündete Freunde; vermutlich durch Childeberts Vermittlung erhielt Theudebert auch noch einen Teil von dem burgundischen Reich.

Bald darauf — die Zeit läßt sich nicht genauer bestimmen — verbanden sich die neuen Freunde zu einem Feldzug gegen Chlothar, den Bruder Childeberts. Ein Grund oder Vorwand wird nicht erwähnt, und es bedurfte wohl auch keines solchen bei diesem sippenmordenden, machtdurstigen Geschlecht. Vielleicht waren Streitigkeiten über die Teilung der burgundischen Beute entstanden. Gregor berichtet über den merkwürdigen Zug folgende Sage, die recht gut auf ein wirkliches Ereignis zurückgehen kann: „Childebert und Theudebert brachen mit ihrem Heere auf und wollten gegen Chlothar zu Felde ziehen. Und da dieser davon hörte und meinte, er könne es mit ihrer Heeresmacht nicht aufnehmen, floh er in einen Wald — eine spätere Quelle nennt den Wald von Arelaunum, der an der untern Seine lag — und legte hier im Gebüsch große Verhaue an. Seine ganze Hoffnung setzte er — der Verwandtenmörder! — allein auf die Gnade Gottes. Auch die greise Königin Chlothilde wandte sich, als sie dies vernahm, an Gott; sie kam zum Grabe des heiligen Martin von Tours, warf sich zum Gebete nieder und wachte die ganze Nacht, zu Gott flehend, daß zwischen ihren Söhnen nicht der Bürgerkrieg ausbrechen möchte. Jene aber zogen mit ihrem Kriegsvolk heran, belagerten Chlothar und machten einen Anschlag, wie sie ihn am folgenden Tage töteten. Doch als der Morgen anbrach, erhob sich an dem Orte, wo sie lagerten, ein Sturm, warf die Zelte um, zerstreute das Gepäck und kehrte alles von oben nach unten. Blitze, Donner und Steine wetterten durcheinander auf sie herab. Sie selbst fielen vornüber auf den mit Hagel bedeckten Boden und wurden von den herabfallenden Steinen schwer getroffen;

Digitized by Google

denn sie hatten kein anderes Schutzmittel als ihre Schilde. Es bangte sie aber am meisten, sie möchten von den himmlischen Blitzen getroffen werden. Auch ihre Pferde wurden so zerstreut, daß man sie zum Teil erst eine halbe Meile von dem Orte wiederfand; manche wurden auch gar nicht gefunden. Darauf thaten Childebert und Theudebert Buße und baten Gott um Verzeihung dafür, daß sie gegen ihr eigenes Blut hatten freveln wollen. Über Chlothar aber war auch nicht ein einziger Regentropfen gefallen, kein Donner und kein Sturm war auf seiner Seite verspürt worden. Seine Brüder schickten darauf Gesandte zu ihm und boten ihm Frieden und Bündnis an. Und als sie dies erlangt hatten, kehrten sie nach Hause zurück. Niemand aber darf daran zweifeln, daß der heilige Martin es war, der dies Wunder auf die Bitte der Königin bewirkte."

Daß es so rasch zu völliger Aussöhnung kam, mochte wohl in einem neuen Kriege seinen Grund haben, der sich damals entspann und der den Franken das südliche Alamannenland und die Provence als Gewinn einbringen sollte. Es war der große Ostgotenkrieg in Italien, den Justinians Feldherr Belisar gegen Theodahad und dann gegen Witichis führte, dessen Verlauf unsern Lesern aus dem zweiten Bande dieser „Bilder" hinlänglich bekannt sein wird, der auch die Staatskunst und die Waffen der Merowinge vielfach beschäftigte.*) Getreu der von Chlodowech ererbten Sinnesart ergriffen sie gierig den willkommenen Anlaß, von beiden Parteien — den Ostgoten und den Byzantinern — sich Geld und Land durch Vertrag auszubedingen, die Zusage einer Gegenleistung dafür gar nicht oder nur ungenügend zu erfüllen und bei Gelegenheit beide zu täuschen und zu schädigen. Bereits unmittelbar nach dem Tode des großen Theoderich hatten die Frankenkönige gezeigt, wie wenig Achtung sie vor der Regierung Amalaswinthas und des jungen Athalarich hatten; die ostgotischen Besitzungen im südöstlichen Gallien anzugreifen erkühnten sie sich zwar noch nicht; aber der Feldzug gegen die Westgoten (532), den sie bei Theoderichs Lebzeiten nimmer gewagt hätten, bewies klar, daß es um den gebietenden Einfluß der Ostgoten geschehen war.

Es ist möglich, daß die Merowinge schon dem feigen Theodahad eine beträchtliche Summe als Kaufgeld für wohlwollende Haltung abgepreßt hatten, bevor sie neue Forderungen stellten, zu denen sie Justinians Politik antrieb. Denn dieser überschickte den Frankenkönigen reiche Geschenke und versprach noch mehr, wenn sie gemeinsame Sache mit ihm gegen Theodahad machten und ihm, dem Kaiser, thätige Waffenhilfe leisteten. Die drei Könige Childebert, Chlothar und Theudebert gingen darauf bereitwillig ein. Als nun Belisar gegen Theodahad heranrückte, suchte dieser die Franken

*) Das Folgende zum Teil wörtlich nach Dahn, Urgeschichte 3, S. 90 ff.

Digitized by Google

dadurch auf seine Seite zu ziehen, daß er ihnen zweitausend Pfund Gold und die Abtretung der Provence anbot. Die Merowinge hätten das gotische Geld ebenso wie das kaiserliche genommen und dann noch obenein so viel Gebiet, als sie mit den Waffen gewinnen mochten; aber Theodahad wurde vor dem Abschluß des Vertrags geächtet und getötet (536).

Um diese Zeit begannen burgundische und alamannische Scharen in Oberitalien plündernd einzufallen, sicherlich nicht, ohne dazu von den Frankenkönigen aufgemuntert zu sein. Vielleicht stehen diese Bewegungen in Zusammenhang mit den Verhandlungen, die nach Theodahads Untergang zwischen Witichis und den Merowingen angeknüpft wurden. Der Gotenkönig erhielt auch wirklich die Zusage fränkischer Hilfe; wie hätte sich Chlodowechs Geschlecht die Befriedigung entgehen lassen können, von beiden Parteien Geld zu nehmen und dafür gar nichts zu leisten, vielmehr zum eigenen Vorteil zu erobern, was zu haben war! Da sie aber soeben erst ihre Waffenhilfe an Justinian für schweres Gold verkauft hatten, bedangen sie sich in einem geheimen Vertrag von Witichis aus, daß sie ihm nicht Franken, sondern fränkische Reichsangehörige andern Stammes als Hilfsvölker schickten, um so dem Kaiser gegenüber die freilich sehr fadenscheinige Ausflucht zu behalten, jene Scharen handelten ohne oder gegen ihren Willen. Als Gegenleistung trat Witichis die ostgotischen Besitzungen in Gallien, die Provence, an die Merowinge ab (536). Sofort wurden die hier stehenden gotischen Tausendschaften unter Markjas über die Alpen gezogen und Belisar entgegen geworfen; in die Provence teilten sich Childebert und Chlothar. Justinian bestätigte diese Erwerbung der Provence, indem er glaubte oder sich doch die Miene gab zu glauben, die Merowinge seien wirklich in seinem Interesse in Italien einzudringen bereit. Im Jahr 538 aber, dem dritten des gotisch-byzantinischen Krieges, erschienen burgundische Scharen aus dem Frankenreich in Italien und halfen den Goten Mailand erobern.

Während dieses Krieges, und zwar vielleicht schon im Jahre 536, geschah es nun auch, daß die Ostgoten die einst von Theoderich in Schutz genommenen Alamannen zwischen Oberrhein und Lech und in Kur-Rätien an Theudebert von Austrasien preisgaben, so daß von da an das gesamte Alamannenvolk dem Frankenreiche angehörte und dieses seine Grenzen wie im Süden an der Rhone so auch im Südosten über das heutige Schwaben und den größten Teil der Schweiz vorschob.

Schon im folgenden Jahre litt es den kriegs- und eroberungsfreudigen Theudebert nicht mehr zuhause. Er konnte der Gier nicht widerstehen, selbst in Italien zu erscheinen und persönlich alle Vorteile einzuheimsen, welche der lange wogende Kampf und die Erschöpfung beider Parteien als mühelose und sichere Beute in Aussicht stellte. Dabei beschloß er, die

Digitized by Google

Maske so spät als möglich abzuwerfen, Goten wie Byzantiner möglichst lange in dem Wahne zu lassen, er komme zu ihrer Hilfe, um zuletzt beiden so viel italienischen Boden zu entreißen, als erreichbar war. Mit einem gewaltigen Heere von 100000 Mann zog er über die Alpen nach Ligurien, angeblich den Goten zu Hilfe. Unter diesem Schein gewann er ohne Schwertstreich, vielmehr eifrig von den Goten unterstützt, den Übergang auf das rechte Ufer des Po bei Pavia, überfiel darauf das Lager der Goten, welche die vermeintlichen Helfer bewillkommnet hatten, schlug und verfolgte die Bestürzten, schlug auch eine byzantinische Abteilung, nachdem er von Bologna aus bis in die Nähe von Ravenna gelangt war, wurde aber dann durch verheerende Seuchen und vielleicht auch durch die Drohungen Belisars, der Kaiser werde den Vertragsbruch rächen, bewogen, in sein Reich zurückzukehren. Man sieht, daß auch Theudebert nicht dem Grundsatz aller Merowinge untreu war, in der Staatskunst alle Mittel für erlaubt zu halten und auch offenbare Treulosigkeit zu begehen, wenn sie nur zum Ziele führte. Trotz dem Rückzug seiner Hauptmacht behauptete er übrigens durch zurückgelassene Besatzungen unter seinen Unterfeldherren zahlreiche Städte und Kastelle in Venetien, Ligurien und den cottischen Alpen; und gleich darauf knüpfte er sowie die beiden andern Frankenkönige abermals Verhandlungen mit Witichis an. Sie boten ihm Bundesgenossenschaft an, wenn die Goten die Herrschaft über Italien mit ihnen teilen wollten. Aber Witichis wies sie ab, da Belisar zu gleicher Zeit selbst mit ihm unterhandelte und leichte Mühe hatte, ihm die Treulosigkeit der Merowinge zu Gemüte zu führen.*) Später schloß König Totila eine Übereinkunft ab, nach welcher Theudebert die von ihm besetzt gehaltenen Ortschaften und Gegenden in Oberitalien behalten und nach gemeinsamer Besiegung der Byzantiner einen weiteren Teil des italischen Gotenreiches empfangen sollte. Wir finden denn auch in der That Franken Theudeberts später in Italien auf seiten Totilas gegen die Byzantiner kämpfend. Daß der kühne Herrscher den Plan hegte, im Bunde mit Gepiden und Langobarden den Kaiser in seinem eigenen Lande anzugreifen, ist oben bemerkt worden.

Von der Regierung Theudeberts im Innern erfahren wir wenig. Doch verdient es Lob und nicht Tadel, daß er den Versuch machte, auch die Franken, die ursprünglich von jeder Grundsteuer befreit waren, einer solchen zu unterwerfen und dadurch das Königtum zu stärken. Denn es muß als ein Fortschritt bezeichnet werden, daß die Germanen auch im fränkischen Reiche, wie dies in dem gotischen von Anfang an der Fall gewesen war, dazu erzogen wurden, nicht als das herrschende Volk eine Aus-

*) Vgl. Band 2, S. 303.

Digitized by Google

nahmestellung den Römern gegenüber einzunehmen, sondern gemeinsam mit diesen ihren Mitbürgern wie die Wehrlast so auch die Steuerlast für den Staat zu tragen. Aber freilich, wie die Besteuerung wohl vor allem aus Selbstsucht verlangt wurde, so wurde sie auch von den freien Franken aus Selbstsucht und aus trotzigem Festhalten am altgermanischen Brauch mit Ingrimm abgewehrt. Ein gewisser Parthenius, ein Römer, der am Hofe Theudeberts eine hohe Stellung einnahm, wurde vom König mit der Ausführung dieser wichtigen Maßregel betraut, ein Beweis dafür, wie frühe auch römische Laien — nicht nur hohe Geistliche — im Frankenreich zu einflußreichen Ämtern gelangten und dazu gelangen mußten, wenn das römische Verwaltungswesen fortgeführt werden sollte. Auf dieser Fortführung aber beruhte nicht nur die Erhaltung der Kultur, sondern auch Macht, Reichtum und Bestand des Staates selbst. Nur wenn es gelang, auch die Germanen in diesem Reiche zu stärkerer Beugung unter die Staatsgewalt heranzuziehen, konnte der Staat zum herrschenden im Abendlande und — nach der Auflösung der fränkischen Monarchie — zur Wiege für die Staatenbildung des Mittelalters werden. Wir haben schon angedeutet, daß dieser Versuch wirklich gelang und welche günstigen Umstände sein Gelingen herbeiführten. Zunächst aber leisteten die Franken jenem römischen Staatsgedanken den trotzigsten Widerstand. „Die Franken," erzählt Gregor,*) „haßten den Parthenius bitter, weil er von ihnen Steuern eintreiben wollte, und fingen an ihn zu verfolgen. Und da er sah, daß er in großer Gefahr schwebe, floh er aus der Stadt Trier und bat zwei Bischöfe dringend, sie möchten ihn dahin zurück geleiten und den Aufruhr des wütenden Volkes durch Ermahnungen zu beschwichtigen suchen. Auf der Reise aber, als er nachts auf dem Lager ruhte, schrie er plötzlich im Traume laut auf und rief: „Weh, weh! Alle, die ihr da seid, kommt und helfet mir! Ich komme um." Da erwachten seine Begleiter von dem Geschrei und fragten ihn, was ihm denn wäre. Er antwortete: „Mein Freund Ausanius und mein Weib Papianilla, die ich ermordet habe, zogen mich vor ihren Richterstuhl und sprachen: Komm und gieb Rechenschaft! denn zwischen dir und uns soll gerichtet werden vor dem Herrn." Er hatte nämlich einige Jahre vorher aus Eifersucht sein unschuldiges Weib und seinen Freund getötet. Da aber die Bischöfe nach Trier kamen und die Bewegung des lärmenden Volkes nicht bewältigen konnten, wollten sie ihn in der Kirche verbergen. Sie steckten ihn daher in eine Lade und breiteten Gewänder darüber aus, die zum kirchlichen Gebrauch dienten. Aber das Volk drang in die Kirche und durchsuchte alle Winkel. Und da es ihn nicht fand, ging es wutknirschend wieder hinaus. Einer schöpfte jedoch Verdacht und sprach: „Da

*) Buch 3, Kap. 36. Giesebrecht 1, S. 147.

Digitized by Google

ist noch eine Lade, wo wir unsern Feind noch nicht gesucht haben." Die Kirchendiener versicherten, es seien nur Meßgewande darin. Jene aber verlangten den Schlüssel und sprachen: „Wenn ihr sie nicht gleich öffnet, so schlagen wir sie ohne weiteres in Stücke." Da wagten die Kirchendiener nicht, sie länger zu reizen und gaben ihnen den Schlüssel. Jene öffneten die Lade, rissen die Gewande heraus und fanden den Parthenius. Und sie frohlockten und riefen: „Gott hat unsern Feind in unsere Hände gegeben." Sie schlugen ihn darauf mit Fäusten, spieen ihm ins Gesicht, banden ihn mit den Händen auf dem Rücken an eine Säule und steinigten ihn."

An der Ausführung seiner großartigen Pläne hinderte den König Theudebert der Tod. Der bedeutende Herrscher starb, nachdem er lange Zeit gekränkelt hatte, in der ersten Hälfte des Jahres 548 und hinterließ das austrasische Frankenreich seinem unmündigen Sohne Theudobald, einem unkriegerischen, kraftlosen Knaben. Kaiser Justinian ließ ihn sogleich auffordern, die fränkischen Truppen aus Italien zu ziehen und ihm die vertragsmäßige Hilfe gegen die Goten zu leisten. Theudobald wies diese Forderung zwar zurück, erklärte sich aber bereit, zurückzugeben, was sein Vater den Oströmern unrechtmäßig entrissen habe, und deswegen eine Gesandtschaft nach Byzanz zu senden. Dennoch blieben die fränkischen Besatzungen in Oberitalien nach wie vor in den besetzten Gegenden. Als Narses 551 mit einem starken Heere von Nordosten her in Italien eindringen wollte, um den Totila zu bekämpfen, suchten ihm die Franken den Weg durch Venetien zu verlegen und behaupteten Verona gegen Valerian, den Unterfeldherrn des Narses.*) Nach dem Heldentode des Totila bei Taginä (552) suchte Teja, der die letzten Trümmer der gotischen Macht zusammenraffte, vergebens den Beistand der Franken zu gewinnen, denn diese waren, wie Prokop sehr treffend bemerkt, lediglich auf ihren eigenen Vorteil bedacht und wollten sich weder für Goten noch für Römer aufopfern, sondern Italien für sich selbst gewinnen. So sahen sie gleichgiltig zu, wie Teja am Vesuv in ruhmvollem Kampfe unterging. Zwar dachten auch jetzt noch die hie und da in festen Plätzen hausenden Goten an Widerstand gegen Narses und wandten sich um Hilfe an Theudobald. Aber dieser entartete Sohn seines heldenhaften Vaters wies sie ab. Er scheute sich, den Kampf mit Byzanz aufzunehmen. Doch konnte er nicht hindern, daß zwei alamannische Herzöge, Leuthari und Butilin, die großen Einfluß an Theudobalds Hofe besaßen, auf eigene Hand ein aus Franken und Alamannen gemischtes Heer von 75 000 Mann nach Italien führten, um dort gegen die Byzantiner und also dem Anschein nach für die Goten zu kämpfen, hauptsächlich aber, um ihren eigenen Vorteil zu verfolgen und mit reicher

*) Siehe Band 2, S. 338 u. 343.

Digitized by Google

Beute zurückzukehren, vielleicht auch einen Teil des schönen Landes sich zu unterwerfen. Sie zogen gegen den Willen des Königs fort — ein Beweis für das geringe Ansehen desselben — und kehrten, wie wir wissen,*) niemals wieder. Nach ihrem Untergange (553) fielen alle Eroberungen Theudeberts in Italien den Byzantinern in die Hände.

Bald darauf erkrankte Theudobald, wie es scheint, durch Ausschweifungen früh erschöpft; nach langem Siechtum starb er 555, kaum zum Manne erwachsen, im siebenten Jahre seiner Herrschaft. Sein Reich fiel an Chlothar.

Dieser König hatte versucht, den Kirchen seines Gebietes eine hohe Steuer aufzuerlegen; war aber dabei auf ebenso heftigen Widerstand gestoßen als Theudebert bei seinem Versuch, die freien Franken zu besteuern. Widerwillig hatten alle Bischöfe das Gebot Chlothars, nämlich daß alle Kirchen den dritten Teil ihrer Jahresfrüchte an die königliche Schatzkammer entrichten sollten, gutgeheißen und unterschrieben. Nur der heilige Injuriosus von Tours weigerte sich dessen standhaft. „Wenn du," sagte er, „Gottes Gut nimmst, so wird der Herr dir gar geschwind dein Reich nehmen; denn es ist schändlich, daß, während du die Armen aus deinen Kornspeichern nähren solltest, diese Speicher von der Notdurft der Armen gefüllt werden sollen." Zornig ging er davon, ohne dem König den Abschiedsgruß zu bieten. Da wurde dem Könige bang. Er merkte, daß mit der Kirche noch viel schwerer fertig zu werden war als mit der alten Volksfreiheit der Franken; auch fürchtete er die Macht des heiligen Martin. Und so schickte er dem Bischofe Boten nach mit Geschenken, bat um Verzeihung, nahm zurück, was er gethan, und bat zugleich den Bischof, er möge den heiligen Martin zu seinen Gunsten anflehen. Mit solch abergläubischer, rein äußerlicher Frömmigkeit verband Chlothar eine maßlose Herrschsucht und eine unersättliche Sinnlichkeit; er lebte geradezu in Vielweiberei, gewiß zum Ärgernis der Kirche, doch ohne daß diese — wie sie es später gethan hat — damals den Mut hatte, entschieden gegen solches Unwesen aufzutreten. Als er nach Theudobalds Tode dessen Reich an sich riß — warum Childebert nichts erhielt, ist unbekannt —, gesellte er sich auch die Witwe des Verstorbenen, die langobardische Königstochter Waldrada, als Gattin zu. Da aber bezeigten doch die Bischöfe des Reiches unzweideutig ihren Unwillen, und er trat deshalb die Frau an Garibald, den Herzog der Baiern ab, die bereits damals in Abhängigkeit vom fränkischen Reiche erscheinen. Wann sie in dies Verhältnis gekommen sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; indes ist es selbstverständlich, daß nach der Bezwingung der Thüringe, besonders aber nach der Besetzung des

*) Siehe Band 2, S. 349 ff.

Digitized by Google

südöstlichen Alamanniens durch Theudebert und nach dessen Eroberungen in Oberitalien sich das auf drei Seiten von fränkischer Herrschaft umklammerte Bajuwarenland nicht in nationaler Selbständigkeit behaupten konnte. Doch darf man nicht an eine Eroberung Baierns durch die Franken denken, von der uns auch nicht ein Wort überliefert ist. Vielmehr ist anzunehmen, daß die Baiernherzöge halb freiwillig, halb gezwungen die Oberhoheit der austrasischen Frankenkönige anerkannt haben.

Im Jahre 556 hielt Chlothar nach deutscher Sitte den Umritt durch sein neues Reich. Es war nämlich alter Brauch, daß jeder König nach der Thronbesteigung durch sein Reich zog, „um es,*) wie der Erwerber eines Grundstücks in förmlichen Besitz zu nehmen und sich seinen freien Unterthanen zu zeigen, eine Sitte, die sich bis in die Zeiten der salischen Kaiser erhalten hat." Während Chlothar diesen seinen Umritt hielt, empfing er die Nachricht, daß sich diejenigen Sachsen, welche die austrasische Oberhoheit anerkannten, empört hätten. Einige sächsische Gaue waren nämlich, wir wissen nicht wann, zinspflichtig geworden. Schon im Todesjahre Theudobalds hatten sie sich gemeinsam mit den Thüringen erhoben, um das fränkische Joch abzuschütteln, und Chlothar hatte gleich nach seinem Regierungsantritt in Austrasien jene sächsischen Gaue und ganz Thüringen mit einem gewaltigen Heere verwüstet und dadurch den Aufstand unterdrückt. Jetzt erhoben sich die Sachsen, von Childebert aufgereizt und besser vorbereitet als das erste Mal, wiederum und weigerten sich, den jährlichen Zins zu zahlen. Ergrimmt brach Chlothar gegen sie auf. Als er nun der Grenze der Sachsen schon nahe war, schickten diese, eingeschüchtert durch die Stärke des fränkischen Heeres, Gesandte zu ihm, die sprachen: „Wir haben ja nichts gegen dich im Sinn, und was wir deinem Bruder und deinen Neffen zu geben pflegten, enthalten wir auch dir nicht vor; wir wollen sogar gern noch mehr geben, nur laß Friede zwischen uns sein." Chlothar war dies zufrieden, aber die Seinigen versicherten ihm, die Sachsen würden nie erfüllen, was sie versprächen. Da boten die Sachsen die Hälfte von all ihrer fahrenden Habe, und Chlothar wollte ihnen daher gern den Frieden gewähren, doch abermals warnten ihn die Seinigen, den Sachsen zu trauen. Da sprachen diese: „Alle unsere Herden und die Hälfte unseres Landes bieten wir euch. Laßt uns nur unsere Weiber und Kinder und haltet Frieden mit uns." Die fränkischen Kriegsmannen aber, die sicherlich bereits auf reiche Beute rechneten, wollten davon nichts hören. „Stehet doch ab davon," sprach Chlothar zu ihnen, „wir haben keinen gerechten Grund sie zu bekriegen, da sie uns so vieles bieten. Wollt ihr aber auf eigene Hand Streit anfangen, so werde ich nicht mit euch ziehen."

*) Giesebrecht a. a. O. S. 166, Anmerkung.

Digitized by Google

Da erhoben sie sich wütend gegen den König, zerrissen sein Zelt, verfolgten ihn mit Schmähungen, ergriffen ihn mit Gewalt und drohten ihn zu töten, wenn er sich noch länger weigere, mit ihnen zu ziehen. Unwillig mußte Chlothar nachgeben. Doch als es zur Schlacht kam, wurden die Franken von den Feinden unter gewaltigem Blutvergießen aufs Haupt geschlagen. Darauf bat der König die Sachsen sehr beschämt um Frieden, indem er beteuerte, daß er nicht mit seinem Willen gegen sie gezogen sei; und als er den Frieden erhalten hatte, zog er heim.

So erzählt Gregor; auffallend ist es aber allerdings, daß, wie eine andere zuverlässige Quelle berichtet, Chlothar den Sachsen einen jährlichen Tribut von achthundert Kühen auferlegte, den erst König Dagobert im Jahre 631 ihnen erließ. Mag daher wohl auch Gregor die Niederlage Chlothars mindestens stark übertreiben, so ist doch sein Bericht von höchstem Wert, „insofern er zeigt, daß, nach Auffassung eines Zeitgenossen, das Volksheer der Franken (wie einst dem Theuderich gegenüber, als er nicht nach Burgund ziehen wollte) so grimmig auf Kampf besteht, aus Kriegslust und Rachsucht, zumal aber aus Beutegier, daß es jedes andere Anerbieten ausschlägt; es ist die fortreißende, alles überwiegende Leidenschaft, die herrschende, des fränkischen Nationalcharakters. Zweitens aber ist lehrreich, daß ein Zeitgenosse daran glaubt, der König sei dem in seinen Waffen geschärften Volksheer gegenüber völlig unfähig, seinen Willen durchzusetzen; nicht der König entscheidet über Krieg und Frieden, vielmehr der Wille des Volksheers, und jener wird unter äußerster Demütigung und unter Androhung des Todes zum Nachgeben gezwungen."

Als Chlothar seinen Umritt antrat, hatte er seinen Sohn Chramm nach der Auvergne geschickt, da ihm diese Provinz seines neuen Reiches sehr unzuverlässig erschien. In Clermont hielt nun der junge, leichtsinnige Prinz seinen Hof. „Er that," wie Gregor sagt, „viele Dinge wider Vernunft und Recht, weshalb er auch vor der Zeit aus der Welt geschafft wurde. Das Volk fluchte ihm. Keinen Menschen liebte er, von dem er ersprießlichen Rat hätte hören können, nur schlechte, lockere junge Leute scharte er um sich, hielt sie wert und hörte auf ihren Rat, so daß selbst Mädchen aus vornehmen römischen Familien auf seinen Befehl ihren Eltern entrissen wurden." Den Firminus, den königlichen Grafen der Stadt, entsetzte er ohne weiteres seines Amtes, verurteilte ihn zur Verbannung und ließ seine Güter einziehen, nur um einen seiner Günstlinge, den Salustius, an dessen Stelle zu bringen. Der Bischof Cautinus, den er auch zu beseitigen strebte, wußte sich vor seinem Verfolger nur durch Flucht in die Kirche zu retten. Infolge seines ausschweifenden Lebenswandels verfiel Chramm bald in eine hitzige Krankheit und verlor sein Haupthaar. Nach seiner Genesung begab er sich nach Poitiers, um hier seinen Oheim Childe-

Digitized by Google

bert zu einem Bündnisse wider seinen eignen Vater zu bereden. Die Aufforderung war dem Childebert willkommen, der seinem Bruder grollte, weil er Theudobalds Reich allein in Besitz genommen hatte. Um sich dafür zu rächen, bestärkte er den Sohn in seinem Vorhaben, sich gegen den Vater zu empören und ließ jenen Sachsen melden, jetzt sei es Zeit sich von Chlothars Herrschaft zu befreien. Die Sachsen brachen darauf zum drittenmal in Austrasien ein und plünderten bis in die Gegend von Deutz bei Köln. Nachdem die beiden sich gegen Chlothar verschworen und ihre Verabredung getroffen hatten, kehrte Chramm nach der Auvergne zurück, ging aber zunächst nicht nach Clermont, sondern nach Limoges. Denn als die Einwohner von Clermont von Chramms beabsichtigtem Aufruhr hörten, verschlossen sie vor ihm die Thore und weigerten ihm den Eintritt. Und obwohl Chramm sie einschließen und belagern ließ und verheerende Krankheiten die Einwohner heimsuchten, so verteidigten sie sich doch wacker und hielten treu zu König Chlothar, von dem sie wenigstens eine mildere Behandlung als von seinem Sohne erwarten durften. Chramm aber hielt seinen Umritt durch das Land, als ob er selbst König wäre.

Als Chlothar dies hörte, sandte er, durch seinen neuen Feldzug gegen die Sachsen behindert selbst zu kommen, seine beiden andern Söhne Charibert und Guntram gegen den Aufrührer zu Felde. Childebert aber machte zu gleicher Zeit einen Einfall in die Champagne, die er von dem Reiche Theudobalds für sich beanspruchte (557). Wie nun Charibert und Guntram in die Auvergne kamen und vernahmen, daß Chramm sich zu Limoges befinde, zogen sie ihm entgegen und trafen ihn bei dem „Schwarzen Berge“ (jetzt noch Montagne noire). Daselbst, so erzählt Gregor, schlugen sie ihr Lager auf und schickten Gesandte an ihn, er solle des Vaters Eigentum, das er sich mit Unrecht angeeignet, herausgeben; wo nicht, so solle er sich zum Kampfe rüsten. Jener aber gab sich das Ansehn, als ob er sich gar nicht gegen seinen Vater aufgelehnt hätte, und antwortete: „Alles Land, was ich umritten habe, kann ich nicht mehr aus den Händen lassen, weil ich verpflichtet bin, es zu schützen; aber ich wünsche es nur mit Genehmigung meines Vaters in meiner Gewalt zu behalten.“ Da beschlossen die beiden andern Brüder, den Kampf entscheiden zu lassen. Alsbald brachen beide Heere auf, und als sie mit großer Kriegsmacht aufeinander los gingen, erhob sich plötzlich ein gewaltiges Ungewitter mit fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen und nötigte sie, ihre Kriegsmannen ins Lager zurückzuführen. Um aber seine Brüder zum Rückzug zu bewegen, ließ der schlaue Chramm ihnen durch einen unbekannten Mann melden, ihr Vater sei im Sachsenkriege ums Leben gekommen. Jene nahmen die Nachricht auf Treu' und Glauben an, voll Besorgnis wegen der Erbschaft machten sie sich sofort auf und rückten nach Burgund, um sich dieser Pro-

Digitized by Google

vinz alsbald zu versichern. Chramm aber setzte ihnen mit seinem Heere nach und kam bis zur Stadt Chalons an der Saone, die er belagerte und eroberte. Hierauf wandte er sich gegen Dijon und schlug hier sein Lager auf. Aber die Stadt war zu fest, als daß er sie einnehmen konnte, und die Besatzung verweigerte die Übergabe. Da zog er ab, vermählte sich mit Chalda, der Tochter des Herzogs Wilichar von Aquitanien, und gewann damit diesen mächtigen Vasallen seines Vaters für sich. Dann begab er sich nach Paris, um mit Childebert weitere Verabredungen für den Krieg gegen Chlothar zu treffen. Childebert hatte inzwischen die ganze Champagne in seine Gewalt gebracht und war bis Reims vorgedrungen, während Chlothar noch immer gegen die Sachsen kämpfte.

Darauf brach Chramm in das Gebiet von Tours und Poitiers ein, das ganz und gar nicht auf einen feindlichen Überfall vorbereitet war. Der dortige Herzog Austrap flüchtete sich in die Kirche des heiligen Martin, wo ihn Chramm streng bewachen ließ und verbot, ihm irgend etwas zu essen oder zu trinken zu reichen, damit er verhungere. Dennoch gelang es aufopfernden Freunden, ihm Nahrungsmittel zu bringen, so daß er dem Hungertode entkam.

Chramms Unternehmen machte ganz bedeutende Fortschritte, und Chlothar eilte, nachdem er die Sachsen beruhigt hatte, nach Westen, um zunächst seinen Bruder Childebert anzugreifen. Da starb dieser, nachdem er längere Zeit bettlägerig gewesen war, zu Paris gegen Ende des Jahres 558. Seine Großen aber wandten sich sofort dem König Chlothar zu, so daß derselbe von dem Reiche seines Bruders ohne Widerstand Besitz ergreifen konnte. Da nun Chramm ganz allein stand, so hielt er es für ratsam die Verzeihung seines Vaters zu erflehen, die ihm auch zuteil ward. So war Chlothar Alleinherrscher des fränkischen Reiches geworden; Chlodowechs Scepter lag, freilich nur für kaum drei Jahre, wieder in einer Hand.

Von noch kürzerer Dauer war die Eintracht zwischen Chramm und seinem Vater. Jener versuchte noch einmal das Banner des Aufruhrs zu erheben. Doch sein Unternehmen schlug fehl, und er mußte sich mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern nach der Bretagne zu dem keltischen Grafen Chonober flüchten. Auch sein Schwiegervater, der Herzog Wilichar von Aquitanien, floh und barg sich mit seinem Weibe vor der Rache Chlothars in der Kirche des heiligen Martin zu Tours. Mit ihm hatten sich noch mehrere Empörer hierhin geflüchtet; aber die Kirche geriet, natürlich nicht zufällig, in Brand, und die Unglücklichen kamen in den Flammen um. Über das schreckliche Ende des meuterischen Sohnes berichtet Gregor ungefähr Folgendes: Ergimmt zog König Chlothar mit einem Heere gegen Chramm in die Bretagne. Der Sohn aber scheute sich nicht, ihm mit den Waffen Trotz zu bieten. Und als beide dicht beieinander auf einer Ebene lagerten und Chramm die

Digitized by Google

Bretagner gegen seinen Vater schon in Schlachtordnung aufgestellt hatte, stand man nur deshalb vom Kampfe ab, weil die Nacht hereinbrach. In der Nacht aber sagte Graf Chonober zu Chramm: „Unrecht dünkt es mich, daß du gegen deinen eignen Vater zu Felde ziehen willst. Laß mich ihn also allein in dieser Nacht überfallen, daß ich ihn mit seinem ganzen Heer vernichte.“ Doch Chramm, von Gott verblendet, ließ das nicht zu. Als es Morgen geworden war, stellten sich beide Heere unter den Waffen auf, und Vater und Sohn bereiteten sich zum Streite. Chlothar gedachte des Kampfes, den einst David gegen Absalom geführt, schlug an seine Brust und sprach: „Sieh herab vom Himmel, Herr, und richte meine Sache; denn ohne meine Schuld erleide ich Unrecht von meinen Kindern. Sieh herab, Herr, und richte gerecht, sprich auch hier das Urteil, wie du es einst zwischen David und Absalom gesprochen hast!“ — Ein Gebet, das in solchem Munde freilich wie eine Gotteslästerung klingt! — Als es nun zur Schlacht kam, wurden die Bretagner geschlagen und Graf Chonober fand auf der Flucht seinen Tod. Da suchte auch Chramm das Weite und wollte nach den Schiffen fliehen, die er schon auf dem Meere bereit liegen hatte. Wie er aber vernahm, daß seine Gemahlin und seine Töchter in die Hände der Feinde gefallen seien, eilte er zurück, um sie zu befreien. Doch er wurde überwältigt und gefangen genommen. Als dies König Chlothar vernahm, befahl er ihn mit seinem Weibe und seinen Töchtern zu verbrennen. Man sperrte sie nach seinem Geheiß in eine Hütte, Chramm wurde mit einem Tuche erdrosselt und dann die Hütte über ihm und den Seinen angezündet (560). So handelte der Vater, der sich kurz vorher erfrecht hatte, sich mit David zu vergleichen. David hatte einst zu Joab gesagt: „Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom;“ und als er die Kunde von seines Sohnes Tod erhielt, da weinte er und klagte: „O mein Absalom, wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! O mein Sohn, mein Sohn!“ — Der christliche König aber, der sein eignes Kind und seine eignen Enkel gemordet hatte wie einst seines Bruders zarte Söhnchen, der mit vielfältiger Blutschuld beladene Chlothar, der sich im Schlamm der Wollust ebenso wie im Blute tyrannischer Mordgier gewälzt hatte, er „zog mit vielen Geschenken zu der Schwelle des heiligen Martin und kam nach Tours zum Grabe des genannten Bischofs. Hier ging er noch einmal alle Handlungen durch, in denen er vielleicht gesündigt hatte, und flehte unter vielen Seufzern den Heiligen an, daß er ihm für seine Sünden Verzeihung vom Herrn erwirke und, was er unbesonnen gefehlt, durch seine Fürbitte wieder gut mache!“ Die durch seine Schuld niedergebrannte Kirche ließ er wieder herstellen und mit einem zinnernen Dach bedecken. Hierauf kehrte er — wir dürfen hoffen, beruhigt und getröstet — nach Hause zurück.

Digitized by Google

Doch das Ende des Wüterichs war nahe. Im folgenden Jahre (561) wurde er, als er in dem Forste von Cuise jagte, plötzlich von einem Fieber befallen und sogleich nach Compiegne gebracht. Und als das Fieber ihn furchtbar schüttelte, sprach er zu wiederholten Malen: „Ach, wie groß muß doch jener König des Himmels sein, der so mächtige Könige wie mich so elend umkommen läßt!" Endlich starb er in bittrer Herzensangst einen Tag nach dem Jahrestag der Ermordung des unglücklichen Chramm, im einundfünfzigsten Jahre seiner Regierung.

Nach Chlothars Tode wagte einer seiner vier Söhne, Chilperich, das ganze Reich des Vaters an sich zu reißen und, wie Chlothar, allein zu herrschen. Kaum war der Vater beigesetzt, so bemächtigte er sich des königlichen Hortes, machte den vornehmsten Franken reichliche Geschenke und bewog dadurch viele, sich ihm anzuschließen. Auch Paris brachte er an sich. Aber es war ihm nicht lange vergönnt, denn seine Brüder verbanden sich gegen ihn, vertrieben ihn aus Paris und nötigten ihn zu einer Teilung des Reichs. So wurde das große Frankenreich wieder wie nach Chlodowechs Tode in vier Staaten zerrissen, die aber beträchtlich größer waren als die vor fünzig Jahren entstandenen Teilreiche: Charibert erhielt Aquitanien d. h. das früher westgotische Gallien bis zu den Pyrenäen und die Hauptstadt Paris; Guntram Burgund und als Residenz Orleans, Sigibert das ripuarische und ostrheinische Franken (Austrasien) mit Reims, Chilperich die Aremorica und das salische Land südwestlich vom Kohlenwald (Neustrien) mit Soissons.

8. Aus dem Leben und Treiben in Stadt und Land im Merowingerreiche.

Bevor wir unsern Lesern die äußeren Kämpfe und inneren Wirren berichten, denen das Frankenreich seit Chlothars Tode anheimfiel, scheint es uns rätlich, von den Sitten und Gebräuchen, die in diesem Reiche etwa seit dem sechsten Jahrhundert herrschten, einige Bilder vorzuführen. Ehe wir aber den Hauptgewährsmann aus jener wilden Zeit, den wackern Gregor von Tours, selber reden lassen, schicken wir die Darstellung eines der vorzüglichsten Kenner deutscher Vorzeit voraus, der die gründliche Kenntnis des Gelehrten mit dem Feingefühl und der darstellenden Kunst des Dichters wie kaum ein andrer verbindet. Gustav Freytag ist es, der*) uns über das Aussehn einer Frankenstadt und das Treiben

*) In den berühmten „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", 14. Aufl., Bd. 1, S. 270 ff. Ein paar unwesentliche Änderungen und einige starke Kürzungen mußten wir uns gestatten.

Digitized by Google

darin, über Gewerbe, Handel, Landwirtschaft und über mancherlei aus dem geistigen Leben zur Merowingerzeit folgende anschauliche Schilderung giebt. „Viele große Römerstädte waren zerstört, das kaiserliche Trier, das goldene Mainz, Worms, Speier, Straßburg lagen in Trümmern, sie waren von fränkischen und alamannischen Bauern besetzt; auf altem Mosaikboden schritt der Haushahn und im Triclinium stand die Häckselade. Auch südlich von der Donau waren Regensburg und Augsburg schwerlich Besseres als ein Haufe von Dorfhäusern und zerschlagenen Römerbauten in halbzerstörter Stadtmauer. Andre Städte bestanden als feste Kastelle, in denen zeitweise ein Merowinger seine Königsburg einrichtete, wie zu Köln und zu Koblenz, oder wo ein fränkischer Graf hauste; dann standen die Hütten der deutschen Ansiedler außerhalb der Mauern der Festung. In Gallien aber, in Spanien und Italien blieben die Städte Herren der Landschaft, und vorzugsweise in ihnen vollzog sich die erste Verbindung deutschen und römischen Lebens. Nicht alle Städte waren in der traurigen Lage Roms, wo die Marmorbilder alter Prachtbauten verwundert herabschauten auf die menschenleere Steinöde und wo die wenigen Einwohner Säulenhallen und riesige Thermen niederreißen mußten, um sich gegen den Ruinensturz zu wehren. Denn in andern, wie Sevilla, Toulouse, Paris, Marseille, Orleans, Tours, Soissons, Arles, auch in London, das um 600 bereits ein großer Markt war, rührte sich das städtische Leben kräftiger. Sie hatten ihre alte Ordnung bewahrt, die ihnen einst nach dem Muster des weltbeherrschenden Roms gesetzt worden war; die Verwaltung war in den Händen der Dekurionen oder des Senates, in welchem viele angesehene Römerfamilien, alter Provinzialadel, saßen; ihr Stadthaus hieß Kurie; in der Regel waren zwei Männer die obersten Magistratspersonen, die Einwohner waren nach Abstammung und Geschäft in Korporationen, scholae genannt, gegliedert. Über den Städtern lag der germanische Graf oder Herzog mit seinem bewaffneten Gefolge, er hütete die Stadt und Landschaft dem König, erhob Steuern und hatte Vorsitz im Bürgergericht, in welchem Germanen und Römer als Beisitzer das Urteil fanden.

Die Mauer mit Zinnen und Türmen, in der Regel noch aus römischen Ziegeln und Quadern gefügt, umzog nebst dem Wallgraben die Stadt, die gewölbten Thore wurden durch starke Flügel verschlossen. Nicht überall faßte der Stadtraum die zuziehende Menge, schon erhoben sich außerhalb der Ringmauern die Hütten der Vorstädte. Auch der Christenglaube begünstigte die Anlage der Außenstädte; denn viele seiner ältesten Kirchen standen außerhalb der Mauer. An diese Kirchen und Nebengebäude lehnten sich zahlreiche Wohnungen Frommer, Klöster und Privathäuser, welche die Nähe des schützenden Heiligen suchten.

Digitized by Google

Wohl mag eine fränkische oder langobardische Stadt damals einen fremdartigen Anblick gewährt haben. Zwischen griechischen Tempelsäulen, deren Marmorstücke aus den Fugen gingen, und zwischen den mächtigen Quadern römischer Bogen, der unverwüstlichen Arbeit alter Zeit, sah man den Notbau der letzten Römerjahre, unordentliches Ziegelwerk mit eingemauerten Werkstücken älterer Gebäude, und daran geklebt wie Schwalbennester die Wohnungen armer Leute. Neben den Steinhäusern der Provinzialen mit Atrium und Porticus, mit einem Oberstock und Altan stand der hölzerne Saalbau eines germanischen Ackerwirts mit einem Laubengang auf der Sonnenseite und einer Galerie darüber. Dahinter zerstörte Wasserleitungen, ein Amphitheater, welches bereits als Steinbruch benutzt wurde, Brandstätten und wüste Plätze, an den Straßenecken kleine Holzkapellen mit einem Heiligtum. Und unter Ruinen und Notbauten wieder das Gerüst einer großen steinernen Kirche, die dem Stadtheiligen gebaut wurde, auf hoher Stelle ein Palast, den sich der germanische König errichten ließ, nach heimischer Sitte mit vielen Nebengebäuden für Gefolge, Dienerschaft, Reisige und Rosse, oder ein burgähnliches Turmhaus des Grafen mit Hofraum und weiter Halle.

In den engen Straßen der Frankenstadt handelte neue und alte Welt in buntem Gemisch durcheinander. Eine reisige Schar mit Helm und Panzer zog daher auf starken Kriegsrossen, oder der Jagdzug eines Königssohns, die Knaben den Köcher auf der Schulter, den Speer in der Hand, die Hunde am Leitseil, die Falken über dem Fausthandschuh. Vornehme Frankenfrauen, in der Sänfte getragen oder zu Rosse sitzend, teilten das Gewühl, und wieder ein stattlicher Geistlicher, in weißer Dalmatica mit Purpurstreif, nach römischem Brauch mit einem Gefolge von Diakonen, Sängern und Thürhütern, handfesten Männern, die nicht nur das Gotteshaus, sondern auch ihren geistlichen Hirten zu schützen hatten. Daneben Marktleute vom Lande. Hier die hohe Gestalt des helläugigen Germanen mit blondem Haar, im braunen Lodenwamms, das kurze Schwert an der Seite, die Axt in der Hand; neben ihm sein Weib im weißen Linnenhemd, über das die Armilausa geschlagen war, ein ärmelloser Überwurf, an den Seiten offen, nur über der Brust geschlossen, auch die Frauen mächtig an Gliedern und mit einer Hand, die im Streite geballt sicher Beulen schlug. Vor ihnen gestikulierte der braune Einwohner von Aremorika, kenntlich an der Stirnbinde, die er trug wie das Stadtvolk in Rom, um sich als geborner Römer zu zeigen, der Handwerker mit seinem Schurzfell, Sklaven von jeder Hautfarbe. Mißtrauisch spähte in das Gedränge der christliche Syrer, der damals in den Handelsstädten des Abendlandes der begünstigte Nebenbuhler des Juden war, und der reiche Jude, Geldmann der Stadt und Vertrauter des Königs, der auf seinem Klepper, begleitet

Digitized by Google

von einem Zuge dienender Leute, einherritt. Über die Karren und Lastwagen ragte der hohe Hals eines Kamels, das um 600 auch im Frankenreich als Lastträger benutzt wurde, ja noch unter Karl dem Großen beim Bau des Königsschlosses von Aachen Steine zutrug. Auf dem Flusse führten die Frachtschiffe die Waren der Hafenstadt und die Ackerfrucht von entfernteren Gütern der Kirche nach der Stadt.

Rührte sich die Stadt festlich bei einem großen Tage ihres Heiligen, dann wurden Teppiche aus den Fenstern gehängt — der Schmuck durch Blumen wird in diesen Jahrhunderten nicht erwähnt —, dann zog das Stadtvolk mit Fahnen und den Abzeichen seiner Schulen würdig auf, neben den Germanen und Inländischen auch fremde Landsleute z. B. Italiener, Syrer und Juden. Wenn ein König begrüßt wurde, sang jedes Volk in antiker Weise einen langen, schöngefügten Glückwunsch seiner Sprache, der vorher einstudiert wurde und dessen Worte für wichtig und bedeutungsvoll galten. Als König Guntram im Jahre 585 zu Orleans einzog, sang das Volk: „Es lebe der König, und seine Herrschaft mehre sich über alle Völker viele Jahre.“ Die Juden aber sangen: „Dich sollen alle Völker anbeten, beugen sollen sie dir das Knie, und unterthänig sollen sie dir sein.“ Aber den Juden war der König nicht günstig; denn bei Tische sagte er: „Diese Juden haben nicht aus gutem Herzen gesungen; sie schmeichelten mir heut in ihrem Lobspruch, weil ich ihre Synagoge, die schon lange von den Christen zerstört ist, auf öffentliche Kosten wieder aufbauen soll. Aber ich thue das nicht.“

Für den Beifall, den ein Germanenfürst fand, und für die Geschenke, die er beim Einzuge erhielt, war er dem Stadtvolk dankbar, er machte einzelnen Gegengeschenke und erließ der Stadt Abgaben. Denn obwohl er zuweilen gegen seine Städte harten Willen bewies, er hatte doch einige Scheu vor der Menschenmenge und vielleicht noch größere vor ihrem Geschrei. Wie ihm der freudige Zuruf wohlthat, weil er aus guten Wünschen eine gute Wirkung für sich hoffte, so fürchtete er auch die Vorbedeutung des einstudierten Zorngeschreies und die Gefahren eines lauten Fluches. Als ein Frankenkönig mit seinen Bischöfen unzufrieden war, drohte er das Volksgeschrei gegen sie zu erregen, und als König Guntram einmal durch einen Anschlag gegen sein Leben aufgeregt war und um das Aussterben der Merowinge bangte, wandte er sich in der Kirche an das versammelte Volk und bat ernstlich, ihn nicht umzubringen, wie man mit seinen Brüdern gethan, sondern ihn wenigstens noch drei Jahre leben zu lassen, bis er seinen Neffen groß gezogen. Und diese königliche Bitte bestimmte das Volk zu lauten Wünschen für sein Heil.

War der König in recht guter Laune, so gab er den Städtern auch Schaufeste. Wie der Wandalenherr in Afrika und König Leovigild in Spanien, so saß seit 543 auch der Frankenkönig im Cirkus von Arles,

Digitized by Google

nahmestellung den Römern gegenüber einzunehmen, sondern gemeinsam mit diesen ihren Mitbürgern wie die Wehrlast so auch die Steuerlast für den Staat zu tragen. Aber freilich, wie die Besteuerung wohl vor allem aus Selbstsucht verlangt wurde, so wurde sie auch von den freien Franken aus Selbstsucht und aus trotzigem Festhalten am altgermanischen Brauch mit Ingrimm abgewehrt. Ein gewisser Parthenius, ein Römer, der am Hofe Theudeberts eine hohe Stellung einnahm, wurde vom König mit der Ausführung dieser wichtigen Maßregel betraut, ein Beweis dafür, wie frühe auch römische Laien — nicht nur hohe Geistliche — im Frankenreich zu einflußreichen Ämtern gelangten und dazu gelangen mußten, wenn das römische Verwaltungswesen fortgeführt werden sollte. Auf dieser Fortführung aber beruhte nicht nur die Erhaltung der Kultur, sondern auch Macht, Reichtum und Bestand des Staates selbst. Nur wenn es gelang, auch die Germanen in diesem Reiche zu stärkerer Beugung unter die Staatsgewalt heranzuziehen, konnte der Staat zum herrschenden im Abendlande und — nach der Auflösung der fränkischen Monarchie — zur Wiege für die Staatenbildung des Mittelalters werden. Wir haben schon angedeutet, daß dieser Versuch wirklich gelang und welche günstigen Umstände sein Gelingen herbeiführten. Zunächst aber leisteten die Franken jenem römischen Staatsgedanken den trotzigsten Widerstand. „Die Franken," erzählt Gregor,*) „haßten den Parthenius bitter, weil er von ihnen Steuern eintreiben wollte, und fingen an ihn zu verfolgen. Und da er sah, daß er in großer Gefahr schwebe, floh er aus der Stadt Trier und bat zwei Bischöfe dringend, sie möchten ihn dahin zurück geleiten und den Aufruhr des wütenden Volkes durch Ermahnungen zu beschwichtigen suchen. Auf der Reise aber, als er nachts auf dem Lager ruhte, schrie er plötzlich im Traume laut auf und rief: „Weh, weh! Alle, die ihr da seid, kommt und helfet mir! Ich komme um." Da erwachten seine Begleiter von dem Geschrei und fragten ihn, was ihm denn wäre. Er antwortete: „Mein Freund Ausanius und mein Weib Papianilla, die ich ermordet habe, zogen mich vor ihren Richterstuhl und sprachen: Komm und gieb Rechenschaft! denn zwischen dir und uns soll gerichtet werden vor dem Herrn." Er hatte nämlich einige Jahre vorher aus Eifersucht sein unschuldiges Weib und seinen Freund getötet. Da aber die Bischöfe nach Trier kamen und die Bewegung des lärmenden Volkes nicht bewältigen konnten, wollten sie ihn in der Kirche verbergen. Sie steckten ihn daher in eine Lade und breiteten Gewänder darüber aus, die zum kirchlichen Gebrauch dienten. Aber das Volk drang in die Kirche und durchsuchte alle Winkel. Und da es ihn nicht fand, ging es wutknirschend wieder hinaus. Einer schöpfte jedoch Verdacht und sprach: „Da

*) Buch 3, Kap. 36. Giesebrecht 1, S. 147.

Digitized by Google

ist noch eine Lade, wo wir unsern Feind noch nicht gesucht haben." Die Kirchendiener versicherten, es seien nur Meßgewande darin. Jene aber verlangten den Schlüssel und sprachen: „Wenn ihr sie nicht gleich öffnet, so schlagen wir sie ohne weiteres in Stücke." Da wagten die Kirchendiener nicht, sie länger zu reizen und gaben ihnen den Schlüssel. Jene öffneten die Lade, rissen die Gewande heraus und fanden den Parthenius. Und sie frohlockten und riefen: „Gott hat unsern Feind in unsere Hände gegeben." Sie schlugen ihn darauf mit Fäusten, spieen ihm ins Gesicht, banden ihn mit den Händen auf dem Rücken an eine Säule und steinigten ihn."

An der Ausführung seiner großartigen Pläne hinderte den König Theudebert der Tod. Der bedeutende Herrscher starb, nachdem er lange Zeit gekränkelt hatte, in der ersten Hälfte des Jahres 548 und hinterließ das austrasische Frankenreich seinem unmündigen Sohne Theudobald, einem unkriegerischen, kraftlosen Knaben. Kaiser Justinian ließ ihn sogleich auffordern, die fränkischen Truppen aus Italien zu ziehen und ihm die vertragsmäßige Hilfe gegen die Goten zu leisten. Theudobald wies diese Forderung zwar zurück, erklärte sich aber bereit, zurückzugeben, was sein Vater den Oströmern unrechtmäßig entrissen habe, und deswegen eine Gesandtschaft nach Byzanz zu senden. Dennoch blieben die fränkischen Besatzungen in Oberitalien nach wie vor in den besetzten Gegenden. Als Narses 551 mit einem starken Heere von Nordosten her in Italien eindringen wollte, um den Totila zu bekämpfen, suchten ihm die Franken den Weg durch Venetien zu verlegen und behaupteten Verona gegen Valerian, den Unterfeldherrn des Narses.*) Nach dem Heldentode des Totila bei Taginä (552) suchte Teja, der die letzten Trümmer der gotischen Macht zusammenraffte, vergebens den Beistand der Franken zu gewinnen, denn diese waren, wie Prokop sehr treffend bemerkt, lediglich auf ihren eigenen Vorteil bedacht und wollten sich weder für Goten noch für Römer aufopfern, sondern Italien für sich selbst gewinnen. So sahen sie gleichgiltig zu, wie Teja am Vesuv in ruhmvollem Kampfe unterging. Zwar dachten auch jetzt noch die hie und da in festen Plätzen hausenden Goten an Widerstand gegen Narses und wandten sich um Hilfe an Theudobald. Aber dieser entartete Sohn seines heldenhaften Vaters wies sie ab. Er scheute sich, den Kampf mit Byzanz aufzunehmen. Doch konnte er nicht hindern, daß zwei alamannische Herzöge, Leuthari und Butilin, die großen Einfluß an Theudobalds Hofe besaßen, auf eigene Hand ein aus Franken und Alamannen gemischtes Heer von 75 000 Mann nach Italien führten, um dort gegen die Byzantiner und also dem Anschein nach für die Goten zu kämpfen, hauptsächlich aber, um ihren eigenen Vorteil zu verfolgen und mit reicher

*) Siehe Band 2, S. 338 u. 343.

Digitized by Google

nahmestellung den Römern gegenüber einzunehmen, sondern gemeinsam mit diesen ihren Mitbürgern wie die Wehrlast so auch die Steuerlast für den Staat zu tragen. Aber freilich, wie die Besteuerung wohl vor allem aus Selbstsucht verlangt wurde, so wurde sie auch von den freien Franken aus Selbstsucht und aus trotzigem Festhalten am altgermanischen Brauch mit Ingrimm abgewehrt. Ein gewisser Parthenius, ein Römer, der am Hofe Theudeberts eine hohe Stellung einnahm, wurde vom König mit der Ausführung dieser wichtigen Maßregel betraut, ein Beweis dafür, wie frühe auch römische Laien — nicht nur hohe Geistliche — im Frankenreich zu einflußreichen Ämtern gelangten und dazu gelangen mußten, wenn das römische Verwaltungswesen fortgeführt werden sollte. Auf dieser Fortführung aber beruhte nicht nur die Erhaltung der Kultur, sondern auch Macht, Reichtum und Bestand des Staates selbst. Nur wenn es gelang, auch die Germanen in diesem Reiche zu stärkerer Beugung unter die Staatsgewalt heranzuziehen, konnte der Staat zum herrschenden im Abendlande und — nach der Auflösung der fränkischen Monarchie — zur Wiege für die Staatenbildung des Mittelalters werden. Wir haben schon angedeutet, daß dieser Versuch wirklich gelang und welche günstigen Umstände sein Gelingen herbeiführten. Zunächst aber leisteten die Franken jenem römischen Staatsgedanken den trotzigsten Widerstand. „Die Franken," erzählt Gregor,*) „haßten den Parthenius bitter, weil er von ihnen Steuern eintreiben wollte, und fingen an ihn zu verfolgen. Und da er sah, daß er in großer Gefahr schwebe, floh er aus der Stadt Trier und bat zwei Bischöfe dringend, sie möchten ihn dahin zurück geleiten und den Aufruhr des wütenden Volkes durch Ermahnungen zu beschwichtigen suchen. Auf der Reise aber, als er nachts auf dem Lager ruhte, schrie er plötzlich im Traume laut auf und rief: „Weh, weh! Alle, die ihr da seid, kommt und helfet mir! Ich komme um." Da erwachten seine Begleiter von dem Geschrei und fragten ihn, was ihm denn wäre. Er antwortete: „Mein Freund Ausanius und mein Weib Papianilla, die ich ermordet habe, zogen mich vor ihren Richterstuhl und sprachen: Komm und gieb Rechenschaft! denn zwischen dir und uns soll gerichtet werden vor dem Herrn." Er hatte nämlich einige Jahre vorher aus Eifersucht sein unschuldiges Weib und seinen Freund getötet. Da aber die Bischöfe nach Trier kamen und die Bewegung des lärmenden Volkes nicht bewältigen konnten, wollten sie ihn in der Kirche verbergen. Sie steckten ihn daher in eine Lade und breiteten Gewänder darüber aus, die zum kirchlichen Gebrauch dienten. Aber das Volk drang in die Kirche und durchsuchte alle Winkel. Und da es ihn nicht fand, ging es wutknirschend wieder hinaus. Einer schöpfte jedoch Verdacht und sprach: „Da

*) Buch 3, Kap. 36. Giesebrecht 1, S. 147.

Digitized by Google

ist noch eine Lade, wo wir unsern Feind noch nicht gesucht haben." Die Kirchendiener versicherten, es seien nur Meßgewande darin. Jene aber verlangten den Schlüssel und sprachen: „Wenn ihr sie nicht gleich öffnet, so schlagen wir sie ohne weiteres in Stücke." Da wagten die Kirchendiener nicht, sie länger zu reizen und gaben ihnen den Schlüssel. Jene öffneten die Lade, rissen die Gewande heraus und fanden den Parthenius. Und sie frohlockten und riefen: „Gott hat unsern Feind in unsere Hände gegeben." Sie schlugen ihn darauf mit Fäusten, spieen ihm ins Gesicht, banden ihn mit den Händen auf dem Rücken an eine Säule und steinigten ihn."

An der Ausführung seiner großartigen Pläne hinderte den König Theudebert der Tod. Der bedeutende Herrscher starb, nachdem er lange Zeit gekränkelt hatte, in der ersten Hälfte des Jahres 548 und hinterließ das austrasische Frankenreich seinem unmündigen Sohne Theudobald, einem unkriegerischen, kraftlosen Knaben. Kaiser Justinian ließ ihn sogleich auffordern, die fränkischen Truppen aus Italien zu ziehen und ihm die vertragsmäßige Hilfe gegen die Goten zu leisten. Theudobald wies diese Forderung zwar zurück, erklärte sich aber bereit, zurückzugeben, was sein Vater den Oströmern unrechtmäßig entrissen habe, und deswegen eine Gesandtschaft nach Byzanz zu senden. Dennoch blieben die fränkischen Besatzungen in Oberitalien nach wie vor in den besetzten Gegenden. Als Narses 551 mit einem starken Heere von Nordosten her in Italien eindringen wollte, um den Totila zu bekämpfen, suchten ihm die Franken den Weg durch Venetien zu verlegen und behaupteten Verona gegen Valerian, den Unterfeldherrn des Narses.*) Nach dem Heldentode des Totila bei Taginä (552) suchte Teja, der die letzten Trümmer der gotischen Macht zusammenraffte, vergebens den Beistand der Franken zu gewinnen, denn diese waren, wie Prokop sehr treffend bemerkt, lediglich auf ihren eigenen Vorteil bedacht und wollten sich weder für Goten noch für Römer aufopfern, sondern Italien für sich selbst gewinnen. So sahen sie gleichgiltig zu, wie Teja am Vesuv in ruhmvollem Kampfe unterging. Zwar dachten auch jetzt noch die hie und da in festen Plätzen hausenden Goten an Widerstand gegen Narses und wandten sich um Hilfe an Theudobald. Aber dieser entartete Sohn seines heldenhaften Vaters wies sie ab. Er scheute sich, den Kampf mit Byzanz aufzunehmen. Doch konnte er nicht hindern, daß zwei alamannische Herzöge, Leuthari und Butilin, die großen Einfluß an Theudobalds Hofe besaßen, auf eigene Hand ein aus Franken und Alamannen gemischtes Heer von 75 000 Mann nach Italien führten, um dort gegen die Byzantiner und also dem Anschein nach für die Goten zu kämpfen, hauptsächlich aber, um ihren eigenen Vorteil zu verfolgen und mit reicher

*) Siehe Band 2, S. 338 u. 343.

Digitized by Google

Beute zurückzukehren, vielleicht auch einen Teil des schönen Landes sich zu unterwerfen. Sie zogen gegen den Willen des Königs fort — ein Beweis für das geringe Ansehen desselben — und kehrten, wie wir wissen,*) niemals wieder. Nach ihrem Untergange (553) fielen alle Eroberungen Theudeberts in Italien den Byzantinern in die Hände.

Bald darauf erkrankte Theudobald, wie es scheint, durch Ausschweifungen früh erschöpft; nach langem Siechtum starb er 555, kaum zum Manne erwachsen, im siebenten Jahre seiner Herrschaft. Sein Reich fiel an Chlothar.

Dieser König hatte versucht, den Kirchen seines Gebietes eine hohe Steuer aufzuerlegen; war aber dabei auf ebenso heftigen Widerstand gestoßen als Theudebert bei seinem Versuch, die freien Franken zu besteuern. Widerwillig hatten alle Bischöfe das Gebot Chlothars, nämlich daß alle Kirchen den dritten Teil ihrer Jahresfrüchte an die königliche Schatzkammer entrichten sollten, gutgeheißen und unterschrieben. Nur der heilige Injuriosus von Tours weigerte sich dessen standhaft. „Wenn du," sagte er, „Gottes Gut nimmst, so wird der Herr dir gar geschwind dein Reich nehmen; denn es ist schändlich, daß, während du die Armen aus deinen Kornspeichern nähren solltest, diese Speicher von der Notdurft der Armen gefüllt werden sollen." Zornig ging er davon, ohne dem König den Abschiedsgruß zu bieten. Da wurde dem Könige bang. Er merkte, daß mit der Kirche noch viel schwerer fertig zu werden war als mit der alten Volksfreiheit der Franken; auch fürchtete er die Macht des heiligen Martin. Und so schickte er dem Bischofe Boten nach mit Geschenken, bat um Verzeihung, nahm zurück, was er gethan, und bat zugleich den Bischof, er möge den heiligen Martin zu seinen Gunsten anflehen. Mit solch abergläubischer, rein äußerlicher Frömmigkeit verband Chlothar eine maßlose Herrschsucht und eine unersättliche Sinnlichkeit; er lebte geradezu in Vielweiberei, gewiß zum Ärgernis der Kirche, doch ohne daß diese — wie sie es später gethan hat — damals den Mut hatte, entschieden gegen solches Unwesen aufzutreten. Als er nach Theudobalds Tode dessen Reich an sich riß — warum Childebert nichts erhielt, ist unbekannt —, gesellte er sich auch die Witwe des Verstorbenen, die langobardische Königstochter Waldrada, als Gattin zu. Da aber bezeigten doch die Bischöfe des Reiches unzweideutig ihren Unwillen, und er trat deshalb die Frau an Garibald, den Herzog der Baiern ab, die bereits damals in Abhängigkeit vom fränkischen Reiche erscheinen. Wann sie in dies Verhältnis gekommen sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; indes ist es selbstverständlich, daß nach der Bezwingung der Thüringe, besonders aber nach der Besetzung des

*) Siehe Band 2, S. 349 ff.

Digitized by Google

südöstlichen Alamanniens durch Theudebert und nach dessen Eroberungen in Oberitalien sich das auf drei Seiten von fränkischer Herrschaft umklammerte Bajuwarenland nicht in nationaler Selbständigkeit behaupten konnte. Doch darf man nicht an eine Eroberung Baierns durch die Franken denken, von der uns auch nicht ein Wort überliefert ist. Vielmehr ist anzunehmen, daß die Baiernherzöge halb freiwillig, halb gezwungen die Oberhoheit der austrasischen Frankenkönige anerkannt haben.

Im Jahre 556 hielt Chlothar nach deutscher Sitte den Umritt durch sein neues Reich. Es war nämlich alter Brauch, daß jeder König nach der Thronbesteigung durch sein Reich zog, „um es,*) wie der Erwerber eines Grundstücks in förmlichen Besitz zu nehmen und sich seinen freien Unterthanen zu zeigen, eine Sitte, die sich bis in die Zeiten der salischen Kaiser erhalten hat." Während Chlothar diesen seinen Umritt hielt, empfing er die Nachricht, daß sich diejenigen Sachsen, welche die austrasische Oberhoheit anerkannten, empört hätten. Einige sächsische Gaue waren nämlich, wir wissen nicht wann, zinspflichtig geworden. Schon im Todesjahre Theudobalds hatten sie sich gemeinsam mit den Thüringen erhoben, um das fränkische Joch abzuschütteln, und Chlothar hatte gleich nach seinem Regierungsantritt in Austrasien jene sächsischen Gaue und ganz Thüringen mit einem gewaltigen Heere verwüstet und dadurch den Aufstand unterdrückt. Jetzt erhoben sich die Sachsen, von Childebert aufgereizt und besser vorbereitet als das erste Mal, wiederum und weigerten sich, den jährlichen Zins zu zahlen. Ergrimmt brach Chlothar gegen sie auf. Als er nun der Grenze der Sachsen schon nahe war, schickten diese, eingeschüchtert durch die Stärke des fränkischen Heeres, Gesandte zu ihm, die sprachen: „Wir haben ja nichts gegen dich im Sinn, und was wir deinem Bruder und deinen Neffen zu geben pflegten, enthalten wir auch dir nicht vor; wir wollen sogar gern noch mehr geben, nur laß Friede zwischen uns sein." Chlothar war dies zufrieden, aber die Seinigen versicherten ihm, die Sachsen würden nie erfüllen, was sie versprächen. Da boten die Sachsen die Hälfte von all ihrer fahrenden Habe, und Chlothar wollte ihnen daher gern den Frieden gewähren, doch abermals warnten ihn die Seinigen, den Sachsen zu trauen. Da sprachen diese: „Alle unsere Herden und die Hälfte unseres Landes bieten wir euch. Laßt uns nur unsere Weiber und Kinder und haltet Frieden mit uns." Die fränkischen Kriegsmannen aber, die sicherlich bereits auf reiche Beute rechneten, wollten davon nichts hören. „Stehet doch ab davon," sprach Chlothar zu ihnen, „wir haben keinen gerechten Grund sie zu bekriegen, da sie uns so vieles bieten. Wollt ihr aber auf eigene Hand Streit anfangen, so werde ich nicht mit euch ziehen."

*) Giesebrecht a. a. O. S. 166, Anmerkung.

Digitized by Google

Da erhoben sie sich wütend gegen den König, zerrissen sein Zelt, verfolgten ihn mit Schmähungen, ergriffen ihn mit Gewalt und drohten ihn zu töten, wenn er sich noch länger weigere, mit ihnen zu ziehen. Unwillig mußte Chlothar nachgeben. Doch als es zur Schlacht kam, wurden die Franken von den Feinden unter gewaltigem Blutvergießen aufs Haupt geschlagen. Darauf bat der König die Sachsen sehr beschämt um Frieden, indem er beteuerte, daß er nicht mit seinem Willen gegen sie gezogen sei; und als er den Frieden erhalten hatte, zog er heim.

So erzählt Gregor; auffallend ist es aber allerdings, daß, wie eine andere zuverlässige Quelle berichtet, Chlothar den Sachsen einen jährlichen Tribut von achthundert Kühen auferlegte, den erst König Dagobert im Jahre 631 ihnen erließ. Mag daher wohl auch Gregor die Niederlage Chlothars mindestens stark übertreiben, so ist doch sein Bericht von höchstem Wert, „insofern er zeigt, daß, nach Auffassung eines Zeitgenossen, das Volksheer der Franken (wie einst dem Theuderich gegenüber, als er nicht nach Burgund ziehen wollte) so grimmig auf Kampf besteht, aus Kriegslust und Rachsucht, zumal aber aus Beutegier, daß es jedes andere Anerbieten ausschlägt; es ist die fortreißende, alles überwiegende Leidenschaft, die herrschende, des fränkischen Nationalcharakters. Zweitens aber ist lehrreich, daß ein Zeitgenosse daran glaubt, der König sei dem in seinen Waffen gescharten Volksheer gegenüber völlig unfähig, seinen Willen durchzusetzen; nicht der König entscheidet über Krieg und Frieden, vielmehr der Wille des Volksheers, und jener wird unter äußerster Demütigung und unter Androhung des Todes zum Nachgeben gezwungen."

Als Chlothar seinen Umritt antrat, hatte er seinen Sohn Chramm nach der Auvergne geschickt, da ihm diese Provinz seines neuen Reiches sehr unzuverlässig erschien. In Clermont hielt nun der junge, leichtsinnige Prinz seinen Hof. „Er that," wie Gregor sagt, „viele Dinge wider Vernunft und Recht, weshalb er auch vor der Zeit aus der Welt geschafft wurde. Das Volk fluchte ihm. Keinen Menschen liebte er, von dem er ersprießlichen Rat hätte hören können, nur schlechte, lockere junge Leute scharte er um sich, hielt sie wert und hörte auf ihren Rat, so daß selbst Mädchen aus vornehmen römischen Familien auf seinen Befehl ihren Eltern entrissen wurden." Den Firminus, den königlichen Grafen der Stadt, entsetzte er ohne weiteres seines Amtes, verurteilte ihn zur Verbannung und ließ seine Güter einziehen, nur um einen seiner Günstlinge, den Salustius, an dessen Stelle zu bringen. Der Bischof Cautinus, den er auch zu beseitigen strebte, wußte sich vor seinem Verfolger nur durch Flucht in die Kirche zu retten. Infolge seines ausschweifenden Lebenswandels verfiel Chramm bald in eine hitzige Krankheit und verlor sein Haupthaar. Nach seiner Genesung begab er sich nach Poitiers, um hier seinen Oheim Childe-

Digitized by Google

bert zu einem Bündnisse wider seinen eignen Vater zu bereden. Die Aufforderung war dem Childebert willkommen, der seinem Bruder grollte, weil er Theudobalds Reich allein in Besitz genommen hatte. Um sich dafür zu rächen, bestärkte er den Sohn in seinem Vorhaben, sich gegen den Vater zu empören und ließ jenen Sachsen melden, jetzt sei es Zeit sich von Chlothars Herrschaft zu befreien. Die Sachsen brachen darauf zum drittenmal in Austrasien ein und plünderten bis in die Gegend von Deutz bei Köln. Nachdem die beiden sich gegen Chlothar verschworen und ihre Verabredung getroffen hatten, kehrte Chramm nach der Auvergne zurück, ging aber zunächst nicht nach Clermont, sondern nach Limoges. Denn als die Einwohner von Clermont von Chramms beabsichtigtem Aufruhr hörten, verschlossen sie vor ihm die Thore und weigerten ihm den Eintritt. Und obwohl Chramm sie einschließen und belagern ließ und verheerende Krankheiten die Einwohner heimsuchten, so verteidigten sie sich doch wacker und hielten treu zu König Chlothar, von dem sie wenigstens eine mildere Behandlung als von seinem Sohne erwarten durften. Chramm aber hielt seinen Umritt durch das Land, als ob er selbst König wäre.

Als Chlothar dies hörte, sandte er, durch seinen neuen Feldzug gegen die Sachsen behindert selbst zu kommen, seine beiden andern Söhne Charibert und Guntram gegen den Aufrührer zu Felde. Childebert aber machte zu gleicher Zeit einen Einfall in die Champagne, die er von dem Reiche Theudobalds für sich beanspruchte (557). Wie nun Charibert und Guntram in die Auvergne kamen und vernahmen, daß Chramm sich zu Limoges befinde, zogen sie ihm entgegen und trafen ihn bei dem „Schwarzen Berge“ (jetzt noch Montagne noire). Daselbst, so erzählt Gregor, schlugen sie ihr Lager auf und schickten Gesandte an ihn, er solle des Vaters Eigentum, das er sich mit Unrecht angeeignet, herausgeben; wo nicht, so solle er sich zum Kampfe rüsten. Jener aber gab sich das Ansehn, als ob er sich gar nicht gegen seinen Vater aufgelehnt hätte, und antwortete: „Alles Land, was ich umritten habe, kann ich nicht mehr aus den Händen lassen, weil ich verpflichtet bin, es zu schützen; aber ich wünsche es nur mit Genehmigung meines Vaters in meiner Gewalt zu behalten.“ Da beschlossen die beiden andern Brüder, den Kampf entscheiden zu lassen. Alsbald brachen beide Heere auf, und als sie mit großer Kriegsmacht aufeinander los gingen, erhob sich plötzlich ein gewaltiges Ungewitter mit fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen und nötigte sie, ihre Kriegsmannen ins Lager zurückzuführen. Um aber seine Brüder zum Rückzug zu bewegen, ließ der schlaue Chramm ihnen durch einen unbekannten Mann melden, ihr Vater sei im Sachsenkriege ums Leben gekommen. Jene nahmen die Nachricht auf Treu' und Glauben an, voll Besorgnis wegen der Erbschaft machten sie sich sofort auf und rückten nach Burgund, um sich dieser Pro-

Digitized by Google

vinz alsbald zu versichern. Chramm aber setzte ihnen mit seinem Heere nach und kam bis zur Stadt Chalons an der Saone, die er belagerte und eroberte. Hierauf wandte er sich gegen Dijon und schlug hier sein Lager auf. Aber die Stadt war zu fest, als daß er sie einnehmen konnte, und die Besatzung verweigerte die Übergabe. Da zog er ab, vermählte sich mit Chalda, der Tochter des Herzogs Wilichar von Aquitanien, und gewann damit diesen mächtigen Vasallen seines Vaters für sich. Dann begab er sich nach Paris, um mit Childebert weitere Verabredungen für den Krieg gegen Chlothar zu treffen. Childebert hatte inzwischen die ganze Champagne in seine Gewalt gebracht und war bis Reims vorgedrungen, während Chlothar noch immer gegen die Sachsen kämpfte.

Darauf brach Chramm in das Gebiet von Tours und Poitiers ein, das ganz und gar nicht auf einen feindlichen Überfall vorbereitet war. Der dortige Herzog Austrap flüchtete sich in die Kirche des heiligen Martin, wo ihn Chramm streng bewachen ließ und verbot, ihm irgend etwas zu essen oder zu trinken zu reichen, damit er verhungere. Dennoch gelang es aufopfernden Freunden, ihm Nahrungsmittel zu bringen, so daß er dem Hungertode entkam.

Chramms Unternehmen machte ganz bedeutende Fortschritte, und Chlothar eilte, nachdem er die Sachsen beruhigt hatte, nach Westen, um zunächst seinen Bruder Childebert anzugreifen. Da starb dieser, nachdem er längere Zeit bettlägerig gewesen war, zu Paris gegen Ende des Jahres 558. Seine Großen aber wandten sich sofort dem König Chlothar zu, so daß derselbe von dem Reiche seines Bruders ohne Widerstand Besitz ergreifen konnte. Da nun Chramm ganz allein stand, so hielt er es für ratsam die Verzeihung seines Vaters zu erflehen, die ihm auch zuteil ward. So war Chlothar Alleinherrscher des fränkischen Reiches geworden; Chlodowechs Scepter lag, freilich nur für kaum drei Jahre, wieder in einer Hand.

Von noch kürzerer Dauer war die Eintracht zwischen Chramm und seinem Vater. Jener versuchte noch einmal das Banner des Aufruhrs zu erheben. Doch sein Unternehmen schlug fehl, und er mußte sich mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern nach der Bretagne zu dem keltischen Grafen Chonober flüchten. Auch sein Schwiegervater, der Herzog Wilichar von Aquitanien, floh und barg sich mit seinem Weibe vor der Rache Chlothars in der Kirche des heiligen Martin zu Tours. Mit ihm hatten sich noch mehrere Empörer hierhin geflüchtet; aber die Kirche geriet, natürlich nicht zufällig, in Brand, und die Unglücklichen kamen in den Flammen um. Über das schreckliche Ende des meuterischen Sohnes berichtet Gregor ungefähr Folgendes: Ergimmt zog König Chlothar mit einem Heere gegen Chramm in die Bretagne. Der Sohn aber scheute sich nicht, ihm mit den Waffen Trotz zu bieten. Und als beide dicht beieinander auf einer Ebene lagerten und Chramm die

Digitized by Google

Bretagner gegen seinen Vater schon in Schlachtordnung aufgestellt hatte, stand man nur deshalb vom Kampfe ab, weil die Nacht hereinbrach. In der Nacht aber sagte Graf Chonober zu Chramm: „Unrecht dünkt es mich, daß du gegen deinen eignen Vater zu Felde ziehen willst. Laß mich ihn also allein in dieser Nacht überfallen, daß ich ihn mit seinem ganzen Heer vernichte.“ Doch Chramm, von Gott verblendet, ließ das nicht zu. Als es Morgen geworden war, stellten sich beide Heere unter den Waffen auf, und Vater und Sohn bereiteten sich zum Streite. Chlothar gedachte des Kampfes, den einst David gegen Absalom geführt, schlug an seine Brust und sprach: „Sieh herab vom Himmel, Herr, und richte meine Sache; denn ohne meine Schuld erleide ich Unrecht von meinen Kindern. Sieh herab, Herr, und richte gerecht, sprich auch hier das Urteil, wie du es einst zwischen David und Absalom gesprochen hast!“ — Ein Gebet, das in solchem Munde freilich wie eine Gotteslästerung klingt! — Als es nun zur Schlacht kam, wurden die Bretagner geschlagen und Graf Chonober fand auf der Flucht seinen Tod. Da suchte auch Chramm das Weite und wollte nach den Schiffen fliehen, die er schon auf dem Meere bereit liegen hatte. Wie er aber vernahm, daß seine Gemahlin und seine Töchter in die Hände der Feinde gefallen seien, eilte er zurück, um sie zu befreien. Doch er wurde überwältigt und gefangen genommen. Als dies König Chlothar vernahm, befahl er ihn mit seinem Weibe und seinen Töchtern zu verbrennen. Man sperrte sie nach seinem Geheiß in eine Hütte, Chramm wurde mit einem Tuche erdrosselt und dann die Hütte über ihm und den Seinen angezündet (560). So handelte der Vater, der sich kurz vorher erfrecht hatte, sich mit David zu vergleichen. David hatte einst zu Joab gesagt: „Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom;“ und als er die Kunde von seines Sohnes Tod erhielt, da weinte er und klagte: „O mein Absalom, wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! O mein Sohn, mein Sohn!“ — Der christliche König aber, der sein eignes Kind und seine eignen Enkel gemordet hatte wie einst seines Bruders zarte Söhnchen, der mit vielfältiger Blutschuld beladene Chlothar, der sich im Schlamm der Wollust ebenso wie im Blute tyrannischer Mordgier gewälzt hatte, er „zog mit vielen Geschenken zu der Schwelle des heiligen Martin und kam nach Tours zum Grabe des genannten Bischofs. Hier ging er noch einmal alle Handlungen durch, in denen er vielleicht gesündigt hatte, und flehte unter vielen Seufzern den Heiligen an, daß er ihm für seine Sünden Verzeihung vom Herrn erwirke und, was er unbesonnen gefehlt, durch seine Fürbitte wieder gut mache!“ Die durch seine Schuld niedergebrannte Kirche ließ er wieder herstellen und mit einem zinnernen Dach bedecken. Hierauf kehrte er — wir dürfen hoffen, beruhigt und getröstet — nach Hause zurück.

Digitized by Google

Doch das Ende des Wüterichs war nahe. Im folgenden Jahre (561) wurde er, als er in dem Forste von Cuise jagte, plötzlich von einem Fieber befallen und sogleich nach Compiegne gebracht. Und als das Fieber ihn furchtbar schüttelte, sprach er zu wiederholten Malen: „Ach, wie groß muß doch jener König des Himmels sein, der so mächtige Könige wie mich so elend umkommen läßt!" Endlich starb er in bittrer Herzensangst einen Tag nach dem Jahrestag der Ermordung des unglücklichen Chramm, im einundfünfzigsten Jahre seiner Regierung.

Nach Chlothars Tode wagte einer seiner vier Söhne, Chilperich, das ganze Reich des Vaters an sich zu reißen und, wie Chlothar, allein zu herrschen. Kaum war der Vater beigesetzt, so bemächtigte er sich des königlichen Hortes, machte den vornehmsten Franken reichliche Geschenke und bewog dadurch viele, sich ihm anzuschließen. Auch Paris brachte er an sich. Aber es war ihm nicht lange vergönnt, denn seine Brüder verbanden sich gegen ihn, vertrieben ihn aus Paris und nötigten ihn zu einer Teilung des Reichs. So wurde das große Frankenreich wieder wie nach Chlodowechs Tode in vier Staaten zerrissen, die aber beträchtlich größer waren als die vor fünzig Jahren entstandenen Teilreiche: Charibert erhielt Aquitanien d. h. das früher westgotische Gallien bis zu den Pyrenäen und die Hauptstadt Paris; Guntram Burgund und als Residenz Orleans, Sigibert das ripuarische und ostrheinische Franken (Austrasien) mit Reims, Chilperich die Aremorica und das salische Land südwestlich vom Kohlenwald (Neustrien) mit Soissons.

8. Aus dem Leben und Treiben in Stadt und Land im Merowingerreiche.

Bevor wir unsern Lesern die äußeren Kämpfe und inneren Wirren berichten, denen das Frankenreich seit Chlothars Tode anheimfiel, scheint es uns rätlich, von den Sitten und Gebräuchen, die in diesem Reiche etwa seit dem sechsten Jahrhundert herrschten, einige Bilder vorzuführen. Ehe wir aber den Hauptgewährsmann aus jener wilden Zeit, den wackern Gregor von Tours, selber reden lassen, schicken wir die Darstellung eines der vorzüglichsten Kenner deutscher Vorzeit voraus, der die gründliche Kenntnis des Gelehrten mit dem Feingefühl und der darstellenden Kunst des Dichters wie kaum ein andrer verbindet. Gustav Freytag ist es, der*) uns über das Aussehn einer Frankenstadt und das Treiben

*) In den berühmten „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", 14. Aufl., Bd. 1, S. 270 ff. Ein paar unwesentliche Änderungen und einige starke Kürzungen mußten wir uns gestatten.

Digitized by Google

darin, über Gewerbe, Handel, Landwirtschaft und über mancherlei aus dem geistigen Leben zur Merowingerzeit folgende anschauliche Schilderung giebt. „Viele große Römerstädte waren zerstört, das kaiserliche Trier, das goldene Mainz, Worms, Speier, Straßburg lagen in Trümmern, sie waren von fränkischen und alamannischen Bauern besetzt; auf altem Mosaikboden schritt der Haushahn und im Triclinium stand die Häckselladе. Auch südlich von der Donau waren Regensburg und Augsburg schwerlich Besseres als ein Haufe von Dorfhäusern und zerschlagenen Römerbauten in halbzerstörter Stadtmauer. Andre Städte bestanden als feste Kastelle, in denen zeitweise ein Merowinger seine Königsburg einrichtete, wie zu Köln und zu Koblenz, oder wo ein fränkischer Graf hauste; dann standen die Hütten der deutschen Ansiedler außerhalb der Mauern der Festung. In Gallien aber, in Spanien und Italien blieben die Städte Herren der Landschaft, und vorzugsweise in ihnen vollzog sich die erste Verbindung deutschen und römischen Lebens. Nicht alle Städte waren in der traurigen Lage Roms, wo die Marmorbilder alter Prachtbauten verwundert herabschauten auf die menschenleere Steinöde und wo die wenigen Einwohner Säulenhallen und riesige Thermen niederreißen mußten, um sich gegen den Ruinensturz zu wehren. Denn in andern, wie Sevilla, Toulouse, Paris, Marseille, Orleans, Tours, Soissons, Arles, auch in London, das um 600 bereits ein großer Markt war, rührte sich das städtische Leben kräftiger. Sie hatten ihre alte Ordnung bewahrt, die ihnen einst nach dem Muster des weltbeherrschenden Roms gesetzt worden war; die Verwaltung war in den Händen der Dekurionen oder des Senates, in welchem viele angesehene Römerfamilien, alter Provinzialadel, saßen; ihr Stadthaus hieß Kurie; in der Regel waren zwei Männer die obersten Magistratspersonen, die Einwohner waren nach Abstammung und Geschäft in Korporationen, scholae genannt, gegliedert. Über den Städtern lag der germanische Graf oder Herzog mit seinem bewaffneten Gefolge, er hütete die Stadt und Landschaft dem König, erhob Steuern und hatte Vorsitz im Bürgergericht, in welchem Germanen und Römer als Beisitzer das Urteil fanden.

Die Mauer mit Zinnen und Türmen, in der Regel noch aus römischen Ziegeln und Quadern gefügt, umzog nebst dem Wallgraben die Stadt, die gewölbten Thore wurden durch starke Flügel verschlossen. Nicht überall faßte der Stadtraum die zuziehende Menge, schon erhoben sich außerhalb der Ringmauern die Hütten der Vorstädte. Auch der Christenglaube begünstigte die Anlage der Außenstädte; denn viele seiner ältesten Kirchen standen außerhalb der Mauer. An diese Kirchen und Nebengebäude lehnten sich zahlreiche Wohnungen Frommer, Klöster und Privathäuser, welche die Nähe des schützenden Heiligen suchten.

Digitized by Google

Wohl mag eine fränkische oder langobardische Stadt damals einen fremdartigen Anblick gewährt haben. Zwischen griechischen Tempelsäulen, deren Marmorstücke aus den Fugen gingen, und zwischen den mächtigen Quadern römischer Bogen, der unverwüstlichen Arbeit alter Zeit, sah man den Notbau der letzten Römerjahre, unordentliches Ziegelwerk mit eingemauerten Werkstücken älterer Gebäude, und daran geklebt wie Schwalbennester die Wohnungen armer Leute. Neben den Steinhäusern der Provinzialen mit Atrium und Porticus, mit einem Oberstock und Altan stand der hölzerne Saalbau eines germanischen Ackerwirts mit einem Laubengang auf der Sonnenseite und einer Galerie darüber. Dahinter zerstörte Wasserleitungen, ein Amphitheater, welches bereits als Steinbruch benutzt wurde, Brandstätten und wüste Plätze, an den Straßenecken kleine Holzkapellen mit einem Heiligtum. Und unter Ruinen und Notbauten wieder das Gerüst einer großen steinernen Kirche, die dem Stadtheiligen gebaut wurde, auf hoher Stelle ein Palast, den sich der germanische König errichten ließ, nach heimischer Sitte mit vielen Nebengebäuden für Gefolge, Dienerschaft, Reisige und Rosse, oder ein burgähnliches Turmhaus des Grafen mit Hofraum und weiter Halle.

In den engen Straßen der Frankenstadt handelte neue und alte Welt in buntem Gemisch durcheinander. Eine reisige Schar mit Helm und Panzer zog daher auf starken Kriegsrossen, oder der Jagdzug eines Königssohns, die Knaben den Köcher auf der Schulter, den Speer in der Hand, die Hunde am Leitseil, die Falken über dem Fausthandschuh. Vornehme Frankenfrauen, in der Sänfte getragen oder zu Rosse sitzend, teilten das Gewühl, und wieder ein stattlicher Geistlicher, in weißer Dalmatica mit Purpurstreif, nach römischem Brauch mit einem Gefolge von Diakonen, Sängern und Thürhütern, handfesten Männern, die nicht nur das Gotteshaus, sondern auch ihren geistlichen Hirten zu schützen hatten. Daneben Marktleute vom Lande. Hier die hohe Gestalt des helläugigen Germanen mit blondem Haar, im braunen Lodenwamms, das kurze Schwert an der Seite, die Axt in der Hand; neben ihm sein Weib im weißen Linnenhemd, über das die Armilausa geschlagen war, ein ärmelloser Überwurf, an den Seiten offen, nur über der Brust geschlossen, auch die Frauen mächtig an Gliedern und mit einer Hand, die im Streite geballt sicher Beulen schlug. Vor ihnen gestikulierte der braune Einwohner von Aremorika, kenntlich an der Stirnbinde, die er trug wie das Stadtvolk in Rom, um sich als geborner Römer zu zeigen, der Handwerker mit seinem Schurzfell, Sklaven von jeder Hautfarbe. Mißtrauisch spähte in das Gedränge der christliche Syrer, der damals in den Handelsstädten des Abendlandes der begünstigte Nebenbuhler des Juden war, und der reiche Jude, Geldmann der Stadt und Vertrauter des Königs, der auf seinem Klepper, begleitet

Digitized by Google

von einem Zuge dienender Leute, einherritt. Über die Karren und Lastwagen ragte der hohe Hals eines Kamels, das um 600 auch im Frankenreich als Lastträger benutzt wurde, ja noch unter Karl dem Großen beim Bau des Königsschlosses von Aachen Steine zutrug. Auf dem Flusse führten die Frachtschiffe die Waren der Hafenstadt und die Ackerfrucht von entfernteren Gütern der Kirche nach der Stadt.

Rührte sich die Stadt festlich bei einem großen Tage ihres Heiligen, dann wurden Teppiche aus den Fenstern gehängt — der Schmuck durch Blumen wird in diesen Jahrhunderten nicht erwähnt —, dann zog das Stadtvolk mit Fahnen und den Abzeichen seiner Schulen würdig auf, neben den Germanen und Inländischen auch fremde Landsleute z. B. Italiener, Syrer und Juden. Wenn ein König begrüßt wurde, sang jedes Volk in antiker Weise einen langen, schöngefügten Glückwunsch seiner Sprache, der vorher einstudiert wurde und dessen Worte für wichtig und bedeutungsvoll galten. Als König Guntram im Jahre 585 zu Orleans einzog, sang das Volk: „Es lebe der König, und seine Herrschaft mehre sich über alle Völker viele Jahre." Die Juden aber sangen: „Dich sollen alle Völker anbeten, beugen sollen sie dir das Knie, und unterthänig sollen sie dir sein." Aber den Juden war der König nicht günstig; denn bei Tische sagte er: „Diese Juden haben nicht aus gutem Herzen gesungen; sie schmeichelten mir heut in ihrem Lobspruch, weil ich ihre Synagoge, die schon lange von den Christen zerstört ist, auf öffentliche Kosten wieder aufbauen soll. Aber ich thue das nicht."

Für den Beifall, den ein Germanenfürst fand, und für die Geschenke, die er beim Einzuge erhielt, war er dem Stadtvolk dankbar, er machte einzelnen Gegengeschenke und erließ der Stadt Abgaben. Denn obwohl er zuweilen gegen seine Städte harten Willen bewies, er hatte doch einige Scheu vor der Menschenmenge und vielleicht noch größere vor ihrem Geschrei. Wie ihm der freudige Zuruf wohlthat, weil er aus guten Wünschen eine gute Wirkung für sich hoffte, so fürchtete er auch die Vorbedeutung des einstudierten Zorngeschreies und die Gefahren eines lauten Fluches. Als ein Frankenkönig mit seinen Bischöfen unzufrieden war, drohte er das Volksgeschrei gegen sie zu erregen, und als König Guntram einmal durch einen Anschlag gegen sein Leben aufgeregt war und um das Aussterben der Merowinge bangte, wandte er sich in der Kirche an das versammelte Volk und bat ernstlich, ihn nicht umzubringen, wie man mit seinen Brüdern gethan, sondern ihn wenigstens noch drei Jahre leben zu lassen, bis er seinen Neffen groß gezogen. Und diese königliche Bitte bestimmte das Volk zu lauten Wünschen für sein Heil.

War der König in recht guter Laune, so gab er den Städtern auch Schaufeste. Wie der Wandalenherr in Afrika und König Leovigild in Spanien, so saß seit 543 auch der Frankenkönig im Cirkus von Arles,

Digitized by Google

angethan mit dem Prachtgewande eines römischen Konsuls unter Germanen und Provinzialen als Veranstalter der Cirkusspiele. Denn dieses wichtige Ehrenrecht war den Franken vom byzantinischen Kaiser ausdrücklich bewilligt, und auch die Franken nahmen für den grünen oder blauen Wagenlenker Partei. Die allegorisierende Deutung, die das sinkende Altertum den verschiedenen Rennen gab, war den Germanen sicher ganz nach dem Herzen, obgleich die Beziehung auf Götter sehr heidnisch aussah. Die Grünen waren der Mutter Erde, die Blauen dem Himmel und Meer geweiht; die sechsspännigen Wagen fuhren im Namen des höchsten Heidengottes, die Vierspänner trugen das Bild der Sonne, die Zweispänner mit einem schwarzen und einem weißen Roß das Bild des Mondes. Die Wettreiter, die im vollen Lauf von den Rossen zum Boden tauchten und sich wieder hinauf schwangen, rannten dem Morgen- und Abendstern zu Ehren. Die Priester zürnten über die heidnische Festfreude, aber dem Volke war unmöglich, der Rennlust zu entsagen. Doch erreichte unter den Germanen das Wagenrennen nie die Bedeutung, die es bei den Byzantinern behielt; ganz verloren ging es auch in späteren Jahrhunderten nicht. In den Amphitheatern aber wurden große Jagden veranstaltet. Die Kämpfe mit wilden Tieren waren unter den Franken sicher ebenso blutig, als in römischer Zeit. Die Tierkämpfer und Gladiatoren wurden nicht mehr von den Königen in großen Schulen gezüchtet, aber sie bildeten immer noch eine Genossenschaft, die sich an Fürsten und Große hing oder sich abenteuernd in der Fremde zu Festkämpfen vermietete. Sie waren unehrliche Leute auch in den Augen der Germanen, aber sie blieben als Raufbolde und Meuchelmörder verdorbener Großen, trotz dem Hohn, mit dem das Gesetz sie behandelte, und trotz dem Haß der Kirche durch das ganze Mittelalter lebendig.

Die Ruhe der Stadt wurde oft gestört. Dienstleute verfeindeter Großen fielen in den Straßen übereinander her oder stürmten die Häuser des Gegners, schlugen ihm Frau und Kinder tot und räumten das Haus aus. Sogar der geweihte Raum der Kirche war nicht sicher vor blutiger Gewaltthat, die vor dem Altar an Geistlichen und Laien geübt wurde; und nicht selten mußte der entweihte Kirchenboden wieder geheiligt werden. Wenn zwischen zwei einflußreichen Familien der Stadt Händel ausbrachen und Blut zu rächen war, so wurde die ganze Bürgerschaft in die Fehde hineingezogen. Dann waren die Straßen der Stadt lange unsicher, ein Totschlag folgte auf den andern, bis sich endlich der Graf des Königs entschloß, seine Pflicht zu thun und die Bürger in Waffen zusammenzurufen. Waren die Verbrecher geringe Leute, so wurde an ihnen schnelle Justiz geübt, waren sie angesehene Männer, so wurden sie an den Königshof geschafft. Gegen mächtige Verbrecher freilich wagte die Hand der Bürger

Digitized by Google

nicht sich zu erheben, und man mußte abwarten, bis sie in Politik oder Privatfehden ein gewaltsames Ende fanden. Leider scheinen die Einbrecher und Gewaltthäter in der Regel Germanen gewesen zu sein, am ärgsten die Vornehmen. Im übrigen verstanden die Deutschen nicht übel, sich mit dem Stadtleben zu befreunden, sie waren im Verkehr höflich und hielten darauf, in Worten Gebührendes zu geben und zu empfangen, und Bekannte küßten einander bei der Begrüßung, auch Könige. Bei einer üppigen Mahlzeit wußte der Germane so gut Aloe zu essen für neuen Appetit wie ein Römling, und im Zechen übertrafen ihn wenige. Auch im Königshause blieben nach der Mahlzeit die Gäste lange auf ihren Bänken beim Trunke sitzen. Wenn ein Bösewicht seinen Gegner umbringen wollte, so sagte er ihm vorher Artiges und lud ihn zu sich zum Wein; er lernte auch von den Römern um Erbschaft zu schleichen und Testamente zu fälschen. Er gab sich zuverlässig als Lebemann unter Römern einige Blößen, er wurde heftig, zuweilen bärenhaft, dann wieder weich und gemütvoll. Er betrog und beanspruchte wie ein Kind Vertrauen des andern, er verhöhnte den Priester und bat doch um seinen Segen, er beraubte den Heiligen und betete darauf eifrig zu ihm, er war schnell bereit, mit Axt und Speer am Leben des andern seinen Zorn auszulassen, und raste einfältig wie ein Werwolf, ohne sich darum zu kümmern, daß diese Thorheit ihn selbst am nächsten Tage verderben mußte. Der Deutsche in der fremden Stadt war nicht ganz Römer geworden, aber er war rüstig, die antike Bildung zu gewinnen, und er bezahlte dafür seinen Preis.

Unendlich viel war verwüstet worden, aber in den Ländern des Mittelmeers hatten viele Jahrhunderte des kaiserlichen Roms so reichlich schöne Gebilde und kluge Lehren, so viel Erfindung und Lebensgenuß abgelagert, daß die Germanenstämme immer noch sehr vieles fanden, was unmerklich in ihr Leben überging, von ihnen bis zu uns, und was eine Fortdauer der Kultur erhielt, die wir uns wohl geringer denken, als recht ist. Denn der Schmied hämmerte, und der Zimmermann hieb die Späne von den Balken während der ganzen Wanderzeit, der Steinschneider schnitt dem Frankenkönig seinen Siegelring wie einst dem römischen Cäsar, und der Buchhändler in Rom, Pavia oder Paris verkaufte an den langobardischen oder fränkischen Bischof die Handschriften des Virgil oder des heiligen Augustinus. Wer mit Büchern handelte, war entweder ein Buchhändler, der Altes und Neues abschreiben ließ, oder ein Antiquar, der nur alte Autoren korrigierte und verkaufte. Sein Handel war ärmlicher geworden, Papier und Pergament wurden teurer und waren im Binnenlande oft nicht zu haben, aber in die Seestädte kam von Osten her noch das Papier in verschiedenen Sorten: Kaiserpapier — das feinste — und anderes zum Schreiben, auch Packpapier als Hülle. Außerdem Pergament, nicht nur

Digitized by Google

das weiße römische, auch solches, das auf einer Seite gelb gefärbt war, und mit Purpur getränktes für Gold- und Silberschrift. Man schrieb mit Rohr und mit gespaltener Spitze der Feder und suchte für die verzierten Anfangsbuchstaben schönes Rot von den griechischen Inseln zu bekommen, wenn man sich nicht mit Mennig oder spanischem Zinnober begnügte. Der wohlhabende Privatmann hatte in seiner Villa nach alter Sitte noch einen Raum, welcher Bibliothek hieß. Wenn Bischof Isidor von Sevilla um 620 nach älteren Büchern kluge Ratschläge giebt, wie man ein Bibliothekzimmer errichten müsse, so sticht die Dürftigkeit seines eigenen gelehrten Wissens allerdings trübselig ab von der prächtigen Ausstattung, die er für die Stätte gelehrter Arbeiten fordert, daß nämlich erfahrene Baumeister den Bibliotheken ja kein goldenes Deckengetäfel geben sollen und ja keinen andern Fußboden als aus grünem Marmor, weil der Goldglanz die Augen des Lesenden angreife, das Grün aber sie stärke. Indes war gerade die Technik der Luxushandwerker zu seiner Zeit noch ziemlich erhalten und wurde von den Fürsten und der Kirche häufig in Anspruch genommen. Die Kunst des Bildners und des Steinmetzen, die einst die griechischen Künstlerschulen gelehrt hatten, war in den Genossenschaften römischer Handwerker erstarrt, die Erfindungskraft war gering, doch die Formen, Maße, Kunstgriffe standen fest, die Steinmetzen meißelten große Statuen, Reliefs und Sarkophage aus dem härtesten Gestein.

Auch die Malerei wurde nach alten Handwerksregeln mit verminderter Kunstfertigkeit fortgeübt. Die Farben für Tafel- und Wandbilder standen fest, ebenso ihre Verwendung zu bestimmten Wirkungen; sie wurden durch den Handel aus fernen Ländern, bis aus Arabien, gebracht, die Vorschriften über ihre Mischung wurden treu bewahrt. Zuerst zeichnete man die Linien des Bildes auf, dann legte man eine Schattenfarbe unter, darüber wurden die Farben gezogen; für die Gewänder und die verschiedenen Fleischtinten, z. B. für die weiße Haut der Frauen, gab es bestimmte Farbenstoffe. Es ist in der Hauptsache dieselbe Technik, die in Miniaturen und Tafelbildern bis Ende des Mittelalters erhalten ist und noch in den Illuminierbüchlein des sechzehnten Jahrhunderts gelehrt wird.

Vor andern bewahrten die Bauhandwerker viel von ihrer alten Tüchtigkeit. Ihre Werkzeuge und Erfahrungssätze über Konstruktion der Rüstzeuge, Tragkraft, Mörtelbereitung sind bis in die Neuzeit wenig geändert worden. Und wenn wir jetzt mit weit anderer Maschinenkunst zu arbeiten wissen, so ist uns doch auch manche alte Kunstfertigkeit erst auf weiten Umwegen wiedergefunden, die das sechste und siebente Jahrhundert noch besaß. Die Mosaikarbeiter setzten aus bunten Glaswürfeln große Wandflächen und Fußböden zusammen, dünne Marmortafeln wurden zur Wandbekleidung durch feinen Sand geschnitten, den eine Säge in der Schnitt-

Digitized by Google

linie zog und drückte. Die Decken wurden aus viereckigen oder runden Tafeln von Holz und Gips zusammengefügt, gemalt und mit Figuren in erhabener Arbeit geschmückt. Auch für Privatwohnungen war in den Städten Frankreichs und Spaniens Stein- und Ziegelbau gewöhnlich, weichere Bausteine schnitt man mit der Säge. Die Ziegel der Mauer und des Daches paßte man in die alten Formen der Römerzeit. Häufig besorgte der Baukünstler auch die innere Dekoration der Häuser, er modellierte und malte. Die Künstler, die etwas Gutes leisten konnten, waren wahrscheinlich selten; aber große Kirchen und Paläste mit sorgfältiger Steinarbeit, in denen Wandfresken mit vielen Figuren prangten und ungeheure Wandflächen ganz mit Mosaik überzogen waren, lassen uns nicht nur auf den Bienenfleiß der Arbeiter, sondern auch auf großes Talent der Architekten schließen.

Daß man für Küche und Keller zu sorgen wußte, ist selbstverständlich. Das Getreide wurde nicht mehr ausschließlich auf den Handmühlen, auch auf Wassermühlen gemahlen. Die Kunst, gut zu kochen und feines Backwerk zu machen, wurde von den Germanen höchlich geschätzt, und Leckerbissen wurden über das Meer eingeführt. Die starken Gewürze der römischen Küche gingen in die deutsche Wirtschaft über; der indische Pfeffer wurde durch das ganze Mittelalter in großen Massen verbraucht; auch der mit Most eingekochte Senf und das Garum, die salzige Fleischbrühe, die unentbehrliche Zuthat eines römischen Gerichts, dauerten im Mittelalter.

Reich an Warengattungen war der Handel mit Geweben. Man webte aus teurer Baumwolle und Seide. Die berühmtesten Fabriken waren in Byzanz; man wirkte ganzseidene, halbseidene und halbwollene Stoffe, solche, wo der Aufzug von Leinen, der Durchschlag von andern Fäden war; man webte schlicht, geköpert, hatte lockige, geschorene, gepreßte Stoffe; man webte auch mit drei Fädenlagen. Die schweren Seidenstoffe der kaiserlichen Fabriken blieben zu Kirchenkleidern und Fürstengewändern begehrt, und noch bewundern wir in einzelnen Bruchstücken die schönen Muster eines Gold- und Silberstoffes, wie ihn die Königinnen Theudelinde oder Brunhilde trugen. Auch Stickereien werden erwähnt und Goldfransen als Besatz. Der wohlhabende Franke und Burgunder hatte Gelegenheit sich Fußteppiche zu kaufen, die entweder auf einer oder auf beiden Seiten von Plüsch waren. Große Vorhänge, die in vornehmen Häusern gemalt oder gestickt wurden, schieden die innern Räume, und die germanische Hausfrau lernte schon damals Tisch- und Mundtücher in ihrer Truhe zu bewahren und ein Taschentuch in der Hand zu halten. In der Heimat hatte der Germane höchstens die Federn seiner Gänse in Betten gestopft, jetzt gebrauchte er beim Tafelbett neben kostbaren Decken Kopf- und Armpolster. Und unter seinem Tafelgerät befanden sich außer den Prachtwerken der Gold-

Digitized by Google

schmiede auch alte Gläser von Krystall und von milchweißem Fluß, die mit Malerei geschmückt waren. Denn die feine Glasarbeit älterer Zeit war nicht sämtlich zerschlagen, die Farben vieler Edelsteine wurden im Glase nachgemacht, sogar die des Opals, und man zeigte Gläser, denen in artigem Spiel andre Körper eingeschlossen waren. Auch zu Spiegeln wurde das Glas verwandt, deren Rücken man mit Zinn belegte; selbst Fensterglas wurde verfertigt, es wird aus dem Frankenreich vor Heiligennischen und in bessern geistlichen Wohnungen erwähnt.

Oft wurde das Glas benutzt, Edelsteine zu fälschen. Der Handel mit Schmuck und Juwelen hatte weit höhere Bedeutung als jetzt. Die Formen der Ringe, Diademe, Spangen und Halsketten waren sehr mannigfaltig, zahlreich die Unterschiede und Namen, die man den Edelsteinen gefunden hatte. Smaragd und Rubin galten für die kostbarsten Juwelen, der Ruhm der Diamanten stieg erst im späteren Mittelalter; die Fürsten wurden nicht müde, indische Edelsteine zu kaufen und verarbeiten zu lassen; die Leidenschaft für diese Schmuckstücke bei Männern und Frauen war charakteristisches Kennzeichen einer Zeit kriegerischen Erwerbes und unsichern Besitzes, auch Zeichen des Aberglaubens, denn jeder Steinart wurde eine besondere Heilwirkung zugeschrieben. Ebenso war die Kunst, edle Steine zu färben, noch wohl bekannt. Der Bernstein, einst die einzige Handelsware, welche die Völker der Ostsee den Griechen und Römern interessant machte, war ein gewöhnlicher Schmuck der Bauernfrauen im gotischen Spanien geworden; sie trugen die Bernsteinperlen als Halsband. Auch dem Bernstein wußte man verschiedene Farben zu geben, er wurde durch die Wurzel der Anchusa und Conchyliumsaft rot gefärbt, wie schon zur Zeit des Plinius . . . .

Die Germanen hatten sich auch als Erben in den römischen Handel und Geldverkehr eingedrängt; fortan sollte Kapital und Arbeitslohn, Umlauf des geprägten Metalls und die Erträge, die der Besitzende von seiner Habe zog, das Erdenschicksal unsrer Ahnen bestimmen, nicht weniger gebieterisch und unablässig als urheimische Sitte und Rechtsgefühl, als das Klima der neuerworbenen Länder und als der Christenglaube. Die Könige der Burgunden und Goten schlugen Geld seit der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, zuerst vorsichtig und spärlich, das römische Gepräge treu nachahmend, dann eigene Zeichen einfügend. Sie benutzten dafür die Genossenschaft der römischen Münzer, welche sie in Gallien vorfanden; denn diese alte und berüchtigte Gilde verstand die fremde Kunst und brachte die neuen Münzen, die im Korn oder Feingehalt schlechter ausfielen als die römischen, im Großhandel unter. Später folgten die Franken, ebenfalls mit sorgfältigem Anschluß an Bild und Umschrift der Münzen von Byzanz . . . .

Seit Besetzung des Römerlandes durch Germanen hob sich der Handel

Digitized by Google

im Mittelmeer, der Kaufmann fand unter ihnen, trotz ihrer Neigung zu Gewaltthat, doch mehr Treue und Billigkeit als unter den Blutsaugern in Byzanz und den griechischen Inseln. Die Könige hatten im ganzen nicht nur den guten Willen, sondern auch einige Kraft, das Eigentum zu schützen. Die besseren begriffen sehr wohl, worauf es im Verkehr ankam. Theoderich der Große fand die Schiffahrt Italiens völlig vernichtet, sogar die Fahrzeuge waren verfault und verbrannt, er gab seinen Beamten Befehl, tausend seetüchtige Schiffe zimmern zu lassen; und das war keine zufällige Königslaune, denn unter seiner sichern Herrschaft hatten sich Landbau und Industrie so schnell gehoben, daß Italien wieder Ausfuhrhandel treiben konnte, was seit einigen hundert Jahren nicht möglich gewesen war. Auch die wilden Frankenkönige und die Angelsachsen erwiesen dem Handel billigen Sinn; Marseille und London waren um 600 bereits große Märkte. Selbst in Karthago unter der strengen Herrschaft der Wandalen blühte der Handel auf, und die unzufriedenen Afrikaner, denen der Steuerdruck ihrer Herrn unleidlich dünkte, wurden, als sie unter Justinians Herrschaft kamen, mit Schrecken gewahr, daß die Regierung des alten Kulturstaats weit ärger zu pressen verstand.

Allerdings wurde dem Handel bald hier bald dort ein Paß verlegt, ein Markt verwüstet; von der See spähten die Raubschiffe der Sachsen und Normannen selbst in die Buchten des Mittelmeers, die Straßen blieben unsicher, die Königsfehden störten immer wieder Absatz und Warensendungen. Demungeachtet war nach der Wanderzeit der Großhandel überall, wo Germanenreiche bestanden, nicht unbedeutend, aber er war allerdings vorzugsweise in den Händen orientalischer Kaufleute, und seine Entwicklung wurde durch den Mangel an Kapital aufgehalten. Erst seit die Saracenen sich nach dem Jahre 700 in Spanien eindrängten, wurde der Warenverkehr wieder verringert; auch die Raubschiffe der Saracenen plünderten im Mittelmeer und machten alle Küsten unsicher. Von da dauerte, selten gebändigt, diese Plage des Mittelalters bis in die neuere Zeit. Nach dem zehnten Jahrhundert setzten sich Haufen des fremden Volkes im südlichen Frankreich fest, ja sie nisteten sich sogar in den Alpen ein, verlegten den Wallfahrern und Wagenzügen den Weg nach Rom und raubten erbarmungslos, so weit ihre schnellen Haufen zu schwärmen vermochten . . . .

Unterdes war der Germane Landwirt geblieben, er kannte außer seiner Hufe kein anderes Eigen, welches Erträge gab. Diese bestanden in Vieh und Frucht, die er selbst baute, und in den Leistungen an Getreide und Vieh, die ihm seine Unfreien und Hintersassen zahlten, weil er der wahre Eigentümer des Bodens war, auf dem sie saßen. Auch wo der König und der Bischof Geldstücke von abhängigen Männern einnahmen, wurde dies Geld betrachtet wie die Hühner, der Käse und die Scheffel

Digitized by Google

Weizen, als Gegenstände des Verbrauchs, die man aufsammelte oder gegen Waren umtauschte, die man aber nicht wieder benutzen konnte, um von ihnen einen Zins zu ziehen. Das Geld war nicht das Mittel, Reichtümer zu erwerben, sondern ein Teil des Erworbenen. Wenn die Kirche um diese Zeit den Christen für unziemlich erklärte, Geld gegen Zinsen zu leihen, so setzte sie nichts Neues fest, sie sprach nur aus, was nach dem damaligen Zustand der Geldwirtschaft für den Germanen in der Ordnung war. Da aber der Verkehr Geldleihen um Zins doch nicht ganz entbehren konnte, so wurden die Juden, die das Kirchengesetz ohnedies nichts anging, auch gesetzlich ermächtigt, gegen Zins zu leihen; sie wurden privilegiert für die Geldgeschäfte, die sie bereits thatsächlich in der Hand hatten, und kamen dadurch in eine unerhörte Stellung zu den abendländischen Völkern. Sie allein vermochten im modernen Sinne reich zu werden, indem sie das Kapital arbeiten ließen, und sie wurden bei hohen Zinsen und bei Darlehen gegen sicheres Faustpfand unvermeidlich sehr reich und in gewissem Sinne die stillen Regenten der Mitlebenden. Aber sie lebten in einer räuberischen Zeit, in der ihr Gewinn fortwährend die Habsucht der Schlechten und die Bekehrungslust der Frommen aufregte, sie blieben deshalb durch das ganze Mittelalter die Bankiers und Kapitalisten und wieder die Ausgeplünderten und Beraubten, der Kirche höchst anstößig und doch sehr begehrenswert, vom Volke verachtet und gefürchtet, Vertraute und Opfer der Könige.

Auch in den Städten des Römergebiets war der freie Germane nicht Handwerker, sondern Wirt, auch dort besaß er ein Eigen in Haus, Flurstück, Weinberg; sein Grundbesitz erwies ihn nicht nur als freien, waffenfähigen Mann, er umschloß ihm auch die ganze Möglichkeit zu leben. Wer aus der Heimat schied, dem versiegten alle Quellen der Existenz, sobald er seine letzte Goldmünze oder Halskette um Nahrung verkauft hatte. Wer Geld zu zahlen hatte als Buße für ein Vergehen und keinen Schatz besaß, der mußte sich seines Eigentums entäußern, indem er es einem benachbarten Grundherrn, dem Bischof, dem Könige verkaufte und von diesem zurückempfing gegen einen jährlichen Zins, der fortan das Grundstück belastete, ihn selbst aus einem freien Eigentümer zum Zinspflichtigen eines Herrn herabdrückte. Auch auf diesem Wege begann die Verschlechterung in der Lage der Gemeinfreien; allerdings arbeitete noch vieles andere daran, sie herabzudrücken.

Dieser niedrige Zustand der Geldwirtschaft dauerte durch Jahrhunderte bis zur Entwicklung der deutschen Städtekraft. Unbehülflich und langsam wälzte sich das Geld aus einer Truhe in die andre; lange Zeit floß nach dem Süden ab, was durch Beute und Bergbau von den Deutschen gewonnen wurde. Die Städte der Langobarden waren die ersten, die zu eigener Handelschaft mit dem Orient kamen; in ihren Schreinen sammelte

Digitized by Google

sich das Geld, das aus dem Norden abfloß; bei ihnen wurden zuerst wieder große Kapitalsunternehmungen und Geschäfte mit regelmäßigem, kaufmännischem Zins möglich. Von ihnen kamen Handelsverkehr, Industrie, Geldgeschäfte in die Städte Süddeutschlands, des Rheins, der nordischen Hansa.

Die Germanen gingen jetzt ein wenig in die Schule. Das Geheimnis der römischen Schrift wurde ihnen erschlossen, und mit dieser Schriftkunde zog ein neues Verständnis der Welt in ihre Seelen. In vielen alten Städten müssen um das Jahr 600 noch Kinderschulen bestanden haben, wie sie zur Römerzeit gewesen, jetzt unter christlichen Lehrern, welche die Knaben der Provinzialen lesen, schreiben und rechnen lehrten. Daneben wurden neue eingerichtet durch Klosterbrüder oder einen sorgsamen Bischof. Spärlich sind unsre Nachrichten darüber, aber ihre Wirksamkeit ist überall zu erkennen; die germanischen Könige erlassen schriftliche Verordnungen, und ihre Weisen fassen Gesetzsammlungen in lateinischer Sprache ab; die Kirche fordert von allen Geistlichen Kunde ihrer Schriftsprache, Briefe werden gewechselt, nicht nur von Bischöfen, auch von Kaufleuten und Vornehmen; geheime Briefe verbirgt man in einer Schreibtafel, deren Wachs man wegkratzt und wieder über das Blatt streicht. Sogar einzelne Merowinge waren nicht ohne Schulbildung. König Chilperich*) schrieb ein kleines Buch über die Dreifaltigkeit und stritt empfindlich über den Inhalt mit seinen Bischöfen; er wollte auch Verse machen, es gelang ihm aber nicht mit dem Versbau; er ersann sogar vier neue Buchstaben zur Bezeichnung der deutschen Laute ae, ō, th und w. Auch die arge Königin Fredegunde war der Schrift nicht unkundig, wenigstens studierte sie die Zahlen der Steuerregister und empfing mit Wohlgefallen die lateinischen Verse, mit denen ein später römischer Dichter (Venantius Fortunatus) sie anfang. Aber daß die Kenntnis der Schrift unter den Vornehmen dieser Zeit häufig nicht vorhanden war, läßt sich daraus schließen, daß ein bedrängter Königssohn einen Bischof bittet, ihm etwas zur Erbauung seiner Seele vorzulesen. Wer vollends in Waffen ging, sah verächtlich auf die hinterlistige Weisheit herab, welche Gedanken aufschrieb, wo sie ein lautes Wort nicht wagte. Lange blieb dem deutschen Volk das Lesen und Schreiben eine schwierige Kunst, die nur von einer kleinen Zahl Auserwählten verstanden wurde. Nach dem Jahre 600 wurde diese Gelehrsamkeit sogar seltener, und der große Karl hatte auf deutschem Boden seine Not, als er sie dem jungen Geschlecht und sich selbst einhämmern wollte; die lateinischen Buchstaben der Handschriften starrten den wackern Deutschen so fremdartig an, wie etwa jetzt den Anfänger hebräische

*) Der Sohn Chlothars, † 584. Vgl. über ihn und Fredegunde den 10. und 11., über Venantius Fortunatus den 12. Abschnitt.

Digitized by Google

Schrift. Der Geistliche bezeichnete sich die Stellen, welche er in der Kirche abzulesen hatte; alles im Buche ohne Anstoß lesen zu können, galt für besondere Geschicklichkeit; vom Blatt lesen war gefährlicher als jetzt vom Blatt spielen; viele sahen zwar in ihr Buch, hatten aber die Worte lieber auswendig gelernt, oder ließen sich den Wortlaut von den Nahestehenden leise vorsagen.

Auch wer zu lesen verstand, Bücher des Glaubens und Worte der römischen Heiden, sogar wer das verschnörkelte Latein der alten gallischen Rhetoren mit Genuß nachbildete, war sehr unvollkommen befähigt, in der Rede seine eigenen Gedanken auszudrücken, sobald das Gespräch die landläufigen Pfade verließ. Eine Anrede war nicht nur dem Volk, auch dem Gelehrten eine ernste Angelegenheit, sie mußte sorglich einstudiert werden. Predigten, in denen der Geistliche selbstthätig die Lehren des Glaubens erörterte, waren sehr selten, und dann immer sehr kurz. Die bescheidenste Predigt eines Dorfpfarrers unsrer Zeit wäre damals auch einem gelehrten Bischof ein schweres Stück Arbeit gewesen, an die Gemeinde aber eine überschwengliche Zumutung, der ihre Fassungskraft nicht gewachsen war. Ängstlich setzte man die Formeln und Redewendungen, welche in Schrift und Kirchenvätern überliefert waren, zusammen; es galt für einen wundervollen Beweis von Geist und Gelehrsamkeit, daß ein römisch Geschulter ohne Vorbereitung seine Ansicht über alles, was ihm vorkam, zu entwickeln vermochte. Auch diese Gewandtheit nahm in den nächsten Jahrhunderten eher ab als zu. Sie blieb in Deutschland lange geringer als in romanischen Gegenden . . . . .

In der That war es gar nicht wunderbar, daß es den Deutschen sehr schwer wurde, ihre Gedanken und Empfindungen in der Methode auszudrücken, welche die römische Litteratur brachte und die Kirche auch den Deutschen zumutete. Denn diese Art von Prosa widerstand der Sprache. In ihrem Deutsch, das klangvoll mit vokalbunten, schweren Flexionen von den Lippen rollte, hing fast allen Wörtern noch das Sinnliche des ersten Eindrucks an, der ursprünglich das Wort aus der Seele gelockt hatte. Abstraktionen, Wörter für Begriffe, die der sinnlichen Anschauung entkleidet waren, fehlten fast ganz. Das Wort Grund bedeutete nicht Ursache, sondern nur Boden, das Wort Ursache noch nicht die schöpferische Vorbedingung einer Wirkung, sondern die Veranlassung zu einem Streithandel; auch Ursprung bezeichnete nur den Quell, der aus der Erde springt; bei dem Worte Geist empfand die Phantasie noch den wehenden Lufthauch, und bei dem Worte Seele sah der Deutsche noch das rastlose Wogen der bewegten See vor sich, welcher er die unablässig arbeitende Gewalt seines Innern verglich. Wenn der Deutsche seinen Gedanken aussprechen wollte, so erfand er ihn in ein Bild gehüllt; die für alle Zeit geltende Wahrheit drückte er

Digitized by Google

aus wie einen Vorgang, den er aus der Vergangenheit berichtete; wenn er eine Lebensregel in Worte fassen wollte, erschien sie als Sprichwort. Hatte der Römer einen Armring geraubt, so entschuldigte er das durch den gemeingültigen Satz: Der Vorteil des einen ist Schaden des andern; wollte der Deutsche dasselbe ausdrücken, so empfand er das Gemeingültige nur als geheimen Hintergrund eines einzelnen Vorfalls, und er mußte sagen: Einem Baume pfropft man auf, was man dem andern nimmt.

Sprach er aber in gesteigerter Stimmung, frei schaffend, so ordnete sich ihm die Rede unwillkürlich in kleine parallele Satzglieder, von denen sich leicht je zwei zu einem Vers zusammenbanden. Es lag im Wesen seiner Sprache, besonders kräftig die anlautenden Bestandteile der Stammwörter hervorzuheben und zwei benachbarte Satzglieder dadurch einander anzupassen, daß in beiden die wichtigsten Wörter denselben Anlaut erhielten, den Stabreim. Auch einzelne Wörter gesellte er so zusammen: Stock und Stein, Flur und Feld, Haus und Hof. So weit ging das Bedürfnis des Gleichlauts, daß auch die Namen der Kinder oder Geschwister gern die gleichen Anfangslaute erhielten, die der Name des Ahnen hatte, z. B. Childerich, Chlodowech, Chlothar; Gunther, Gernot, Giselher. Dieser Drang nach Gleichlaut des Anlauts gab der gehobenen Rede etwas Formelhaftes und Starres; er trug dazu bei, hergebrachte schöne Wortverbindungen und poetische Bezeichnungen stehend zu machen. Die Verbindung aber der einzelnen kleinen Satzteile war sehr einfach, häufig wurden die nähern Bestimmungen als Apposition angeschoben, die relativen Verbindungswörter waren noch sehr schwach entwickelt, so auch alle Partikeln, die einen Nebensatz dem Hauptsatz unterordneten. Jetzt sollte der Deutsche erörtern in zusammengefügten Perioden mit „darum", „weil", „obgleich", „aber"; er sollte, was er meinte, nicht mehr im Bilde sagen, sondern sollte das, was ihm der untrennbare Hintergrund des Bildes gewesen war, von dem Bilde abgelöst vortragen; er sollte die ganze feine Dialektik der antiken Sprachen, die durch tausendjährigen prosaischen Stil ausgebildet war, in einer Sprache nachahmen, die noch ganz von dem buntfarbigen Leitseil des epischen Stils gelenkt wurde. Das war allerdings eine riesige Aufgabe; viele Geschlechter mußten mit dem Ausdruck ringen, bevor eine selbständige deutsche Prosa geschaffen wurde.

Während die Kirchensprache dem Geist des Deutschen eine neue, unerhörte Zucht zumutete, wandelte ihm nicht weniger gewaltig der historische Stil der lateinischen Prosa die heimische Weise, Thatsachen aufzufassen und zu berichten. Denn er besaß keine andere Art heimischer historischer Überlieferung als durch den Vers und die Harfe des Sängers. Nur das Gedächtnis der Weisen bewahrte neben den Liedern durch einige Geschlechter wirkliche Erinnerung an wichtige Ereignisse, bis auch solche stille Kunde der

Digitized by Google

Alten schwand oder sich in Sage umformte. Der Sänger wurde mit Armringen und goldenem Halsschmuck beschenkt, gerade wie der wackere Mann der Feldschlacht. Sänger von großer Begabung zogen aus einer Halle zur andern, sie fuhren weit in der Welt umher, kannten Antlitz und Sprache vieler Menschen und wurden in Geschäften als vertraute Boten ihrer Schatzspender versandt. Vers und Form des Gesanges waren altnational . . ., aber auch der Inhalt alter Poesie war kein zufälliger; denn alles wurde dem begabten Mann zur Dichtung, was ihm die Seele erhob. Von seinen Göttern berichtete er, indem er ihnen menschliche Schicksale und Abenteuer verlieh; die Gebilde und Erscheinungen der Natur, die grünende Erde, den Reif und Hagel, Felsen und Wasser, auch die Tiere der Wildnis, Bäume und heilkräftige Pflanzen erfüllte er mit menschenähnlichem Leben. Endlich auch von der Vergangenheit seines Volkes, von den eigenen Abenteuern und Empfindungen erzählte er als Dichtender. Der wirkliche Zusammenhang politischer Begebenheiten, die sich aus dem Kampfe verschiedenartiger Interessen und vieler Teilnehmer entwickeln, wird undeutlich erkannt und geht schnell dem Gedächtnis verloren. Nur einzelne bedeutende Züge der Hauptheldeu werden festgehalten . . . . Nur was dem Sänger für groß gilt, wird im Gedächtnis bewahrt, auch dies wird nach dem bereits vorhandenen poetischen Inhalt andrer Sagen unbefangen umgestaltet. Nun sind es die Abenteuer des Helden, die dem kampffrohen Volke als das Höchste erscheinen, sein Streit, Sieg und Untergang. Ebenso wird das Schicksal des Helden gedeutet nach der Auffassung, die der Sieger von dem Zusammenhang zwischen That und Folgen, Unrecht und Vergeltung in sich trägt. Oft ist diese Auffassung des Verhängnisses tiefsinnig und ergreifend. Wie jedem Volke ist auch dem deutschen ein gewisser Schatz von poetischen Situationen gegeben, in denen es seine Helden zu erblicken liebt. Träume und Vorzeichen leiten die Ereignisse ein; unter diesen stehen obenan Zweikämpfe, in denen sich Heldenkühnheit Mann gegen Mann bethätigt, Bezwingung von Riesen und Ungeheuern, Brautwerbung durch Gesandte, Festgelage und Kampfspiele, zuletzt ein großartig geschilderter Todeskampf, die Totenfeier und die Rache. Dazu die Einwirkung beglückender und zerstörender Leidenschaften.

Schon bei dem Bericht über Begebenheiten, die in naher Vergangenheit liegen und dem Sänger wie seinen Hörern wohlbekannt sind, ist die Umbildung geschäftig . . . Ein solcher Bericht ist aus kleinen Anekdoten, wirklichen und gefundenen, zusammengesetzt, nach der gemütlichen Neigung der Hörer, aber nach den Gesichtspunkten eines Geschichtschreibers. Je länger solche Sage von Ohr zu Ohr klingt, um so völliger wird ihre Umwandlung nach dem Herzensbedürfnis des Sängers und der Hörer; sie bewahrt vielleicht nur eine sehr entfernte Erinnerung an das wirkliche Sach-

Digitized by Google

verhältnis. Da drang von außen her eine neue Art geschichtlicher Überlieferung in die Völker, die sich um die Trümmer des Römerreichs gelagert hatten. Die römische Historie sandte ihre letzten Vertreter, um den neuen Herrenvölkern der Erde eine andere Art der Darstellung, einen andern Stil, eine andere Sprache und damit eine gänzlich veränderte Auffassung der Wirklichkeit zu geben. Verkünder eines neuen historischen Sinnes waren die lateinischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts, ihnen folgten als schwache Schüler die ersten Annalisten der deutschen Klöster. Sie sangen nicht mehr, sie schrieben. Ihr Bericht lautete nicht in deutscher Sprache, sondern in der gelehrten lateinischen; sie verachteten die alte Kunde aus Sage und Lied als heidnisch, und sie bemühten sich, den Stil ihrer lateinischen Sprache so zu formen, wie einst die römischen Geschichtschreiber, von denen mangelhafte Kenntnis geblieben war. Sie reihten die Erzählung nicht mehr an den sagenhaften Geschlechtstafeln alter Stammesfürsten auf, sondern sie ordneten die Folge ihrer Thatsachen genau von dem Jahre, in welchem der Heiland geboren war.

Wer jetzt die kurzen Notizen der ältesten Klosterjahrbücher übersieht, muß sich erst deutlich machen, wie unermeßlich der Fortschritt war, den diese wenigen Worte bezeichnen. Erst durch sie erhielt der Germane eine verhältnismäßig sichere Erkenntnis vergangener Ereignisse. Mit ihnen wurde fast plötzlich ein ganz neues Verständnis der Menschenwelt aufgethan. Schwarz auf weiß stand die Thatsache verzeichnet; was von ihr niedergeschrieben war, blieb feststehen, es wurde wieder und wieder abgeschrieben, es wurde Wahrheit gegenüber der alten, unaufhörlich umgeformten Sage. Auch den ältesten Geschichtschreibern der Germanen läuft viel Unwahres unter ihren historischen Bericht; Jordanes, Gregor von Tours, Paulus Diakonus, selbst die Gelehrten Isidor und Beda*) sind Kinder ihrer Zeit; wo sie aus der Erinnerung ihrer Väter aufzeichnen, berichten auch sie nur Sagenhaftes; aber der Anteil, den sie an lateinischer Bildung haben, reicht doch hin, um sie zu erträglich glaubwürdigen Berichterstattern solcher Ereignisse zu machen, die sie selbst erfuhren oder aus älteren römischen Historikern entlehnten.

So kam es, daß seit dem sechsten Jahrhundert bei den Germanen eine zwiefache Überlieferung nebeneinander lief: eine gelehrte, lateinische, christliche, geschriebene und eine volksmäßige, altheimische, mit heidnischen

*) Über Jordanes vgl. Band 2, S. 7, über Gregor unten Abschnitt 12, über Paulus Diakonus oben S. 155 ff.; Isidor, Bischof von Sevilla, † 636, verfaßte außer zahlreichen andern Schriften eine kurze Geschichte der Goten, Wandalen und Sueben in Spanien; der angelsächsische Mönch Beda, mit dem Zunamen Venerabilis (der Ehrwürdige), 674—735, schrieb eine berühmte angelsächsische Kirchengeschichte.

Digitized by Google

Anschauungen erfüllte, durch Gesang fortgetragene. Groß war der Gegensatz beider Richtungen, und durch viele Jahrhunderte arbeiteten beide, einander zu verderben. Mancher Chronist und Legendenschreiber war nichts als ein schwungloser Sagenerzähler. Mancher treuherzige Sänger dagegen versuchte die historischen Schriften der Bibel, ja die aufgezeichneten Thaten alter Könige und Kaiser in heimischer Weise durch Vers und Saitenspiel darzustellen. Mehr als ein talentvoller Mönch schrieb in lateinischer Sprache sowohl wahrhaft und nüchtern die Geschichte seiner Zeit, als in der Weise römischer Dichter poetisch und sagenhaft alte Volksüberlieferungen; dann ging derselbe Schreiber, ohne die Verschiedenheit völlig zu begreifen, zwiespältige Wege, historische Thatsachen der Kenntnis folgender Geschlechter zu überliefern. Aber die Schrift und die nüchterne, nur die Thatsachen bewahrende Weise der lateinisch Gelehrten gewann allmählich breiteren Boden; nach ihr zog sich die Auffassung irdischer Ereignisse durch die Gebildeten, sie drang auch in die kleineren Kreise des Volkes, der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Überlieferung kam allmählich in das Bewußtsein der Menschen. —

Unterdes baute der Landwirt zwischen Rhein und Elbe seine Äcker nach der Väter Weise; aber auch an ihn traten die Forderungen des neuen Staates, der Kirche und der fremden Bildung. Wie er auf seinem Eigen hauste und die Herden zog, erkennen wir aus den Rechtsbüchern der germanischen Völker. . . . Nicht alle deutschen Völker bauten ihre Häuser auf dieselbe Art, aber die meisten liebten die Gebäude eines ansehnlichen Gutes im großen Hofraum breit nebeneinander zu stellen, jedem Bedarf des Gutes ein eigenes Gebäude. Das Herrenhaus eines fränkischen Landgutes war der „Saal", ein stattlicher Holzbau, zu dessen Thür wohl auch Stufen hinaufleiteten.*) Durch die Thür trat man in den großen Raum, in dem der Beschauer auf die Balken der Wände und die Sparren des Daches sah und auf den Herd, dessen Rauch durch eine Öffnung der Decke zog. An den Seiten waren Verschläge und geschlossene Räume. Saßen die dienenden Frauen nicht in gesonderter Wohnung, so arbeiteten sie getrennt in zweien dieser Räume, von denen der eine bessere Ehre hatte. Neben dem Haus lagen Scheuern, Ställe und offene Schoppen, auch das Badehaus wird häufig erwähnt. Ferner die Kemenate (Caminata), ein heizbarer Raum ohne Herd, für Frauen, Kostbarkeiten u. s. w. Auf dem Herrensitz eines Großen standen noch andere Gebäude für gastliche Bewirtung, darunter der Palast, eine große Halle, zu der eine Rampe oder Stufe führte. Sein Dach wurde im Innern durch Holzsäulen getragen. Zwischen Säulen und

*) Mit der folgenden Beschreibung des altfränkischen Hauses vergleiche man die, welche im 1. Bande von dem Hause der germanischen Urzeit entworfen ist. (S. 50 ff.)

Digitized by Google

Wänden lief eine erhöhte Bühne entlang mit Ehrensitzen für die vornehmen Gäste und Frauen. Anders erhob sich das alamannische Haus mit flachem vorspringendem Dach und Holzgalerien, der Ahn des jetzigen Schweizerhauses. Wir dürfen annehmen, daß der Thüring schon damals, wie durch die späteren Jahrhunderte, auf dem festgestampften Lehm seines Hausflurs saß, von dem die vornehmsten Teile des Hauses, Frauenraum und Schlafstellen mit erhöhtem Boden und Thüren abgeschlossen waren. Noch altertümlicher breitete das altsächsische Haus sein großes Strohdach mit den Pferdeköpfen am Giebel über Diele, Herd, Schlafräume und Viehställe; denn enger schloß sich in dem Einzelgehöft das Hauswesen um die Häupter der Menschen und Tiere.

Aber neben der deutschen Wohnung war damals im Westen und Süden auch auf dem Lande der römische Turmbau nicht selten. In den Vorbergen der Alpen, im Zehntlande und auf den Rheinhügeln ragten überall die alten Türme der Römer, viereckige Warten mit mehreren Stockwerken, um deren oberstes eine hölzerne Galerie lief. Die Eingangsthür lag zuweilen hoch über dem Boden, so daß man nur mit einer Leiter herankommen konnte; dann waren die Stockwerke auch im Innern wohl durch Leitern verbunden, welche, abgenommen, Verteidigung von oben gegen den eindringenden Feind gestatteten. Diesen Steinturm umschloß ein Pfahlwerk und Graben. Auch wo die Mauer größerer Kastelle mit ihren Zinnen und Türmen dauerte, waren in dem engen Bezirk, den sie einschloß, die Räume für Menschen und Vorräte in mehreren Stockwerken aufeinander gesetzt. In diesen Römerburgen, welche die Franken und Alamannen ausgebrannt hatten, richteten sich jetzt nicht nur Beamte des Landesherrn, auch ungesetzliche Haufen fahrender Krieger ein und spähten von der Höhe in die Thäler, um das Land zu überwachen oder einen Raubzug zu wagen. Aus einer Verbindung der deutschen Lebensgewohnheit mit römischem Mauerbau sind die Ritterburgen der späteren Zeit entstanden.

Der Hofraum des deutschen Landwirts aber war mit Zaun oder Mauer umfriedet, am Thor die Hütte des Hofhundes. Das Hofthor wurde in der Nacht verschlossen, indem man hölzerne Keile einhämmerte. In der Mitte des Hofes war die Dungstätte, Rosse und Rinder wurden bei Nacht in den Hof getrieben zum Schutz gegen räuberischen Überfall. Die Gehöfte lagen nebeneinander an Dorfgassen, zwischen ihnen zuweilen trennende Fußsteige. Einem Grundherrn, der mehrere Hufen im Dorfe besaß, gehörten auch unfreie Hinterleute, welche von kleinerem Hofe seine Hufen bauten. Sie lebten, zumal auf altem Römerboden, in verschiedenen Graden der Unfreiheit, vom persönlich freien Zinsmann bis zum Leibeignen; unfrei waren auch die Knechte und Hausdiener. Aber ein großer Herrenbesitz enthielt noch andre abhängige Leute; auch die Handwerker wohnten auf dem

Digitized by Google

Grunde eines Herrn, nicht nur Wagner und Grobschmiede, auch Geldschmiede, Schwertfeger und Lederarbeiter, sie klopften und hämmerten in den Dorfhäusern neben Weib und Kind für ihren Grundherrn und daneben um Lohn für alle, die bei ihnen arbeiten ließen; ebenso die Müller in der Wassermühle, deren Betrügerei durch die Gesetze gedrückt wurde. Und der Dorfbesitz eines vornehmen Franken oder Burgunden umschloß außer den Landarbeitern auch die ganze Gewerbthätigkeit seiner Gegend, die man sich nicht gering denken darf.

An dem Hofe lag häufig der Obstgarten, mit Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen. Die Mönche hatten Pfropfreiser aus dem Süden herzugetragen, man wußte mit der Veredelung Bescheid. Wer Pfropfreiser abbrach oder die Baumpflanzung beschädigte, zahlte hohe Strafe. Auch Weinberge waren an der Mosel, am Rhein, in Baiern; man hielt auf gute Reben, der unfreie Winzer hatte sie in Pflege. Sorgfältig versteint waren die Äcker oder [in späterer Zeit zuweilen] durch lebende Hecken umschlossen, die Gärten aber durch Zäune, die aus Knüppeln oder Pfählen in Brusthöhe errichtet sein sollten. Gepflügt wurde mit Pferden und Ochsen; mit Geld gestraft wurde, wer abackerte, ebenso wer einen verbotenen Fußsteig ging. Schon um 600 wird es alte Sitte genannt, dies Verbot durch eine wippende Rute oder ein aufgesteckte Strohbündel zu bezeichnen. Im Felde wurden die vier großen Getreidesorten [seit dem achten Jahrhundert] in der Dreifelderwirtschaft*) gebaut, auf dem alten Römergebiet an der Donau, unter Schwaben und Alamannen, hatte sich daneben der Spelt, die römische Frucht für weißes Mehl, erhalten; sie dauert dort noch heute. Außerdem wurden Flachs, Rüben, Bohnen, Erbsen und Linsen gesät, und wer in ein solches Flurstück einfiel, der wurde gestraft; aber schon damals verboten die Baiern, den Felddieb zu pfänden.

Immer noch gab die Viehzucht dem Landwirt die besten Erträge. Obenan stand die Schweinezucht. Der Sauhirt mit einem Knaben war der wildeste Genosse des Hofes; denn er hauste unter seiner Herde, die er

*) „Nachdem man von den Römern die Winterfrucht kennen gelernt und hierfür geeignete und bereits verwendete Ländereien gewonnen hatte, gelangte man zu der Dreifelderwirtschaft, seit dem achten Jahrhundert; sie ward und blieb bis Anfang unseres Jahrhunderts das vorherrschende Wirtschaftssystem. Das ganze zum Getreidebau bestimmte Land wurde nun in drei möglichst gleiche Felder (Schläge) zerlegt, von denen immer je zwei in Saat standen, während das dritte (Egert) in Brache lag. Der Reihe nach wurde also jedes Feld ein Jahr mit Weizen, Spelt oder Roggen als Winterfrucht und ein Jahr mit Hafer oder Gerste benutzt; das dritte Jahr diente es als Brachland zur Gemeindeweide. Das Sommerfeld wurde einmal im Frühjahr, das für die Wintersaat bestimmte Brachland zweimal, um Johannis und im Herbst, gepflügt." Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte S. 190. Vgl. auch oben S. 218.

Digitized by Google

durch Hund und Horn bändigte, während langer Sommerzeit im Eichen- und Buchenwald. Dort baute er seiner Herde eine Baracke aus Baumrinde zum Schutz gegen Unwetter, und er und sein Hund hatten harte Kämpfe mit den Wölfen zu bestehen. Die größte Freude des Landmannes war die Zucht seiner Rosse. In sehr hohem Preis standen die Hengste, die zum Krieg tauglich waren; sie weideten, die Füße an Leinen gekoppelt. Schwer büßte, wer sie von der Weide stahl. Auch die Betrügereien der Roßtäuscher waren wohl bekannt, und das Gesetz suchte vor ihnen zu schützen. Allem Vieh banden die Süddeutschen tönende Schellen um den Hals, die Franken auch den Schweinen im Laubwald. Zahlreicher als jetzt flatterte in den Höfen das Geflügel. Obenan in Ehren stand mit seinen Hühnern der Haushahn, der durch besonderes Bußgeld geschützt war, außerdem Schwäne und sogar Kraniche, die bis zum dreißigjährigen Krieg als strenge Gebieter des deutschen Hühnerhofes geschützt waren. Im vornehmen Hofe fehlte auch das Falkenhaus nicht, und unter den Vierfüßlern der Hofstätte liefen zahme Hirsche, die man zum Fange ihrer wilden Stammgenossen abzurichten verstand. Sorglich geschützt wurden die Bienenstöcke des Gartens, welche in verschiedenen Formen als Stämme oder Körbe eingerichtet waren. Wer einen Bienenstock stahl, hatte bei den Franken dasselbe Strafgeld zu entrichten wie für eine Kuh mit dem Kalbe. . . .

Der freie Eigentümer hatte nur einen Herrn über sich, den König, vor ihm neigte er das Haupt und beugte die Knie, sonst saß er auch neben Reicheren, den Beamten und Gefolgsleuten des Königs als gleichberechtigt; doch schon zahlte für einen Frevel, der an seinem Leibe geübt wurde, der Thäter geringeres Wergeld, als wenn der Beschädigte des Königs Diener war.*) . . . Die ganze Kraft des Volkes lag in der Masse der freien Landbewohner. Aber schon damals arbeiteten Könige, Grundherren, gewaltthätige Beamte und die Kirche daran, die Zahl der Freien zu vermindern. Der Gemeinfreie war ein geldarmer Mann, und doch forderten die neuen Gesetzbücher der Könige bei jedem Unrecht, das er beging, von ihm eine Strafe in edlem Metall. Kaum ein Landwirt vermochte sich in der händelsüchtigen Zeit straflos zu halten, wenn der Graf des Königs ihn zu einer Buße zwingen wollte. Reichten Viehhäupter und Ernte nicht hin, das Geld zu schaffen, so mußte er sich seines Eigens entäußern. Auch dem Schuldlosen wurden die Forderungen der Könige zu schwer. Schon damals [in der späteren Merowingerzeit] muß die Lage des freien Bauern oft unerträglich gewesen sein; die Lasten, die ihm das Land auferlegte, der Zehnte, Waffendienst, Fuhren und Lieferungen bei Reisen des Königs und seiner Beamten, waren sehr groß. Gegen die Mächtigen fand er kein Recht;

*) Vgl. oben S. 224.

Digitized by Google

häufig quälten ihn Räuberbanden und Gewaltthaten seiner Nachbarn. So hielt er es für Rettung, seine Freiheit aufzugeben, Hof und Hufe einem Reichen in die Hand zu legen und von ihm zurückzuempfangen. Dann lieferte er als Symbol seiner Dienste dem neuen Herrn eine Hufe von dem Hofe und einen Teil seines Feldertrags oder seiner Arbeitskraft als jährliche Abgabe. Dafür übernahm der neue Herr, ihn zu schützen und mit seinem Gefolge den Waffendienst für ihn zu leisten. . . .

[Viele traten auch in Schutz und Abhängigkeit von der Kirche.] Wer sich gute Aufnahme bei dem Herrn des Himmels bereiten wollte, der mußte die Heiligen zu Fürsprechern werben durch edles Metall und durch Übergabe seiner Äcker. Jeder, der sich ängstigte um die Zukunft, war bemüht, der Kirche zu schenken, noch während er lebte oder bevor er starb. Gab er als Lebender Äcker, dann überließ ihm wohl auch die Kirche die Verwaltung gegen Abgaben, und er wurde unfreier Mann des Bischofs oder Klosters oder eines Heiligen; die geschenkten Güter der Verstorbenen besetzte die Kirche mit ihren Unfreien.

So etwa begann die Verringerung der deutschen Landeskraft, die Unterdrückung der Bauern, die Verschlechterung des Fußvolks und das Heraufkommen der Lehnsherren und ihres — oft unfreien — Gefolges, aus denen sich in den nächsten Jahrhunderten der höhere und niedere deutsche Adel entwickelte. Jeder Bußprediger, jeder harte Graf, jeder innere Krieg, jeder Einfall fremder Feinde trieb zahlreiche Freie in die Dienstbarkeit."

9. Sittenbilder in Erzählungen aus Gregors Geschichtswerke.

Nach dem modernen Meister kulturgeschichtlicher Schilderung geben wir nun das Wort dem zeitgenössischen Geschichtschreiber der Merowinge, dem alten ehrwürdigen Bischof Gregor von Tours (540—594). Dieser hat nämlich in seinen „Zehn Bücher fränkischer Geschichte" mit liebenswerter Geschwätzigkeit viele kleine Erzählungen eingeflochten, die mit der politischen Geschichte wenig oder gar nichts zu thun haben und doch durch die Treue und Klarheit, mit der sie die Zeitverhältnisse darstellen, so ausgezeichnet sind, daß wir sie nicht nur nicht missen möchten, sondern sie geradezu zum Wertvollsten zählen müssen, was die Geschichtschreibung der älteren Zeit uns aufbewahrt hat. Einige dieser Erzählungen, die aus dem eben angeführten Grunde nicht weniger wichtig sind als seine Berichte über politische Ereignisse, lassen wir nun folgen, als Sittenbilder in epischer Form.

Zunächst eine „alte Dorfgeschichte aus dem Trierer Land", die leider in ihrer Art ganz einzig dasteht und uns einen zwar nur kurzen, aber höchst wertvollen Einblick gewährt in das Verhältnis der romanischen zur

Digitized by Google

germanischen Nationalität, „in die Stellung der Unfreien zu ihrem Herrn und in den Verkehr auf dem Hofe eines angesehenen deutschen Gutsherrn vor dreizehnhundert Jahren.“ Zur Orientierung unserer Leser ist nur voraus zu bemerken, daß König Theuderich, bevor er in den Krieg mit den Thüringen zog, sein Reich durch feierlichen Vertrag mit seinem Bruder und Nachbar Childebert zu sichern gesucht hatte, indem er mit diesem Geiseln auswechselte, daß der in der Erzählung vorkommende Bischof Gregor von Langres der nachmalige Urgroßvater unseres Gregor von Tours war und daß mithin dieser ein Stück Familienchronik in folgendem*) aufgezeichnet hat.

a) Gefangenschaft und Flucht des jungen Attalus.

Theuderich und Childebert schlossen einen Bund und schwuren einander, es wolle keiner gegen den andern zu Felde ziehen, und sie gaben sich gegenseitig Geiseln, damit um so fester bestände, was sie abgemacht hatten. Viele Söhne von vornehmen Römern wurden als Geiseln gegeben. Als sich aber (533) wiederum Hader zwischen den Königen erhob, verfielen diese Geiseln als Leibeigene dem Staate des einen wie des andern Königs. Sie wurden einzelnen Männern zur Aufsicht übergeben und von diesen als ihre eigenen Sklaven angesehen und zu Knechtsdiensten angehalten. Viele von ihnen versuchten zu entfliehen und gelangten auch glücklich wieder in ihre Heimat, andere aber blieben in der Knechtschaft. Unter diesen war auch Attalus, ein Neffe des frommen Bischofs Gregor von Langres, in die Leibeigenschaft des Staates verfallen, und man hatte ihn zum Pferdeknecht bestimmt. So diente er einem Deutschen**) in der Nähe von Trier. Danach schickte der selige Gregor Diener aus, um seinen Neffen zu suchen. Sie fanden ihn auch und boten dem Franken reiche Geschenke als Lösegeld. Dieser aber wies sie zurück und sprach: „Wer von so vornehmer Abkunft ist, muß mit zehn Pfunden Goldes freigekauft werden.“ Als nun die Diener unverrichteter Sache nach Hause zurückkehrten, sprach ein gewisser Leo, der in des Bischofs Küche diente, zu ihm: „Wenn du mirs erlaubtest, Herr, so gelingt es mir vielleicht, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien.“ Da gab ihm sein Herr mit Freuden seine Einwilligung, und der Jüngling machte sich stracks auf den Weg. Er gedachte, den Attalus heimlich zu entführen; aber das Unternehmen mißlang.

Da ging er zu einem Freunde, erzählte ihm alles und sprach: „Komm mit mir und verkaufe mich als deinen Sklaven in dem Hause jenes Franken.

*) Buch 3, Kap. 15. Giesebrecht, Bd. 1, S. 127 ff.

**) Man könnte auch Franken übersetzen. Gregor nennt ihn einen „Barbaren“. Noch zu Gregors Zeiten, der dies um 590 schrieb, bezeichnete der Römer in Gallien den Franken als Barbaren!

Digitized by Google

Was du dafür bekommst, soll dein sein; ich thue es nur, um das Werk leichter auszuführen, das ich mir vorgenommen habe." Als er ihm dies zugeschworen hatte, ging jener Mensch mit ihm, verkaufte ihn für zwölf Goldschillinge und machte sich aus dem Staube. Der Franke aber, der den Leo gekauft hatte, fragte seinen neuen Knecht, worauf er sich besonders verstünde, und Leo antwortete: „Ich bin sehr geschickt, alle Speisen zu bereiten, die man an den Tischen der Herren ißt, und man wird sicherlich meinesgleichen in dieser Kunst nicht finden. Ich sage dir in Wahrheit, selbst wenn du den König zu Gaste lüdest, so könnt' ich dir königlich kochen, und keiner besser als ich." Da sagte der Herr: „Siehe, Sonntag ist vor der Thür — denn so pflegen die Deutschen den Tag des Herrn zu nennen —, an diesem Tage werde ich meine Nachbarn und meine Verwandten zu mir einladen; dann bereite mir also ein Mahl, daß sie sich wundern und sprechen: In des Königs Hause haben wir's nicht besser gesehen." Leo erwiderte: „Mein Herr lasse mir nur eine Menge von jungen Hühnern herbeischaffen; so will ich schon thun, was er befiehlt." Als nun der Koch alles zugerichtet hatte, wie ihm befohlen war, und der Tag des Herrn anbrach, da bereitete er ein großes Mahl, reich an den köstlichsten Leckerbissen. Und da die Gäste alle gegessen und das Mahl höchlich gelobt hatten, gingen sie vergnügt von dannen. Der Herr aber freute sich seines Koches und wandte ihm große Gunst zu. Er erlaubte ihm, über alles zu verfügen, was er besaß, und ließ ihn allen im Hause Fleisch und Zukost zuteilen; so liebte er ihn. So ging ein Jahr dahin, und der Herr war schon längst ohne alle Besorgnis über seines Koches Zuverlässigkeit. Da ging Leo einst mit dem jungen Pferdeknecht Attalus hinaus auf eine Wiese, die unfern dem Hause war und wo die Pferde weideten. Und als Attalus sich ins Gras warf, legte sich Leo zu ihm auf den Boden, aber so, daß er ihm den Rücken zukehrte, damit man nicht sehe, wie sie miteinander sprachen. Da sagte Leo: „Jetzt ist es Zeit, daß wir der Heimat gedenken. Laß dich also in dieser Nacht, wenn du die Pferde in den Stall geführt hast, nicht vom Schlaf übermannen; sondern wenn ich dich rufe, so komm; dann wollen wir uns auf den Weg machen."

Nun hatte gerade an jenem Tage der fränkische Herr viele seiner Verwandten zum Mahle geladen, unter diesen auch seinen Eidam, der seine Tochter zur Ehe genommen hatte. Als aber alle um Mitternacht sich vom Schmause erhoben, folgte Leo mit dem Schlaftrunk dem Eidam seines Herrn in seine Kammer und reichte ihm zu trinken. Da sprach dieser in fröhlicher Weinlaune scherzend zu ihm: „Nun, du Allervertrautester meines Schwähers, sage mir doch: wann wirst du ihm denn seine Pferde stehlen und dich auf den Heimweg machen?" Leo antwortete gleichfalls in scherzendem Tone die Wahrheit und sagte: „Ich denke, will's Gott, noch in

Digitized by Google

dieser Nacht." „Dann mögen," sprach jener, „meine Diener nur auf der Hut sein, daß du mir nichts von meinen Sachen mitnimmst." So gingen sie lachend auseinander. Als aber alle schliefen, rief Leo den Attalus, und nachdem sie die Pferde gesattelt hatten, fragte er ihn, ob er auch ein Schwert habe. Attalus antwortete: „Ich habe nur einen kleinen Speer." Da ging Leo in das Schlafgemach seines Herrn und nahm dessen Schild und Schwert; und als der Herr fragte, wer da wäre und was er wolle, sprach er: „Ich bin Leo, dein Knecht, und will den Attalus wecken, daß er schnell aufsteht und die Pferde auf die Weide treibt; denn er schläft so fest wie ein Betrunkener." „Meinetwegen," sprach der Herr und schlief ein. Leo aber ging hinaus, gab die Waffen dem Jüngling und fand das Hofthor durch göttlichen Beistand geöffnet, da es doch am Abend durch eingetriebene Pflöcke verschlossen worden war, damit die Pferde nicht fortliefen. Da dankten sie Gott und machten sich auf den Weg, nahmen auch die andern Pferde mit sich und ein Bündel mit Kleidern. Als sie aber an die Mosel kamen und übersetzen wollten, wurden sie von Leuten angehalten. Deshalb ließen sie die Pferde und Kleider in Stich und durchschwammen den Fluß, indem sie sich mit der Brust auf die Schilde legten. Nachdem sie glücklich das jenseitige Ufer erreicht hatten, eilten sie in einen Wald und versteckten sich daselbst im Dunkel der Nacht.

Nun war die dritte Nacht gekommen, seit sie ohne einen Bissen Speise unterwegs waren. Da fanden sie nach Gottes Fügung einen Pflaumenbaum voll von Früchten; sie aßen davon, stärkten sich und machten sich weiter auf den Weg nach der Champagne. Wie sie so dahinzogen, hörten sie auf einmal das Getrappel eilender Rosse und sagten: „Wir wollen uns zu Boden werfen, daß uns die Menschen nicht sehen, die da kommen." Und siehe, in der Nähe war gerade ein großer Brombeerstrauch, hinter den liefen sie und warfen sich mit gezogenen Schwertern auf die Erde, damit sie sich, wenn sie bemerkt würden, sogleich verteidigen könnten. Da aber die Reiter an die Stelle kamen, machten sie halt bei dem Brombeerbusch und einer von ihnen sagte: „Verdammt! Diese Schelme sind entwischt und nirgends zu finden. Aber bei meinem Leben, wenn sie erwischt werden, so lass' ich den einen an den Galgen hängen und den andern mit Schwertern in Stücke zerhauen." Es war nämlich der Deutsche, der so sprach, ihr eigener Herr, der ausgeritten war, die Flüchtlinge zu suchen, und er hätte sie sicher gefunden, wenn es nicht Nacht gewesen wäre. Darauf gaben die Reiter ihren Pferden die Sporen und eilten weiter.

In derselben Nacht aber erreichten die Flüchtlinge noch die Stadt Reims, gingen hinein und trafen einen Mann; den fragten sie nach dem Hause des Priesters Paulinus, und er zeigte es ihnen. Als sie über die Straße gingen, läutete es gerade zur Frühmette; denn es war an einem

Digitized by Google

Sonntag. Sie klopften an die Thür des Priesters und traten ein, und Attalus erzählte ihm von seiner Gefangenschaft und Flucht. Der Priester, der des Bischofs Gregor alter Freund war, nahm die Jünglinge liebreich auf und sprach: „So wird also mein Traum zur Wahrheit; denn mir träumte in dieser Nacht, daß zwei Tauben zu mir flogen und sich auf meine Hand setzten; die eine war weiß, die andere schwarz.“ Darauf sprach Attalus: „Der Herr möge uns verzeihen, wenn wir an seinem heiligen Tage vor der Frühmesse zu essen begehren; aber uns hungert gar sehr. Bitte, reiche uns etwas Speise; denn es ist der vierte Tag, daß wir nicht Brot noch Fleisch gegessen haben.“ Da führte sie der Priester in ein Versteck, wo sie sicher geborgen waren, gab ihnen Brot in Wein getaucht und ging zur Mette. An demselben Tage kam auch der fränkische Herr zu dem Hause geritten, da er ihnen auf die Spur gekommen war, und forschte bei dem Priester nach den Flüchtlingen; doch dieser wußte ihn irre zu leiten, und so gab jener alles Suchen auf und kehrte heim.

Als die Jünglinge durch Speise und Trank wieder zu Kräften gekommen waren und zwei Tage im Hause des Priesters geweilt hatten, zogen sie von dannen und gelangten endlich nach Langres zum heiligen Bischof Gregor zurück. Der alte Herr aber freute sich innig, als er die Knaben sah, und weinte am Halse seines Neffen Attalus. Den Leo aber löste er mit seinem ganzen Geschlecht von der Knechtschaft und gab ihm eine Hufe mit Haus und Hof zu Erb' und Eigen; auf der lebte er mit seinem Weibe und seinen Kindern als ein freier Mann bis an sein Ende.

Zu dieser freundlichen Erzählung bildet ein düsteres Gegenbild, was Gregor von der unmenschlichen Grausamkeit eines Zeitgenossen, des fränkischen Herzogs Rauching, gegen seine Leibeigenen berichtet.*) Man ersieht daraus, daß die Greuel, welche die merowingischen Herren begingen, von manchen vornehmen Unterthanen gelehrig nachgeahmt wurden, wenn auch solche Abscheuliche wie Rauching seltene Ausnahmen waren.

b) Herzog Rauchings Grausamkeit und sein Tod.

In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebte im Gebiet von Soissons ein fränkischer Großer Namens Rauching, ein Mann ganz von Eitelkeit erfüllt, von Hochmut aufgeblasen und voll frechen Stolzes, der so mit seinen Untergebenen umging, als ob keine Spur von Menschlichkeit in ihm wäre. Über alles Maß menschlicher Bosheit und Unsinnigkeit wütete er gegen die Seinigen und führte abscheuliche Unthaten aus. Wenn z. B. ein Diener, wie es beim Gelage zu geschehen pflegt, vor ihm eine brennende Fackel hielt, so ließ er ihm die Beine entblößen und die Fackel solange auf

*) Buch 5, Kap. 3. Giesebrecht Bd. 1, S. 223 f.

Digitized by Google

die nackten Glieder stoßen, bis sie erlosch, und wenn sie dann wieder angezündet war, setzte er es fort, bis die Beine des Fackelträgers ganz verbrannt waren. Wenn aber solch ein Unglücklicher zu schreien oder sich von der Stelle zu rühren wagte, zog er sogleich das Schwert blank; und während jener weinte, jauchzte er vor Freude. Es erzählen manche auch dies: er habe unter seiner Dienerschaft damals einen Mann und ein Mädchen gehabt, die sich ineinander verliebt hatten. Und als sich ihr Verhältnis schon zwei Jahre oder noch länger hingezogen hatte, verabredeten sie sich und flohen zusammen in eine Kirche.*) Da dies Rauching erfuhr, ging er zum Priester des Ortes und verlangte, es sollten ihm seine Leute sofort wiedergegeben werden, es werde ihnen kein Leid widerfahren (denn nur unter dieser Bedingung lieferte überhaupt die Kirche Flüchtlinge aus). Darauf sprach der Priester zu ihm: „Du weißt, welche Ehrerbietung man der Kirche Gottes weisen muß. Du wirst sie also nicht zurückerhalten können, wenn du nicht dein Wort giebst, daß du ihre Ehe bestehen läßt, und überdies versprichst, sie ohne alle körperliche Strafe zu lassen.“ Da legte Rauching, nachdem er lange unschlüssig geschwiegen hatte, die Hände auf den Altar und schwur: „Sie sollen niemals durch mich getrennt werden, sondern ich will vielmehr alles dazu beitragen, daß ihre Verbindung bestehe; denn, obwohl ich es ungern sah, daß sie dies ohne Bewilligung thaten, so bin ich doch froh, daß mein Knecht nicht eines andern Magd und sie nicht eines andern Knecht genommen hat.“ Gutmütig genug glaubte der Priester dem Versprechen des arglistigen Mannes und gab ihm die Leute unter der Bedingung der Straflosigkeit heraus. Nachdem Rauching sie aber erhalten hatte, dankte er und ging nach Hause. Darauf ließ er sogleich einen Baum fällen, die Äste abhauen, den Stamm von beiden Enden her durch Keile spalten und der Länge nach aushöhlen; dann befahl er die Erde drei oder vier Fuß tief auszugraben, die eine Hälfte des Baumstammes in die Grube zu senken, das Mädchen wie eine Tote hineinzulegen und den Knecht oben darauf zu werfen. Hiernach fügte er die andere Hälfte des Stammes als Deckel darauf, ließ die Grube wieder mit Erde zufüllen und begrub sie so lebendig, indem er sprach: „Ich habe meinen Schwur gehalten; sie sollen in Ewigkeit nicht getrennt werden.“ Als dies dem Priester gemeldet wurde, lief er in höchster Hast herbei, fuhr den ruchlosen Mann heftig an und brachte es endlich mit Mühe und Not dahin, daß er die Begrabenen wieder aufdecken ließ. Den Knecht zog man noch lebendig heraus, das arme Mädchen aber war inzwischen erstickt. Durch solche Schandthaten

*) „Ohne Erlaubnis des Herrn konnten Unfreie keine Verbindung eingehen; der Ehe waren sie nach Volksrecht nicht fähig, wohl aber nach Kirchenrecht und Dogma. Die Kirche trachtete lange vergebens, diesen Konflikt im Sinne des Christentums zu lösen.“ Dahn.

Digitized by Google

Anschauungen erfüllte, durch Gesang fortgetragene. Groß war der Gegensatz beider Richtungen, und durch viele Jahrhunderte arbeiteten beide, einander zu verderben. Mancher Chronist und Legendenschreiber war nichts als ein schwungloser Sagenerzähler. Mancher treuherzige Sänger dagegen versuchte die historischen Schriften der Bibel, ja die aufgezeichneten Thaten alter Könige und Kaiser in heimischer Weise durch Vers und Saitenspiel darzustellen. Mehr als ein talentvoller Mönch schrieb in lateinischer Sprache sowohl wahrhaft und nüchtern die Geschichte seiner Zeit, als in der Weise römischer Dichter poetisch und sagenhaft alte Volksüberlieferungen; dann ging derselbe Schreiber, ohne die Verschiedenheit völlig zu begreifen, zwiespältige Wege, historische Thatsachen der Kenntnis folgender Geschlechter zu überliefern. Aber die Schrift und die nüchterne, nur die Thatsachen bewahrende Weise der lateinisch Gelehrten gewann allmählich breiteren Boden; nach ihr zog sich die Auffassung irdischer Ereignisse durch die Gebildeten, sie drang auch in die kleineren Kreise des Volkes, der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Überlieferung kam allmählich in das Bewußtsein der Menschen. —

Unterdes baute der Landwirt zwischen Rhein und Elbe seine Äcker nach der Väter Weise; aber auch an ihn traten die Forderungen des neuen Staates, der Kirche und der fremden Bildung. Wie er auf seinem Eigen hauste und die Herden zog, erkennen wir aus den Rechtsbüchern der germanischen Völker. . . . Nicht alle deutschen Völker bauten ihre Häuser auf dieselbe Art, aber die meisten liebten die Gebäude eines ansehnlichen Gutes im großen Hofraum breit nebeneinander zu stellen, jedem Bedarf des Gutes ein eigenes Gebäude. Das Herrenhaus eines fränkischen Landgutes war der „Saal", ein stattlicher Holzbau, zu dessen Thür wohl auch Stufen hinaufleiteten.*) Durch die Thür trat man in den großen Raum, in dem der Beschauer auf die Balken der Wände und die Sparren des Daches sah und auf den Herd, dessen Rauch durch eine Öffnung der Decke zog. An den Seiten waren Verschläge und geschlossene Räume. Saßen die dienenden Frauen nicht in gesonderter Wohnung, so arbeiteten sie getrennt in zweien dieser Räume, von denen der eine bessere Ehre hatte. Neben dem Haus lagen Scheuern, Ställe und offene Schoppen, auch das Badehaus wird häufig erwähnt. Ferner die Kemenate (Caminata), ein heizbarer Raum ohne Herd, für Frauen, Kostbarkeiten u. s. w. Auf dem Herrensitz eines Großen standen noch andere Gebäude für gastliche Bewirtung, darunter der Palast, eine große Halle, zu der eine Rampe oder Stufe führte. Sein Dach wurde im Innern durch Holzsäulen getragen. Zwischen Säulen und

*) Mit der folgenden Beschreibung des altfränkischen Hauses vergleiche man die, welche im 1. Bande von dem Hause der germanischen Urzeit entworfen ist. (S. 50 ff.)

Digitized by Google

Wänden lief eine erhöhte Bühne entlang mit Ehrensitzen für die vornehmen Gäste und Frauen. Anders erhob sich das alamannische Haus mit flachem vorspringendem Dach und Holzgalerien, der Ahn des jetzigen Schweizerhauses. Wir dürfen annehmen, daß der Thüring schon damals, wie durch die späteren Jahrhunderte, auf dem festgestampften Lehm seines Hausflurs saß, von dem die vornehmsten Teile des Hauses, Frauenraum und Schlafstellen mit erhöhtem Boden und Thüren abgeschlossen waren. Noch altertümlicher breitete das altsächsische Haus sein großes Strohdach mit den Pferdeköpfen am Giebel über Diele, Herd, Schlafräume und Viehställe; denn enger schloß sich in dem Einzelgehöft das Hauswesen um die Häupter der Menschen und Tiere.

Aber neben der deutschen Wohnung war damals im Westen und Süden auch auf dem Lande der römische Turmbau nicht selten. In den Vorbergen der Alpen, im Zehntlande und auf den Rheinhügeln ragten überall die alten Türme der Römer, viereckige Warten mit mehreren Stockwerken, um deren oberstes eine hölzerne Galerie lief. Die Eingangsthür lag zuweilen hoch über dem Boden, so daß man nur mit einer Leiter herankommen konnte; dann waren die Stockwerke auch im Innern wohl durch Leitern verbunden, welche, abgenommen, Verteidigung von oben gegen den eindringenden Feind gestatteten. Diesen Steinturm umschloß ein Pfahlwerk und Graben. Auch wo die Mauer größerer Kastelle mit ihren Zinnen und Türmen dauerte, waren in dem engen Bezirk, den sie einschloß, die Räume für Menschen und Vorräte in mehreren Stockwerken aufeinander gesetzt. In diesen Römerburgen, welche die Franken und Alamannen ausgebrannt hatten, richteten sich jetzt nicht nur Beamte des Landesherrn, auch ungesetzliche Haufen fahrender Krieger ein und spähten von der Höhe in die Thäler, um das Land zu überwachen oder einen Raubzug zu wagen. Aus einer Verbindung der deutschen Lebensgewohnheit mit römischem Mauerbau sind die Ritterburgen der späteren Zeit entstanden.

Der Hofraum des deutschen Landwirts aber war mit Zaun oder Mauer umfriedet, am Thor die Hütte des Hofhundes. Das Hofthor wurde in der Nacht verschlossen, indem man hölzerne Keile einhämmerte. In der Mitte des Hofes war die Dungstätte, Rosse und Rinder wurden bei Nacht in den Hof getrieben zum Schutz gegen räuberischen Überfall. Die Gehöfte lagen nebeneinander an Dorfgassen, zwischen ihnen zuweilen trennende Fußsteige. Einem Grundherrn, der mehrere Hufen im Dorfe besaß, gehörten auch unfreie Hinterleute, welche von kleinerem Hofe seine Hufen bauten. Sie lebten, zumal auf altem Römerboden, in verschiedenen Graden der Unfreiheit, vom persönlich freien Zinsmann bis zum Leibeignen; unfrei waren auch die Knechte und Hausdiener. Aber ein großer Herrenbesitz enthielt noch andre abhängige Leute; auch die Handwerker wohnten auf dem

Digitized by Google

Grunde eines Herrn, nicht nur Wagner und Grobschmiede, auch Goldschmiede, Schwertfeger und Lederarbeiter, sie klopften und hämmerten in den Dorfhäusern neben Weib und Kind für ihren Grundherrn und daneben um Lohn für alle, die bei ihnen arbeiten ließen; ebenso die Müller in der Wassermühle, deren Betrügerei durch die Gesetze bedräut wurde. Und der Dorfbesitz eines vornehmen Franken oder Burgunden umschloß außer den Landarbeitern auch die ganze Gewerbthätigkeit seiner Gegend, die man sich nicht gering denken darf.

An dem Hofe lag häufig der Obstgarten, mit Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen. Die Mönche hatten Pfropfreiser aus dem Süden herzugetragen, man wußte mit der Veredelung Bescheid. Wer Pfropfreiser abbrach oder die Baumpflanzung beschädigte, zahlte hohe Strafe. Auch Weinberge waren an der Mosel, am Rhein, in Baiern; man hielt auf gute Reben, der unfreie Winzer hatte sie in Pflege. Sorgfältig versteint waren die Äcker oder [in späterer Zeit zuweilen] durch lebende Hecken umschlossen, die Gärten aber durch Zäune, die aus Knüppeln oder Pfählen in Brusthöhe errichtet sein sollten. Gepflügt wurde mit Pferden und Ochsen; mit Geld gestraft wurde, wer abackerte, ebenso wer einen verbotenen Fußsteig ging. Schon um 600 wird es alte Sitte genannt, dies Verbot durch eine wippende Rute oder ein aufgesteckes Strohbündel zu bezeichnen. Im Felde wurden die vier großen Getreidesorten [seit dem achten Jahrhundert] in der Dreifelderwirtschaft*) gebaut, auf dem alten Römergebiet an der Donau, unter Schwaben und Alamannen, hatte sich daneben der Spelt, die römische Frucht für weißes Mehl, erhalten; sie dauert dort noch heute. Außerdem wurden Flachs, Rüben, Bohnen, Erbsen und Linsen gesät, und wer in ein solches Flurstück einfiel, der wurde gestraft; aber schon damals verboten die Baiern, den Felddieb zu pfänden.

Immer noch gab die Viehzucht dem Landwirt die besten Erträge. Obenan stand die Schweinezucht. Der Sauhirt mit einem Knaben war der wildeste Genosse des Hofes; denn er hauste unter seiner Herde, die er

*) „Nachdem man von den Römern die Winterfrucht kennen gelernt und hierfür geeignete und bereits verwendete Ländereien gewonnen hatte, gelangte man zu der Dreifelderwirtschaft, seit dem achten Jahrhundert; sie ward und blieb bis Anfang unseres Jahrhunderts das vorherrschende Wirtschaftssystem. Das ganze zum Getreidebau bestimmte Land wurde nun in drei möglichst gleiche Felder (Schläge) zerlegt, von denen immer je zwei in Saat standen, während das dritte (Egert) in Brache lag. Der Reihe nach wurde also jedes Feld ein Jahr mit Weizen, Spelt oder Roggen als Winterfrucht und ein Jahr mit Hafer oder Gerste benutzt; das dritte Jahr diente es als Brachland zur Gemeindeweide. Das Sommerfeld wurde einmal im Frühjahr, das für die Wintersaat bestimmte Brachland zweimal, um Johannis und im Herbst, gepflügt." Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte S. 190. Vgl. auch oben S. 218.

Digitized by Google

durch Hund und Horn bändigte, während langer Sommerzeit im Eichen- und Buchenwald. Dort baute er seiner Herde eine Baracke aus Baumrinde zum Schutz gegen Unwetter, und er und sein Hund hatten harte Kämpfe mit den Wölfen zu bestehen. Die größte Freude des Landmannes war die Zucht seiner Rosse. In sehr hohem Preis standen die Hengste, die zum Krieg tauglich waren; sie weideten, die Füße an Leinen gekoppelt. Schwer büßte, wer sie von der Weide stahl. Auch die Betrügereien der Roßtäuscher waren wohl bekannt, und das Gesetz suchte vor ihnen zu schützen. Allem Vieh banden die Süddeutschen tönende Schellen um den Hals, die Franken auch den Schweinen im Laubwald. Zahlreicher als jetzt flatterte in den Höfen das Geflügel. Obenan in Ehren stand mit seinen Hühnern der Haushahn, der durch besonderes Bußgeld geschützt war, außerdem Schwäne und sogar Kraniche, die bis zum dreißigjährigen Krieg als strenge Gebieter des deutschen Hühnerhofes geschützt waren. Im vornehmen Hofe fehlte auch das Falkenhaus nicht, und unter den Vierfüßlern der Hofstätte liefen zahme Hirsche, die man zum Fange ihrer wilden Stammgenossen abzurichten verstand. Sorglich geschützt wurden die Bienenstöcke des Gartens, welche in verschiedenen Formen als Stämme oder Körbe eingerichtet waren. Wer einen Bienenstock stahl, hatte bei den Franken dasselbe Strafgeld zu entrichten wie für eine Kuh mit dem Kalbe. . . .

Der freie Eigentümer hatte nur einen Herrn über sich, den König, vor ihm neigte er das Haupt und beugte die Knie, sonst saß er auch neben Reicheren, den Beamten und Gefolgsleuten des Königs als gleichberechtigt; doch schon zahlte für einen Frevel, der an seinem Leibe geübt wurde, der Thäter geringeres Wergeld, als wenn der Beschädigte des Königs Diener war.*) . . . Die ganze Kraft des Volkes lag in der Masse der freien Landbewohner. Aber schon damals arbeiteten Könige, Grundherren, gewaltthätige Beamte und die Kirche daran, die Zahl der Freien zu vermindern. Der Gemeinfreie war ein geldarmer Mann, und doch forderten die neuen Gesetzbücher der Könige bei jedem Unrecht, das er beging, von ihm eine Strafe in edlem Metall. Kaum ein Landwirt vermochte sich in der händelsüchtigen Zeit straflos zu halten, wenn der Graf des Königs ihn zu einer Buße zwingen wollte. Reichten Viehhäupter und Ernte nicht hin, das Geld zu schaffen, so mußte er sich seines Eigens entäußern. Auch dem Schuldlosen wurden die Forderungen der Könige zu schwer. Schon damals [in der späteren Merowingerzeit] muß die Lage des freien Bauern oft unerträglich gewesen sein; die Lasten, die ihm das Land auferlegte, der Zehnte, Waffendienst, Fuhren und Lieferungen bei Reisen des Königs und seiner Beamten, waren sehr groß. Gegen die Mächtigen fand er kein Recht;

*) Vgl. oben S. 224.

Digitized by Google

häufig quälten ihn Räuberbanden und Gewaltthaten seiner Nachbarn. So hielt er es für Rettung, seine Freiheit aufzugeben, Hof und Hufe einem Reichen in die Hand zu legen und von ihm zurückzuempfangen. Dann lieferte er als Symbol seiner Dienste dem neuen Herrn eine Hufe von dem Hofe und einen Teil seines Feldertrags oder seiner Arbeitskraft als jährliche Abgabe. Dafür übernahm der neue Herr, ihn zu schützen und mit seinem Gefolge den Waffendienst für ihn zu leisten. . . .

[Viele traten auch in Schutz und Abhängigkeit von der Kirche.] Wer sich gute Aufnahme bei dem Herrn des Himmels bereiten wollte, der mußte die Heiligen zu Fürsprechern werben durch edles Metall und durch Übergabe seiner Äcker. Jeder, der sich ängstigte um die Zukunft, war bemüht, der Kirche zu schenken, noch während er lebte oder bevor er starb. Gab er als Lebender Äcker, dann überließ ihm wohl auch die Kirche die Verwaltung gegen Abgaben, und er wurde unfreier Mann des Bischofs oder Klosters oder eines Heiligen; die geschenkten Güter der Verstorbenen besetzte die Kirche mit ihren Unfreien.

So etwa begann die Verringerung der deutschen Landeskraft, die Unterdrückung der Bauern, die Verschlechterung des Fußvolks und das Heraufkommen der Lehnsherren und ihres — oft unfreien — Gefolges, aus denen sich in den nächsten Jahrhunderten der höhere und niedere deutsche Adel entwickelte. Jeder Bußprediger, jeder harte Graf, jeder innere Krieg, jeder Einfall fremder Feinde trieb zahlreiche Freie in die Dienstbarkeit."

9. Sittenbilder in Erzählungen aus Gregors Geschichtswerke.

Nach dem modernen Meister kulturgeschichtlicher Schilderung geben wir nun das Wort dem zeitgenössischen Geschichtschreiber der Merowinge, dem alten ehrwürdigen Bischof Gregor von Tours (540—594). Dieser hat nämlich in seinen „Zehn Bücher fränkischer Geschichte" mit liebenswerter Geschwätzigkeit viele kleine Erzählungen eingeflochten, die mit der politischen Geschichte wenig oder gar nichts zu thun haben und doch durch die Treue und Klarheit, mit der sie die Zeitverhältnisse darstellen, so ausgezeichnet sind, daß wir sie nicht nur nicht missen möchten, sondern sie geradezu zum Wertvollsten zählen müssen, was die Geschichtschreibung der älteren Zeit uns aufbewahrt hat. Einige dieser Erzählungen, die aus dem eben angeführten Grunde nicht weniger wichtig sind als seine Berichte über politische Ereignisse, lassen wir nun folgen, als Sittenbilder in epischer Form.

Zunächst eine „alte Dorfgeschichte aus dem Trierer Land", die leider in ihrer Art ganz einzig dasteht und uns einen zwar nur kurzen, aber höchst wertvollen Einblick gewährt in das Verhältnis der romanischen zur

Digitized by Google

germanischen Nationalität, „in die Stellung der Unfreien zu ihrem Herrn und in den Verkehr auf dem Hofe eines angesehenen deutschen Gutsherrn vor dreizehnhundert Jahren." Zur Orientierung unserer Leser ist nur voraus zu bemerken, daß König Theuderich, bevor er in den Krieg mit den Thüringen zog, sein Reich durch feierlichen Vertrag mit seinem Bruder und Nachbar Childebert zu sichern gesucht hatte, indem er mit diesem Geiseln auswechselte, daß der in der Erzählung vorkommende Bischof Gregor von Langres der nachmalige Urgroßvater unseres Gregor von Tours war und daß mithin dieser ein Stück Familienchronik in folgendem*) aufgezeichnet hat.

a) Gefangenschaft und Flucht des jungen Attalus.

Theuderich und Childebert schlossen einen Bund und schwuren einander, es wolle keiner gegen den andern zu Felde ziehen, und sie gaben sich gegenseitig Geiseln, damit um so fester bestände, was sie abgemacht hatten. Viele Söhne von vornehmen Römern wurden als Geiseln gegeben. Als sich aber (533) wiederum Hader zwischen den Königen erhob, verfielen diese Geiseln als Leibeigene dem Staate des einen wie des andern Königs. Sie wurden einzelnen Männern zur Aufsicht übergeben und von diesen als ihre eigenen Sklaven angesehen und zu Knechtsdiensten angehalten. Viele von ihnen versuchten zu entfliehen und gelangten auch glücklich wieder in ihre Heimat, andere aber blieben in der Knechtschaft. Unter diesen war auch Attalus, ein Neffe des frommen Bischofs Gregor von Langres, in die Leibeigenschaft des Staates verfallen, und man hatte ihn zum Pferdeknecht bestimmt. So diente er einem Deutschen**) in der Nähe von Trier. Danach schickte der selige Gregor Diener aus, um seinen Neffen zu suchen. Sie fanden ihn auch und boten dem Franken reiche Geschenke als Lösegeld. Dieser aber wies sie zurück und sprach: „Wer von so vornehmer Abkunft ist, muß mit zehn Pfunden Goldes freigekauft werden." Als nun die Diener unverrichteter Sache nach Hause zurückkehrten, sprach ein gewisser Leo, der in des Bischofs Küche diente, zu ihm: „Wenn du mirs erlaubtest, Herr, so gelingt es mir vielleicht, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien." Da gab ihm sein Herr mit Freuden seine Einwilligung, und der Jüngling machte sich stracks auf den Weg. Er gedachte, den Attalus heimlich zu entführen; aber das Unternehmen mißlang.

Da ging er zu einem Freunde, erzählte ihm alles und sprach: „Komm mit mir und verkaufe mich als deinen Sklaven in dem Hause jenes Franken.

*) Buch 3, Kap. 15. Giesebrecht, Bd. 1, S. 127 ff.

**) Man könnte auch Franken übersetzen. Gregor nennt ihn einen „Barbaren". Noch zu Gregors Zeiten, der dies um 590 schrieb, bezeichnete der Römer in Gallien den Franken als Barbaren!

Digitized by Google

Was du dafür bekommst, soll dein sein; ich thue es nur, um das Werk leichter auszuführen, das ich mir vorgenommen habe." Als er ihm dies zugeschworen hatte, ging jener Mensch mit ihm, verkaufte ihn für zwölf Goldschillinge und machte sich aus dem Staube. Der Franke aber, der den Leo gekauft hatte, fragte seinen neuen Knecht, worauf er sich besonders verstünde, und Leo antwortete: „Ich bin sehr geschickt, alle Speisen zu bereiten, die man an den Tischen der Herren ißt, und man wird sicherlich meinesgleichen in dieser Kunst nicht finden. Ich sage dir in Wahrheit, selbst wenn du den König zu Gaste lüdest, so könnt' ich dir königlich kochen, und keiner besser als ich." Da sagte der Herr: „Siehe, Sonntag ist vor der Thür — denn so pflegen die Deutschen den Tag des Herrn zu nennen —, an diesem Tage werde ich meine Nachbarn und meine Verwandten zu mir einladen; dann bereite mir also ein Mahl, daß sie sich wundern und sprechen: In des Königs Hause haben wir's nicht besser gesehen." Leo erwiderte: „Mein Herr lasse mir nur eine Menge von jungen Hühnern herbeischaffen; so will ich schon thun, was er befiehlt." Als nun der Koch alles zugerichtet hatte, wie ihm befohlen war, und der Tag des Herrn anbrach, da bereitete er ein großes Mahl, reich an den köstlichsten Leckerbissen. Und da die Gäste alle gegessen und das Mahl höchlich gelobt hatten, gingen sie vergnügt von dannen. Der Herr aber freute sich seines Koches und wandte ihm große Gunst zu. Er erlaubte ihm, über alles zu verfügen, was er besaß, und ließ ihn allen im Hause Fleisch und Zukost zuteilen; so liebte er ihn. So ging ein Jahr dahin, und der Herr war schon längst ohne alle Besorgnis über seines Koches Zuverlässigkeit. Da ging Leo einst mit dem jungen Pferdeknecht Attalus hinaus auf eine Wiese, die unfern dem Hause war und wo die Pferde weideten. Und als Attalus sich ins Gras warf, legte sich Leo zu ihm auf den Boden, aber so, daß er ihm den Rücken zukehrte, damit man nicht sehe, wie sie miteinander sprachen. Da sagte Leo: „Jetzt ist es Zeit, daß wir der Heimat gedenken. Laß dich also in dieser Nacht, wenn du die Pferde in den Stall geführt hast, nicht vom Schlaf übermannen; sondern wenn ich dich rufe, so komm; dann wollen wir uns auf den Weg machen."

Nun hatte gerade an jenem Tage der fränkische Herr viele seiner Verwandten zum Mahle geladen, unter diesen auch seinen Eidam, der seine Tochter zur Ehe genommen hatte. Als aber alle um Mitternacht sich vom Schmause erhoben, folgte Leo mit dem Schlaftrunk dem Eidam seines Herrn in seine Kammer und reichte ihm zu trinken. Da sprach dieser in fröhlicher Weinlaune scherzend zu ihm: „Nun, du Allervertrautester meines Schwähers, sage mir doch: wann wirst du ihm denn seine Pferde stehlen und dich auf den Heimweg machen?" Leo antwortete gleichfalls in scherzendem Tone die Wahrheit und sagte: „Ich denke, will's Gott, noch in

Digitized by Google

dieser Nacht." „Dann mögen," sprach jener, „meine Diener nur auf der Hut sein, daß du mir nichts von meinen Sachen mitnimmst." So gingen sie lachend auseinander. Als aber alle schliefen, rief Leo den Attalus, und nachdem sie die Pferde gesattelt hatten, fragte er ihn, ob er auch ein Schwert habe. Attalus antwortete: „Ich habe nur einen kleinen Speer." Da ging Leo in das Schlafgemach seines Herrn und nahm dessen Schild und Schwert; und als der Herr fragte, wer da wäre und was er wolle, sprach er: „Ich bin Leo, dein Knecht, und will den Attalus wecken, daß er schnell aufsteht und die Pferde auf die Weide treibt; denn er schläft so fest wie ein Betrunkener." „Meinetwegen," sprach der Herr und schlief ein. Leo aber ging hinaus, gab die Waffen dem Jüngling und fand das Hofthor durch göttlichen Beistand geöffnet, da es doch am Abend durch eingetriebene Pflöcke verschlossen worden war, damit die Pferde nicht fortliefen. Da dankten sie Gott und machten sich auf den Weg, nahmen auch die andern Pferde mit sich und ein Bündel mit Kleidern. Als sie aber an die Mosel kamen und übersetzen wollten, wurden sie von Leuten angehalten. Deshalb ließen sie die Pferde und Kleider in Stich und durchschwammen den Fluß, indem sie sich mit der Brust auf die Schilde legten. Nachdem sie glücklich das jenseitige Ufer erreicht hatten, eilten sie in einen Wald und versteckten sich daselbst im Dunkel der Nacht.

Nun war die dritte Nacht gekommen, seit sie ohne einen Bissen Speise unterwegs waren. Da fanden sie nach Gottes Fügung einen Pflaumenbaum voll von Früchten; sie aßen davon, stärkten sich und machten sich weiter auf den Weg nach der Champagne. Wie sie so dahinzogen, hörten sie auf einmal das Getrappel eilender Rosse und sagten: „Wir wollen uns zu Boden werfen, daß uns die Menschen nicht sehen, die da kommen." Und siehe, in der Nähe war gerade ein großer Brombeerstrauch, hinter den liefen sie und warfen sich mit gezogenen Schwertern auf die Erde, damit sie sich, wenn sie bemerkt würden, sogleich verteidigen könnten. Da aber die Reiter an die Stelle kamen, machten sie halt bei dem Brombeerbusch und einer von ihnen sagte: „Verdammt! Diese Schelme sind entwischt und nirgends zu finden. Aber bei meinem Leben, wenn sie erwischt werden, so lass' ich den einen an den Galgen hängen und den andern mit Schwertern in Stücke zerhauen." Es war nämlich der Deutsche, der so sprach, ihr eigener Herr, der ausgeritten war, die Flüchtlinge zu suchen, und er hätte sie sicher gefunden, wenn es nicht Nacht gewesen wäre. Darauf gaben die Reiter ihren Pferden die Sporen und eilten weiter.

In derselben Nacht aber erreichten die Flüchtlinge noch die Stadt Reims, gingen hinein und trafen einen Mann; den fragten sie nach dem Hause des Priesters Paulinus, und er zeigte es ihnen. Als sie über die Straße gingen, läutete es gerade zur Frühmette; denn es war an einem

Digitized by Google

Sonntag. Sie klopften an die Thür des Priesters und traten ein, und Attalus erzählte ihm von seiner Gefangenschaft und Flucht. Der Priester, der des Bischofs Gregor alter Freund war, nahm die Jünglinge liebreich auf und sprach: „So wird also mein Traum zur Wahrheit; denn mir träumte in dieser Nacht, daß zwei Tauben zu mir flogen und sich auf meine Hand setzten; die eine war weiß, die andere schwarz.“ Darauf sprach Attalus: „Der Herr möge uns verzeihen, wenn wir an seinem heiligen Tage vor der Frühmesse zu essen begehren; aber uns hungert gar sehr. Bitte, reiche uns etwas Speise; denn es ist der vierte Tag, daß wir nicht Brot noch Fleisch gegessen haben.“ Da führte sie der Priester in ein Versteck, wo sie sicher geborgen waren, gab ihnen Brot in Wein getaucht und ging zur Mette. An demselben Tage kam auch der fränkische Herr zu dem Hause geritten, da er ihnen auf die Spur gekommen war, und forschte bei dem Priester nach den Flüchtlingen; doch dieser wußte ihn irre zu leiten, und so gab jener alles Suchen auf und kehrte heim.

Als die Jünglinge durch Speise und Trank wieder zu Kräften gekommen waren und zwei Tage im Hause des Priesters geweilt hatten, zogen sie von dannen und gelangten endlich nach Langres zum heiligen Bischof Gregor zurück. Der alte Herr aber freute sich innig, als er die Knaben sah, und weinte am Halse seines Neffen Attalus. Den Leo aber löste er mit seinem ganzen Geschlecht von der Knechtschaft und gab ihm eine Hufe mit Haus und Hof zu Erb' und Eigen; auf der lebte er mit seinem Weibe und seinen Kindern als ein freier Mann bis an sein Ende.

Zu dieser freundlichen Erzählung bildet ein düsteres Gegenbild, was Gregor von der unmenschlichen Grausamkeit eines Zeitgenossen, des fränkischen Herzogs Rauching, gegen seine Leibeigenen berichtet.*) Man ersieht daraus, daß die Greuel, welche die merowingischen Herren begingen, von manchen vornehmen Unterthanen gelehrig nachgeahmt wurden, wenn auch solche Abscheuliche wie Rauching seltene Ausnahmen waren.

b) Herzog Rauchings Grausamkeit und sein Tod.

In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebte im Gebiet von Soissons ein fränkischer Großer Namens Rauching, ein Mann ganz von Eitelkeit erfüllt, von Hochmut aufgeblasen und voll frechen Stolzes, der so mit seinen Untergebenen umging, als ob keine Spur von Menschlichkeit in ihm wäre. Über alles Maß menschlicher Bosheit und Unsinnigkeit wütete er gegen die Seinigen und führte abscheuliche Unthaten aus. Wenn z. B. ein Diener, wie es beim Gelage zu geschehen pflegt, vor ihm eine brennende Fackel hielt, so ließ er ihm die Beine entblößen und die Fackel solange auf

*) Buch 5, Kap. 3. Giesebrecht Bd. 1, S. 223 f.

Digitized by Google

die nackten Glieder stoßen, bis sie erlosch, und wenn sie dann wieder angezündet war, setzte er es fort, bis die Beine des Fackelträgers ganz verbrannt waren. Wenn aber solch ein Unglücklicher zu schreien oder sich von der Stelle zu rühren wagte, zog er sogleich das Schwert blank; und während jener weinte, jauchzte er vor Freude. Es erzählen manche auch dies: er habe unter seiner Dienerschaft damals einen Mann und ein Mädchen gehabt, die sich ineinander verliebt hatten. Und als sich ihr Verhältnis schon zwei Jahre oder noch länger hingezogen hatte, verabredeten sie sich und flohen zusammen in eine Kirche.*) Da dies Rauching erfuhr, ging er zum Priester des Ortes und verlangte, es sollten ihm seine Leute sofort wiedergegeben werden, es werde ihnen kein Leid widerfahren (denn nur unter dieser Bedingung lieferte überhaupt die Kirche Flüchtlinge aus). Darauf sprach der Priester zu ihm: „Du weißt, welche Ehrerbietung man der Kirche Gottes weisen muß. Du wirst sie also nicht zurückerhalten können, wenn du nicht dein Wort giebst, daß du ihre Ehe bestehen läßt, und überdies versprichst, sie ohne alle körperliche Strafe zu lassen.“ Da legte Rauching, nachdem er lange unschlüssig geschwiegen hatte, die Hände auf den Altar und schwur: „Sie sollen niemals durch mich getrennt werden, sondern ich will vielmehr alles dazu beitragen, daß ihre Verbindung bestehe; denn, obwohl ich es ungern sah, daß sie dies ohne Bewilligung thaten, so bin ich doch froh, daß mein Knecht nicht eines andern Magd und sie nicht eines andern Knecht genommen hat.“ Gutmütig genug glaubte der Priester dem Versprechen des arglistigen Mannes und gab ihm die Leute unter der Bedingung der Straflosigkeit heraus. Nachdem Rauching sie aber erhalten hatte, dankte er und ging nach Hause. Darauf ließ er sogleich einen Baum fällen, die Äste abhauen, den Stamm von beiden Enden her durch Keile spalten und der Länge nach aushöhlen; dann befahl er die Erde drei oder vier Fuß tief auszugraben, die eine Hälfte des Baumstammes in die Grube zu senken, das Mädchen wie eine Tote hineinzulegen und den Knecht oben darauf zu werfen. Hiernach fügte er die andere Hälfte des Stammes als Deckel darauf, ließ die Grube wieder mit Erde zufüllen und begrub sie so lebendig, indem er sprach: „Ich habe meinen Schwur gehalten; sie sollen in Ewigkeit nicht getrennt werden.“ Als dies dem Priester gemeldet wurde, lief er in höchster Hast herbei, fuhr den ruchlosen Mann heftig an und brachte es endlich mit Mühe und Not dahin, daß er die Begrabenen wieder aufdecken ließ. Den Knecht zog man noch lebendig heraus, das arme Mädchen aber war inzwischen erstickt. Durch solche Schandthaten

*) „Ohne Erlaubnis des Herrn konnten Unfreie keine Verbindung eingehen; der Ehe waren sie nach Volksrecht nicht fähig, wohl aber nach Kirchenrecht und Dogma. Die Kirche trachtete lange vergebens, diesen Konflikt im Sinne des Christentums zu lösen.“ Dahn.

Digitized by Google

zeigte sich Rauching als einen durch und durch nichtswürdigen Menschen, zu nichts anderm nütze als zu rohem Scherz, hinterlistigen Streichen und aller erdenklichen Niedertracht. Daher fand er auch mit Recht ein Ende, wie er es sich in diesem Leben verdient hatte. —

Wir wollen dem Leser den Bericht über Rauchings Tod, den Gregor an andrer Stelle*) erzählt, nicht vorenthalten. Es war im Jahre 587, als Herzog Rauching sich mit etlichen andern Großen des Reichs verschwor, den König Childebert den Zweiten (den jungen Sohn Sigiberts) zu ermorden. Dann sollte Rauching dessen älteres Söhnlein Theudebert in seine Gewalt nehmen und die Königsherrschaft über die Champagne an sich reißen, während zwei andere Herzöge, Ursio und Bertefried, sich des jungen Söhnchens Childeberts, des eben erst geborenen Theuderich, bemächtigen und das übrige Austrasien beherrschen wollten.

Rauching traf bereits, stolz auf seine Macht und schon, sozusagen, sich im Glanz der königlichen Herrlichkeit brüstend, Vorkehrungen zur Fahrt, um sich zu König Childebert zu begeben und den Plan, den er geschmiedet hatte, ins Werk zu setzen. Doch der gütige Gott hatte indessen ein Gerücht von diesen Umtrieben zu den Ohren König Guntrams, des Oheims König Childeberts, gelangen lassen, und dieser sandte heimlich Boten an seinen Neffen, teilte ihm alle jene Anschläge mit und ließ ihm sagen: „Beeile dich, daß wir uns bald zu Gesichte bekommen; denn wir haben wichtige Dinge zu besprechen.“ Childebert ließ darauf allem genau nachforschen, was ihm gemeldet worden war, und da er befand, daß es wahr sei, hieß er Rauching zu sich bescheiden. Und als er kam, sandte der König, noch ehe er den Herzog vorließ, seine Diener aus, daß sie allerorten Rauchings Vermögen mit Beschlag belegten. Dann hieß er ihn in sein Gemach führen, sprach mit ihm von dem und jenem und beurlaubte ihn nach einer Weile. In dem Augenblick aber, als Rauching aus dem Gemache trat, ergriffen ihn zwei Thürhüter an den Beinen. Er stürzte auf die Schwelle nieder, so daß er halb in und halb vor dem Gemache lag. Nun warfen sich die bestellten Mörder, die schon bereit standen, mit den Schwertern auf ihn und zerhackten ihm den Kopf in so kleine Stücke, daß alles eine ekle Masse von Hirn und Blut bildete. So starb er eines schleunigen Todes. Dann zogen sie ihn aus, warfen ihn aus dem Fenster in den Hof und vergruben ihn. Er war ein Mensch von höchst ruchlosen Sitten, über die Maßen habgierig nach fremdem Gut und auf seinen Reichtum gewaltig stolz. Er rühmte sich noch im Augenblick seines Todes, ein Sohn König Chlothars zu sein.

Einer seiner Diener eilte spornstreichs davon und meldete Rauchings

*) Buch 9, Kap. 9. Giesebrecht Bd. 2, S. 118 ff.

Digitized by Google

Weibe, was da geschehen war. Diese zog gerade zu Soissons über die Straße, hoch zu Roß, mit prächtigem Geschmeide und kostbaren Edelsteinen geziert und mit schimmerndem Golde bedeckt, und vor ihr und hinter ihr her gingen etliche ihrer Diener; denn sie wollte sich zur Kirche der Heiligen Krispin und Krispinian begeben, um dort der Messe beizuwohnen. Als sie aber das erste Wort des Boten hörte, bog sie sofort nach einer andern Straße um, warf ihr Geschmeide zur Erde und flüchtete sich in die Kirche des heiligen Medardus, wo sie unter dem Schutze des Heiligen sicher zu sein hoffte. Die Diener aber, die der König nach Rauchings Vermögen abgesandt hatte, fanden in dessen Schatzkammer Reichtümer, wie man sie kaum in eines Königs Hort antreffen konnte, und brachten alles zum Könige. Dieser ernannte an Rauchings Stelle den Magnowald zum Herzog von Soissons. Die Empörung Ursios und Bertefrieds scheiterte; sie selbst nahmen ein klägliches Ende.

Haben wir oben die Kirche durch einen schlichten Priester ihre schöne, segensreiche Thätigkeit als einzige Beschützerin der Armen, Geknechteten in dieser wilden Zeit ausüben sehen, so fehlt es andrerseits auch nicht an Beispielen für die trübe Thatsache, daß die Verderbnis des ganzen Zeitalters sich auch auf einzelne Mitglieder der Kirche selbst erstreckte. Es sind hohe Geistliche, von denen als von seinen Zeitgenossen, Gregor, selbst ein Bischof, in seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe folgende Geschichten berichtet,*) welche dies beweisen. Wenn man sie liest, merkt man erst, wie not der gallischen Kirche die Erneuerung that, die ihr durch Bonifatius im achten Jahrhundert widerfuhr.

c) Die Priester Cato und Cautinus.

Da im Jahre 554 der fromme Bischof Gallus von Clermont diese Welt verlassen hatte, wurde der Priester Cato sogleich von den Geistlichen mit Beifallsruf als neuer Bischof begrüßt, und er nahm alles Gut der Kirche, gleich als ob er schon Bischof wäre, in seine Hand, entfernte die Diener, wies die Verwalter fort und ordnete alles allein. Die Bischöfe jedoch, die herbeigekommen waren, um den heiligen Gallus zu beerdigen, sprachen nach der Bestattung zu dem Priester Cato: „Wir sehen, daß der größte Teil des Volkes dir ergeben ist; komm also und folge uns. Wir wollen dich segnen und zum Bischof weihen; der König Theudobald ist noch ein Kind, und wenn dir irgend eine Schuld vorgeworfen wird, so werden wir dich schon in unsern Schutz nehmen und mit den Fürsten und Herren in König Theudobalds Reiche also die Sache wenden, daß dir keine Unbill

*) Buch 4, Kap. 5 ff. Giesebrecht Bd. 1, S. 156 ff.

Digitized by Google

widerfahre. Verlaß dich ganz auf uns, wir sagen dir für alles gut." Da sprach jener, von eitlem Hochmutsdünkel aufgebläht: „Ihr wißt ja wohl — denn es geht überall die Rede davon —, wie ich von Kind an immer fromm gelebt, fleißig gefastet und an Almosengeben mein Gefallen gehabt habe; oftmals habe ich viele Nächte hintereinander durchwacht und mit Psalmensingen des Nachts auf der Wacht gestanden. Deshalb duldet der Herr, dem ich so eifrig diente, nicht, daß ich dieser Berufung beraubt werde. Auch habe ich alle Stufen des geistlichen Amtes stets nur in kirchlich vorgeschriebener Weise erlangt: zehn Jahre war ich Lektor, fünf Jahre Subdiakon, fünfzehn Diakon, und zwanzig Jahre bekleidete ich die Würde des Priestertums. Was bleibt mir denn nun noch übrig als das Bistum zu empfangen, das ich durch meinen treuen Dienst wohl verdient habe? Kehret also nur zurück in eure Städte und thut, was eurem Vorteil dient. Denn ich will die Würde nur auf dem Wege erlangen, den die Gesetze der Kirche vorschreiben." Als die Bischöfe dies hörten, verwünschten sie seinen thörichten Eigendünkel und gingen von dannen.

Da Cato nun, zwar zum Bischof gewählt, aber noch nicht geweiht, allem allein vorstand, fing er an, mannigfache Drohungen gegen den Erzdiakon Cautinus auszustoßen. „Absetzen werde ich dich," sagte er, „ich will dich klein machen; tausendfach will ich den Tod über deinem Haupte schweben lassen." Da sprach jener zu ihm: „Nur deine Gnade, bester Herr, wünsche ich zu besitzen, und damit ich sie verdiene, so will ich dir auch einen Dienst erweisen. Denn ohne alle Bemühung von deiner Seite und ohne irgend einen Hinterhalt will ich zum Könige gehen und dir das Bistum auswirken. Nichts verlange ich dafür als nur deine Gnade zu verdienen." Aber Cato argwöhnte, er wolle ihn übervorteilen, und wies verächtlich sein Anerbieten zurück. Als nun Cautinus sah, daß er hintenan gesetzt und verdächtigt wurde, stellte er sich, als ob er krank wäre, und ging bei Nacht aus der Stadt und zum König Theudobald und zeigte ihm den Heimgang des seligen Gallus an. Da der König dies hörte, versammelte er die Geistlichkeit bei der Stadt Metz, und hier wurde der Archidiakon Cautinus zum Bischof geweiht. Als die Boten des Priesters Cato ankamen, da war jener schon Bischof. Darauf wurden ihm die Geistlichen und alle Güter der Kirche überantwortet und die Bischöfe und königlichen Kämmerer bestimmt, die ihm das Ehrengeleit geben sollten. So brachte man ihn nach Clermont. Von den Geistlichen und Bürgern wurde er gern aufgenommen und zum Bischof von Clermont eingesetzt.

Daraus entsprang schlimmer Hader zwischen ihm und dem Priester Cato; denn niemand konnte den Priester Cato dahin bringen, sich seinem Bischofe zu unterwerfen. Endlich bildete sich sogar eine Spaltung unter der Geistlichkeit selbst: die einen waren ihrem Bischof Cautinus gehorsam,

Digitized by Google

die andern hielten es mit dem Priester Cato, was ihnen aber zum großen Schaden ausschlug. Denn als Cautinus sah, daß er ihn auf keine Weise zum Gehorsam bringen konnte, zog er ihm und seinen Freunden und allen, die es mit ihm hielten, alle Einkünfte von der Kirche ein und ließ sie elend und hülflos. Diejenigen jedoch von ihnen, die sich ihm wieder zuwandten, erhielten, was sie eingebüßt hatten, zurück.

Als aber im folgenden Jahre zu Tours der Bischof Gunthar (ein Franke von Geburt) starb, wurde der Priester Cato, wie man erzählt, auf Anstiften des Bischofs Cautinus (der den Lästigen offenbar los sein wollte), für die Leitung der Kirche von Tours erkoren. Und so geschah es, daß sich die Geistlichkeit insgesamt mit großem Prunke nach Clermont begab. Als sie Cato den Willen des Königs eröffnet hatten, hielt er sie einige Tage mit der Antwort hin. Sie aber wünschten heimzukehren und sagten: „Thue uns deinen Willen kund, damit wir wissen, was wir beginnen sollen. Sonst kehren wir zu unsrer Heimat zurück; denn wir haben dich nicht aufgesucht aus freiem Willen, sondern nach dem Gebote des Königs.“ Aber Cato, wie er denn immer eitlem Ruhm nachtrachtete, versammelte eine Schar Armer und stiftete sie an, ein Geschrei zu erheben und zu rufen: „Warum verläßt du uns, guter Vater, uns deine Kinder, die du bis jetzt ernährt hast? Wer wird uns laben mit Speise und Trank, wenn du von uns gegangen bist? Bitte, verlaß uns nicht, die du zu nähren pflegst!“ Da wandte er sich zu der Geistlichkeit von Tours und sagte: „Ihr sehet selbst, geliebte Brüder, wie diese Armen mich lieben; ich kann sie nicht verlassen.“ Nach dieser Antwort kehrten sie nach Tours zurück. Cato hatte aber Freundschaft angeknüpft mit Chramm, dem Empörer,*) daß, wenn dieser König würde, Cautinus alsbald aus seinem Bistum vertrieben und Cato an seiner Statt eingesetzt werden sollte. Doch der Mann, der die Kirche des heiligen Martin von Tours für zu gering hielt, empfing auch die nicht, nach der ihn gelüstete. Er war aber so von Eigendünkel aufgebläht, daß er meinte, niemand übertreffe ihn an Heiligkeit. So dang er einstmals ein Weib um Lohn, daß es in der Kirche ein Geschrei erhob wie in Verzückung: Cato sei ein großer Heiliger und dem Herrn wohlgefällig, Cautinus aber ein Verbrecher und unwürdig des Priestertums.

Freilich zeigte sich auch Cautinus bald als ein so böser Mensch, daß jedermann ihn verwünschte. Dem Wein war er über die Maßen ergeben und trank sich meist so voll, daß er kaum von vier Männern vom Tisch getragen werden konnte. Daher bekam er in der Folge die fallende Sucht, die ihn öfters selbst vor den Augen der Gemeinde befiel. Geizig war er dermaßen, daß, wenn irgend jemandes Gut an sein Gebiet grenzte, er es

*) Siehe oben S. 292.

Digitized by Google

für sein Ende gehalten haben würde, wenn er von dieses Nachbars Habe nicht etwas an sich gebracht hätte. Den Vornehmen nahm er ihr Eigentum durch Streit und Händel, dem geringen Mann entriß er es durch Gewalt.

Es lebte aber zu jener Zeit ein Priester mit Namen Anastasius, ein Mann von freier Geburt. Der besaß durch Gnadenbriefe der Königin Chlothilde ruhmreichen Angedenkens ein Landgut. Diesen nun ging der Bischof Cautinus öfters an und bat ihn demütiglich, er möchte ihm die Gnadenbriefe der genannten Königin geben und ihm die Besitzung abtreten. Da aber jener den Wunsch seines Bischofs zu erfüllen sich weigerte und seinen Drohungen und Schmeicheleien widerstand, ließ Cautinus ihn zuletzt wider seinen Willen nach der Stadt bringen und dort ruchlos festhalten und befahl, den Mann, wenn er die Scheine nicht herausgebe, auf alle Weise zu quälen und Hungers sterben zu lassen. Dennoch sträubte sich jener mannhaft und lieferte die Scheine nicht aus; denn es sei ihm besser, sagte er, daß er eine Zeit lang Hunger leide, als daß er seine Nachkommen für die Folge im Elende lasse. Darauf wurde er auf des Bischofs Geheiß den Schergen übergeben und sollte, wenn er die Briefe nicht auslieferte, den Hungertod erleiden. Es war aber bei der Kirche des heiligen Märtyrers Cassius eine uralte und ganz verborgene unterirdische Kapelle; in der war ein großes Grabmal von parischem Marmor, in dem vorzeiten der Leichnam eines Menschen beigesetzt war. In dieses Grabmal nun wurde auf den Leichnam der lebendige Priester gelegt und der Stein darauf gedeckt, mit dem früher die Gruft geschlossen war. Die Schergen aber verließen sich darauf, daß der Stein über ihm lag, machten sich, da es Winter war, vor der Thür der Kapelle ein Feuer an, bereiteten sich Glühwein und schliefen endlich berauscht ein. Der Priester jedoch rief wie ein zweiter Jonas den Herrn um Barmherzigkeit an; und da die Gruft geräumig war, so streckte er, obgleich er sich nicht ganz umwenden konnte, doch seine Hände ungehindert aus, wohin er wollte. Es ging aber von den Gebeinen des Toten, wie er selbst nachmals zu erzählen pflegte, ein Leichenduft aus, der ihm nicht nur die äußern Sinneswerkzeuge, sondern auch die innersten Eingeweide zusammenzog. Und wenn er sich mit dem Mantel die Nasenlöcher zustopfte, so empfand er, so lange er den Atem anhalten konnte, nicht den übeln Geruch; wenn er aber zu ersticken meinte und den Mantel nur ein wenig vom Gesicht nahm, so atmete er den Leichenduft nicht nur durch Mund und Nase, sondern auch sozusagen durch die Ohren ein. Endlich — um kurz zu sein — erbarmte sich die Gottheit selbst seiner Not. Er streckte die Hand nach dem Rande des Sarkophages aus und bekam einen Hebebaum zu fassen, der, da der Deckel Raum ließ, zwischen diesem und der Öffnung des Sarkophages liegen geblieben war. Als er diesen allgemach bewegte, merkte er, daß unter Gottes Beistand sich der

Digitized by Google

Stein fortschob. Und als der Priester ihn schon so weit zurückgeschoben hatte, daß er den Kopf herausstecken konnte, machte er sich dann mit größerer Leichtigkeit eine so weite Lücke, daß er ganz herauszusteigen vermochte. Inzwischen begann der Morgen zu grauen, und der Priester suchte, ob er nicht eine andre Thür fände, als die, vor der die Wächter schliefen. Er fand auch wirklich eine Hinterthür, freilich mit sehr starken Riegeln und festen Nägeln versperrt, aber doch nicht so fest gefügt, daß man nicht zwischen den Brettern hätte hindurchblicken können. An diese Thür legte der Priester den Kopf und sah einen Mann, der des Wegs vorüberging. Da rief er ihn an, doch mit leiser Stimme. Jener hörte es, hieb flugs mit der Axt, die er in der Hand trug, die Holzstangen durch, von denen die Riegel gehalten wurden, und öffnete so dem Priester den Ausgang. Dieser machte sich sofort noch vor Tagesanbruch auf und eilte nach Hause, indem er den Mann noch inständig beschwor, niemand von dieser Sache etwas zu erzählen. Als er aber nach Hause gekommen war, suchte er die Gnadenbriefe der Königin Chlothilde, eilte mit ihnen zum König Chlothar und erzählte ihm, wie er von seinem Bischof lebendig dem Grabe überliefert worden sei. Alle waren außer sich vor Entsetzen über solche Schandthat. Da kam auch Bischof Cautinus zum Könige; aber auf die Anklage des Priesters wurde er überführt und ging beschämt von dannen. Der Priester aber bekam vom König einen Gnadenbrief, gewann für sein Eigentum jeden Schutz, den er nur verlangte, erhielt sich in ruhigem Besitz desselben und hinterließ es seinen Nachkommen. —

So that es ein romanischer Bischof einem fränkischen Herzog völlig gleich in wahrhaft teuflischer Grausamkeit. Das Schlimmste dabei ist, daß trotz aller Entrüstung, selbst des Königs in letzterem Falle, beide Verbrecher vor dem Gesetz straflos ausgehen, Rauching, weil er ein Herzog, Cautinus, weil er ein Bischof war. Das üble Beispiel aber, das der Bischof gab, wirkte doch unendlich viel unheilvoller als das des allgemein verhaßten Herzogs; die Geistlichen sollten doch dem Volke in tugendhaftem Wandel und echter Frömmigkeit vorausgehen; daß aber von einer so entarteten Geistlichkeit keine sittliche und religiöse Hebung des rohen Volkes ausgehen konnte, liegt auf der Hand. Glücklicherweise gehörte auch dieser Bischof sicherlich zu den seltenen Ausnahmen; manche seiner Amtsgenossen pflogen allerdings einen rechtschaffenen Wandel; ja einige — wie unser guter Gregor — gaben durch treue Pflichterfüllung, christliche Milde und opfermutige Nächstenliebe das schönste Beispiel. Heuchler aber von der Art des Cato hat es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gegeben; freilich giebt es keine verwerflichere und schädlichere als die, welche unter dem Deckmantel der Religion dahinschleicht, da sie das Heiligste und Würdigste dazu benutzt, um darunter ihr widerliches Antlitz zu verbergen.

Digitized by Google

Wenn wir auch meistens das sittliche Verderben von den Romanen über die Deutschen kommen sehen, so haben doch andrerseits auch alte germanische Gebräuche der wildesten Art aus der Heidenzeit sich trotz der veränderten Lebensverhältnisse lebendig erhalten und den Anlaß zu entsetzlichen Freveln gegeben, ja sich teilweise sogar in die feine romanische Welt eingeschlichen und zur Verwilderung der Sitten beigetragen. So namentlich die Blutrache. Dazu erzählt uns Gregor folgende merkwürdige Beispiele, die allerdings beide erst der Zeit angehören, über welche im nächsten Abschnitt berichtet werden soll, die aber selbstverständlich nicht die ersten in ihrer Art sind. Die erstere der beiden Erzählungen bietet zugleich ein Bild echt christlicher und bischöflicher Handlungsweise, das geeignet ist, jene widerlichen Fratzen eines Cato und Cautinus vergessen zu machen.

d) Die Fehde zu Tours.

Im Jahre 585*) erhob sich zwischen den Bewohnern des Gebietes von Tours eine gefährliche innere Fehde. Der Franke Sichar nämlich feierte das Fest der Geburt des Herrn mit Austrigisel und andren Gaugenossen in dem Dorfe Mantelan bei Tours, und der Priester des Ortes sandte einen Knecht aus, um einige Leute einzuladen, daß sie in sein Haus kämen zu einem Trinkgelage. Da aber der Knecht kam, zog Austrigisel, einer von denen, die eingeladen wurden, sein Schwert und unterfing sich auf ihn einzuhauen, und alsbald sank der Knecht hin und starb. Als dies Sichar, der mit dem Priester in Freundschaft lebte, vernahm, daß nämlich ein Knecht desselben ermordert sei, nahm er seine Waffen, ging mit seinen Knechten in die Kirche und erwartete hier den Austrigisel. Dieser aber rüstete sich, da er solches vernahm, auch mit seinen Waffen und ging mit einer Schar dem Sichar entgegen.**) Da nun alle durcheinander wogten und jeder Teil zuschlug, ward Sichar von den Geistlichen in die Mitte genommen und dem Getümmel entrückt. Er entfloh auf seinen Hof (der nicht in der Ortschaft lag), ließ aber sein Silberzeug, seine Kleider und vier seiner Knechte, die verwundet waren, im Hause des Priesters zurück. Nach seiner Flucht brach Austrigisel in dieses Haus ein, tötete die Knechte und nahm Gold, Silber und die übrigen Sachen Sichars mit sich. Danach, als sie im Gericht der Bürger (d. h. im Gericht des Grafen von Tours, in denen die Bürger die Beisitzer waren) erschienen, erging das Urteil, daß Austrigisel als Totschläger und weil er nach der Tötung der Knechte die

*) Gregor, Buch 7, Kap. 47. Giesebrecht 2, S. 53 ff.

**) „Es wird also ganz wie einst in den Urwäldern, so nun in dem Dorf, ja in der Kirche Fehde begonnen zwischen diesen Franken; Romanen sind hier nicht beteiligt." Dahn.

Digitized by Google

Sachen ohne Urteil und Recht an sich gebracht hätte, zu der gesetzlichen Buße zu verurteilen sei. Wenige Tage nach dem Gericht hörte Sichar, daß die Sachen, die Austrigisel ihm entwandt hatte, bei Auno und seinem Sohne und seinem Bruder Eborulf aufbewahrt seien, und ohne sich an den Urteilsspruch zu kehren, that er sich mit Auduin zusammen, brach den Frieden und überfiel sie bei nächtlicher Weile mit bewaffneten Männern. Er erbrach das Haus, wo sie schliefen, tötete den Vater, den Bruder und den Sohn und führte ihre Habe und das Vieh, nachdem die Knechte erschlagen waren, mit sich fort. Da wir (d. h. Gregor, der Bischof, selbst) dies hörten, wurden wir sehr darüber betrübt, verbanden uns mit dem Richter des Ortes und schickten eine Gesandtschaft an sie, sie möchten vor uns erscheinen, ihre Sache austragen und in Frieden auseinandergehen, damit der Hader nicht noch weiter um sich greife. Als sie aber kamen und die Bürger beieinander waren, redete ich sie selber also an: „Lasset ab, o Männer, von weiteren Freveln, daß dies Übel nicht noch weiter um sich fresse. Wir haben schon Söhne unserer Kirche in diesem Streite verloren und besorgen, daß wir noch andere einbüßen. Verhaltet euch also, ich bitte euch, friedfertig, und wer unrecht gethan hat, zahle die Buße um der Liebe willen, auf daß ihr Kinder des Friedens seiet, würdig, durch des Herrn Gnade das Reich Gottes zu empfangen. Denn er spricht: Selig sind die Friedfertigen, denn das Himmelreich ist ihr. Und sehet, wenn der, über den die Strafe verhängt wird, zu arm sein sollte, die Buße zu zahlen, so soll er mit dem Silber der Kirche ausgelöst werden, daß nur seine Seele nicht verloren gehe.“ So sprechend bot ich ihnen das Geld der Kirche an. Aber die Partei des Chramnisind, eines zweiten Sohnes des Auno, die den Tod seines Vaters, seines Bruders und seines Oheims rächen wollte, weigerte sich die Buße anzunehmen. So gingen sie auseinander, und Sichar rüstete sich zur Fahrt, um des Königs Gericht anzurufen. Er begab sich deshalb in das Gebiet von Poitiers, wo er ein Gut hatte, um sein Weib Tranquilla (eine Römerin) zu besuchen. Und als er dort seinen Knecht antrieb, sich bei der Arbeit zu sputen, einen Stock erhob und den Knecht schlug, unterfing sich dieser, seines Herrn Schwert aus der Lederscheide zu reißen und seinen Herrn zu verwunden. Sichar stürzte zu Boden, seine Freunde aber liefen herbei, ergriffen den Knecht, geißelten ihn fürchterlich, verstümmelten ihn an Händen und Füßen und verurteilten ihn zum Galgen.

Inzwischen verbreitete sich zu Tours das Gerücht, Sichar sei umgekommen, und als dies Chramnisind vernahm, entbot er seine Freunde und Gesippen und stürmte nach Sichars Hause bei Tours. Nachdem er dies ausgeplündert und mehrere Knechte getötet hatte, steckte er alle Häuser, sowohl die des Sichar als die der andern im Dorfe in Brand und nahm

Digitized by Google

die Herden und alles, was fortzubringen war, mit sich. Darauf wurden die Parteien vor den Grafen nach der Stadt gefordert und führten hier ihre Sache. Und die Beisitzer fanden das Urteil, daß der, welcher früher die Buße nicht habe annehmen wollen und die Häuser angezündet habe, die Hälfte des Wergeldes, das ihm für seine erschlagenen Gesippen zugesprochen worden war, verwirkt haben sollte. Dies war eigentlich gegen das Gesetz und geschah nur, um die Gegner zum Frieden zu bewegen. Die andre Hälfte der Buße aber sollte Sichar erlegen. Darauf gab die Kirche das Geld her, die Buße wurde nach dem Urteilsspruch gezahlt, die Parteien versöhnten sich und schwuren sich gegenseitig, daß kein Teil sich zu irgend einer Zeit gegen den andern erheben wolle; und so nahm der Streit für diesmal ein Ende.

Aber der Friede hatte keinen langen Bestand.*) Schon nach drei Jahren (588) erhob sich die Fehde zwischen den Bürgern von Tours wiederum mit neuer Wut. Sichar hatte nämlich mit Chramnisind, obwohl er ihm seine Verwandten erschlagen hatte, eine innige Freundschaft geschlossen, und sie liebten einander so herzlich, daß sie oftmals zusammen ihr Mahl verzehrten und auf einem Lager schliefen. Nun hatte eines Tags Chramnisind ein Nachtmahl angerichtet und den Sichar dazu eingeladen. Dieser kam, und beide setzten sich zum Gelage. Sichar aber begann, vom Wein erhitzt, gegen Chramnisind spöttische Reden zu führen und brach zuletzt, wie man erzählt, in folgende Worte aus: „Wahrlich, herzliebster Bruder, großen Dank bist du mir schuldig dafür, daß ich dir deine Verwandten erschlagen habe; denn du hast das Wergeld für sie empfangen, und nun ist in deinem Hause Gold und Silber in Fülle. Arm aber und dürftig würdest du leben, hätte dir dieser Handel nicht etwas emporgeholfen.“ Sobald Chramnisind dies hörte, schwoll ihm das Herz vor Wut, und er sprach zu sich selber: „Wenn ich den Tod meiner Gesippen nicht rächte, so wäre ich nicht wert, ferner ein Mann zu heißen; ein feiges Weib müßte man mich nennen.“ Und alsbald löschte er die Lichter aus und spaltete Sichars Haupt mit dem Schwerte. Nur einen schwachen Schrei stieß Sichar noch im letzten Augenblick aus, dann sank er hin und war tot. Die Knechte aber, die mit ihm gekommen waren, entflohen. Chramnisind ließ darauf dem Leichnam die Kleider ausziehen und ihn nackt an einen Pfahl des Zaunes aufhängen. Dann bestieg er sein Roß und ritt eilends zum König (Childebert dem Zweiten). Dort trat er in die Kirche, in der Childebert gerade weilte, warf sich dem Könige zu Füßen und sprach: „Ich bitte dich um mein Leben, ruhmreicher König; denn ich habe die erschlagen, die mir meine Blutsfreunde getötet und alle meine Habe genommen haben.“

*) Buch 9, Kap. 19. Giesebrecht 2, S. 131 ff.

Digitized by Google

Und da er alles ausführlich berichtete, hörte die Königin Brunhilde*) voll Unwillen, daß Sichar, der unter ihrem Schutze stand, also ums Leben gekommen sei, und sie begann ihrem Zorn gegen ihn Luft zu machen. Da jener sah, die Königin sei wider ihn, so floh er in den Gau von Besages, der in dem Gebiet von Bourges liegt, wo Verwandte von ihm lebten. Tranquilla, sein Weib, ließ Kinder und Habe ihres Mannes im Gebiet von Tours und Poitiers zurück und zog zu ihrer Sippe, wo sie sich abermals verheiratete. Sichar endete als ein Mann von vierzig Jahren; er war ein leichtfertiger Mensch, ein Trunkenbold und Mörder, der im Rausche manche Gewaltthat begangen hat. Chramnisind begab sich später noch einmal zum Könige, und das Urteil ward dahin gefällt, er solle den Beweis dafür erbringen, daß er den Sichar aus Blutrache erschlagen habe. Das hat er denn auch gethan. Auch sein Vermögen, das die Königin Brunhilde hatte einziehen lassen, erhielt er wieder. —

Dieser Erzählung stellen wir zwei kürzere Berichte**) aus etwas früherer Zeit (etwa der Mitte des sechsten Jahrhunderts) an die Seite, welche zeigen, wie selbst vornehme Römer die germanische Blutfehde als eine Art rechtlichen Brauches angenommen hatten und oft lieber sie, d. h. Selbsthilfe und Gewaltthat, wählten, statt den Weg gerichtlicher Klage zu betreten. Die Verwilderung der Sitten hatte eben beide Nationen und alle Stände, die höchsten wie die niedrigsten, ergriffen.

e) Asteriolus und Secundinus; Siagrius und Siriwald.

Asteriolus und Secundinus galten damals (um 540) viel bei dem König Theudebert von Austrasien; denn sie besaßen beide gelehrte Bildung und waren in den schönen Wissenschaften wohl bewandert. Da aber Secundinus häufig vom Könige zu Gesandtschaften an den Kaiser in Byzanz benutzt wurde, so stieg ihm der Hochmut zu Kopfe, und er erlaubte sich nicht selten Gewaltthätigkeiten. Daher brach zwischen ihm und Asteriolus ein heftiger Zwist aus, und es kam sogar so weit, daß sie es nicht bei Schimpfreden bewenden ließen, sondern sich — Gelehrte, Hofleute, Römer! — mit den Fäusten wund schlugen. Als dieser Streit vom König kaum beigelegt war und Secundinus noch an seiner Wunde geschwollen war, entstand unter ihnen abermals ein Hader. Der König nahm sich des Secundinus an und gab ihm den Asteriolus preis. Dieser wurde dadurch tief gedemütigt und verlor seine Stelle, wurde aber später von der Königin Wisigard (der Tochter des Langobardenkönigs Wacho) wieder eingesetzt.

*) Über sie vgl. den 10. und 11. Abschnitt.
**) Gregor, Buch 3, Kap. 33 u. 35. Giesebrecht 1, S. 145 f.

Digitized by Google

Nach ihrem Tode erhob sich jedoch Secundinus abermals wider ihn und tötete ihn. Asteriolus hinterließ bei seinem Tode einen Sohn; als der herangewachsen und zu männlichen Jahren gereift war, fing er an darauf zu denken, wie er das an seinem Vater begangene Unrecht rächen könnte. Da wurde es Secundinus bange, und er floh vor dem Rächer von Hof zu Hof. Als er aber sah, daß jener ihn doch erreichte und er ihm nicht mehr entrinnen könne, vergiftete er sich, wie man erzählt, um nicht seinem Feinde in die Hände zu fallen. —

Nachdem der Bischof Desideratus zu Verdun (nach 549) gestorben war, nahm seinen Stuhl Agerich, ein Bürger dieser Stadt, ein. Siagrius aber, ein Sohn des Verstorbenen, gedachte der Kränkungen und Mißhandlungen, die sein Vater einst dadurch erlitten hatte, daß ein vornehmer Franke Namens Siriwald ihn beim König Theuderich verleumdete, der ihn sogar seiner Güter beraubte. Daher überfiel Siagrius einst den Siriwald mit bewaffneter Schar und brachte ihn auf folgende Weise um. Er kam ganz in der Frühe, da es dichter Nebel war und man in der Finsternis kaum jemand erkennen konnte, zu einem Hofe Siriwalds im Gebiet von Dijon, der Fleury (an der Ouche) heißt. Da trat gerade einer von Siriwalds Gefolgsmannen aus dem Hause, und des Siagrius Leute meinten, es sei Siriwald selbst, und erschlugen ihn. Als sie aber zurückkehrten, gleich als ob sie schon den Sieg über ihren Feind gewonnen hätten, verriet ihnen einer von Siriwalds Hausgesinde, sie hätten nicht den Herrn getötet, sondern einen seiner Leute. Da kehrten sie wieder um, suchten ihn und fanden die Kammer, in der er zu schlafen pflegte, verschlossen, und wollten sie erbrechen. Aber obschon sie sich sehr lange an der Thür abmühten, konnten sie sie doch nicht öffnen. Da rissen sie auf der einen Seite die Hauswand nieder, drangen ein und hieben ihn mit dem Schwerte zusammen. —

Kann hier Gewalt und Mord sich wenigstens einigermaßen mit dem an sich nicht unedlen Trieb nach Rache für den tiefgekränkten Vater entschuldigen, so sehen wir aus nachstehender Erzählung,*) wie auf einer Seite gemeine Habgier nicht vor dem niedrigsten Betrug und der rohen Gewalt zurückscheute, während auf der anderen auch bessere Naturen zur Selbsthilfe greifen mußten, statt bei dem Gesetze Schutz gegen Vergewaltigung zu suchen; denn die Eigenmächtigkeit der Könige selbst und ihrer Beamten tritt klar zu Tage. Die Hauptpersonen gehören, wie in der Geschichte von Asteriolus und Secundinus, der „gebildeten" romanischen Bevölkerung an, und es ist hier wie dort merkwürdig zu sehen, wie äußerlich die Bildung war, auf die sich diese Romanen im Gegensatz zu den rohen Franken so viel ein-

*) Buch 4, Kap. 46. Giesebrecht Bd. 1, S. 206 ff.

Digitized by Google

bildeten; sie standen diesen, wenn es Befriedigung ihrer Leidenschaften galt, auch in der Roheit nicht im mindesten nach.

f) Andarchius und Ursus.

Andarchius soll ein Sklave des Felix, eines vornehmen Mannes aus römischem Geschlecht zu Marseille, gewesen sein. Zum persönlichen Dienst bei seinem Herrn bestimmt, lag er mit ihm gelehrten Arbeiten ob und gewann so eine ausgezeichnete Bildung. Denn er war in den Werken des Virgilius, in den Büchern des Theodosianischen Gesetzes und in der Zahlenlehre vollkommen zu Hause. Das Wissen blähte ihn aber auf, er begann auf seinen Herrn herabzusehen und stellte sich unter den Schutz des Herzogs von Reims, Lupus, als dieser auf Befehl des Königs Sigibert einst nach Marseille kam. Als Lupus an den Hof zurückkehrte, nahm er ihn zur Begleitung mit (offenbar eigenmächtig, ohne ihn seinem Herrn abzukaufen), empfahl ihn dann angelegentlichst dem König Sigibert und übergab ihn dessen Dienst. Dieser sandte ihn an verschiedene Orte und verschaffte ihm Gelegenheit sich im Kriegsdienst hervorzuthun.*) So wurde er zum Range eines königlichen Beamten erhoben und kam nach Clermont in der Auvergne, wo er mit einem Bürger der Stadt, mit Namen Ursus, Freundschaft schloß. Darauf wünschte er die Tochter desselben zu heiraten, und wie er denn ein verschmitzter Mensch war, legte er heimlich seinen Harnisch, so erzählt man, in einen Bücherkasten, in den man sonst Papiere einzupacken pflegte, und sagte zu dem Weibe des Ursus: „Mehr als 16000 Goldschillinge habe ich in diesen Kasten gelegt; den übergebe ich dir. Es soll dein sein, wenn du es dahin bringst, daß mir deine Tochter verlobt wird.“ Und — wozu treibt nicht die Goldgier den Menschen? — das Weib glaubte getreulich alles und versprach ihm in Abwesenheit ihres Mannes, sie wolle ihm das Mädchen verloben. Darauf begab sich Andarchius zum König und brachte bald dem Grafen des Gaues von Clermont einen königlichen Befehl, er solle ihm das Mädchen zur Ehe geben.**) „Ich habe,“ sagte er, „den Malschatz bereits bei der Verlobung gegeben.“ Der Vater aber stellte das in Abrede und sagte: „Ich weiß weder, wer du eigentlich bist und von wannen du stammst, noch habe ich etwas von dem Deinigen.“ Und da sich hierüber ein Streit zwischen ihnen erhob

*) Auch das ist merkwürdig, wie die alten Standesunterschiede der freien und unfreien Geburt außer Auge gesetzt werden. Der ehemalige römische Sklave als Führer germanischer Heermannen!

**) Könige und Fürsten übten von ältester Zeit bis in das späte Mittelalter ein Recht aus, Söhne und Töchter der Unterthanen mit ihrem Hofgesinde zu verehelichen. Giesebrecht a. a. O.

Digitized by Google

und immer heftiger wurde, so verlangte Andarchius, Ursus solle mit ihm vor den König kommen. Und als er nach dem Königshofe Braine*) kam, trieb er einen Menschen auf, der auch Ursus hieß. Den ließ er im geheimen vor dem Altar folgenden Schwur leisten: „Bei dieser heiligen Stätte und den Gebeinen der heiligen Märtyrer! wenn ich dir meine Tochter nicht zur Ehe gebe, will ich dir unverzüglich die 16000 Goldschillinge zurückzahlen.“ Und Andarchius hatte Zeugen in der Sakristei aufgestellt, welche dort versteckt die Worte hörten, die jener sprach, doch ihn selbst nicht sehen konnten. Als dies geschehen war, beschwichtigte Andarchius den Ursus aus Clermont mit guten Worten und bewirkte, daß dieser, ohne vor den König gekommen zu sein, in die Heimat zurückkehrte. Da ließ er jenen Eid schriftlich aufsetzen und zeigte ihn dem König, als bereits Ursus zurückgekehrt war. „Dies und das,“ sprach er, „hat mir Ursus schriftlich gegeben, und deshalb verlange ich einen Befehl von deiner Herrlichkeit, daß er mir seine Tochter zur Ehe gebe. Weigert er sich, so möge mir Gewalt gegeben werden über sein Hab und Gut, bis ich meine 16000 Goldschillinge zurückbekommen und mich aus dieser Sache herausgezogen habe.“**) Nachdem er nun einen königlichen Befehl darüber erhalten hatte, kehrte er nach Clermont zurück und wies dem Grafen den Befehl vor. Ursus aber begab sich in das Gebiet von Velay, und als sein Eigentum dem Andarchius überwiesen worden war, kam auch dieser ebendahin, trat in ein Haus des Ursus ein und befahl, man solle ihm ein Mahl bereiten und Wasser zum Bade wärmen. Als aber die Sklaven im Hause diesem groben Gebieter nicht gehorchen wollten, schlug er die einen mit Knütteln, die andern mit Gerten; einige traf er so auf den Kopf, daß das Blut herausſprang. Das setzte die Dienerschaft in Furcht, das Mahl wurde ihm bereitet, er erhielt sein warmes Bad, trank sich voll Weines und legte sich auf das Lager. Es waren aber nur sieben Diener bei ihm. Und als auch diese, von Wein und Müdigkeit bezwungen, in tiefen Schlaf versunken waren, versammelte sich die Dienerschaft des Ursus, schloß die Thüren des Hauses, das nur aus hölzernen Brettern gezimmert war, und nachdem sie die Schlüssel an sich genommen hatten, nahmen sie die Getreidegarben, die noch in Mieten (Feimen) standen, auseinander und

*) Ein von den Merowingern oft besuchter Hof zwischen Soissons und Reims.

**) „Man begreift nicht recht, weshalb die Gegner nicht jene Kiste längst geöffnet haben, sieht aber sehr deutlich, wie bei dem ungenügenden Verkehr zwischen dem Hofe und den Provinzen die bloße Entlegenheit des Schauplatzes jede noch so plumpe List, jeden Mißbrauch erschlichener Königsbefehle, jeden Mißbrauch der hohen Amtsstellung ermöglichte. Das muß man in der Geschichte dieses Reiches wohl im Auge behalten, um das Ungeheuerliche der Amtsmißbräuche, um die geringe Wirkung der weisesten Maßregeln sogar eines großen Karl zu begreifen.“ Dahn, Urgeschichte 3, S. 154.

Digitized by Google

schichteten um und über das Haus die Ähren, die in Bünden waren, so hoch auf, daß es ganz davon bedeckt war. Dann wurde von verschiedenen Seiten Feuer angelegt, und erst als die Balken des Hauses verkohlten und über die Unglücklichen zusammenstürzten, wachten diese auf und fingen an zu schreien. Aber da war niemand, der auf sie hörte. Das Feuer verzehrte das ganze Haus und sie alle zugleich. Ursus eilte voll Furcht in die Kirche des heiligen Julian, erhielt jedoch, da er dem Könige Geschenke schickte, sein Hab und Gut unverkürzt zurück. —

So zeigt sich selbst der König bestechlich; auch er ordnet nicht etwa strenge Untersuchung des Sachverhaltes an; Ursus ruft nach der That, zu deren Entschuldigung er ja manches sagen konnte, keineswegs das Königsgericht an, ebensowenig wie er es vorher zu thun wagte; die Furcht, daß der König nicht nach Recht und Gesetz, sondern nach seiner Vorliebe für den unwürdigen Günstling richten werde, war nur allzuberechtigt; Selbsthülfe und reichliche Geschenke wirkten mehr als das gute Recht. Und wie wir oben, dem abscheulichen Rauching gegenüber, den König die schnelle Ermordung des gefährlichen Mannes seiner gerichtlichen Bestrafung vorziehen sahen, so legt auch in der Erzählung, die wir zum Schlusse dieses Abschnittes noch mitteilen,*) die Königin Fredegunde — allerdings eine der blutigsten Gestalten der Merowingergeschichte — eine grauenhafte Bereitschaft an den Tag, unbequeme Männer durch den brutalsten Mord wegzuräumen. Das Seltsamste dabei ist der Widerspruch der darin liegt, daß sie eigentlich dabei als Anwalt des Gesetzes und der öffentlichen Ordnung auftritt, eine Rolle, die ihr von Rechtswegen gar nicht zukommt. Sie handelt, wie Dahn sagt, in einer Art wahrhaft grauenvoller Vermischung von Mord und Strafjustiz oder Sicherheitspolizei.

g) Die Fehde von Tournay.

Unter den Franken von Tournay erhob sich (591) ein nicht unbedeutender Streit deshalb, weil der Sohn eines von ihnen einem andern jungen Franken, der seine Schwester zur Frau hatte, öfters heftige Vorwürfe darüber machte, daß er sein eheliches Weib vernachlässige und der Buhlschaft nachgehe. Da dies aber nichts fruchtete, wuchs der Hader zwischen ihnen immer mehr, und es kam endlich so weit, daß der Jüngling über seinen Schwager herfiel und ihn tötete und dazu auch viele von seinen Verwandten. Aber auch er selbst kam mit vielen der Seinigen, die ihn begleiteten, in dem Streite um, so daß zuletzt von allen nur ein einziger Mann übrig blieb, der keinen Gegner mehr fand. Mit diesem Gemetzel war aber der Hader noch nicht geendet. Denn nun wüteten alsbald die

*) Gregor, Buch 10, Kap. 27. Giesebrecht 2, S. 233 ff.

Digitized by Google

Geſippen beider untereinander, obwohl die Königin Fredegunde, König Chilperichs Witwe, ſie oftmals ermahnte, von der Fehde abzulaſſen und ſich gütlich zu vertragen, damit nicht aus dieſem hartnäckigen Zwiſte noch ſchlimmere Folgen erwüchſen. Da ſie aber mit verſöhnlichen Worten ſie nicht beruhigen konnte, brachte ſie endlich beide Teile mit der Streitaxt zur Ruhe. Sie lud nämlich viele Männer zu einem Gelage ein und hieß die Häupter der Hadernden, drei Männer Namens Chariwald, Leodowald und Walden, auf ein und derſelben Bank ſich niederſetzen. Und als nun das Mahl bis zur einbrechenden Nacht ſich hinzog, blieb man noch, nachdem der Tiſch bereits abgeräumt war, auf den Bänken ſitzen, um weiter zu zechen. So dauerte das Trinkgelage fort. Und als ſie viel Wein getrunken hatten, wurden alle dermaßen berauſcht, daß zuletzt ſogar die dienenden Knaben ſchwer bezecht in den Winkeln des Hauſes ſchlafend herumlagen. Da ſchlichen ſich Männer, die von Fredegunde dazu beſtellt waren, mit drei Beilen hinter den Rücken jener drei Franken, und während dieſe noch miteinander ſprachen, erhoben die Männer die Beile und hieben, ſozuſagen mit einem Schlage, die drei Franken nieder. Darauf gingen die übrigen vom Mahle. Als dies nun den Verwandten der Ermordeten gemeldet wurde, fingen ſie an, auf Fredegunde ſcharfe Wacht zu halten, und ſie ſandten Boten an König Childebert den Zweiten, den Sohn Sigiberts, daß er die Königin Fredegunde greifen und töten laſſe. Wirklich ließ auch Childebert zu dieſem Zweck in der Champagne ein Heer aufbieten; ehe es aber ausrückte, entkam Fredegunde mit Hilfe ihres Anhangs und begab ſich nach einer andern Gegend. —

So herrſchte eine wahrhaft „grundſtürzende“ Verwirrung aller ſittlichen und rechtlichen Begriffe im Innern des fränkiſchen Staates, deſſen politiſche Geſchichte wir nunmehr in Kürze weiter zu betrachten haben.

10. Die Zeit der inneren Kriege, von der zweiten Reichsteilung bis zu Chilperichs Tode.

(Von 561 bis 584.)

Nachdem Chlothar der Erſte noch einmal auf wenige Jahre die ſämtlichen fränkiſchen Beſitzungen in ſeiner Hand vereinigt hatte, trat nach ſeinem Tode, wie bereits erzählt worden iſt, eine Teilung ein wie nach dem Tode Chlodowechs, die aber infolge der ſeitdem gemachten Eroberungen größere Gebiete als jene früheren und verſchiedenartigere Elemente umfaßte. Es wurden zunächſt vier Königreiche gebildet mit den Hauptſtädten Paris, Orleans, Soiſſons und Metz, wo die Brüder Charibert, Guntram, Chilperich und Sigibert Hof hielten. Daß eine ſolche Teilung dem germaniſchen Erbrecht vollkommen entſprach, iſt bereits bemerkt worden;

Digitized by Google

daß aber dieses Erbrecht auch auf die höchste Gewalt angewendet wurde, sollte für das Frankenreich zum unheilvollen Verhängnis werden. Die Könige der Teilreiche gerieten in mannigfache Zerwürfnisse untereinander, und wenn dadurch auch das Ansehn der Frankenherrschaft nach außen noch nicht gemindert wurde, so mußten doch die ewigen Bürgerkriege, die häufigen Grenzveränderungen und Herrschaftswechsel im Innern einen Zustand der Unsicherheit hervorrufen, unter dem die Bevölkerung unsäglich litt.

Die Geschichte der nun folgenden Zeit trägt einen ganz andern Charakter als die Zeit der Söhne Chlodowechs. Damals überwog noch die Einheit des Staates, wenn es auch nicht an Reibungen und Kämpfen unter den Brüdern fehlte. In der Zeit nach 561 nahm der Bürgerkrieg dagegen kein Ende. Damals hatten Männer ausschließlich die Geschicke ihrer Völker geleitet; jetzt griffen bald zum großen Nachteil der Völker zwei herrschsüchtige Frauen entscheidend in die Staatsgeschäfte ein. Damals hatte ein noch immer kraftvolles Königtum den aufstrebenden Elementen des Widerstandes im Innern die Spitze geboten, die Ordnung im Staate hatte auf dem Verhältnis zwischen König und Unterthanen beruht; jetzt wuchs allmählich aus den Kreisen der hohen Königsbeamten ein mächtiger Adel empor, welcher durch eigensinnige Unbotmäßigkeit das Gefüge des Staates lockerte. Damals hatte sich eine gleichmäßige Durchdringung des fränkischen und des germanischen Volkstums angebahnt; jetzt bildete sich ein immer schärfer werdender Gegensatz zwischen den romanischen Elementen im Osten und Süden und den germanischen im Westen aus. Damals hatten glückliche Eroberungen das Selbstgefühl und die Wehrkraft des Reiches gestärkt; jetzt blieben die Versuche, gegen Langobarden und Westgoten erobernd aufzutreten im ganzen erfolglos, wenn auch das lange bestrittene westgotische Gebiet zwischen Garonne und Pyrenäen 567 in fränkischen Besitz kam. So läßt sich eigentlich nirgends ein Fortschritt zum Bessern erkennen. Nur die ursprünglich deutschen Länder östlich vom Rhein wurden eines solchen, und zwar eines höchst bedeutsamen, teilhaft; dort nämlich begann das Christentum durch die Bemühungen der irisch-schottischen Heidenbekehrer zuerst festen Fuß zu fassen.

Es wäre wohl schwer, aber doch nicht unmöglich gewesen, daß die Söhne Chlothars des Ersten friedlich nebeneinander bestanden hätten; denn wenn einer von ihnen sich eigenmächtig gebaren wollte, wie schon im Jahre 562 Chilperich gegen Sigibert, so wurde er durch die andern in seine Schranken zurückgewiesen. Aber zum Unglück starb schon sechs Jahre nach der Teilung der friedfertigste der vier Könige, Charibert von Paris (567), ohne Erben zu hinterlassen. Zwar teilten die überlebenden Brüder friedlich untereinander das Gebiet Chariberts, aber dennoch wurde die Teilung eine Quelle zukünftigen Zwistes. Über einzelne große Städte, namentlich Marseille und Paris, konnte man sich nämlich nicht einigen;

Digitized by Google

sie verblieben den drei Königen gemeinsam. Paris, das schon fast als die Hauptstadt des ganzen Reiches erscheint, wurde in drei Bezirke geteilt, von denen ein jeder einem der Könige angehören sollte, und dazu fügte man die Bestimmung, daß keiner ohne Bewilligung des andern die Stadt betreten dürfe. Legte schon dies die Besorgnis nahe, daß es zu Entzweiungen zwischen den Brüdern kommen werde, so kam noch hinzu, daß der jüngste von ihnen, Chilperich, der schon bei der ersten Teilung zu kurz weggekommen war, auch diesmal den andern gegenüber benachteiligt erschien, und daß bei seiner gewaltsamen Sinnesart nicht zu erwarten war, er werde sich dies ruhig gefallen lassen.

So fehlte es schon nicht an Zündstoff, an dem sich die Streitlust entfachen konnte, zumal in einem so kriegerischen Zeitalter; aber es kam dazu noch ein unheilvoller Widerstreit der häuslichen Verhältnisse zwischen den beiden jüngeren Brüdern Sigibert und Chilperich. Daraus hauptsächlich entstanden die furchtbarsten inneren Wirrsale, die den guten Gregor von Tours, welcher sie miterlebt und treulich aufgezeichnet hat, zu folgenden schmerzlichen Worten bewogen: „Mit Kummer gehe ich daran, die Zwistigkeiten und Bürgerkriege zu erzählen, die das Volk und die Herrschaft der Franken so sehr in Verfall bringen. Denn schon sehen wir, was das Schlimmste ist, in dieser Zeit eintreten, was unser Herr von dem Anfang der Trübsal vorausgesagt hat: es erhebt sich Vater gegen Sohn, Sohn gegen Vater, Bruder gegen Bruder, Verwandte gegen Verwandte.*) Und doch hätte sie das Beispiel früherer Könige abschrecken sollen, die, wenn sie untereinander uneins wurden, alsbald ihren Feinden unterlagen. Wie oft sank nicht selbst Rom, das Haupt der Welt, die Stadt der Städte, wenn Bürgerkriege ausbrachen, darnieder; aber wenn sie aufhörten, erhob es sich wieder vom Boden. O möchtet doch auch ihr, o Könige, solche Schlachten schlagen, wie die, in denen eure Vorfahren ihren Schweiß vergossen haben, daß die Ungläubigen,**) voll Furcht ob eurer Eintracht, sich beugen müßten vor eurer Macht. Denket an Chlodowech, von dem eure Siege anhuben, was er gethan hat: er tötete die Könige, die ihm feind waren, trieb die gefährlichen Völker von den Grenzen, brachte die Einheimischen unter seine Gewalt und hinterließ euch die Herrschaft über sie. Und da er das ausführte, hatte er nicht Gold und Silber, wie es jetzt in euren Schatzkammern liegt. Was thut aber nun ihr? Wonach

*) Vgl. Ev. Matth. 10, 21: Es wird aber ein Bruder den andern zum Tode überantworten, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen.

**) Es sind die arianischen Langobarden und Westgoten und die heidnischen Avaren gemeint; die Stelle muß vor dem Übertritt der Westgoten zur römischen Kirche (586) geschrieben sein.

Digitized by Google

trachtet ihr? Habt ihr nicht Überfluß an allem? In euren Palästen giebt es Genüsse des Lebens in Fülle, eure Vorratskammern sind übervoll von Wein, Weizen und Öl, in euern Schatzkammern liegt Gold und Silber aufgehäuft. Eins aber fehlt euch: weil ihr den Frieden nicht habt, entbehrt ihr der Gnade Gottes. Warum nimmt einer dem andern das Seine weg? Warum trachtet der eine nach des andern Gut? Achtet, ich beschwöre euch, auf das Wort des Apostels: „So ihr euch aber untereinander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht untereinander verzehrt werdet." Wahret euch also vor der Zwietracht, die euch und euer Volk in das Verderben bringt! Was ist sonst anders zu erwarten, als daß ihr, wenn euer Kriegsvolk zu Grunde gerichtet ist, ohne Stütze dasteht und, von euren Feinden überwältigt, dann von euern Thronen stürzet? Hast du, o König, deine Lust am innern Kriege, so kämpfe den Kampf, von dem der Apostel sagt, daß er innen im Menschen vorgehe, daß den Geist gelüste wider das Fleisch und die Gebrechen den Tugenden weichen und daß du frei deinem Haupte, das ist Christus, dienest, während du bisher in Unfreiheit gedienet hast der Wurzel alles Übels." Daß die gutgemeinte Warnung und Bitte des wackeren Mannes ungehört verhallte, versteht sich von selbst.

Über die äußeren Kriege in diesem Zeitraum genügen ein paar kurze Andeutungen. Die Langobarden, seit 568 die Herren von Oberitalien und die südöstlichen Nachbarn der Franken, wurden diesen bald sehr unbequem. Einige ihrer bedeutendsten Kämpfe mit den Franken sind im ersten Buche dieses Bandes berichtet worden. Wir wissen, daß die Langobarden unnötigerweise viel Kraft an ihre Einfälle ins südöstliche Frankenreich, namentlich in die Provence, setzten und daß von beiden Teilen mit wechselndem Glück gefochten wurde. Konnten die Langobarden hier auch keine Eroberungen machen, so waren sie doch dem benachbarten Teilreiche Burgund lästig genug; ein großer Teil der burgundisch-fränkischen Streitmacht wurde durch die beständige Wacht gegen die unruhigen Nachbarn immer in Anspruch genommen. Seit diese im Jahre 575 durch die Franken eine empfindliche Niederlage erlitten hatten, standen sie von thörichten Angriffen ab. Nun aber begannen die Franken und zwar die austrasischen des Childebert, des Nachfolgers Sigiberts, ihrerseits im Einverständnis mit Byzanz in Oberitalien einzufallen, zu plündern, beutebeladen heimzukehren und hie und da wohl auch eine Stadt oder Burg zu besetzen; aber auch sie brachten es nicht zu dauernden Eroberungen. Seit 591 herrschte dann Friede zwischen Franken und Langobarden.*)

Ein andrer neuer Feind tauchte kurz nach den Langobarden im Osten auf. Es waren die wilden Avaren, die wir bereits in der Langobarden-

*) Vgl. oben S. 56 f.

Digitized by Google

geschichte kennen gelernt haben. Sie machten im Jahre 562 einen Raubzug in das ostfränkische Reich Sigiberts. Es gelang ihm, sie zu vertreiben; aber bald kehrten sie zurück und schlugen Sigiberts Heer. Dennoch bewog der austrasische König ihren Chakan zu einem friedlichen Bündnis und hatte seitdem vor ihnen Ruhe. Erst nach dem Tode von Sigiberts Nachfolger Childebert (596) kamen sie wieder, ließen sich aber durch eine Geldabfindung zum Abzug bewegen.

Mit den Westgoten wurde zwar 567 der lange Streit um die Striche zwischen der Garonne und den Pyrenäen (die heutige Gascogne) zu gunsten der Franken beigelegt; aber die wiederholten Angriffe König Guntrams von Burgund auf das westgotische Septimanien, das Küstenland zwischen den Pyrenäen und dem Rhonedelta, mit den Städten Roussillon, Narbonne und Nimes, scheiterten an der Tapferkeit des greisen Königs Leovigild und seines Sohnes Rekared.*)

Viel wichtiger als alle diese auswärtigen Kriege waren die Kämpfe unter den Teilstaaten. Sie alle zu erzählen und dabei dem Gewährsmann Gregor in dem Maße wie oben das Wort zu geben, ist im Rahmen unseres Werkchens unmöglich und würde auch wenig Zweck haben. Es ist ein wüstes, wirres Getümmel, in dem man sich schwer zurechtfindet und das im einzelnen zu unerquicklich ist, um die menschliche Teilnahme des Lesers zu erregen und zu fesseln. Aber einige gewaltige Menschen ragen doch aus diesem Wirrsal hervor, deren Schicksale und deren Verbrechen dem Zeitalter gleichsam den Stempel aufgedrückt haben und zugleich einen leitenden Faden durch die Geschichte dieses Zeitalters bilden.**) Als Einführung in die vielfach verwickelten Verhältnisse teilen wir zuerst die trefflich orientierende Darstellung eines ausgezeichneten Geschichtsforschers mit.

„König Sigibert von Austrasien war ein tapferer Krieger und ein tüchtiger Mann; aber noch höher priesen seine Zeitgenossen seine Gemahlin Brunhilde (Brunichildis, Brünnhilde). Sie war die Tochter des Westgotenkönigs Athanagild. Durch Empörung und durch ein Bündnis mit den Oströmern hatte dieser den Thron gewonnen.***) Später wußte er zwar diesen gefährlichen Bundesgenossen einen Teil der Städte wieder zu entreißen, die er ihnen hatte überlassen müssen; aber er kam doch nicht zum ungestörten Besitz von Spanien. Umsomehr mußte er sich hüten, mit den Franken in Krieg zu kommen, damit nicht die Kaiserlichen wieder von der andern Seite vordrängen. Die Franken hatten schon wiederholt das noch westgotische Gallien zu erobern versucht und hatten auch trotz mancher

*) Vgl. Band 2, S. 392.

**) Siehe Kaufmann, Deutsche Geschichte, Bd. 2, S. 141 f. Die folgenden Absätze sind diesem Werke entnommen.

***) Vgl. Band 2, S. 388 f.

Digitized by Google

Niederlagen bedeutende Stücke davon losgerissen. Leicht konnten sie wiederkommen, während die Westgoten erst die Pyrenäen überschreiten mußten, um dies entlegene Grenzland zu verteidigen. Das gab den Franken das Gefühl der Überlegenheit, aber sie wußten doch, daß in dem Gotenreiche eine bedeutende Macht ruhte, und außerdem galt es ihnen als das reichere Land. Der Hof der gotischen Könige war glänzender als der irgend eines fränkischen Königs.

So lagen die Verhältnisse, als König Sigibert um Athanagilds Tochter Brunhilde warb. Mancherlei Verhandlungen gingen der Werbung voraus. Der „Hausmeier",*) der höchste Beamte Sigiberts, führte selbst die Gesandtschaft. Sein Name war Gogo. Er war Franke von Geburt, bewandert in dem, was damals die vornehme römische Welt als Bildung betrachtete. Er wußte ein Festmahl zu geben, bei dem die Fische serviert wurden, als schwämmen sie im Meere, und bei dem diese und ähnliche Künste des Koches den Poeten, die geladen waren, den Stoff boten zu einem Dutzend ebenso künstlicher Verse. Er wußte auch selbst mit den Worten zu spielen wie die Rhetoren. Wie oft durch diese Feinheiten die wilde Roheit schimmerte, hat der Hofdichter nicht verraten, der ihn dankbar pries;**) aber jedenfalls war Gogo recht ein Mann der Zeit, und die Goten konnten an ihm sehen, daß die Franken jetzt in derselben Umwandlung begriffen waren, in der sie schon zwei Menschenalter länger standen. Es waren nicht schlechtweg Barbaren, zu denen die Königstochter ziehen sollte. Zunächst wurde der Streit ausgetragen über einige Städte des gotischen Galliens, welche die Franken besetzt hatten oder beanspruchten. Man einigte sich dahin, daß sie der Brunhilde als Mitgift und Morgengabe gegeben werden sollten. Der Vater und der Gemahl schenkten sie ihr so gemeinsam. Dann rüstete man den Brautwagen mit köstlichem Schmuck, und in strahlendem Glanze zog Brunhilde der neuen Heimat zu (567). In Metz veranstaltete Sigibert ihr zu Ehren große Feste. Germanische Gelage und römischer Pomp vereinigten sich, und der Dichter Venantius Fortunatus sang der jungen Königin ein lateinisches Hochzeitslied, in welchem Venus und Cupido abwechselnd die Vorzüge des jungen Paares rühmten. Aber auch die ernsthafteren und gewichtigeren Männer freuten sich dieser Königin. Ihre ungewöhnliche Schönheit, ihr glänzender Schmuck,

*) Major domus oder Princeps Palatii, ursprünglich Aufseher über das Hofgesinde, schon damals Titel des ersten Hof- und Staatsbeamten in jedem der drei Teilreiche; der Hausmeier war Vorsteher des Königs-Palastes und -Hofes, führte an Stelle des Königs den Vorsitz im Rate, beaufsichtigte die jungen Leute, die sich am Hofe zu Beamten ausbildeten, erzog die Prinzen, führte die Vormundschaft über sie, wenn sie unmündig auf den Thron kamen, und leitete überhaupt alle Verhältnisse des Hofes.

**) Venantius Fortunatus, über den der folgende Abschnitt zu vergleichen ist.

Digitized by Google

ihre feine Sitte und ihr kluger Geist blendeten die Augen und gewannen die Herzen. Das war ein Stolz für das Reich und eine Freude für die Mannen. Eins nur erregte Anstoß: Brunhilde kam als Arianerin in das Land. Aber sie fühlte bald, daß es notwendig sei, diese Schranke zu zerbrechen, wenn sie nicht fremd bleiben wollte in der neuen Heimat. So ließ sie sich denn von den Bischöfen unterweisen, trat zum katholischen Bekenntnis über und herrschte mit ihrem Gemahl in Frieden und Ansehen. Wohl ging die Rede, daß ihr Wille der stärkere sei, aber nicht in Unehren ward es gesagt.

Allein diese Tage des Glückes dauerten nicht lange. Es folgte eine Kette von Kriegen und Mordthaten, in denen alles vernichtet wurde, woran Brunhilde ihre Freude hatte und worauf sie ihre Hoffnung stützte. Sigiberts Bruder Chilperich hatte bereits viele Weiber gehabt, als ihn das Beispiel Sigiberts reizte, auch eine Königstochter aus dem reichen Spanien heimzuführen. So warb er denn um Brunhildens ältere Schwester Galswintha (Gailesswintha). Der Vater wollte sie nicht weggeben, bis daß Chilperich gelobte, alle andern Weiber abzuthun und der Galswintha allein die Stellung und Ehre der Königin zu gewähren. Das ward denn auch feierlich beschworen,*) und bei der Hochzeitsfeier in Rouen schwuren ihr auch die fränkischen Großen den Treueid auf ihre Waffen. Aber nach wenigen Monaten herrschte eine frühere Buhlerin des Königs, Fredegunde mit Namen, wieder im Hause. Galswintha bat den König, sie in ihre Heimat zurückkehren zu lassen; selbst auf ihre Mitgift wollte sie verzichten. Aber Chilperich machte ihr erst wieder Versprechungen, und dann ließ er sie durch einen Diener erdrosseln. Einige Tage stellte er sich, als ob er sie beweine; dann erhob er die Fredegunde förmlich zu seiner Gemahlin.

Schamlos in seinen Begierden und rücksichtslos in seinen Mitteln that dieser König, was ihm beliebte. Nicht als ob ihm durch die Verfassung des Reichs absolute Macht zugestanden, oder als ob er dies auch nur selbst beansprucht hätte. Er verfuhr so rücksichtslos mehr als Privatmann. Die Großen seines Reiches machten es ähnlich, und ebenfalls meist ungestraft. Der Name des Königs lieh vollends den Gewaltthaten leicht den Schein des Rechts, und die feige Masse fügte sich ihm. „Du kannst unser Freund nicht mehr sein," sagte man auf einer Synode zu dem

*) Venantius Fortunatus hat ein schönes Gedicht voll inniger Wehmut geschrieben, das den traurigen Abschied der unglücklichen Königstochter von Eltern und Vaterland, den herben Schmerz, das Leid der Trennung beschreibt. Rührend sind die Klagen der Mutter, die sich von der Fortziehenden nicht trennen kann, und die schwarzen Ahnungen der Tochter. Dann folgt die Reise Galswinthas durch Gallien, ihre Vermählung und ihr unverhofft schnelles Ende. Die Klagen ihrer Amme, der Schmerz Brunhildens und der Mutter sind ergreifend. Die Ursache des Todes verschweigt der Dichter freilich und mußte sie wohl verschweigen.

Digitized by Google

Bischof Prätextatus, „da du die Gnade des Königs verloren hast.“ Zerriß aber ein tüchtiger Mann jenen Schleier und nannte das Unrecht mit seinem Namen, so tobte Chilperich wohl eine Zeitlang, suchte ihn zu schrecken oder zu gewinnen; aber wer festblieb, der drang durch. Die Schranken der kirchlichen und staatlichen Ordnung lebten zu kräftig in dem Bewußtsein der Menschen, als daß er sie hätte leugnen können, und zum Tyrannen im großen Stile fehlte ihm die Kraft. Er that alles halb. Er hatte mancherlei Gaben und Einsicht in die Verhältnisse, aber auch dem glücklichsten Gedanken seines Lebens gab er keine dauernde Folge. Die Güter der Kirchen und Klöster mehrten sich damals in einer Weise, welche Staat und Gesellschaft bedrohte. Das erkannte Chilperich und sprach es scharf aus. „Siehe, unser Schatz ist leer,“ sagte er, „unsere Güter sind an die Kirchen gekommen. Schier niemand hat Macht als die Bischöfe. Unsere Ehre ist vernichtet und an die Bischöfe gekommen.“ Aber was that er zur Abhilfe? Er vernichtete einige Testamente, die der Kirche Schenkungen zuwiesen, im übrigen ließ er aber die Dinge gehen; und sie gingen weiter bis zu jenem Ruin beider, der Kirche und des Staates, aus der sie erst die Reform des achten Jahrhunderts wieder erhob. Eitelkeit und unruhige Thatensucht trieben ihn, manches zu versuchen, um die Länder seiner Brüder an sich zu reißen, aber meist erlitt er Niederlagen. Ebenso war es endlich auch mit seinen geistigen Interessen. Er besaß Sinn für die römische Kultur und hatte auch Fleiß darauf verwendet. Er machte lateinische Gedichte über kirchliche Stoffe und trieb theologische und grammatische Untersuchungen. Aber die Verse hinkten, und die Theologie führte ihn zu einer ketzerischen Lehre, die er erst mit Gewalt zur Anerkennung bringen wollte, aber wieder fallen ließ, sobald ihm einige Bischöfe mutig entgegentraten. Die Frucht seiner grammatischen Studien war ein Versuch, dem lateinischen Alphabet vier neue Buchstaben hinzuzufügen.*) . . . Durch alle Städte seines Reichs erließ er Schreiben, daß die Knaben so unterrichtet und die Bücher mit Bimsstein radiert und danach umgeschrieben werden sollten. Aber bald kam die Sache wieder in Vergessenheit.

Er war kein Schwächling, er verstand die Waffen zu führen und fürchtete sich nicht mit dem Bären und dem Eber zu kämpfen; aber er war doch ein elender Mensch. Er dachte nur an sich, er kannte keine Pflicht und keine Liebe. Der Bauch war sein Gott und die Laune seine Herrin. An Fredegunde hielt ihn anfangs die Begierde fest, dann fesselte ihn die Gewalt dieses fürchterlichen Weibes. Alles mußte er thun, was sie verlangte. . . . Sie war Chilperichs böser Geist. Durch Buhlerei zur Königin geworden, häufte sie Mordthat auf Mordthat, um sich im Besitz

*) Siehe oben S. 307.

Digitized by Google

der Macht zu behaupten. . . . Sie war klug und voll Ausdauer, und sie besaß viele von den Eigenschaften, mit denen man sich die Menschen dienstbar macht; allein im ganzen bietet sie ein furchtbares Bild. Unter den Männern jener Tage waren viele nicht besser, und König Chilperich teilte alle ihre Laster, nur daß ihm ihre Kraft fehlte; aber sie war ein Weib, und darum war ihre Verruchtheit um so schrecklicher.

Zu der Zeit, da Galswintha ermordet ward, lebte ihr Vater Athanagild nicht mehr, und seine Nachfolger waren mehrere Jahre lang durch innere Kriege beschäftigt. Chilperich hatte von dorther also keine Rache zu fürchten, aber Sigibert zwang ihn, an die Schwester Brunhilde eine Buße zu zahlen, deren Höhe von einem Gerichtshof aus vornehmen Franken unter dem Vorsitz König Guntrams bestimmt wurde. Sie urteilten, daß Chilperich an Brunhilde jene Städte geben sollte, welche Galswintha teils von ihrem Vater als Brautschatz, teils von ihrem Gemahl als Morgengabe erhalten hatte. Guntram nahm die Städte auch in Empfang, lieferte sie aber nicht aus, und darüber kam es dann zu einem kurzen Kriege zwischen Sigibert und Guntram. So ging diese Gefahr an Chilperich vorüber. Der große Krieg, der einige Jahre später zwischen Sigibert und Chilperich ausbrach, war nicht durch die Pflicht der Blutrache veranlaßt, sondern durch einen Angriff Chilperichs auf die Städte Tours und Poitiers, die zu Sigiberts Reich gehörten. Der Krieg verlief unter mannigfaltigem Wechsel der Parteien. Verträge wurden geschlossen und wieder gebrochen, und große Teile des Landes wurden verwüstet. Zweimal bot Sigibert die rechtsrheinischen Germanen auf. Sie lebten noch fast ganz in der Weise der Urzeit, und es ward immer als etwas Besonderes empfunden, wenn ihre wilden Scharen in die Kämpfe der linksrheinischen Lande hineingezogen wurden. Mit ihnen siegte er vollständig über Chilperich und hielt Hof in dem eroberten Paris.

Da versammelten sich die Großen von Neustrien und schickten Boten an Sigibert, er möge zu ihnen kommen, sie wollten Chilperich absetzen und ihn zum König wählen. Das geschah zu Vitry bei Arras. Als sie ihn aber auf den Schild erhoben und ihm huldigten, da drängten sich zwei Mörder an ihn heran. Fredegunde hatte sie geschickt und hatte ihnen Messer gegeben, die in Gift getaucht waren. Die rannten sie dem König in die Seite, daß er tot niedersank (575). Damit war alles geändert; die Neustrier erklärten, jetzt sei Chilperich wieder König, und die mächtigsten unter den austrasischen Großen entrissen Brunhilden ihren fünfjährigen Sohn Childebert den Zweiten, um ihn in Metz als König auszurufen und in seinem Namen zu herrschen. Ihnen war es recht, daß Brunhilde unterdes von Chilperich wie eine Gefangene gehalten wurde, sie selbst und ihre Töchter. Auch den königlichen Schatz hatte man ihr ge-

Digitized by Google

nommen. Sie war ganz verlassen und mittellos. Da begann sie den leidenschaftlichen Kampf, der ihren Namen in der Geschichte berühmt und gefürchtet gemacht hat."

Es lebte fern vom Hofe Chilperichs eine frühere Gemahlin dieses Wüstlings mit Namen Audovera. Drei Söhne und eine Tochter hatte sie ihm geboren. Der älteste Sohn Theudebert war einst, als er in Chilperichs Auftrag in Austrasien einfiel, in die Gewalt König Sigiberts gekommen, war indes von diesem nach längerer Gefangenschaft edelmütig seinem Vater zurückgegeben worden. Bei einem zweiten Kriege gegen Sigibert aber fiel er im Kampfe (575). Sein jüngerer Bruder Merowech nun war es, der, von Leidenschaft für die noch immer schöne Brunhilde entflammt, sich heimlich zu ihr nach Rouen begab, wo sie gefangen gehalten wurde, und sich mit ihr trauen ließ (576). Wütend eilte Chilperich herbei, um sie zu trennen. Jene aber flüchteten sich beizeiten in eine kleine Kirche des heiligen Martin, die auf der Stadtmauer zu Rouen lag und aus Holz gezimmert war. Der König versuchte sie durch mancherlei Kunstgriffe herauszulocken, doch gelang es ihm nicht. Das Paar verlangte einen heiligen Schwur, durch den er die neue Ehe anerkenne. Darauf leistete er ihnen wirklich den Eid, sie verließen die Zufluchtsstätte, durch Küsse wurde die Versöhnung besiegelt. Doch bald siegte das Mißtrauen in Chilperichs Herzen über die flüchtige Rührung, und Fredegundes Einflüsterungen bestärkten ihn darin. Er ließ den Sohn der Waffen berauben und ihn in Haft halten. Brunhilde entrann nach Austrasien und versuchte hier als Herrscherin aufzutreten. Aber die Großen des Reichs wollten davon nichts wissen und duldeten nicht einmal, daß ihr Gemahl Merowech zu ihr kam, als Fredegundens Haß ihn zu vernichten beschlossen hatte. Der Unglückliche war zum Mönch geschoren worden und hatte einen Fluchtversuch gewagt. Mehrmals entkam er den Nachstellungen seiner Verfolger. Endlich aber wurde er in eine Falle gelockt. Die Bürger einer Stadt in der Champagne, wo er sich versteckt hielt, ließen ihm sagen, er solle nur zu ihnen kommen; sie wollten sich ihm unterwerfen und seinen Vater verlassen. Mit einigen Getreuen eilte er dahin. Bald aber zeigte es sich, daß sie — offenbar von Fredegunde dazu angestiftet — ihn verraten wollten. Auf einem Hofe umstellten sie ihn mit Bewaffneten und sandten Boten an Chilperich, damit er seinen Sohn von ihnen in Empfang nehme. Merowech sah den sichern Untergang vor Augen. Da rief er einen treuen Diener zu sich und sprach: „Wir waren stets ein Herz und eine Seele. Darum laß mich nicht in die Hände meiner Feinde fallen. Nimm dieses Schwert und stoße mich nieder." Und jener zögerte nicht, ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen (577). Er wurde dann samt den andern Anhängern Merowechs auf grausame Weise hingerichtet.

Digitized by Google

Es lohnt nicht, auf die einzelnen Kriege näher einzugehen, welche die nächsten Jahre anfüllten. Die Aremorika empörte sich gegen Chilperich, auch zwischen den Brüderstaaten tobte der Streit. Der verständige und gutmütige König Guntram, der keinen Sohn hatte, nahm 577 den jungen Sohn Brunhildens, Childebert, an Kindesstatt an; aber im nächsten Jahr standen die Regenten Austrasiens mit Chilperich gegen Guntram zusammen. Die Länder litten schrecklich durch das endlose Blutvergießen und Plündern.

Chilperich hatte noch einen Sohn von der Audovera, Namens Chlodowech; er war überhaupt der einzige Sohn, der dem König noch lebte. Aber die fürchterliche Fredegunde haßte ihn, und der elende Vater lieferte dem mordgierigen Weibe seinen eigenen Sohn in die Hände. Gregor erzählt über seinen Untergang folgendes: Nach dem Tode seiner Söhne (von der Fredegunde) hielt sich Chilperich voll Trauer mit seiner Gemahlin in einem einsamen Hofe auf. Seinen Sohn Chlodowech aber schickte er auf Fredegundens Anstiften an den Hof nach Braine bei Soissons (580), damit er von derselben Seuche dahingerafft werde, an der Fredegundens Söhne gestorben waren; denn die Krankheit wütete stark an jenem Ort. Chlodowech aber blieb gesund. Der König selbst begab sich nach dem Hofe Chelles bei Paris, der an der Marne liegt. Nach einigen Tagen ließ er Chlodowech zu sich bescheiden und wohnte mit ihm zusammen auf jenem Hofe. Unklugerweise prahlte einst der Jüngling damit, daß ihm nun, da seine Brüder alle gestorben seien, das ganze Reich als Erbe zufallen werde. Auch ließ er sich zu drohenden Reden über seine Stiefmutter hinreißen. Als diese davon hörte, geriet sie in gewaltige Angst. Einige Tage später aber kam jemand zur Königin und sprach: „Daß du jetzt so einsam ohne deine Kinder dasitzest, daran ist allein Chlodowechs Hinterlist schuld. Denn er liebt eine deiner Mägde, und von ihrer Mutter hat er durch böse Künste deine Kinder umbringen lassen. Deshalb sei auf der Hut; denn nichts Besseres hast du für dich selbst von ihm zu erwarten, da dir deine Kinder genommen sind, durch die du einst hättest herrschen können." Da erschrak die Königin und ließ, von Zorn entflammt, das Mädchen, das Chlodowech angeblich liebte, ergreifen, schwer geißeln und an einen gespaltenen Pfahl vor Chlodowechs Wohnung aufknüpfen. Dann ließ sie auch die Mutter des Mädchens binden, auf die Folter bringen und so lange martern, bis sie alles aussagte, was man von ihr forderte. Dies und anderes hinterbrachte Fredegunde dem Könige und verlangte Rache an Chlodowech.

Der König befahl sofort, seinen Sohn unter irgend einer Vorspiegelung zu ihm zu entbieten; und als er ahnungslos kam, wurde er auf Befehl des Königs mit Handschellen gefesselt und seiner Waffen und

Digitized by Google

Kleider beraubt. Mit einem schlechten Kittel angethan und gefesselt, wurde er darauf zur Königin geführt und ihrer Willkür überantwortet. Sie befahl ihn in den Kerker zu werfen, denn sie hoffte noch von ihm herauszulocken, auf wessen Rat und Antrieb er jene angeblichen Mordthaten begangen und mit welchen Männern er besonders Freundschaft gehalten habe. Aber Chlodowech blieb standhaft und stellte alle Schuld in Abrede, Lüge und Verleumdung sei alles; daß er mit vielen Männern freund sei, leugnete er nicht. Dennoch blieb er im Kerker und wurde drei Tage nachher auf Geheiß Fredegundes in Ketten über die Marne nach dem Hofe Noisy geschafft. Hier traf ihn im Gefängnis der Dolch des Meuchelmörders, und er wurde in der Nähe des Gefängnisses verscharrt. Später ließ Fredegunde den Leichnam, da sie fürchtete, Chilperich werde ihn ehrenvoll bestatten lassen, wieder ausgraben und in die Marne werfen.

Dem Könige sandte sie Boten mit der Kunde, Chlodowech habe selbst Hand an sich gelegt; der Dolch, mit dem er sich den Todesstoß gegeben, stecke noch in der Wunde. Der Vater beweinte nicht einmal seinen Sohn, den er selbst dem Tode überliefert hatte. Auch gegen Chlodowechs Diener wütete die Königin, selbst die Mutter des Ermordeten, Audovera, ließ sie grausam töten, seine Schwester Basina von ihren Knechten verhöhnen, in ein Kloster stecken und ihre ganze Habe einziehen. Die Mutter jenes Mädchens, die auf der Folter gegen Chlodowech ausgesagt hatte, wurde zum Flammentode verurteilt. Als sie auf die Richtstätte geführt wurde, fing die Arme an zu schreien, es sei alles nicht wahr, was sie ausgesagt habe; aber es half ihr nichts, sie wurde an einen Pfahl gebunden und lebendig verbrannt. Der Leichnam des unglücklichen Chlodowech kam später noch einmal zum Vorschein. Chilperich war gestorben. Da gedachte der gute König Guntram von Burgund der beiden hingemordeten Neffen Merowech und Chlodowech mit Trauer und war bekümmert, daß sie nicht einmal ein christliches Begräbnis erhalten hatten. Und da er öfters darüber klagte, kam eines Tages ein Mann zu ihm, als Guntram gerade in Paris weilte, und sprach: „Wenn mir daraus kein Schade erwächst, so will ich dir anzeigen, wo Chlodowechs Leichnam liegt.“ Der König gelobte, ihn reich zu beschenken. Da sagte jener: „Als Chlodowech ermordet und begraben wurde, fürchtete die Königin Fredegunde, er möchte aufgefunden und ehrenvoll begraben werden. Daher ließ sie ihn in die Marne werfen. Ich fand ihn aber in einem Fischteich,*) den ich mir für meinen Bedarf angelegt habe. Und ich erkannte ihn an seinem langen Lockenhaar, nahm ihn auf meine Schultern und brachte ihn ans Ufer, wo ich einen Rasenhügel über

*) „Eine Wasserabteilung, wo sich die Fische ansammelten, wie man sie damals sehr häufig anlegte.“ (Giesebrecht.)

Digitized by Google

ihm aufwarf. Siehe, so sind seine Gebeine gerettet. Thue damit, was dir gefällt." Als der König dies gehört hatte, gab er vor, er ziehe auf die Jagd, ritt nach dem Orte, den der Mann ihm bezeichnet hatte, öffnete das Grab und fand den Leichnam. Die Merowingerlocken waren noch unversehrt. Daran erkannte Chilperich, daß er den Leichnam seines Neffen gefunden hatte. Und er ließ die Leiche unter feierlicher Begleitung der Geistlichkeit und des Volkes mit gebührenden Ehren nach Paris bringen und dort in einer Kirche beisetzen. Darnach gelang es ihm auch Merowechs Leichnam zu finden, und er bereitete auch diesem Unglücklichen eine letzte Ruhestätte, indem er ihn neben seinen Bruder bestatten ließ.

Ein Jahr bevor sich dies ereignete, ein Jahr nach Chlodowechs Ermordung ereilte auch den schrecklichen Chilperich der Tod (584). Als er einst — so berichtet Gregor — in tiefer Nacht von der Jagd zurückkehrte und eben vom Pferde gehoben wurde und noch die eine Hand auf die Schulter des Dieners gestützt hielt, trat ein Unbekannter plötzlich auf ihn zu, stieß ihm erst das Messer unter die Achsel und versetzte ihm dann einen zweiten Stich in den Unterleib. Aus dem offnen Mund und aus beiden Wunden stürzte das Blut stromweise hervor, und Chilperich hauchte seine verruchte Seele aus. „Er hatte niemals jemand aufrichtig geliebt," fügt Gregor treffend hinzu, „und wurde von niemand geliebt, und deshalb verließen ihn auch alle, als er den Geist aufgab." Nur die Furcht vor seiner Grausamkeit hatte alle die Seinigen an ihn gefesselt; jetzt war der Tyrann nicht mehr. Der Haß und Abscheu des Volkes zeigte sich darin, daß niemand bei seiner Bestattung sein wollte. Ein Bischof brachte den Leichnam bei Nacht nach Paris und beerdigte ihn in aller Stille in der Kirche des heiligen Vincentius.

11. Die Zeit der innern Kriege, von Chilperichs Tod bis zur Alleinherrschaft Chlothars des Zweiten.

(Von 584 bis 613.)

Vier Monate vor Chilperichs Tode hatte Fredegunde einen Sohn geboren, — alle früheren waren vor dem Vater gestorben. Jetzt bangte sie mit Recht um ihr und ihres Kindes Leben und rief den König Guntram ins Land, dessen Schutze sie sich samt ihrem Kinde Chlothar befahl. Doch mußte sie, ehe er ihre Bitte erhörte, zuerst mit dreihundert Eideshelfern schwören, daß das Kind wirklich ein Sohn Chilperichs sei. Es war eine gefährliche Zeit für das fränkische Reich, denn in allen Teilstaaten spannen sich Verschwörungen des Adels an. Die königlichen Beamten und ihre Gesippen hatten schon gewaltig viel Macht an sich gerissen. Jetzt, als der gefürchtete

Digitized by Google

Chilperich beseitigt war, hielt dieser reiche und stolze Dienstadel den Augenblick für gekommen, auch den letzten erwachsenen Merowing Guntram zu beseitigen und in allen drei Reichen einen Schattenkönig aufzustellen, der ein willenloses Werkzeug in des Adels Hand gewesen wäre. Childebert und Chlothar waren der eine ein dreizehnjähriger Knabe, der andere ein Säugling; da war es kein Wunder, daß der Aufruhr offen sein Haupt erhob. Wir lassen über diese Ereignisse zunächst den oben erwähnten Gewährsmann*) in seiner klar zusammenfassenden und übersichtlichen Weise berichten.

„In Austrasien hatte Brunhilde allmählich Einfluß gewonnen, freilich unter harten Kämpfen. Als die frechsten unter den Gegnern den Herzog Lupus ermorden wollten, der zu Brunhilde hielt, da sprang sie zwischen die Pferde und hemmte den Kampf. Wütend schrie der Führer der Bande: „Zurück, Weib! Es mag dir genügen, unter deinem Manne geherrscht zu haben; jetzt ist dein Sohn König, und wir sind seine Vormünder, nicht du. Geh zurück, oder die Hufe unserer Rosse sollen dich zertreten." Aber Brunhilde ging nicht fort und erreichte wirklich, daß der Mord unterblieb. Lupus flüchtete jedoch nach Burgund, und seine Feinde plünderten seine Besitzungen. Unter solchen Scenen rang Brunhilde sich empor, mit solchen Gegnern hatte sie zu thun. So konnte sie in Neustrien auch nur mit halber Kraft auftreten, und nach mancherlei Drohungen und Verhandlungen ward Fredegundes Sohn, Chlothar der Zweite, als König von Neustrien ausgerufen und Guntram als Vormund und Regent anerkannt. Allein Guntram fühlte sich in den neuen Landen nicht sicher. Nicht einmal in die Kirche wagte er ohne großes Gefolge zu gehen, und an einem Sonntage erhob er sich in der Kirche und sprach zu dem Volke folgende erschütternden Worte, wie sie wohl nie von einem Könige zu seinen Unterthanen gesprochen worden sind: „Ich beschwöre euch, ihr Männer und Weiber, die ihr zugegen seid, haltet mir eure Treue unverletzt und tötet nicht auch mich, wie einstmals meine Brüder. Möge es mir nur vergönnt sein, mindestens drei Jahre meine Neffen zu erziehen, die ich als Söhne angenommen habe. Sonst möchte sich ereignen, was der ewige Gott verhüten möge, daß ihr nach meinem Tode mit jenen Kleinen zu Grunde gehet, da dann von unserm Stamme kein kräftiger Sproß mehr da sein wird, um alle zu schützen."**)

*) Kaufmann, a. a. O. S. 147 ff.

**) „Es ist ergreifend," sagt Dahn, „den Nachkommen des gewaltigen Chlodowech in solcher Weise das Volk gleichsam um sein Leben bitten zu hören, und zwar mit der gewiß nicht geheuchelten Begründung, daß der König der Schützer des ganzen Volkes sei. In der That, bei dem Aussterben der Merowinger wären wohl unabsehbare Kämpfe der herrschbegierigen Adelsgeschlechter in den drei Reichen um Macht und Geld ausgebrochen; aber freilich waren es die Merowinger selbst gewesen,

Digitized by Google

In allen Teilen des Frankenreiches herrschte unterdessen die Gewalt. Sogar der Brautzug der Tochter Chilperichs wurde geplündert. Kurz vor seinem Tode hatte nämlich König Chilperich seine Tochter Rigunde einem westgotischen Prinzen verlobt und sie mit großem Geleit nach Spanien gesendet. Aber ehe noch die Grenze erreicht war, kam die Nachricht vom Tode Chilperichs. Alsbald löste sich das Gefolge auf, und Desiderius, der Herzog des Landes, plünderte selbst den Brautzug der Tochter seines Königs, bei dem er noch dazu in besonderer Gunst gestanden hatte. Die Treue war verschwunden aus dem Leben, weil die Ordnungen verfallen waren, welche die gegeneinander strebenden Interessen der Menschen beherrschen und leiten müssen. Die Großen waren zu mächtig geworden, sie fügten sich weder dem Könige noch dem Gesetz, und damals gerade vereinigten sie sich zu einer Verschwörung, welche alle Gewalt der Könige zu zerstören drohte. Das war die Verschwörung des Gundowald. Gundowald war ein Sohn Chlothars des Ersten, aber von dem Vater nicht anerkannt. Die Mutter ließ ihn sorgfältig erziehen und sein Haar nach der Weise der Merowinger wachsen. Als die Zeit günstig schien, brachte sie ihn zu Childebert dem Ersten, dem Bruder Chlothars. Der hatte keine Kinder und nahm ihn auf, schützte ihn aber nicht, als Chlothar seine Auslieferung forderte und ihn scheren ließ. Nach Chlothars Tode fand er bei dem einen seiner Brüder zeitweilige Anerkennung, von dem andern aber wurde er aufs neue geschoren und mußte in Köln in dürftigen Verhältnissen leben. Als Hausmaler erwarb er sein Brot. Von dort floh er nach Italien und von da nach Konstantinopel. Hier erkannte man ihn als merowingischen Fürstensohn an, um ihn gelegentlich gegen die fränkischen Könige gebrauchen zu können. Um 581 vereinigten sich nun die angesehensten Großen des Frankenreichs, diesen Flüchtling nach Gallien zu rufen, ihn auf den Thron zu heben und durch ihn zu herrschen. Die Häupter der Verschwörung waren Guntram-Boso aus Austrasien und Herzog Mummolus*) aus Burgund.

Mummolus war Römer von Geburt. Sein Vater war Graf im Gau Auxerre. Einst nun besorgte dieser, daß der König die Grafschaft einem andern verleihen werde, und sandte deshalb seinen Sohn an den Hof, mit vielen Geschenken. Der wußte die Geschenke auch richtig zu verteilen und den König zu gewinnen, aber nicht für seinen Vater, sondern für sich selbst. Mit dieser Nichtswürdigkeit eröffnete sich Mummolus den Weg zur Macht, und rasch stieg er auf zum Range eines Patricius. Das war ein

---

die seit Chlodowech in jeder Generation merowingische Könige und Prinzen ermordet hatten."

*) Vgl. oben S. 47 f.

Digitized by Google

Titel, der sich aus römischer Zeit erhalten hatte, aber das Amt hatte nichts Römisches, es war im wesentlichen dasselbe, was die Franken sonst als Herzogtum bezeichneten, wie denn auch Mummolus bisweilen Herzog genannt wurde. Mummolus erhielt das Amt, um die Langobarden abzuwehren, und er erfüllte seine Aufgabe auf das Glänzendste. Alle die Jahre hindurch war Guntrams Heer siegreich und Mummolus in des Königs höchster Gunst. Aber im Jahre 581 verließ Mummolus plötzlich des Königs Hof und warf sich mit seiner Familie, seinen Schätzen und der Schar der von ihm abhängigen Leute in die Stadt Avignon. Er wählte sie, weil sie sehr fest war und weil sie zu Austrasien gehörte. Mit den Großen nämlich, die hier für Childebert regierten, war er im Einverständnis und wurde in Avignon nicht gestört.

Um dieselbe Zeit begann Guntram-Boso, der von König Guntram als Gesandter an den Kaiser geschickt worden war, in Konstantinopel Verhandlungen mit Gundowald. Im Namen der regierenden Großen von Austrasien forderte er ihn auf, nach Gallien zu kommen, und da ihm der Kaiser reiche Geldmittel zur Verfügung stellte, so wagte Gundowald der Einladung zu folgen und landete in Marseille. Der Bischof der Stadt hatte von den Leitern der austrasischen Regierung Befehl, den Gundowald aufzunehmen, und er gehorchte denselben. Auch Guntram-Boso war zur Hand, und Mummolus zog mit einer Reiterschar herbei. So schien der Erfolg gesichert. Da scheiterte der Plan durch Guntram-Bosos doppelten Verrat. Guntram-Boso war vielleicht noch ruchloser als Mummolus. „Er schwur keinen Eid, ohne ihn zu brechen," sagte man von ihm. Er hatte die ganze Sache eingeleitet, und jetzt fiel er plötzlich über Gundowalds Schätze her, die in Marseille lagen, und führte den Bischof von Marseille als Landesverräter gefangen vor König Guntram. Da mußte sich Mummolus wieder in Avignon einschließen, und Gundowald verbarg sich auf einer der Inseln an der Küste. So ruhte die Sache, bis König Chilperich starb und sein Tod das ganze Frankenreich in Verwirrung setzte. Alsbald verband sich Mummolus mit dem Herzog Desiderius, der in Aquitanien die größte Macht hatte und damals gerade durch die Plünderung des Brautschatzes der Rigunde in den Besitz großer Geldmittel gekommen war. Gundowald verließ die Insel und zog mit dem Heer, das ihm Desiderius und Mummolus stellten, durch Aquitanien. Viele Städte fielen ihm zu, und in Brives-la-Gaillarde ward er in großer Versammlung auf den Schild gehoben und als König ausgerufen (584). In den Städten, die zu Austrasien gehörten, ließ er sich in Childeberts Namen huldigen, für den er die Vormundschaft beanspruchte, in Neustrien und Burgund nahm er die Huldigung im eignen Namen entgegen. Diese Lande beanspruchte er selbst."

Digitized by Google

In dieser schwierigen Lage zeigte sich der wackere Guntram von Burgund, der sonst nicht eben starken Geistes war, eifrig und erfolgreich bemüht, den Empörern dadurch den Boden unter den Füßen zu entziehen, daß er den Zwiespalt zwischen sich und dem austrasischen Hofe beilegte. Um das merowingische Haus zu erhalten, den Anmaßer und den frechen Adel niederzuwerfen und das königliche Ansehn zu behaupten, nahm er auch — wie oben berichtet wurde — das Söhnlein des bösen Chilperich und die schlimme Fredegunde, obwohl er wenig Teilnahme für das verbrecherische Weib hegte, in seinen Schutz. Ein Landtag wurde auf sein Betreiben angesetzt (584), auf dem zwischen Guntram und Childebert ein friedlicher Ausgleich zustande gebracht werden sollte. Aber die beispiellose Unverschämtheit der Gesandten seines Neffen, der noch ganz unter Bosos und Gundowalds Einfluß stand, rief neuen Streit hervor. Die Scene, die sich dabei abspielte und die Gregor von Tours mit dramatischer Anschaulichkeit schildert, ist für die Anschauungen der ganzen Zeit so außerordentlich bezeichnend, daß wir sie hier mitteilen.

„Als nun die Tagfahrt (der Landtag) herankam, wurden von König Childebert an König Guntram der Bischof Egidius von Reims (ein ganz gewissenloser Mann, der später der Fälschung und des Verrates überführt und abgesetzt wurde), Guntram-Boso, Sigwald und viele andre abgesandt. Sie gingen zu ihm in den Palast, und der Bischof sprach: „Wir danken Gott dem Allmächtigen, frömmster König, daß er dich nach vielen Drangsalen in dein Reich wieder eingesetzt hat.“ Der König aber antwortete ihm: „Ja, ihm ist mit Recht zu danken, dem König der Könige; aber nicht dir, durch dessen arglistigen Rat und dessen Treulosigkeit im vorigen Jahre meine Länder verwüstet wurden;*) nicht dir, der du niemals einem Menschen Treu und Glauben gehalten hast, dessen Ränke aller Orten kund sind, und der sich nicht wie ein Priester, sondern wie ein Feind des Reiches bezeigt hat.“ Bei diesen Worten schwieg der Bischof voll Ingrimm. Ein andrer aber von den Gesandten sagte: „Es bittet dich dein Neffe Childebert, daß du ihm die Städte, die sein Vater besaß, wieder übergeben läßt.“ Hierauf versetzte König Guntram: „Ich habe euch schon früher gesagt, daß unsre Verträge jene Städte mir zusprechen, und deshalb will ich sie nicht herausgeben.“ Darauf sagte wieder ein anderer der Gesandten: „Dein Neffe bittet dich, daß du ihm die Zauberin Fredegunde, durch die viele vom königlichen Geschlecht ermordet worden sind, ausliefern läßt, damit er den Tod seines Vaters, seines Oheims und seiner Vettern an

*) Egidius hatte im Namen Childeberts mit dem damals noch lebenden Chilperich ein Bündnis geschlossen und diesen dazu überredet, in Guntrams Ländern auf das Fürchterlichste zu brandschatzen und zu plündern.

Digitized by Google

ihr räche." König Guntram versetzte: „Sie kann ihm nicht ausgeliefert werden; denn sie hat zum Sohn einen König. Auch glaube ich nicht, daß es wahr ist, was ihr gegen sie vorbringt." Darauf schritt Guntram-Boso — der inzwischen wieder zu dem Anmaßer Gundowald übergetreten war — zum Könige heran, als ob er ihm etwas sagen wollte. Doch da es schon ruchbar geworden war, daß Gundowald ganz offen zum Könige erhoben worden sei, schnitt ihm der König die Rede ab und rief: „Du Feind unsers Reiches, der du deshalb vor einigen Jahren nach dem Morgenlande fuhrst, um einen gewissen Ballomer*) gegen uns ins Land zu bringen! Meineidiger, Treuloser, der du nimmer hältst, was du versprichst!" Boso entgegnete: „Du sitzest hier als Herr und König auf dem Thron, und keiner wagt deshalb deiner Rede zu widersprechen. Ich aber erkläre, daß ich unschuldig bin an dieser Sache. Ist einer hier, der mir ebenbürtig ist und der mir diese Beschuldigung heimlich aufzubürden wagt, so trete er nun offen hervor und rede. Du aber, frömmster König, stelle dies dann dem Urteil Gottes anheim, daß er entscheide, wenn er uns im Zweikampf auf dem Plane streiten sieht." Da hierauf alle schwiegen, nahm der König das Wort und sprach: „Es muß allen nichts mehr am Herzen liegen, als daß jener Fremdling aus unserm Reich verjagt werde, er, dessen Vater Mühlen trieb, ja, um es ganz genau zu sagen, bei den Wollkämmern saß und Wolle schlichtete." Obwohl es nun sehr leicht kommen mag, daß ein Mensch von seinem Meister zur Arbeit in diesen beiden Gewerken zugleich angestellt wird, wagte doch einer der Gesandten den König offen zu verhöhnen, indem er sprach: „Also hat jener Mensch, wie du behauptest, zwei Väter? einen Wollarbeiter und einen Müller? Hüte dich doch, König, so ungereimtes Zeug zu schwatzen! Denn es ist wahrlich unerhört, daß einer zwei Väter hat." Darauf schlugen viele ein Gelächter auf, und einer der Gesandten erdreistete sich also zum Könige zu sprechen: „Wir sagen dir Lebewohl, König! und da du die Städte deines Neffen nicht herausgeben willst, so vernimm: Wir wissen, noch ist die Axt vorhanden, die deiner Brüder Köpfe spaltete; gar bald wird sie auch dir im Schädel sitzen und dir die Hirnschale zerschmettern." So gingen sie mit ungebührlichem Toben fort. Der König aber war dermaßen erbittert, daß er in seiner Wut befahl, den Abziehenden Pferdemist, faules Holz, Spreu und Straßenkot auf die Köpfe zu werfen. Hierdurch übel zugerichtet zogen sie unter dem unermeßlichen Hohngelächter der Menge von dannen.

*) Damit meint der König den Gundowald, von dem man wahrscheinlich — mit Recht oder Unrecht — behauptete, er sei ein Mensch von niederer Herkunft Namens Ballomer und gebe sich nur fälschlich für ein Mitglied des Königsgeschlechts aus.

Digitized by Google

Die maßlose Frechheit und Überhebung des neuen Adels, der sich aus den hohen Königsbeamten gebildet hatte, könnte nicht deutlicher hervortreten, als in der ungeschminkten Erzählung unseres Gregor. Man bedenke nur: diese austrasischen Großen führen solche rohe Sprache in fremdem Lande, einem Könige gegenüber, der von ihnen ganz unabhängig ist; mit welcher Anmaßung werden sie erst den jungen, ganz in ihre Gewalt gegebenen Childebert behandelt haben! Aber wie unköniglich handelt auch zuletzt der gute König!

Endlich gelang es übrigens doch dem Könige, seinen Neffen Childebert ganz für sich zu gewinnen und ihn von den bösen Absichten Guntram-Bosos, Gundowalds und ihrer Parteigänger zu überzeugen. In feierlicher Versammlung gab er dem Fünfzehnjährigen seine Königslanze in die Hand und sprach zu ihm: „Dies zum Zeichen, daß ich dir mein ganzes Reich übergebe. Kraft dessen ziehe nun aus und laß alle meine Städte dir huldigen, wie deine eigenen, damit sie deiner Herrschaft und deinem Gebote unterthan seien. Denn durch unsrer Sünden Schuld blieb nichts von unsrer Sippe übrig als du allein, meines Bruders Kind. Du also sollst mir als Erbe in meinem ganzen Reiche folgen und kein anderer." Darauf entließ er das Gefolge, den Knaben aber nahm er beiseite und redete mit ihm im geheimen, nachdem er ihn heilig beschworen hatte, niemand ihr vertrautes Gespräch zu verraten. Dann sagte er ihm, welche Männer er zu Ratgebern haben und welche er seines Umgangs nicht würdigen, wem er trauen und vor wem er sich hüten, wen er mit seiner Gunst beehren und wen er des Amtes entsetzen solle; besonders aber untersagte er ihm, den Bischof Egidius von Reims fürderhin in seiner Nähe zu dulden, denn dieser habe ihm selbst und Childebert schon oft die Treue gebrochen. Darauf wurde ein öffentliches Mahl gehalten, zu dem das ganze waffenfähige Volk erschienen war. Da redete König Guntram vor dem ganzen Volksheere also: „Sehet, ihr Männer, was für ein stattlicher Mann mein Sohn Childebert schon geworden ist! Sehet es und hütet euch, ihn noch für ein Knäblein zu halten! Lasset jetzt eure Verkehrtheiten und Anmaßungen. Denn er ist euer König, dem ihr dienen sollt." Solches und Ähnliches redete Guntram zu wiederholten Malen vor dem Volke; und sie schmausten daselbst drei Tage lang, waren guter Dinge und beschenkten einander mit vielen Gaben, dann schieden sie in Frieden.

So hatte der alte König einen großen Erfolg errungen. Mit klarem Blick erkannte er, daß nicht der junge Neffe sein wahrer Feind gewesen war, sondern jene übermütige Adelspartei, an deren Spitze Guntram-Boso, Egidius und deren Freunde standen. Jetzt hatte er durch Klugheit und herzgewinnendes Wohlwollen dem irregeleiteten und geknechteten Jüngling die Augen geöffnet, und da er die Volksmasse ebenso wie einen großen

Digitized by Google

Teil des Dienstadels, nämlich den, dem jene Regenten keinen Anteil an der Herrschaft gönnten, auf seiner Seite hatte, so wagte auch niemand ernstlichen Widerstand. Die Verschwörung verlief sich, viele der Verschwörer, auch der gewissenlose Guntram-Boso, verließen Gundowald und traten auf Seite Childeberts und König Guntrams. Sehr bald sahen sich Gundowald und Mummolus gezwungen, in der festen Bergstadt Comminges an der obern Garonne Zuflucht zu suchen, wo sie von einem Heere Guntrams belagert wurden. Die Stadt lag auf dem Gipfel eines alleinstehenden Berges und war vortrefflich mit Quellwasser versorgt. Deshalb zog sich die Belagerung in die Länge. Endlich aber wurde auch Gundowald ein Opfer des Verrates, den die an ihm übten, denen er am festesten vertraute; wie es denn ganz in der Ordnung war unter Menschen, die einander die fürchterlichsten Eide schwuren und dabei ganz genau wußten, daß jeder von ihnen den Eid brechen werde, sobald es ihm Vorteil brachte. Über Gundowalds Ende hören wir den Bericht Gregors.*) Man kann dem Abenteurer ein gewisses Mitleid nicht versagen, da er, wie es scheint, an sein gutes Recht glaubte und, nachdem er den ehrgeizigen Großen ein bequemer Spielball gewesen war, nun die ganze Treulosigkeit dieser „Königsmacher" erfahren mußte.

Zuletzt sandten die Belagerer, da sie sahen, sie könnten nichts ausrichten, geheime Boten an Mummolus und ließen ihm sagen: „Unterwirf dich deinem Herrn Guntram und stehe endlich von deiner Verkehrtheit ab. Welcher Wahnsinn verblendet dich, einem Manne unbekannter Herkunft zu dienen? Was erwartest du anders als deinen Untergang?" Mummolus antwortete: „Ich sehe, es geht mit unsrer Herrlichkeit zu Ende. Nur eins bleibt mir übrig; wenn ich wüßte, daß mir mein Leben zugesichert würde, so könnt' ich euch viel Arbeit ersparen." Die Boten zogen ab, und Mummolus begab sich mit dem Bischof Sagittarius und den Großen Chariulf und Waddo, die früher zu Gundowald gehalten hatten, in eine Kirche, wo sie sich eidlich gelobten, daß sie Gundowald gefangen nehmen und ihn den Feinden überantworten wollten, wenn ihnen das Leben verbürgt werde. Bald kehrten die Boten zurück und überbrachten ihnen das Sicherheitsversprechen für ihr Leben. „Mehr bedarf es nicht," sprach Mummolus, „ich unterwerfe mich meinem Herrn, dem Könige, und eile, mich ihm selbst zu Füßen zu werfen; diesen Menschen aber liefere ich selbst in eure Hände." Die Boten gelobten ihm, wenn er dies thue, so würden sie ihm eine gute Aufnahme beim Könige bereiten und ihn, falls der König ihm noch zürne, in eine Kirche retten; dann zogen sie ab.

Hierauf begab sich Mummolus mit Sagittarius und Waddo zu

*) Buch 7, Kap. 38. Giesebrecht 2, S. 45.

Digitized by Google

Gundowald und sprachen also: „Du kennst den Treuschwur, den wir dir geleistet haben. Vernimm deshalb heilsamen Rat: steige hinab von dieser Stadt und stelle dich deinem Bruder Guntram vor, wie du es selbst oft gewünscht hast. Wir haben schon mit den Leuten dort unten gesprochen, und sie haben uns selbst gesagt, daß der König nicht dein Verderben will, weil nur so wenige noch von eurem Geschlecht am Leben sind.“ Aber Gundowald durchschaute ihre Falschheit, und er weinte heftig und sprach: „Auf eure Einladung bin ich nach Gallien gekommen, und von meinen Schätzen ist das meiste in Avignon geblieben oder in Guntram-Bosos Händen. Auf euch hatte ich nächst Gott alle meine Hoffnung gesetzt, euch meine Entschlüsse anvertraut, durch euern Beistand zu herrschen gewünscht. Nun mögt ihr es vor Gott verantworten, wenn ihr mich verratet.“ Ihm antwortete Mummolus: „Wir sprechen wahrhaftig nichts Unwahres. Siehe, es stehen schon tapfere Männer am Thor, die deine Ankunft erwarten. Lege aber jetzt mein goldenes Wehrgehäng ab, daß es nicht scheint, als trätest du zu hoffärtig auf. Gürte dein eignes Schwert um und gieb mir das meine zurück.“ Da sagte Gundowald: „Ich verstehe dich gar wohl. Du nimmst mir, was ich bis jetzt von dem Deinigen als ein Zeichen unsrer Freundschaft trug.“ Mummolus aber schwur hoch und teuer, es werde ihm nichts Schlimmes widerfahren.

Als sie nun aus dem Stadtthor traten, nahmen ihn Ollo und Boso, zwei Große des Königs Guntram, in Empfang; Mummolus kehrte mit seinen Genossen in die Stadt zurück und verrammelte dann das Thor. Das unglückliche Schlachtopfer sah sich rettungslos in die Gewalt seiner Feinde gegeben. Die Augen und Hände zum Himmel erhoben, flehte Gundowald zu dem Gott, „dem die Lüge nicht gefällt und vor dem keine Bosheit besteht“, befahl ihm seine Sache und rief die Rache des Himmels an über die, die ihn unschuldig in die Gewalt seiner Widersacher geliefert hatten. Dann bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes und trat mit den beiden genannten Männern seinen letzten Gang an. Der Weg ging steil hinab, neben schroff abfallenden Felswänden hin. Und als sie eine Strecke vom Thor entfernt waren, versetzte Ollo dem Verratenen einen Stoß, daß er sogleich in die Tiefe stürzte. „Sehet,“ rief Ollo, „das ist euer Ballomer, der sich rühmt, eines Königs Bruder und Sohn zu sein.“ Damit schleuderte er die Lanze auf den Gefallenen, die aber von dessen Panzer zurückprallte. Noch war Gundowald unverletzt. Er raffte sich auf und begann den Berg hinaufzuklettern. Da warf Boso einen schweren Stein nach ihm und zerschmetterte ihm den Kopf. Gundowald sank nieder und verschied. Nun lief das ganze Kriegsvolk herbei, durchstach den Leichnam mit unzähligen Lanzenstichen, band ihm einen Strick um die Füße und schleifte ihn durch das ganze Lager. Dann rissen sie

Digitized by Google

ihm das Lockenhaar und den Bart aus und ließen ihn unbestattet liegen an der Stelle, wo er getötet worden war. So endete ein Leben, überreich an den seltsamsten Gegensätzen, an Not und Reichtum, an Glück und Elend.

Von den Männern, die den Unglücklichen so schmählich verraten hatten, wurden die Schuldigsten alsbald von der Rache des Schicksals ereilt. Sie hatten in der darauf folgenden Nacht alle Schätze beiseite gebracht, dann öffneten sie die Thore und gaben die Stadt unbarmherzig dem Schwert der Feinde preis. Alle lebenden Wesen wurden niedergemacht, selbst die Priester an den Altären; die ganze Stadt samt den Kirchen wurde eingeäschert; nichts blieb zurück als der nackte Boden. Als nun Leudegisel, der Oberbefehlshaber des königlichen Heeres, mit Mummolus, Sagittarius, Chariulf und Waddo ins Lager zurückkehrte, sandte er heimlich Boten an den König Guntram, zu fragen, was mit den Männern geschehen solle. Der König befahl, Mummolus und Sagittarius mit dem Tode zu bestrafen; die beiden andern, minder schuldigen, Chariulf und Waddo begnadigte er. Letztere wurden demnach entlassen, mußten aber ihre Söhne als Geiseln stellen. Wie nun Mummolus merkte, daß die Schergen des Todes nahten, waffnete er sich und ging in Leudegisels Zelthütte. „Was kommst du so zu mir," sprach dieser, „als wärst du auf der Flucht?" Da antwortete Mummolus: „Ich sehe, nichts wird gehalten von der versprochenen Treue. Ich stehe am Abgrund des Todes." Leudegisel versetzte: „Ich werde hinausgehen und alles zum Besten wenden." Draußen aber befahl er sogleich, die Hütte zu umstellen und den Mummolus zu töten. Dieser erwehrte sich lange der Angreifer und gewann den Ausgang. Als er aber vor die Thüre kam, stachen ihm zwei Bewaffnete die Speere in die Seiten. Da stürzte er zu Boden und starb. Voll Todesangst versuchte der Bischof Sagittarius zu fliehen und zog die Kapuze über das Haupt. Aber einer zückte das Schwert auf ihn und hieb ihm Kopf und Kapuze mit einem Streiche herunter (585).

„Um diese Zeit*) erfolgte auch ein Umschwung in Brunhildens Schicksal. Bis dahin war die Regierung von Austrasien in der Hand ihrer Feinde, welche die Vormundschaft über den jungen König an sich gerissen hatten. Aber dieser war jetzt fünfzehn Jahre alt, hatte also den ersten Mündigkeitstermin schon seit drei Jahren überschritten und brauchte rechtlich keinen Vormund mehr zu haben; in drei, vier Jahren aber kam er „zu seinen Tagen", und dann durfte er keinen Vormund mehr haben. Er war auch bereits verheiratet,**) und die Großen sahen, daß ihre Vor-

*) Kaufmanns Deutsche Geschichte, 2. Band, S. 152 ff.

**) Die Unsitte, die Könige und Prinzen schon als halbwüchsige Knaben zu ver-

Digitized by Google

mundschaft bald zu Ende gehen mußte (die ja auch schon durch Guntrams Auftreten sehr wesentlich eingeschränkt worden war). Sie kannten aber Brunhildes mächtige Persönlichkeit und wußten, daß sie thatsächlich regieren werde, sobald Childebert dem Namen nach ohne Vormund König war. Aus diesem Grunde hatten sie den Prätendenten Gundowald im Nachbarlande zum Könige erheben und zum Vormunde über Childebert bestellen wollen, um durch ihn ihre Stellung zu sichern. Das Bündnis Guntrams mit Childebert und der Untergang Gundowalds hatten diese Pläne gekreuzt, und als bald darauf Wandelen, der Erzieher Childeberts, starb, der das Haupt der vormundschaftlichen Regierung gewesen war, da setzte Brunhild durch, daß kein neuer Vormund für Childebert bestellt wurde. So stand sie am Ziele."

Aber der wachsende Einfluß Brunhildes und der Aufschwung der königlichen Macht, den das Scheitern der Unternehmung Gundowalds hervorrief, führte im Jahre 587 zu einem neuen Versuche, die Königsgewalt unter die Macht des Adels zu beugen. Zumal die austrasischen Großen fürchteten Brunhildes Herrschergeist und sahen mit Unwillen, daß sie die Leitung ihres Sohnes selbst übernahm. Diesmal zogen sie auch die vornehmsten Neustrier mit in den Verschwörungsplan: Childebert sollte ermordet, Guntram vom Throne gestoßen werden; die Regierung sollte dem Namen nach an die beiden kaum geborenen Söhnchen Childeberts, Theudebert und Theuderich, übergehen. Für den ersteren wollte der früher erwähnte Herzog Rauching*) die Champagne, einen Teil Austrasiens, beherrschen, im Namen Theuderichs den andern Teil zwei erbitterte Feinde Brunhildens, Ursio und Bertefried. Zum Glück entdeckte König Guntram das verbrecherische Vorhaben. Childebert beseitigte, wie früher erzählt worden ist, in gewaltsamer, aber dieser wilden Zeit ganz geläufiger Weise den Herzog Rauching. Ursio und Bertefried warfen sich, auf die Nachricht davon, mit ihrem Heere in eine feste Burg im Gau von Verdun, um sich gegen Angriffe bis aufs äußerste zu verteidigen. Die Königin Brunhilde wollte Bertefried gern retten, da er erst von Ursio verführt worden war und sie eine Tochter Bertefrieds aus der Taufe gehoben hatte. Darum sandte sie Botschaft an ihn und ließ ihm sagen: „Trenne dich von unserm Feinde, so will ich dir dein Leben erhalten." Bertefried aber antwortete: „Reißt mich der Tod nicht von ihm, so wird er nimmer von mir verlassen." Dieser Trotz der alten deutschen Freundestreue ist in so wüster, treuloser Zeit nicht minder ergreifend als das christliche Erbarmen der gewaltigen Königin.

heiraten, hat sich an den Merowingern schwer gerächt. Sie erklärt besser als alles die klägliche Schwäche, in der das Heldengeschlecht Chlodowechs elend verkam.

*) S. oben S. 322.

Digitized by Google

Diesmal hatte es der Adel ernst gemeint. Nachdem der Mord mißlungen war, sollte das Königtum mit Waffengewalt offen bekämpft werden. Das Aufgebot der aufrührerischen Großen schien stark genug, es mit dem königlichen Heere aufzunehmen. Es bestand aus den Abhängigen mannigfacher Art, die in diesen Reichen die Macht der Großen bildete; Knechte, Freigelassene, Kolonen, Hintersassen, Schützlinge, vielleicht auch noch Spuren alter Gefolgschaften, das ist „die Menge von Männern", die, nach Gregors Ausdruck, „zu ihnen gehörte".*)

Es ist Guntrams Verdienst, der Empörung einen wohlberechneten Widerstand geboten zu haben. Er lud seinen Neffen zu einer Zusammenkunft in Andelot an der Grenze von Austrasien und Burgund, zwischen Langres und Nancy, ein (587). Brunhilde begleitete ihren Sohn, und Guntram söhnte sich bei dieser Gelegenheit völlig mit ihr aus, während er bis dahin eine vorsichtig abwartende Haltung gegen sie beobachtet hatte. Das erste, worüber man sich einigte, war, daß der höchst gefährliche, unzuverlässige Guntram-Boso, der in Andelot weilte, aus dem Wege geräumt werde; er hatte auch sicher durch seine vielfachen Ränke den Tod verdient, wie so viele andere. Da der Mann aber bei seinem Untergang eine gewisse, wenn auch verwilderte Heldengröße zeigt, so teilen wir Gregors Bericht über seinen Tod unsern Lesern mit. Schon vorher hatte Childebert ihn hinrichten lassen wollen; da sich aber Boso in den Schutz des Bischofs Agerich von Verdun begeben hatte, so hatte Childebert die Verurteilung des Herzogs bis auf Guntrams Ausspruch aufgeschoben und ihn einstweilen der Hut des Bischofs übergeben, der gelobte, ihn dann nicht länger zu schützen. Als nun die Könige zusammenkamen, wurde Boso mannigfacher Frevel schuldig erfunden, und der Befehl erging, ihn zu töten. Wie aber der Herzog vernahm, daß er verurteilt sei, floh er in das Haus des Bischofs Magnerich von Trier, der sich auch in der Stadt aufhielt. Hier schloß er die Thüren, hieß die Geistlichen und Diener des Bischofs sich entfernen und sprach zu diesem: „Bei dir suche ich Schutz, heiliger Bischof. Ich weiß, du stehst bei den Königen in hohen Ehren, du kannst mich retten. Siehe, meine Mörder stehen schon vor der Thür. Rette mich, oder wisse, wenn du mich nicht schützest, töte ich dich zuerst, dann trete ich hinaus und sterbe. Du bist König Childeberts Taufpate; was du von ihm erbittest, erlangst du. Erwirke mir also Verzeihung, oder wir sterben zusammen." Das alles aber sprach er mit gezücktem Schwerte. Der Bischof rief voll Bestürzung: „Was kann ich thun, wenn ich hier von dir festgehalten werde? Laß mich los, damit ich gehe und des Königs Gnade für

*) Vgl. Dahn, Urgeschichte Band 3, S. 412. Zum Folgenden auch Löbell, Gregor und seine Zeit, S. 205 f.

Digitized by Google

dich erflehe." — „Nein," sprach Boso, „sende vielmehr deine Äbte und Vertrauten hinüber, daß sie berichten, was ich gesagt habe." Der Bischof entsandte auch wirklich seine Leute, aber sie meldeten den Königen nur, der Bischof wolle den Herzog schützen und ihre Verzeihung erwirken. Da ergrimmte König Guntram heftig und rief: „So leget Feuer an das Haus, daß der Bischof zugleich mit jenem Treulosen umkomme, wenn er nicht anders will." Da dies die Geistlichen vernahmen, erbrachen sie die Thür mit Gewalt und rissen ihren Bischof heraus. Schon erfaßte das Feuer die Wände des Hauses. Als nun der Unglückliche sah, daß von allen Seiten hohe Flammen um ihn emporschlugen, trat er, mit dem Schwert umgürtet, an die Thür. Sobald er aber über die Schwelle schritt, schleuderte einer aus dem Kriegsvolke seinen Speer nach ihm und traf ihn an der Stirn. Obwohl von diesem Wurfe betäubt, versuchte er noch wie rasend gegen jenen das Schwert aus der Scheide zu ziehen; aber die Umstehenden durchbohrten ihn mit einer solchen Menge von Speeren, daß er nicht einmal zur Erde fallen konnte, weil die Speerschäfte ihn aufrecht hielten. —

Gegen Ursio und Bertefried schickte Childebert ein Heer aus. Ersterer rettete sich, von der Übermacht gedrängt, in eine Kirche. Doch gegen dergleichen Zufluchtsstätten wußte man sich Rat; die Kirche wurde angezündet; hervorbrechend erkaufte Ursio sein Leben teuer. Bertefried glaubte in einem Betsaale Schutz zu finden, seine Verfolger deckten aber das Dach ab und töteten ihn durch herabgeschmetterte Ziegel. Infolge dieser Ereignisse erschraken viele Vornehme vor der Gewalt Childeberts und seiner Mutter Brunhilde und entwichen aus seinem Reiche. In Andelot aber schlossen Guntram, Childebert und Brunhilde einen feierlichen Vertrag (am 28. November 587), dessen Wortlaut uns durch Gregor von Tours erhalten ist. Durch den Vertrag wurden die beiderseitigen Ansprüche über streitige Besitzverhältnisse geregelt; über die Erbfolge vereinbarte man, daß wer von beiden Königen zuerst und ohne Söhne sterbe — also voraussichtlich Guntram —, sein Reich dem andern vererben solle. Eine Tochter Guntrams wurde für diesen Fall unter Childeberts Schutz; Söhne, Mutter, Schwester und Gemahlin Childeberts unter Guntrams Schutz gestellt. Von den übrigen Bestimmungen des Vertrags ist hervorzuheben, daß Auslieferung übergetretener Mannen, freier Verkehr und sonstige gute Beziehungen gegenseitig verbürgt wurden. Fredegunde und ihr Sohn Chlothar werden in dem Vertrag mit keinem Worte erwähnt, Chlothars Rechtsansprüche mit Stillschweigen übergangen.

Die guten Beziehungen zwischen den beiden Nachbarreichen Austrasien und Burgund erhielten sich. „Childebert zweifelte nicht, daß er einst Guntrams alleiniger Erbe sein werde, und Guntram freute sich der Ehrerbietung, die ihm Childebert bewies. Als z. B. der Westgotenkönig

Digitized by Google

Rekared um Childeberts Schwester Chlodoswinda*) warb, da sagte sie ihm Childebert nicht gleich zu, sondern fragte erst bei Guntram an und ließ ihm sagen, daß er nicht ohne seine Zustimmung handeln werde. Es fehlte nicht an mancherlei Irrungen, aber sie wurden überwunden. Guntram wollte den Westgoten Septimanien entreißen, Brunhilde und Childebert unterhielten dagegen einen freundschaftlichen Verkehr mit König Rekared und suchten Guntram als Bundesgenossen zu einem Zuge nach Italien zu gewinnen. Es gelang ihnen nicht, Guntram begann den Krieg gegen die Westgoten, wurde aber bei Carcassonne so empfindlich geschlagen, daß er fortan Ruhe hielt (589). Brunhilde und Childebert hatten unterdes mit dem Kaiser Unterhandlungen geführt, der sie zu einem gemeinsamen Angriff gegen die Langobarden zu bewegen suchte. Aus dem Jahre 588 ist ein Teil der Briefe erhalten, die zwischen Metz und Konstantinopel gewechselt wurden und die zeigen, wie sich damals die Frankenkönige zu dem Kaiser stellten. Sie erhoben nicht den Anspruch, ihm an Rang gleich zu stehen, aber diese Ehrerbietung minderte in keiner Weise das Gefühl der Selbständigkeit. Das Bündnis kam zustande, aber der Kaiser klagte, daß Childebert nur seinen Vorteil suche. Childebert war 589 in Oberitalien eingefallen, während die Strömer von der andern Seite angriffen. Aber König Authari erwehrte sich glücklich des Doppelangriffs und brachte den Franken empfindliche Verluste bei. Im folgenden Jahre kaufte er ihren Angriff ab, und 590 eroberten die Franken gar mehrere Plätze im Herzogtum Trident, wurden dann aber durch Krankheiten geschwächt und mußten heimziehen. Das war der letzte Zug; 591 vermittelte Guntram den Frieden zwischen Childebert und den Langobarden."**)

Im Jahre 593 starb der alte König Guntram und in ihm der letzte bedeutendere Vertreter der merowingischen Königsmacht. Der ehrwürdige Begründer der deutschen Geschichtschreibung, Johann Jakob Mascov,***) faßt sein Urteil über Guntram in folgenden treffenden Worten zusammen: „Ungeachtet er oft in Krieg verwickelt worden, scheint er doch mehr die ruhigen Künste des Friedens geliebt zu haben. Seine Sorgfalt für die Religion, seine Begierde, ein gutes Vernehmen in dem königlichen Hause zu erhalten, seine Leutseligkeit gegen die Unterthanen, deren er gerne schonte, haben ihn zu einem der glücklichsten und ruhmwürdigsten Könige in dem merowingischen Stamme gemacht. Das Volk vergaß darüber einige Ausschreitungen, zu denen ihn die Unart jener Zeiten verleitete, und verehrte ihn nach seinem Tode als einen Heiligen. Dergleichen freiwilliges Urteil

*) Vgl. oben S. 51.

**) Vgl. Kaufmann a. a. O. S. 153 f. und oben S. 51, 55 ff.

***) Geschichte der Teutschen bis zu Abgang der merowingischen Könige (1737), S. 216.

Digitized by Google

ganzer Völker macht einem Fürsten mehr Ehre als die Vergötterung im alten Rom, das bisweilen seinen Kaisern Tempel und Altar mitten unter den Merkmalen ihrer Grausamkeit aufrichten mußte." Ist Guntram auch von Schwächen, nämlich von Wankelmut und übergroßer Bedenklichkeit, andrerseits auch von Übereilung und Jähzorn nicht ganz frei zu sprechen, so war er doch im ganzen ein trefflicher Fürst und hat bedeutenden Einfluß auf die Geschicke des fränkischen Reiches ausgeübt. Der Kirche war er aufrichtig ergeben und suchte durch ein gemeinsames Wirken von Kirche und Staat die sittlichen Schäden des Volkslebens nach Kräften zu heilen.*)

Dem Vertrag von Andelot gemäß vereinigte nun Childebert der Zweite Austrasien mit dem Reiche des geschiedenen Oheims und ward dadurch der mächtigste Herrscher des Abendlandes. Sein Gebiet erstreckte sich über ganz Gallien mit Ausnahme des westgotischen Septimaniens, der fast selbständigen Bretagne und des sehr zusammengeschrumpften Neustriens, das von der Küste des Kanals noch nicht einmal bis nach Paris reichte; dazu kamen die austrasischen Länder östlich des Rheins zwischen der Lippe und dem Südabhang der Mittelalpen ostwärts bis über die Saale und bis zum Lech, in etwas loserer Abhängigkeit auch Baiern. Und der junge König begnügte sich weder mit der losen Abhängigkeit der östlichen Provinzen, noch mit seinen gallischen Ländern. Als die Warnen oder Nordschwaben, die Nachbarn der Thüringe, sich empörten, besiegte er sie (595) und setzte in demselben Jahre den Baiern einen Herzog — er hieß Tassilo —, der zwar kein bloßer Königsbeamter war, aber doch Childebert als seinen Herrn anerkannte. Dazu trachtete er als ein echter Merowing auch sofort danach, das Stück Galliens, das ihm noch fehlte, dem Knaben Chlothar dem Zweiten zu entreißen. Hatte diesen doch Fredegunde geboren, die Mörderin seines Vaters und Todfeindin seiner Mutter. Freilich wurde sein Heer von den neustrischen Scharen geschlagen.

Einen maßgebenden Einfluß behielt Brunhilde in Childeberts Reich. „An sie wandte sich auch der Papst Gregor der Große, wenn er in dem Frankenreich etwas erreichen wollte. Bald bat er um Schutz und Unterstützung für die Missionare, die durch Gallien nach England gingen, bald für den Verwalter eines Gutes, das die römische Kirche in Gallien besaß, bald drang er auf Abstellung grober Verirrungen — namentlich der Simonie — in der fränkischen Kirche. Vor allem wünschte er, daß eine Synode gehalten würde. Der Verkehr erfolgte in sehr höflichen Formen. Gregor hütete sich wohl, Befehle zu erlassen und Anordnungen zu treffen, aber auch so erreichte er nicht viel, nicht einmal, daß ein Konzil

*) Richter, Annalen Bd. 1, S. 96.

Digitized by Google

berufen wurde. Die Hauptsorge der großen Königin und ihres Sohnes war, wie sie die Großen im Zaume hielten. Vor dieser Aufgabe traten alle andern zurück. Und dies gelang denn auch, bis Childebert starb." Es war ein Unglück für das Reich, daß der Tod den kräftig aufstrebenden König in der ersten Blüte des Mannesalters dahinraffte. Childebert starb im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens (596). Seine Söhne folgten ihm auf dem Throne, in Austrasien Theudebert der Zweite, in Burgund Theuderich der Zweite. Aber beide waren noch Knaben, und so stand damals das ganze Frankenreich unter der Namensherrschaft dreier Kinder. Was vor wenigen Jahren die Verschwörung des Dienstadels angestrebt hatte, war jetzt erreicht. Dennoch glückte es der kraftvollen Brunhilde, sich am Staatssteuer zu halten. In Metz regierte sie selbst für den älteren Enkel Theudebert, in Orleans leitete den jüngeren Theuderich der weise und treue Hausmeier Bertwald. Aber der Trotz der Großen ertrug nur unwillig eines Weibes Regiment, es gärte und glimmte an allen Enden. Und zudem lebte ja noch Brunhildes Todfeindin Fredegunde, die voll Ingrimm den Aufschwung der verhaßten Nebenbuhlerin sah und keine Gelegenheit versäumte, sie zu verderben. Noch in dem Todesjahr Childeberts fiel denn auch Fredegunde mit Chlothar in das Land der Feindin und ihrer Enkel ohne eine Kriegserklärung ein; sie nahm Paris und andre Städte und schlug ein austrasisches Heer. Einen gleichzeitigen Einfall der räuberischen Avaren in Thüringen konnte Brunhilde nur mit Geld abkaufen. Im folgenden Jahre (597) starb Fredegunde, „friedlich, auf ihrem Bett, im Siege, im Besitz des so lange erstrebten Paris." Den vollen Triumph ihrer teuflischen Politik des Mordes sollte sie allerdings nicht erleben, den trug erst ihr würdiger Sohn Chlothar davon, als er sechzehn Jahre später die greise Brunhilde unter entsetzlichen Martern umbringen ließ.

Noch aber lebte Brunhilde, und mit männlicher Kraft erwehrte sich die gewaltige Frau ihrer Widersacher. Der austrasische Adel empörte sich (598), sie schlug ihn nieder. Allein im folgenden Jahre erlag sie einer neuen Verschwörung. Sie mußte vor ihren Feinden aus Austrasien fliehen. Eine sagenhafte Überlieferung zeigt die Königin von allen verlassen: ganz allein soll sie auf einem Felde bei Arcis an der Aube von einem armen Manne aufgefunden worden sein, der sie auf ihre Bitte zu ihrem andern Enkel Theuderich nach Orleans brachte. Dieser soll die Großmutter mit Freuden aufgenommen und in hohen Ehren gehalten, jenem Manne aber seine Gutthat mit der Verleihung eines Bistums gelohnt haben.

Jedenfalls fand Brunhilde am Hofe Theuderichs, wo der würdige Bertwald schaltete, eine ehrenvolle und herzliche Aufnahme. Das Verhältnis zwischen Burgund und Austrasien konnte dadurch natürlich nicht gebessert werden; doch war man beiderseits nicht so verblendet zu verkennen,

Digitized by Google

daß man gegen Chlothar zusammenhalten müsse. So vereinigten sich denn auch beide Staaten gegen Neustrien (600); was Chlothar 596 mit Fredegunde ihnen entrissen hatte, wurde durch die siegreiche Schlacht bei Dormelles zurückerobert und dazu noch der größte Teil seines Reiches, so daß ihm nur noch zwölf Gaue zwischen Oise, Seine und dem Kanal verblieben. Der Sohn Fredegundens war bis zur Ohnmacht geschwächt, das lange Ringen zwischen Sigiberts und Chilperichs Geschlecht schien entschieden; wer hätte damals ahnen können, daß nach zwölf Jahren unberechenbare Zufälle, vor allem aber die Selbstsucht des austrasischen und burgundischen Adels und die daraus erwachsene Zwietracht und Schwäche der beiden Reiche, diesem jetzt so ohnmächtigen Chlothar den Weg zur Alleinherrschaft über das ganze Frankenreich bahnen würden?*)

Die beiden Könige Theudebert und Theuderich hatten inzwischen nach dem Rechte das Alter der Mündigkeit erreicht. Doch stand thatsächlich ersterer ganz unter dem Einfluß der Großen seines Reichs, Theuderich unter dem seiner Großmutter. „Da war nun ein beständiger Kampf unter den Hofleuten um die wichtigsten Ämter und um den Einfluß auf den jungen König. Einer von diesen Kämpfen ist uns ausführlicher bekannt und gewährt einen Einblick in das gewaltthätige Treiben." Brunhilde hatte nach Berthwalds Tode (603) einen klugen Römer Protadius zum Hausmeister Theuderichs gemacht und wußte nun durch diesen tüchtigen Mann, der auch gegen alle Anmaßungen des Adels thatkräftig auftrat, ihren Enkel zu einem Feldzug gegen die regierenden Großen von Austrasien zu bewegen, die ihr vor fünf Jahren die Herrschaft entwunden hatten. Bei Kiersy an der Oise lagerten die Heere einander gegenüber. Da wurde plötzlich in Theuderichs Kriegsrate die Meinung laut, man solle lieber Frieden schließen mit Theudebert; nur Protadius riet zur Schlacht. Aber das ganze Heer wurde von einigen Großen, denen der kraftvolle Hausmeier verhaßt war, gegen ihn aufgewiegelt. Es rottete sich zusammen; man schrie, es sei besser, daß ein Mann sterbe, als daß ein ganzes Heer in Gefahr komme. So zog die Masse lärmend und schreiend vor das Zelt des Königs, wo Protadius gerade mit dem königlichen Leibarzt beim Brettspiel saß, während der König selbst in einem andern Zelte zurückgehalten wurde. Theuderich sandte zwar Befehl, von Protadius abzulassen, aber der Bote rief dem Heere zu: „Unser Herr befiehlt den Hausmeier zu töten." Da drangen sie von allen Seiten mit gezogenen Schwertern in das Königszelt und hieben Protadius nieder. Theuderich mußte notgedrungen mit seinem Bruder Frieden schließen; beide Heere kehrten nach Hause zurück. So hatte wieder einmal der Adel seinen Willen gegen den der Krone durchgesetzt und dabei den eifrigsten Diener derselben durch Mord aus dem

*) Vgl. Dahn, Urgeschichte 3, S. 551.

Digitized by Google

Wege geräumt; und die siegreiche Partei versuchte bald ihren Einfluß beim Könige stärker geltend zu machen. Doch wußte Brunhilde die Hinrichtung der beiden Hauptübelthäter von Kiersy durchzusetzen.

An Stelle des Protadius wurde ein harmloser, wohlbeleibter Mann Namens Claudius zum Major Domus erhoben, dessen Hauptstärke im Geschichtenerzählen bestand, gewiß nicht nach Brunhildens Wunsch, aber umsomehr nach dem des nun zwanzigjährigen Theuderich, der der Zucht der Großmutter sich allgemach entzog. „Er war eine heftige Natur von starken Trieben." Im Jahre 610 besetzte sein Bruder Theudebert das Elsaß, das zu Theuderichs Reich gehörte. Dafür beschloß Theuderich Rache zu nehmen. Er knüpfte deshalb mit Chlothar Verhandlungen an und erhielt von diesem das Versprechen, daß er dem Theudebert keinerlei Beistand leisten wolle. Dafür versprach Theuderich seinerseits, dem Chlothar ein Stück von seinen im Jahre 600 verlorenen Ländern wiederzugeben. Im Mai 612 versammelte Theuderich ein Heer aus allen Gauen seines Reiches und zog damit gegen seinen Bruder. Bei Toul stieß er auf Theudeberts Kriegsvölker. Dieser wurde besiegt und floh nach Köln. Aber Theuderich begnügte sich nicht mit dem ersten Erfolg, sondern beschloß ihn gründlich auszunutzen; er rückte mit seinen Heerscharen dem geschlagenen Bruder nach und zwang ihn dadurch, eine zweite Schlacht zu wagen. Bei Zülpich kam es zum andern Male zum Bruderkampf. Theudebert hatte die ostrheinischen Völker aufgeboten, besonders die Thüringe und die heerpflichtigen Sachsengaue. Dennoch wurde er wiederum geschlagen; das Gemetzel war fürchterlich. Die Sage behauptet, die Körper der Getöteten hätten nicht zur Erde fallen können, sondern wären aufrecht stehen geblieben, so dicht sei das mörderische Gewühl auf dem Schlachtfelde gewesen. Von Zülpich bis Köln bedeckten gefallene Leute Theudeberts die Straße, denn die Sieger verfolgten die Geschlagenen. Theuderich rückte in Köln ein, von wo Theudebert mit wenigen Getreuen über den Rhein geflohen war und wo dessen Schätze sämtlich in des Siegers Hände fielen. Dieser entsandte seinen Kämmerer Berthar dem Flüchtling nach. Berthar holte ihn ein und brachte ihn nach Köln vor Theuderich. Der ließ den Bruder des königlichen Gewandes entkleiden, schenkte sein Roß mit dem königlichen Sattelzeug dem Berthar und befahl, den Theudebert gefangen nach Chalons an der Saône zu Brunhilde zu führen. Die ergrimmte Königin verlangte von ihm, er solle sich zum Geistlichen scheren lassen; der Unglückliche gab nach einigem Sträuben nach, wurde aber wenige Tage später dennoch — wahrscheinlich auf seines entmenschten Bruders Befehl — getötet (612). Theudeberts Söhnlein Merowech ließ der erbarmungslose Wüterich mit dem Köpfchen auf einen Stein schmettern, daß das Gehirn herumspritzte!

Digitized by Google

Schon im nächsten Jahre zog Theuderich gegen Chlothar zu Felde, der seine Wut dadurch gereizt hatte, daß er sich des versprochenen Gebietsteiles selber bemächtigte. Aber unterwegs, ehe es zum Kampfe kam, starb der Unhold, erst fünfundzwanzigjährig, an der Ruhr. Da er, nach der ekelhaften Unsitte der Merowinge, schon als Knabe geheiratet hatte, so hinterließ er vier Söhne, von denen der älteste bereits zehn Jahre alt war. Sein Heer kehrte, da es den Führer verloren hatte und die Entwicklung der Dinge in den beiden Reichen des Toten zweifelhaft war, in die Heimat zurück.

Die Greisin Brunhilde ergriff noch einmal das Staatssteuer; in kluger Erwägung, daß eine abermalige Teilung des Königserbes nur neue Verwirrungen veranlassen würde, ließ sie den ältesten Knaben Theuderichs, ihren zehnjährigen Urenkel Sigibert den Zweiten zum alleinigen König von Austrasien und Burgund ausrufen. Aber viele der überstolzen Großen des Reiches waren der vormundschaftlichen Regierungen satt; ohne einen Rechtsvorwand wandten sie sich von Sigibert und Brunhilde ab und riefen den Chlothar ins Land. Unter diesen Großen werden zwei besonders genannt, Arnulf, später Bischof von Metz, und Pippin, die Häupter einer mächtigen austrasischen Adelsfamilie, deren Ruhm nachmals den Weltkreis erfüllte, nämlich der Karolinger oder, wie sie eigentlich genannt werden müßten, der Arnulfinge. Im Gebiet von Châlons an der Marne, an dem Flusse Aisne, wurden die Heere einander ansichtig, aber zur Schlacht kam es nicht. Denn den Überredungskünsten der gegen Brunhilde erbitterten Großen gelang es, das ganze Heer der Königin zur Untreue zu verführen. Wie auf ein gegebenes Zeichen kehrte es um und zog nach Hause. Chlothar folgte langsam nach. Drei der Söhne Theuderichs fielen in seine Hände; er ließ zwei von ihnen, darunter den kleinen König, umbringen, den dritten, ein Knäblein, das er selbst aus der Taufe gehoben hatte, verschonte er und übergab es einem Grafen zur Erziehung; es starb nach wenigen Jahren. Das vierte Kind Theuderichs entfloh und blieb, trotz aller Nachforschungen des mordgierigen Chlothar, verschwunden.

Die von allen verlassene Brunhilde, eine fast siebzigjährige Greisin, hatte sich nach Orb jenseit des Jura, im heutigen Kanton Waadt, begeben, wo sie, nachdem alle ihre Hoffnungen gescheitert waren, ihr Ende erwarten wollte. Aber auch in dieses entlegene Versteck verfolgte sie der scharfspürende Haß der burgundischen Großen, ein Haß, der das königliche Weib wahrlich ehrt. Sie wurde aufgespürt und vor Chlothar gebracht. Er kannte ebensowenig wie diese ganze Zeit das Gefühl der Ehrfurcht. Mit wütenden Worten fuhr er die Frau an, die sechsundvierzig Jahre lang den Namen einer Königin der Franken getragen hatte, und warf ihr vor, sie habe zehn Königen das Leben geraubt. So sprach der Sohn

Digitized by Google

Fredegundens! Auf diese gänzlich unbegründete Beschuldigung hin fällte er das Urteil über die Unglückliche. Drei Tage lang wurde sie auf seinen Befehl mit allen erdenklichen Qualen gemartert. Dann ließ er sie auf ein Kamel setzen und so durch das ganze Heer führen, endlich mit dem Haupthaar, einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines überaus wilden Pferdes binden. So wurde sie von den Hufen des rasend davonsprengenden Tieres Glied für Glied zerschmettert (613). Einen solche viehische Grausamkeit beging ein junger Mann von achtundzwanzig Ihren an einer Greisin, die wie er aus königlichem Geschlechte stammte, und er handelte so nicht in der Hitze rasch auflodernden Zornes, sondern mit kaltem Blute, nach dreitägiger Überlegung. Brunhilde hatte in ihrem langen, an Kämpfen überreichen Leben manche wilde, rasche That begangen; sie scheute auch vor Blutvergießen und Gewaltthätigkeit nicht zurück, wenn sie dadurch zum Ziel zu gelangen hoffte. Aber sie steht durch die Großartigkeit ihres Strebens und einen nicht abzuleugnenden hohen und kühnen Sinn hoch über der verächtlichen Fredegunde, die in Frieden auf ihrem Bette starb, und über dem scheußlichen Mörder, dem sie zum Opfer fiel. Mit ihr sank die letzte große Gestalt in der merowingischen Königsgeschichte dahin; ihr Sturz bedeutete nicht sowohl einen Sieg des neustrischen Königs, der nun das ganze Frankenreich besaß, als vielmehr den Triumph des fränkischen Adels, der durch ihn zu herrschen strebte.

Ehe wir aber die äußeren Geschicke des Merowingerreiches zu Ende führen, wenden wir unsern Blick ein paar Männern zu, die uns vor dem Irrtum bewahren können, als ob in dieser gräßlichen Zeit der göttliche Funke im Menschenherzen völlig erloschen gewesen wäre. Unsere Aufmerksamkeit gilt zunächst dem wackeren Manne, dessen lebendige und treuherzige Berichte uns als fast alleinige Quelle über die fränkische Geschichte bis zum Jahre 591 gedient haben.

12. Gregorius von Tours, der Geschichtschreiber der Franken.*)

(Von c. 540 bis 594.)

Die Schulen der gallischen Grammatiker und Rhetoren genossen in den späteren Jahrhunderten der römischen Kaiserherrschaft des höchsten Ansehens. Wir haben früher**) eine anschauliche Schilderung der selbst in den letzten Jahren des Reiches noch eifrig betriebenen Studien jener wort-

*) Als Hauptgewährsmänner für dieses Kapitel dienen uns Wattenbach (Geschichtsquellen im Mittelalter, 4. Aufl., Bd. 1, S. 74 ff.), Giesebrecht (Einleitung zu seiner Übersetzung des Gregor) und Löbell (Gregor von Tours und seine Zeit, 2. Aufl.).

**) Band 2, S. 179 ff.

Digitized by Google

und phrasenreichen Litteraten mitgeteilt, aus der vor allem das hervorgeht, daß sich diese Studien gänzlich dem wirklichen — freilich sehr trübseligen — Leben entfremdet hatten und sich nur auf dem Boden der Schule bewegten. „Die Prosa war bis auf einen unerträglichen Grad erkünstelt; die gesuchte, kaum verständliche Schreibart auf die äußerste Spitze getrieben. Die Poesie diente fast nur dem Zeitvertreib der vornehmen Welt; durch Gelegenheitsgedichte suchten die Poeten die Gunst hoher Gönner, oder diese griffen auch selbst zur Feder und bewiesen ihre feine Bildung durch allerhand poetisches Spielwerk." Fast möchte man bedauern, daß unter diesen Wortpoeten auch hie und da ein wirklich dichterisch angelegter Mann auftaucht, wie Ausonius aus Bordeaux (um 310—393) im vierten und Apollinaris Sidonius aus Lyon (430—488) im fünften Jahrhundert; denn auch sie schwimmen im trüben Strome der Modepoesie; das Leben bietet ihnen keine Aufgabe, die sie zu herzlicher Begeisterung erwärmen könnte, und die Manier des Vortrags ist durch ihre Geziertheit auch bei ihnen meist unleidlich.

„Einst hatte Konstantin die fränkischen Gefangenen den wilden Tieren vorwerfen lassen,*) weil sie ihm zu wild und zu treulos erschienen, um sich wie andere Barbaren zum Anbau des Landes, zum Kriegsdienst oder als Sklaven verwenden zu lassen; nur der Schrecken, meinte er, vermöge sie zu bändigen. Aber die vielfache, wenn auch meist feindliche Berührung mit den Römern milderte allmählich diese Wildheit." Bald treten Franken in hohe römische Ämter; einzelne Teile der Völkerschaft werden von den Römern abhängig und führen deren Kriege. Als Bundesgenoß der Römer durchzog Childerich Gallien. Er kam dem Lande nicht mehr als wildester der Feinde, sondern als Retter und Beschützer. Und andrerseits wohnten daheim im Salierlande schon Römer als Gäste und Hausgenossen des Königs, und die Salier selbst zeichneten ihr altes Volksrecht in lateinischer Sprache auf. Die Vermischung der Franken mit den Provinzialen ging leicht von statten; man hatte sich beiderseits schon lange daran gewöhnt, miteinander zu leben und zu verkehren. So wie die Franken das römische Christentum sogleich mit Eifer ergriffen, so waren sie auch der übrigen römischen Bildung durchaus nicht feind. Ein Enkel Chlodowechs versuchte sich in lateinischen Versen.

Am bezeichnendsten für diese erste Zeit der Vermischung des Alten und Neuen ist die Persönlichkeit des Dichters und Legendenschreibers Venantius Fortunatus. Er stammte aus Italien und kam um das Jahr 565 an König Sigiberts Hof, wo man viel Gefallen an seiner Poesie fand. Es war die altherkömmliche, rhetorisch gebildete Schulpoesie, un-

*) Siehe oben S. 197.

Digitized by Google

glaublich verkünstelt; aber gerade diese Verkünstelung bewunderte man, weil man sie nicht nachahmen konnte. Überall, bei römischen wie fränkischen Herren, war Fortunatus ein gern gesehener Gast, und auf ein Lobgedicht von ihm legte man den größten Wert. Entscheidend für sein Leben wurde seine Bekanntschaft mit der heiligen Radegunde,*) der zu Liebe er in den geistlichen Stand trat und sich ganz nach Poitiers zurückzog. Für seine fromme Freundin verfaßte er ein schönes Gedicht, worin er den Untergang des Thüringerreiches — sie war ja eine thüringische Prinzessin — in ergreifender Weise schildert. Eines andern vortrefflichen Gedichtes von Fortunatus, welches das traurige Geschick der westgotischen Königstochter Galswintha zum Gegenstand hat, ist bereits erwähnt worden. In beiden Dichtungen behandelte Fortunatus einen bedeutenden Gegenstand aus dem wirklichen Leben, und da zeigt er wirklich Gefühl und ungewöhnliches Talent. Aber die große Mehrzahl seiner Poesien ist inhaltsleer und geziert; ganz in der spielenden Weise seiner Zeit; „er bedichtet jede gute Mahlzeit, die Radegunde ihm zukommen läßt." Ganz unleidlich vollends ist seine Prosa; nur in den Heiligenleben, die er verfaßte und die freilich zu beschränkt den theologischen Zweck verfolgen, um historisch wertvoll zu sein, redete er einfach und natürlich. Am anziehendsten ist sein „Leben der heiligen Radegunde", worin das Klosterleben der damaligen Zeit anschaulich, wenn auch nicht ohne Schönfärberei, geschildert wird. Hochbetagt wurde Fortunatus noch Bischof von Poitiers, wo er zu Anfang des siebenten Jahrhunderts gestorben ist.

Die kirchliche Dichtung**) und überhaupt die kirchliche Literatur war die einzige dieser Zeit, die inneres Leben besaß, weil die ganze Bildung der Zeit eine kirchliche war. „In die Kirche flüchteten sich alle, welche noch Sinn und Neigung für literarische Bildung hatten, die in dem wilden Getümmel des weltlichen Lebens keine Stätte mehr fand." Jene innerlich leblose gekünstelte Literatur der Grammatiker starb ab, nur die Kirche bewahrte von nun an die Keime des geistigen Lebens, die sie selbstverständlich für ihren Dienst verwandte. „Freilich konnte auch sie dem Drucke dieser Zeiten nicht widerstehen; die früher in Gallien sehr bedeutende spekulativ-theologische Thätigkeit hörte gänzlich auf, da man zu gewaltsam vom Drange des praktischen Lebens ergriffen wurde, aber in diesem bewahrte die Kirche eine bedeutende Stellung. Politisch war die Macht der Bischöfe im fränkischen Reiche bald größer, als sie je gewesen war, und wenn sie auch von der immer überhand nehmenden Verwilderung stark ergriffen wurde, so ging der tiefere sittliche Gehalt in der Kirche doch niemals völlig verloren."

*) Siehe oben S. 222.

**) Von der germanischen Volkspoesie natürlich abgesehen, über die nur leider in dieser Zeit jede Kunde schweigt. Die Siegfriedsage ist fränkischen Ursprungs.

Digitized by Google

Das äußere Leben nahm aber alle Kräfte auch der Kirche so in Anspruch, daß für wissenschaftliche Bestrebungen kein Raum blieb. Selbst alle literarische Thätigkeit, soweit sie nicht noch jener absterbenden Wortkünstelei der Rhetoren unfruchtbar nachstrebte, sondern lebensfähig war, beschränkte ihre Zwecke auf das praktische Leben: durch Predigten, moralische Schriften und Legenden suchte man unmittelbar auf die Zeitgenossen einzuwirken. Auch die Geschichtschreibung diente nur diesem Zwecke; ihr bedeutendster Vertreter und überhaupt der hervorragendste Schriftsteller der Merowingerzeit, Gregor von Tours, zeigt uns dies am deutlichsten. Sein Geschichtswerk will außer den Ereignissen selbst nichts anderes lehren, als was das in ganz Gallien verbreitete Leben des heiligen Martin von Tours, das Sulpicius Severus um 400 niedergeschrieben hatte, und die zahlreichen Legendenbücher des Gregorius selber lehren wollen, daß man nur durch die Fürsprache der Heiligen gerettet werden kann. Aber ohne es zu wollen, lehrt der treffliche, bescheidene Mann noch etwas viel Wertvolleres, nämlich daß mitten in dem allgemeinen Verderben noch immer aus dem Schoß der Kirche einzelne Männer erstanden, die durch Reinheit der Gesinnung, durch innige Hingabe an ihren Beruf, durch wahrhaft christliche Nächstenliebe und durch mutiges Auftreten gegen die Verbrechen der Mächtigen die sittliche Kraft des Evangeliums bewährten und sich die dankbare Verehrung des Volkes verdienten.

Gregor hieß eigentlich Georgius Florentinus. Er war unter der Regierung König Theudeberts des Ersten um das Jahr 540 in Clermont, der Hauptstadt der Auvergne, geboren und stammte aus einer hochangesehenen altrömischen Adelsfamilie, einem jener „senatorischen" Geschlechter, die in der römischen Zeit hohe Würden und Ämter bekleidet hatten und bei denen sich auch unter der Frankenherrschaft die städtischen Ehrenämter, so wie namentlich die bischöfliche Würde vererbten. So erhielten sich in Gregors Familie die Bischofstühle von Langres und Tours gleichsam erblich. Mit Ausnahme von fünf Bischöfen entstammten z. B. alle Vorgänger Gregors auf dem Stuhl zu Tours seinem Hause. Einem dieser ehrwürdigen Ahnherren zu Ehren, dem Bischof Gregor von Langres, hat später unser Gregor seinen eigentlichen Namen mit dem vertauscht, unter dem er für alle Zeiten berühmt geworden ist. Clermont, die Wiege seines Geschlechtes, hatte in den letzten Zeiten der Römerherrschaft eine große Bedeutung gewonnen, aber auch, in die Kämpfe jener Zeit hineingezogen, viele schwere Unfälle erduldet. Noch im Kampfe Chlodowechs mit den Westgoten unterstützte sie letztere mit ihren besten Kräften, auf dem vokladischen Felde (507) waren ihre angesehensten Männer rühmlich kämpfend gefallen; sie selbst geriet unter fränkische Herrschaft. Zwar war ihre Blüte geknickt, aber sie nahm doch immer noch eine der ersten Stellen unter den gallischen Städten ein. Seit geraumer Zeit eine bischöfliche Metropole, wurde sie nun auch der

Digitized by Google

Sitz eines fränkischen Grafen. Bei der Reichsteilung unter Chlodowechs Söhnen (511) fiel die Auvergne an Theuderich von Austrasien. Eine Empörung zu gunsten Childeberts brachte dem Lande nur schreckliche Verwüstungen ein. Nachdem es 555 an Chlothar den Ersten gekommen war, nahm dessen aufrührerischer Sohn Chramm seinen Sitz zu Clermont; die Auvergne wurde infolge des daraus entstandenen Bürgerkriegs wiederum Schauplatz erbitterter Kämpfe.*) Die letzten Ereignisse, welche Clermont hart betrafen, erlebte unser Gregor als Knabe und Jüngling mit, und sie ließen die ersten dauernden Eindrücke in seiner Seele.

Auch seine persönlichen Schicksale waren nicht frei von schwerem Leid. Früh verlor er den Vater, und er wurde deshalb von seinem Oheim, dem Bischof Gallus von Clermont, der für einen Heiligen gehalten wurde, erzogen. Unter seiner Leitung entschied sich schon frühe Gregors Neigung für den geistlichen Stand. Eine wunderbare Errettung aus schwerer Krankheit brachte ihn zum Entschluß. Als der treffliche Gallus 554 starb, verließ Gregors Mutter, die der Knabe zärtlich liebte, Clermont und zog zu Verwandten nach Burgund. Der vierzehnjährige Gregor blieb unter der Aufsicht des Priesters Avitus in seiner Heimatsstadt zurück. Die Empörung Chramms und der Ausbruch einer furchtbaren pestartigen Krankheit sind die traurigen Ereignisse, die der Knabe in den folgenden Jahren miterlebte.

Avitus hielt ihn fleißig zum Studium der geistlichen Schriften an; in der Grammatik dagegen und den weltlichen Wissenschaften ließ er ihm nur den allernotdürftigsten Unterricht zuteil werden. Die kindliche Liebe Gregors zu seiner Mutter äußerte sich auch darin, daß er, als er zum Jüngling erwachsen und bereits in den geistlichen Stand getreten war, zu wiederholten Malen nach Burgund reiste, um sie zu besuchen. Eine andere Reise aber war es, die für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Im Jahre 563 wurde er nämlich von einem heftigen Fieber befallen, das nicht völlig weichen wollte. Da kam ihm die Überzeugung, daß nur die Wundermacht des hochberühmten heiligen Martin von Tours, für den er eine ganz besonders innige Verehrung hatte, ihn vollständig heilen könne. Noch schwach und fiebernd machte er sich auf den Weg zum Grabe des Heiligen. Heftige Anfälle der Krankheit, die ihm unterwegs widerfuhren, konnten ihn nicht von seinem festen Vorsatz abbringen, und er erreichte endlich Tours und fand dort die gehoffte Genesung. Seitdem war es des Dankbaren sehnlichster Wunsch, der erste Diener des hilfreichen Heiligen zu werden. Er knüpfte wohl schon damals durch seinen Verwandten, den Bischof Eufronius, die Verbindungen an, durch die er später dessen Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle zu Tours wurde.

*) Vgl. oben S. 292 ff.

Digitized by Google

Nach dem Tode Chlothars des Ersten fiel die Auvergne dem tüchtigsten von dessen Söhnen, dem König Sigibert, zu, der den väterlichen Erzieher Gregors 571 zum Bischof von Clermont und zwei Jahre später unsern Gregor zum Bischof von Tours ernannte. Die Geistlichkeit und Bürgerschaft dieser Stadt hatte sich selbst den von allen geschätzten und geliebten Mann zu ihrem Oberhirten ausgebeten. So stieg Gregor verhältnismäßig früh zu hoher geistlicher Würde empor; denn er war erst etwa vierunddreißig Jahre alt.

Nicht ohne Einfluß auf seine Ernennung war die heilige Radegunde zu Poitiers, und ihr vertrauter Ratgeber Venantius Fortunatus, der mit Gregor bereits befreundet war, versäumte nicht, den neuen Bischof mit einem künstlichen Gedicht zu beglückwünschen. Beide Männer blieben einander auch in der Folge eng verbunden. „Gregor ehrte in Fortunatus die höhere Bildung und die reifere Erfahrung, denn Fortunatus war etwa zehn Jahre älter; dieser erfreute sich dagegen des Wohlwollens und der Gunst des höher gestellten Freundes, die sich ihm auch in mancherlei Geschenken zu erkennen gab. So schenkte ihm Gregor ein hübsches kleines Landgut an der Vienne, wofür Fortunatus in einigen Versen, die uns erhalten sind, seinen Dank aussprach."

Der treue Eifer und die Gewissenhaftigkeit, mit der Gregor sein Hirtenamt führte, erwarb ihm rasch die Liebe und Verehrung seiner Schutzbefohlenen, namentlich da er auch das äußere Wohl der Stadt mit väterlicher Sorgsamkeit überwachte. Ordnung, Wohlstand und Ansehen der Stadt suchte er auf alle Weise zu befördern. Durch eine große Feuersbrunst war Tours schon vor Gregors Amtsantritt verheert worden; die älteste und ehrwürdigste Kirche, die Kathedrale des heiligen Martinus, lag in Trümmern. Gregor ließ sie schöner und größer wieder aufbauen und trug auch für eine würdige künstlerische Ausstattung der andern Kirchen Sorge. Welch einen edlen Gebrauch er außerdem von dem großen Kirchenvermögen zu machen wußte, haben wir aus der Erzählung von der Fehde zu Tours*) gesehen, wo er das Gut der Kirche opferte, um einen blutigen Bürgerkrieg, der der Stadt großes Unheil zu bringen drohte, zu ersticken. Mit Klugheit und Festigkeit vertrat er die Sache seiner Gemeinde den Übergriffen der fränkischen Herrscher gegenüber. Die Ehrfurcht der Merowinge vor der Wundermacht des heiligen Martin hatte bewirkt, daß sie nicht nur seiner Kirche, sondern der ganzen Stadtgemeinde Steuerfreiheit bewilligten. Als nun im Jahre 589 Childeberts des Zweiten Bevollmächtigte den Versuch machten, die Stadt den allgemeinen Abgaben zu unterwerfen, erinnerte Gregor an die alte Vergünstigung und sandte Boten

*) Siehe oben S. 328 ff.

Digitized by Google

an den König, durch die er durchsetzte, daß dieser von der Neuerung abstand. Aber auch jedem Einzelnen, der seinen Beistand ansprach, erwies er sich hilfreich; selbst Feinden lieh er seine Vermittlung.

„Der Bischof von Tours, der Nachfolger des heiligen Martin, war eine der ansehnlichsten Personen im fränkischen Reiche, ein Kirchenfürst von bedeutender Macht und mehr noch wegen der ungemeinen Verehrung des Heiligen ein Mann, auf den die Blicke vieler Menschen gerichtet waren und dessen Stimme auch bei Staatshändeln von Gewicht war. Bei den inneren Kriegen unter den Merowingen konnte es daher nicht fehlen, daß Gregor sehr bald in schwierige Verwicklungen hineingezogen wurde, und gleich anfangs sah er sich in sehr gefährdeter Lage, als Chilperich die Stadt Tours seiner Herrschaft unterwarf."

Gregor war von Sigibert eingesetzt und fühlte sich deshalb auch nach Sigiberts Tode dessen Weibe Brunhilde und ihrem noch ganz jungen Sohn Childebert verpflichtet; außerdem mochte er Chilperich wegen seiner geringen Achtung vor der Kirche und seiner ganzen gewaltthätigen Sinnesart nicht leiden. Als nun Chilperichs entschiedenste Gegner, wie sein eigener Sohn Merowech, in der Kirche des heiligen Martin eine Zuflucht suchten, wurde Chilperich gegen Gregor in einem Grade erbittert, daß diesem ernstliche Gefahr daraus erwuchs. Denn der wackere Bischof verweigerte die Auslieferung der Flüchtlinge. Dennoch wußte sich dieser durch sein kluges und würdiges Auftreten gegen den mächtigen Widersacher zu behaupten. Einen schönen Beweis für die männliche und christliche Gesinnung unsers Gregor wollen wir hier noch ausführlicher erzählen, indem wir uns der schlichten Darstellung des braven Mannes selbst anschließen.

Jener unglückliche Königssohn Merowech hatte, wie der Leser sich erinnert, besonders dadurch die Wut seines Vaters Chilperich und seiner Stiefmutter Fredegunde gereizt, daß er sich mit Brunhilde vermählte. Nun hatte der Bischof Prätextatus von Rouen die unglückselige Ehe eingesegnet und dadurch Fredegunde und Chilperich aufs höchste gegen sich aufgebracht. Es wurde ihm daher die unbewiesene Beschuldigung angehängt, daß er an hochverräterischen Plänen Merowechs gegen den Vater teil habe. Den Richterspruch über die Sache aber übertrug der König einer Synode, um die Strafe zugleich empfindlicher zu machen und den Schein der Willkür zu vermeiden. Natürlich zweifelte er nicht daran, daß die Synode aus Furcht vor ihm seinem Wunsche entsprechend richten werde.*) „Er ließ den Prätextatus also vorläufig nur von seinem Sitz entfernen und stellte ihn dann — es war im Jahre 577 — vor fünfundvierzig in Paris zusammengekommene Bischöfe. „Was kam dir in den Sinn, Bischof," redete er ihn

*) Vgl. Löbell a. a. O. S. 279 ff. Gregor Buch 5, Kap. 18.

Digitized by Google

in der Versammlung an, „daß du meinen Feind Merowech, der nicht wie ein Sohn gegen mich gehandelt hat, mit der Witwe seines Oheims trautest? War es dir nicht bekannt, was die Bestimmungen der Kirche hierüber festgesetzt haben? Aber nicht bloß darum bist du straffällig, du hast dich auch mit ihm gegen mein Leben verschworen. Du hast den Sohn gegen den Vater aufgewiegelt und das Volk durch Geld bestochen, daß es mir die Treue breche; du hast mein Reich in eines andern Hände bringen wollen." Als Chilperich so gesprochen hatte, wollten die Franken, die um ihn waren, schon den Bischof aus der Kirche reißen und ihn steinigen. Der König aber, dessen Absichten einer Gewaltthat entgegen war, verhinderte es. Prätextatus leugnete alles; er gab zwar zu, daß er einigen gegen ihn auftretenden Zeugen Geschenke gemacht hätte, aber keineswegs in verbrecherischer Absicht. Hierauf verließ Chilperich die Versammlung, während die Bischöfe in der Sakristei der Kirche, wo die Synode gehalten wurde, zurückblieben. Als sie nun zu beraten anfingen, erschien der Archidiakon Aëtius von der Pariser Kirche und ermahnte sie, ihren Bruder nicht dem Verderben zu überliefern, sonst würde sie niemand mehr für Priester Gottes halten. Alle schwiegen; denn sie fürchteten die Wut der Königin Fredegunde, auf deren Anstiften die ganze Verhandlung geschah. Da erhob sich Gregor und sprach zu seinen Mitbischöfen: „Achtet, ich bitte euch, auf meine Rede, und besonders ihr, die ihr dem Könige näher zu stehen scheint, gebt ihm einen Rat, wie er frommen Priestern ziemt, damit er nicht im Zorne handle gegen einen Diener Gottes und deshalb durch den Zorn des Höchsten zu Grunde gehe und Reich und Ruhm verliere." Bei diesen Worten schwiegen alle. Gregor aber fuhr fort: „Schweiget nicht also, sondern redet und leget dem Könige seine Sünde vor Augen, auf daß ihn nicht Unheil treffe und ihr nicht schuldig seiet am Verderben seiner Seele." Doch alle verharrten wie vor Schrecken betäubt in ihrem Schweigen. Zwei aber unter ihnen, Schmeichler des Königs, entfernten sich, meldeten es dem Könige und sagten ihm, er habe keinen erbitterteren Feind als den Gregor. Sogleich wurde dieser zu ihm geholt. „Als ich hinkam," so erzählt der ehrliche Mann,*) „stand der König bei einem Zelte, das war aus Zweigen gemacht, und zu seiner Rechten stand der Bischof von Bordeaux, zu seiner Linken der von Paris; vor ihnen aber war eine Tafel, mit Brot und verschiedenen Gerichten besetzt. Als der König mich erblickte, sprach er: „Du solltest allen Gerechtigkeit zu teil werden lassen, Bischof; aber siehe, ich selbst finde sie nicht vor dir, sondern du nimmst dich, wie ich sehe, der Ungerechtigkeit an, und es wird an dir das Sprichwort wahr: Eine Krähe

*) Der Bericht (nebenbei sehr lehrreich für die Kenntnis von Chilperichs Charakter) ist in seiner Naivetät und in seinem Mangel an jeglicher Ruhmredigkeit so herzbewegend, daß wir ihn unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Digitized by Google

hackt der andern nicht die Augen aus." Darauf erwiderte ich: „Wenn einer von uns, o König, den Weg der Gerechtigkeit verläßt, kann er von dir zurechtgewiesen werden; wenn du aber abirrst, wer wird dich zurechtweisen? Wir sprechen zu dir, und wenn du willst, hörst du uns an; wenn du aber nicht willst, wer kann dich verdammen, als der, welcher gesagt hat, daß er selbst die Gerechtigkeit sei?" Erbittert versetzte der König: „Bei allen habe ich Gerechtigkeit gefunden, nur bei dir nicht. Aber ich weiß schon, was ich thue, damit alle erfahren, wie ungerecht du bist. Ich werde das Volk von Tours zusammenrufen und sprechen: Erhebet eure Stimme gegen Gregor und schreiet wider ihn, daß er ungerecht ist und keinem Menschen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und wenn sie so schreien, werde ich antworten: Ich, der König, kann keine Gerechtigkeit bei ihm finden, und ihr solltet sie finden, die ihr nur geringes Volk seid?" Darauf sagte ich: „Ob ich ungerecht bin, weißt nicht du; der kennt mein Gewissen, dem das Verborgene des Herzens offenbar ist. Ob aber das Volk in seinem Wahn ein Geschrei wider mich erhebe, gilt mir gleich; denn alle wissen ja doch, daß die Sache von dir angeregt ist. Deshalb beschimpft solches Geschrei nicht mich, sondern dich. Doch wozu die vielen Worte? Du hast das Gesetz und die kirchlichen Satzungen. Durchforsche sie fleißig! Beachtest du nicht, was sie vorschreiben, so verlasse dich darauf: Gottes Gericht wird dich ereilen." Da lenkte er ein, wandte sich, um mich zu gewinnen (da er es listig anstellte, glaubte er, ich merke es nicht), zu einer Schüssel, die vor ihm stand, und sprach zu mir: „Deinetwegen habe ich diese Gerichte bereiten lassen; es ist nur Geflügel und ein wenig Erbsengemüse." Ich aber durchschaute wohl, daß er mich fangen wollte, und sprach: „Unsere Speise soll sein, den Willen Gottes zu thun und uns nicht locken zu lassen von diesen Lüsten. Versprich du, der du andre der Ungerechtigkeit zeihest, daß du das Gesetz und die kirchlichen Satzungen nicht übertreten willst; dann werden wir glauben, daß es dir um Gerechtigkeit zu thun ist." Da hob er die Rechte empor und schwur bei dem lebendigen Gott, er wolle Gesetz und Kirchenordnung nicht überschreiten. Ich aber nahm etwas Brot und trank ein wenig von dem Weine, dann entfernte ich mich.

In derselben Nacht noch höre ich, als die nächtlichen Hymnen eben zu Ende gesungen waren, die Pforte meiner Wohnung von heftigen Schlägen erdröhnen, schicke meinen Knaben hinaus und erfahre, Boten der Königin Fredegunde stünden draußen. Sie wurden hereingeführt, brachten mir einen Gruß von ihrer Herrin und baten mich, ich möchte ihr doch in ihren Angelegenheiten nicht entgegen sein; zugleich versprachen sie mir zweihundert Pfund Silber, wenn ich gegen Prätextatus auftreten und ihn mit verurteilen würde. Sie sagten auch: „Von allen andern Bischöfen haben wir

Digitized by Google

schon das Versprechen; nun sei auch du nicht dem König entgegen." Ich antwortete ihnen: „Und wenn ihr mir tausend Pfund Silber und Gold gäbet, so könnte ich nichts andres thun, als was der Herr mir zu thun geboten hat. Das Eine nur verspreche ich: was die übrigen nach den Satzungen der Kirche beschließen werden, dem werde auch ich beitreten." Jene verstanden offenbar nicht, was ich sagte; denn sie dankten und entfernten sich. Als es Morgen geworden war, kamen auch etliche von den Bischöfen zu mir; die hatten einen ähnlichen Auftrag, und ich gab ihnen etwa dieselbe Antwort." —

Am folgenden Tage wurden die Verhandlungen fortgesetzt. Der König klagte Prätextatus des Diebstahls an, weil man mehrere Beutel mit Gold und Kleinodien in Rouen bei ihm gefunden hatte. Prätextatus bewies, daß sie ihm von der Königin Brunhilde zur Aufbewahrung anvertraut seien. Da der König nun sah, daß er auf diese Weise Fredegundes Willen nicht erfüllen könne, war er verlegen und ging alsbald von dannen. Darauf rief er einige seiner Hofleute zu sich und trug ihnen auf, zu Prätextatus zu gehen und ihm zu raten, er möge sich demütigen und schuldig bekennen, dann würden sie bei dem König, der ja weichherzig und leicht zum Mitleid geneigt sei, seine Verzeihung erwirken. Wirklich ließ sich Prätextatus bereden; in der nächsten Versammlung warf er sich zur Erde und sprach: „Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, gnädigster König. Ich bin ein ruchloser Mörder, ich wollte dich töten und deinen Sohn auf deinen Thron erheben." Bei diesen Worten kniete der König vor den Bischöfen nieder und rief: „Ihr hört, fromme Bischöfe, wie dieser Verbrecher sein abscheuliches Vergehen bekennt." Sie hoben den Weinenden auf, worauf er sich entfernte. Nun hoffte wohl Prätextatus, die Gnade des Königs werde sich zeigen. Aber Chilperich sandte den Bischöfen alsbald die Sammlung der Kirchengesetze, denen auch die angeblich apostolischen Satzungen, welche die gallische Kirche nicht anerkannte, angeheftet waren. Darin stand folgendes: „Wenn ein Bischof des Mordes, Ehebruchs oder Meineides überführt wird, soll er seines bischöflichen Amtes entsetzt werden." Dies wurde auf Prätextatus anwendbar gefunden. Aber Chilperich verlangte, es solle dem Schuldigen das Gewand zerrissen und er für immer aus der Gemeinschaft der Gläubigen gestoßen werden. Als Prätextatus dies hörte, stand er wie erstarrt. Und der Bischof Berthram von Bordeaux trat zu ihm und sprach: „Höre, Bruder und Mitbischof, du besitzest des Königs Gunst nicht mehr und kannst deshalb auch unser Freund nicht sein, ehe du nicht Verzeihung von ihm erlangt hast." Gregor allein widersprach dem Ansinnen des Königs mit dem höchsten Eifer und berief sich auf das Versprechen des Königs, daß nichts gegen die Satzungen der Kirche geschehen solle. Dennoch wurde Prätextatus verhaftet und, da er in der Nacht einen Flucht-

Digitized by Google

versuch machte, hart gegeißelt und auf die Insel Jersey gebracht. Nach Chilperichs Tode holten ihn seine Gemeindekinder mit großem Jubel nach Rouen zurück.

Die Ungunst, in die Gregor durch diese Vorgänge beim neustrischen Hofe gekommen war, glaubte ein gewisser Leudast, der aus niederen Dienstverhältnissen es bis zum Grafen von Tours gebracht hatte, dann aber dieses Amtes wohl auf Veranlassung Gregors wegen vieler Gewaltthätigkeiten enthoben worden und von Rachsucht gegen den Bischof erfüllt war, sich beim König besonders beliebt zu machen, wenn er Gregors Sturz herbeiführte. Zu diesem Zweck erhob er gegen ihn die Anklage, er habe die Königin Fredegunde eines leichtfertigen Lebenswandels beschuldigt, und brachte falsche Zeugen für seine Anklage bei. Es wurde denn auch wirklich ein gerichtliches Verfahren gegen Gregor eingeleitet und im Jahre 580 einer Synode zu Braine die Entscheidung der Sache übertragen. Die Art und Weise, wie unser vortrefflicher Gregor sich in dieser mißlichen Lage benahm, legt wiederum ein schönes Zeugnis für seine Wahrheitsliebe, sein ehrliches Herz und seinen mannhaften und menschenfreundlichen Charakter ab. Wir teilen im folgenden einiges aus seinem schmucklosen Bericht*) darüber mit, da man sich aus ihm ein deutliches Bild von dem ganzen Mann machen kann.

„Darauf berief der König Chilperich die Bischöfe des Reichs und befahl, daß die Sache genau untersucht würde. Da aber der Subdiakon Rikulf (ein ränkesüchtiger Mensch, der mit Leudast gemeinsam Gregor zu Falle bringen wollte) inzwischen öfters im geheimen verhört wurde und viele falsche Aussagen gegen mich und die Meinigen machte, sprach zu Soissons — von wo Braine nur drei Meilen entfernt liegt — ein schlichter Zimmermann mit Namen Modestus also zu ihm: „Elender, der du nicht abläßt gegen deinen Bischof Schlimmes zu ersinnen! Es wäre dir besser, du schwiegest, bätest den Bischof um Verzeihung und gewännest dir seine Gunst.“ Da hub Rikulf an mit lauter Stimme zu schreien: „Was? dieser Mensch will mir Schweigen auferlegen, daß ich die Wahrheit nicht an den Tag bringe! Das ist ein Feind unsrer Königin, der einen Frevel gegen ihre Person nicht will untersuchen lassen.“ Dies wurde sogleich der Königin gemeldet. Auf ihren Befehl ergriff man den Modestus, folterte und geißelte ihn, schmiedete ihn in Ketten und warf ihn in den Kerker. Doch als er zwischen zwei Wächtern in Ketten und am Block gebunden dalag und die Wächter um Mitternacht schliefen, erhob er sein Gebet zum Herrn, daß seine Allmacht ihn in seinem Elend heimsuche und er, der unschuldig in Banden läge, durch die Hilfe der Heiligen Martin und Medardus befreit werden möchte. Alsbald brachen die Fesseln, es barst der Block,

*) Buch 5, Kap. 49. Giesebrecht 1, S. 295 ff.

Digitized by Google

die Thür öffnete sich, und er trat in die Kirche des heiligen Medardus, wo wir gerade in jener Nacht wachten.

Darauf versammelten sich die Bischöfe auf dem Königshofe Braine, wo sie alle in einem Hause zusammenwohnen mußten. Alsbald kam auch der König an, begrüßte sie, empfing den Segen und nahm unter ihnen Platz. Der Bischof Berthram von Bordeaux, dem ein unzüchtiges Verhältnis mit der Königin vorgeworfen wurde, ergriff darauf das Wort und stellte mich zur Rede, indem er behauptete, ich hätte ihm und der Königin dieses Vergehen beigemessen. Ich antwortete der Wahrheit gemäß, ich hätte dies weder gesagt, noch hätten es andre von mir gehört; nicht ich hätte es ausgebracht. Der König aber sprach: „Die Beschuldigung gegen meine Gemahlin ist ein Schimpf für mich. Wenn ihr es für recht findet, daß Zeugen gegen den Bischof vernommen werden, so sind sie bereit. Wenn ihr aber beschließt, daß dies nicht geschehen dürfe und daß man sich auf die Aussage des Bischofs verlassen müsse, so saget es. Ich werde mich gern beruhigen bei dem, was ihr beschließt." Da verwunderten sich alle über des Königs Klugheit nicht minder als über seine Selbstbeherrschung. Man war einstimmig der Ansicht: „Einer niedern Person darf man nicht Glauben beimessen gegen den Bischof." So wurde die Sache denn endlich dahin entschieden, ich solle an drei Altären Messe lesen und mich durch einen Eid von diesen Beschuldigungen reinigen. Obgleich die Kirchengesetze mich dazu nicht nötigten, that ich es doch um des Königs willen. Ich kann hierbei nicht verschweigen, daß die Königstochter Rigunde, die mit meinen Leiden Mitgefühl hegte, mit ihrem ganzen Hause fastete, bis ihr ein Diener verkündigte, daß ich alles vollführt hätte, was mir aufgegeben war.

Darauf kehrten die Bischöfe zum Könige zurück und sprachen: „Alles, o König, hat der Bischof gethan, was von ihm verlangt war. Es bleibt uns nun nichts andres übrig, als daß wir dich aus der Kirchengemeinschaft ausschließen." (Denn wer einen Bischof fälschlich anklagte, wurde exkommuniziert.) Da sagte er: „Mit nichten! Ich habe nur nachgesprochen, was ich gehört habe." Und als sie ihn fragten, wer es gesagt habe, antwortete er, er habe es von Leudast gehört. Dieser aber war, weil er seinem Vorhaben selbst nicht mehr traute, bereits geflohen. Daher beschlossen die Bischöfe einmütig, er, der Urheber dieses Ärgernisses, solle von allen Kirchen ausgeschlossen werden, weil er sich dem Verhör entzogen habe. Dann kehrte ein jeder in seine Heimat zurück. Leudast entzog sich der Strafe durch die Flucht. Der Subdiakon Rikulf aber wurde zum Tode verurteilt, und nur mit Mühe erwirkte ich für ihn das Leben. Von der Folter konnte ich ihn nicht befreien; und nichts auf der Welt, kein Stück Eisen auf dem Amboß, hat jemals so viel Schläge ausgehalten wie dieser

Digitized by Google

unglücklichste aller Menschen. Als er bereits seinem Ende nahe war, bekannte er endlich die Wahrheit.

Wie wir darauf durch Gottes Gnade nach Tours heimkehrten, fanden wir dort die Kirche durch den Priester Nikulf (einen andren als den eben erwähnten, der nur Subdiakon war) ganz zerrüttet. Während ich mich noch am Königshofe aufhielt, war der freche Mensch, gleich als wäre er schon Bischof, in das Kirchenhaus eingezogen und hatte sich in den Besitz aller Sachen gesetzt. Die angesehenen Geistlichen beschenkte er mit Weinbergen und Wiesen, die niedern erhielten Stockschläge und Püffe. Laut rühmte er sich, durch seine Klugheit Tours von dem Auswurf der Auvergne befreit zu haben. Als ich nun zurückkehrte, sah er auf mich verächtlich herab und kam mir nicht entgegen wie die übrigen Bürger, um mich zu begrüßen, sondern ließ sogar laut werden, er wolle mich töten. Auf den Rat der Bischöfe in meiner Kirchenprovinz ließ ich ihn in ein Kloster sperren, von wo er aber bald entfloh. Er fand beim Bischof Felix von Nantes (dem erbittertsten Gegner Gregors) bereitwillige Aufnahme.

Leudast führte eine Zeitlang ein Räuberleben, wurde dann von den Einwohnern von Burgund gefangen und vom Grafen aller geraubten Sachen entblößt. Nur das nackte Leben ließ man ihm. Nachdem er wieder einige Zeit als Straßenräuber gelebt hatte, kam er in das Gebiet von Tours und wies einen Befehl des Königs vor, man solle ihm sein Weib zurückgeben und ihm den Aufenthalt daselbst gestatten. Auch einen Brief brachte er mit, in dem die Bischöfe mich aufforderten ihn wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Da ich aber keinen Brief von der Königin sah, um derentwillen er doch besonders ausgeschlossen war, trug ich Bedenken ihn sofort wieder aufzunehmen und sprach: „Wenn ich eine Weisung von der Königin erhalte, werde ich ihn sogleich wieder aufnehmen.“ Ich sandte deshalb Botschaft an die Königin, und sie antwortete mir durch einen Brief, ich solle nichts für Leudast thun, ehe sie reiflich erwogen habe, was zu thun sei. Als ich das Schreiben las, kam mir die Sorge, man möchte ihm nach dem Leben trachten. Ich ließ deshalb seinen Schwäher rufen, unterrichtete ihn von allem und beschwor ihn, Leudast möchte auf seiner Hut sein, bis sich der Zorn der Königin völlig gesänftigt habe. Aber jener hielt meinen Rat, den ich ihm um Gotteswillen in der besten Absicht erteilte, für einen Fallstrick, da er noch mein Feind war, und wollte nicht thun, worum ich ihn bat. Er begab sich vielmehr zum König, warf sich ihm zu Füßen und flehte um Gnade. Der König aber sprach zu ihm: „Sei ein wenig auf der Hut, bis ich die Königin gesehen und Wege gefunden habe, dir wieder ihre Gunst zu gewinnen, denn du hast viel gegen sie verschuldet.“ Doch leichtsinnig wie Leudast war, warf er sich eines Sonntags in einer Kirche vor der Königin nieder und bat um Gnade.

Digitized by Google

Aber sie stieß ihn wutknirschend von sich, fluchte ihm und schrie zum König: „Wehe mir, ich sehe meinen Feind und habe keine Macht gegen ihn.“ Darauf wurde Leudast von dem geweihten Ort fortgewiesen. Er ging durch die Straßen von Paris, nicht ahnend, was ihm bevorstand; plötzlich aber erschienen Diener der Königin, um ihn in Fesseln zu legen. Er zog das Schwert und hieb den einen von ihnen nieder. Verwundet floh er, glitt auf einer Brücke aus, fuhr mit dem Fuß zwischen zwei Bohlen und brach das Bein. So ward er gefangen, in den Kerker gebracht und auf Befehl der Königin gräßlich hingerichtet.“

Trotz mannigfacher Gunstbeweise des Königs sah Gregor doch allezeit die Herrschaft Chilperichs als Tyrannei an und blieb im Herzen Brunhilden und ihrem Sohn Childebert getreu. Nach Chilperichs Tode (584) fiel Tours zuerst in die Hände Guntrams von Burgund. Bei ihm stand Gregor schon lange in hoher Gunst und wurde auch jetzt von ihm mit auszeichnendem Vertrauen behandelt. Dennoch begrüßte er es gewiß mit Freuden, als Guntram im folgenden Jahre Tours an Childebert, den rechtmäßigen Herrn, abtrat. Von dieser Zeit an war Gregor einer der einflußreichsten Männer im fränkischen Reiche. Er durfte sich des vollen Vertrauens Brunhildens und ihres Sohnes rühmen und besuchte oft den Hof. Zuweilen wurde er sogar in wichtigen Staatsangelegenheiten als ein vertrauenswürdiger Gesandter gebraucht. So im Jahre 588, wo er als Childeberts Gesandter eifrig und erfolgreich bemüht war, das Mißtrauen, das sich zwischen diesem und seinem Oheim eingeschlichen hatte, zu beseitigen und die Eintracht unter den Merowingern zu erhalten. Bald nach dem Tode seines Gönners Guntram starb auch Gregor, am 17. November 594, nachdem er die Mitte der fünfziger Jahre erreicht und über einundzwanzig Jahre sein Bistum treulich und väterlich verwaltet hatte. Sein Sprengel bewahrte ihm mit vollem Recht ein dankbares Gedächtnis; ja man verehrte ihn sogar als Heiligen.

„Vieles hatte Gregor erlebt und gesehen,“ sagt Wilhelm Wattenbach, der Verfasser der vortrefflichen „Geschichtsquellen des Mittelalters“, „von seiner Kindheit an, wo die Auvergne der Schauplatz des Kampfes zwischen Chlothar und Childebert war, bis zu dem blutigen Streit der Königinnen Brunhilde und Fredegunde; seitdem er zu den Bischöfen des Reichs gehörte, konnte kein bedeutendes Ereignis eintreten, ohne ihn unmittelbar zu berühren; von allem erfuhr er, und an vielen wichtigen Staatsgeschäften nahm er persönlich teil; einen großen Teil des Reiches kannte er aus persönlicher Anschauung. Da erwachte in ihm der Wunsch, die Kunde dieser Dinge auch der Nachwelt zu überliefern, und während er das Leben der Heiligen beschrieb und reiche Sammlungen von Wundergeschichten verzeichnete, arbeitete er zugleich unablässig an dem Geschichtswerke, dem wir fast allein unsre

Digitized by Google

Kenntnis von dem Reiche der Merowinger verdanken. Noch trägt es die Spuren seiner allmählichen Entstehung, man erkennt spätere Nachträge, und es fehlt ihm die letzte Vollendung. Um so größer ist deshalb die Glaubwürdigkeit der letzten Bücher, in die er den Ereignissen gleichzeitig die Zeitgeschichte eintrug. Häufig nennt man dieses Werk die Kirchengeschichte der Franken, und in manchen Handschriften trägt es diesen Titel; allein so sehr auch, dem Charakter der Zeit entsprechend, das kirchliche Element vorwiegt, so zeigt doch der Inhalt, daß seine Überschrift nicht von Gregor herrühren kann. Richtiger nennt man es „Zehn Bücher fränkischer Geschichten."

Gregor hatte bereits Vorgänger gehabt; er selbst, und nur er allein, hat uns Namen und Bruchstücke zweier verlorener Historiker aufbewahrt; aber beide scheinen noch der letzten Kaiserzeit angehört zu haben; seitdem versuchte niemand mehr das Andenken dieser trüben Zeiten aufzuzeichnen. Mit der Klage darüber beginnt Gregor sein Werk. Jetzt, da die Pflege der schönen Wissenschaften in den Städten Galliens vernachlässigt, ja sogar gänzlich in Verfall geraten sei, so lauten die inhaltsschweren Worte, jetzt finde sich kein Gelehrter, dem die Kunst der Rede zu Gebote stünde, der in Prosa oder Versen die Begebenheiten der Gegenwart der Nachwelt aufbewahre. Laut klage das Volk: „Wehe über unsre Tage, daß die Pflege der Wissenschaften bei uns untergegangen ist und niemand sich findet, der, was zu unsern Zeiten geschehen, berichten könnte!" Deshalb nun, weil kein andrer auftrete, habe er es auf sich genommen, das Gedächtnis dieser Tage den Nachkommen zu überliefern.

Die Zeitgeschichte also ist sein Gegenstand. Aber um dafür eine chronologische Grundlage zu gewinnen, schickt er im ersten Buche eine Übersicht der Weltgeschichte, hauptsächlich der biblischen, seit der Schöpfung voran; die Erzählung von der Stiftung der gallischen Kirche, zuletzt von seinem Schutzheiligen Martin, giebt dann den Übergang zur fränkischen Geschichte. Allein er führt doch auch noch einen andern Grund an für die Berechnungen, mit denen er sein Werk beschließt, nämlich damit diejenigen, welche wegen des herannahenden Endes der Welt in Sorge seien, genau wissen möchten, wie viele Jahre seit der Erschaffung der Welt verflossen wären. Denn diese Vorstellung beherrschte auch ihn, so wie alle, die auf das untergehende römische Reich, das letzte Weltreich, ihre Blicke gerichtet hatten. Und in der That bot diese Zeit kaum etwas andres dar als Zeichen des Verfalles und des Untergangs; Keime neuen Lebens mußten dem Frankenreich in Gallien erst von außen wieder zugetragen werden, für die Neugestaltung des Staates von Austrasien, für die Kirche von den britischen Inseln.

Vor allem findet es Gregor durchaus notwendig, sein Glaubensbekenntnis an die Spitze des Buches zu stellen, damit kein Leser an seiner

Digitized by Google

Rechtgläubigkeit zweifeln könne; denn ein Hauptgegenstand seines Werkes würden die Kämpfe der Kirche mit den Ketzern sein. Höchst bezeichnend ist dies für eine Zeit, die seit Jahrhunderten von dem Gegensatz der Katholiken und Arianer erfüllt war, wo der Name des Rechtgläubigen der höchste Ehrentitel der Fürsten war und die Franken ihren größten Stolz darin fanden, von jeder Ketzerei frei zu sein. Das gesteht ihnen auch der Mönch Jonas im Leben des heiligen Kolumban*) zu; den katholischen Glauben finde man bei ihnen, nur leider von den Werken auch gar keine Spur. Es ist aber dieser Standpunkt für die Beurteilung von Gregors Werk sehr wichtig. Chlodowech ist ihm der Streiter der Kirche, ihr Vorkämpfer gegen die Arianer. Als solchen faßt er ihn vorzugsweise auf, und deshalb kann er auch von ihm sagen: „Gott aber warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich, darum daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefällig war.“ Unmittelbar vorher hat Gregor erzählt, wie sich Chlodowech durch Mord und Verrat des fränkischen Königsthrons bemächtigte, und man hat ihm daher jenen Ausspruch sehr zum Vorwurf gemacht. Die Worte fassen aber den Inhalt nicht des einen Kapitels allein, sondern auch der vorhergehenden zusammen, in denen die Bekämpfung der arianischen Westgoten erzählt ist, der Kreuzzug, den die Kirche als Chlodowechs größtes Verdienst betrachtete. Ein feines Gefühl für Recht und Unrecht darf man freilich bei den Schriftstellern dieser Zeit nicht suchen; durch die täglich sich wiederholenden Greuelthaten war das Gefühl dafür abgestumpft worden. Mord und Hinterlist waren so gewöhnliche Werkzeuge geworden, daß, wer sie nicht selber anwandte, ihnen zum Opfer fiel. Es kam daher für die Beurteilung nur noch darauf an, ob sich ein lobenswerter Zweck damit verband, oder ob sie bloß der Selbstsucht und andern schlechten Leidenschaften dienten. So erzählt denn auch Gregor zahlreiche Geschichten der Art mit einer Kälte, die uns unheimlich berührt, ohne den Abscheu zu äußern, der den heutigen Leser dabei ergreift. Eben dadurch aber gewinnt er um so mehr an Glaubwürdigkeit; ganz in seiner Zeit stehend, gewährt er uns das treueste Bild dieser Zeit, und indem er nur einfach berichtet, was geschehen war, verdient er ohne Zweifel vollen Glauben, soweit seine eigene Kenntnis der Begebenheiten reicht und soweit nicht etwa leidenschaftliche Erregung und sein Haß gegen die Ketzer sein Urteil trüben oder seine übergroße Leichtgläubigkeit ihn irre führt.

Die Darstellung Gregors ist einfach und kunstlos; er selbst bittet um Entschuldigung deshalb. „Ich bitte die Leser vorher um Verzeihung,“ sagt er, „wenn ich im großen oder geringen gegen die Grammatik fehlen sollte,

*) Vgl. den folgenden Abschnitt.

Digitized by Google

denn ich bin nicht recht bewandert in dieser Wissenschaft." Die Schulgelehrsamkeit der Zeit mangelte ihm, und das ist ein Glück für uns, ebenso wie bei Eugippius.*) Gregor selbst sagt darüber nicht ohne Ironie, daß er sich zu dieser Arbeit entschlossen habe, weil kein Gelehrter sie auf sich nehme, und weil er häufig verwundert habe vernehmen müssen, daß einen Schriftsteller von gelehrter Bildung nur wenige verstünden, des schlichten Mannes Rede aber viele . . . Die kunstlose, einfache (dem Zustand der damaligen Umgangssprache entsprechend, freilich auch von den ärgsten grammatikalischen Verstößen erfüllte) Sprache Gregors, seine behagliche, memoirenartige Erzählung, welche Geschichten aller Art, die größten Staatsbegebenheiten und unbedeutende Vorfälle des gewöhnlichen Lebens bunt durcheinander mischt, das ist es eben, was seinem Werke einen so großen Reiz verleiht und es zu einem so treuen Spiegel seiner Zeit macht, daß ihm in dieser Hinsicht kein zweites zu vergleichen ist.

Was er hörte, was er sah, das erzählte er, ohne weiteren Zweck, als das Andenken der Dinge zu erhalten und nebenbei die Wundermacht der Heiligen, insbesondere seines geliebten Martin von Tours, ins hellste Licht zu stellen.**) Er dachte keineswegs gering von dieser Aufgabe und dem Werte derselben; denn ausdrücklich beschwört er am Ende des letzten Buches seine Nachfolger auf dem Stuhle des heiligen Martin, sein Werk unverkürzt und unversehrt der Nachwelt aufzubewahren und nichts daran zu ändern." Er ist ein ausgezeichneter Erzähler, und seine ungeschminkte Darstellung einer uns fernen Zeit hat man mit Recht seit Jahrhunderten hochgeschätzt; zum großen Geschichtschreiber fehlt es ihm an Beherrschung des Stoffes und an tieferem Eindringen in den Zusammenhang der Dinge; aber „um so mehr ist es auch dankbar anzuerkennen, daß er nicht versucht hat, was ihm nicht gelingen konnte, sondern sich in Bescheidenheit begnügte, eine reiche Fülle des mannigfaltigsten Stoffes in seinen Werken zusammenzufassen. Von vorzüglichstem Werte ist darunter für uns seine Geschichte der Franken, doch enthalten auch seine Wundergeschichten und Heiligenleben***) viele für die Charakteristik der Zeit wichtige Züge.

In seinen letzten Jahren, als die blutigen Stürme, die das Frankenreich zerrissen hatten, eine Weile ruhten, als Childebert und König Guntram den Frieden aufrecht hielten, hat Gregor seine Erzählung fortgeführt

*) Vgl. Band 2, S. 178.

**) Giesebrechts Wort: „Die Verehrung des heiligen Martinus gab ihm die Feder in die Hand," gilt nicht nur von Gregors „Wundern des heiligen Martin", sondern im Grunde auch von der fränkischen Geschichte.

***) Es sind folgende: „Von den Wundern des heiligen Martinus," „Von den Wundern des heiligen Julianus," „Vom Ruhme der Märtyrer," „Vom Ruhme der Bekenner" und „Leben der Väter."

Digitized by Google

bis zum Jahr 591; am Ende fügt er noch eine kurze Geschichte der Bischöfe von Tours und zuletzt einen Abriß seines eigenen Lebens hinzu. Dann begann er, wie es scheint, sein Werk noch einmal zu überarbeiten;" er kam aber mit dieser Arbeit nicht über das sechste Buch hinaus. „Bei weitem nicht mehr in dem Grade wie noch im siebenten Jahrhundert der Geschichtschreiber der Westgoten, der Bischof Isidor von Sevilla, hatte Gregor in sich aufgenommen, was von der alten Bildung noch übrig war; doch war sie auch auf ihn nicht ohne Einfluß geblieben. Hoch überragt er die nun folgende Zeit der tiefsten Barbarei, wo kaum noch einzelne Funken literarischen Lebens zu finden sind, wo die aus der Alten Welt herübergenommene Bildung fast vollständig abstarb, während zugleich politisch die ärgste Verwüstung und Auflösung eintrat."

Mehr als ein halbes Jahrhundert verging, ohne daß der Geschichtschreiber Gregor einen Nachfolger fand. Dann entstand ein Werkchen, das tief unter Gregors Geschichtswerke steht, die „Chronik" eines Unbekannten, dem man ohne genügenden Grund den Namen Fredegar beigelegt hat. Sie ist um 660 geschrieben und giebt eine sehr dürftige Erzählung über die Ereignisse der fränkischen Geschichte von 583 bis 642. Wir haben sie schon am Schluß des vorigen Kapitels benutzen müssen. Von der reichhaltigen und lebendigen Darstellung Gregors sticht sie sehr unvorteilhaft ab. Um 725 hat es dann nochmals ein ebenfalls ungenannter Verfasser unternommen, die „Thaten der Frankenkönige" zu erzählen; für die Zeit von 656 bis 720 ist sein Bericht von großem Werte, insofern er für lange die einzige zusammenhängende Erzählung der fränkischen Geschichte ist, die wir besitzen, aber leider noch viel dürftiger und armseliger als Fredegars Chronik. Ergänzend treten als fränkische Geschichtsquellen einige Heiligenleben hinzu, die über einzelne Ereignisse und Zustände der letzten Merowingerzeit hier und da wertvolle Kunde bieten, und eine nicht ganz unbeträchtliche Anzahl von Briefen, die uns aus jener Zeit erhalten sind.

13. Sankt Kolumban der Jüngere und der heilige Gallus.

(Von ca. 540 bis 627.)

Es ist eines der Verdienste des großen Papstes Gregor,*) daß er zuerst die Heidenmission in größerem Umfange und mit größerem Erfolg in Angriff nahm. Dabei befolgte er den Grundsatz — wie wir früher gesehen haben, damals unzweifelhaft zum Heil und Segen der Religion überhaupt, nicht nur der kirchlichen Macht Roms —, die neu bekehrten Gebiete unmittelbar von Rom abhängig zu machen. Es war die germanische Welt, soweit sie bis

*) Über ihn siehe oben S. 59 ff.

Digitized by Google

dahin heidnisch geblieben war, die von Rom aus für das Christentum gewonnen wurde und deshalb gleich zum katholischen Glauben bekehrt wurde. Nicht mit Unrecht hat man*) es eine wunderbare Fügung genannt, die Gregor gerade mit den Angelsachsen beginnen ließ. Wir haben jener Scene auf dem Sklavenmarkt zu Rom bereits zweimal gedacht, jenes Zusammentreffens des frommen Mannes mit angelsächsischen Jünglingen von engelhafter Schönheit. Als er auf die Frage, welchem Volke sie angehörten, zur Antwort erhielt: „Angeli sunt", was eben so gut „Es sind Engel" als „Es sind Angeln" bedeuten kann, glaubte er darin einen höhern Wink zu ihrer Bekehrung zu sehen. Die politischen Verhältnisse begünstigten den Versuch: König Ethelbert von Kent (gest. 616) war mit einer katholischen Christin, einer Enkelin Chlothars des Ersten, vermählt; und so wurde denn im Jahr 596, also gerade hundert Jahre nach dem Übertritt Chlodowechs, die angelsächsische Mission begonnen und mit so glücklichem Erfolge fortgeführt, daß im Lauf der nächsten hundert Jahre das gesamte angelsächsische Volk das Christentum annahm. Wie es das Geschenk, das es von Rom empfing, reichlich zurückgab, werden wir im folgenden Bande erzählen; denn schon im folgenden Jahrhundert begann nun auch von England eine eigene Mission bei den noch heidnischen deutschen Stämmen im fränkischen Reiche und an dessen östlicher Grenze. Die Franken selbst nämlich haben sich nicht viel damit befaßt, das Christentum zu pflanzen und zu verbreiten. Es kümmerte sie gar wenig, daß selbst viele ihrer Landsleute noch Heiden waren. Fand doch selbst im siebenten Jahrhundert noch ein Glaubensbote im alten Frankenlande an der Schelde viel Heidentum auszurotten. Und wie sah es oft um das Christentum der „christlichen" Franken aus? Unsere Erzählung der merowingischen Geschichte bezeugt es nur allzu deutlich, daß vom Christentum selbst bei ihnen nicht viel mehr als die äußere Form der Rechtgläubigkeit, das Bekenntnis, übrig geblieben war; fromme Männer, denen es um religiöse und sittliche Besserung ihrer Mitmenschen zu thun war, fanden wahrlich daheim Spielraum genug für ihre Thätigkeit.

Doch waren jene angelsächsischen Bekehrer, die seit der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts mit jugendkräftiger Begeisterung das Evangelium den deutschen Stämmen predigten, nicht etwa die ersten, welche von Nordwesten über das Meer nach dem Festlande herüberkamen, um die Lehre Christi zu verbreiten. Schon ungefähr hundert Jahre früher hatten einzelne irisch-schottische Missionare dieses Werk begonnen. Das kam so. Bereits im vierten und fünften Jahrhundert gab es in der damaligen römischen Provinz Britannien, d. h. im heutigen England, Christen. Eine Anzahl von Bistümern unterhielten einen lebhaften Verkehr mit denen in

*) Arnold, Fränkische Zeit, Band 2, S. 173.

Digitized by Google

Gallien. Aber nachdem Stilicho 401 die Provinz hatte aufgeben müssen, um Italien zu retten,*) und seit das Land von den Einfällen und Raubzügen der Pikten und Skoten von Norden her und germanischer Seeräuber an den Küsten beständig gequält und verheert wurde, ging auch die alte britannische Kirche zu Grunde. Doch gleichsam sterbend entsandte sie noch einen Sproß nach dem benachbarten Irland, der dort zu männlicher Kraft erwuchs. „Von einem irischen Räuberhaufen**) wurde um 416 der sechzehnjährige Patrik (Patricius), der Sohn eines angesehenen christlichen Mannes aus Britannien nach Irland geschleppt. Nach sechsjähriger Sklaverei gelang es ihm, zu den Seinen zu entfliehen, und als er zum zweiten Male geraubt wurde, glückte ihm schon nach zwei Monaten die Flucht. Bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre lebte er danach ruhig in der Heimat und wirkte in der Gemeinde als Armenpfleger oder, wie man damals sagte, als Diakon. Da hatte er ein Traumgesicht, das ihn antrieb, nach Irland zu gehen und dort das Christentum zu verkünden. Er bat deshalb die Gemeinde, daß sie ihm zu seiner Predigt das Amt des Bischofs verleihen möchte. Einige widersprachen, weil er als fünfzehnjähriger Knabe gegen das Gebot der Keuschheit gesündigt hatte; aber sie drangen nicht durch, Patrik wurde geweiht und predigte in Irland mit dem größten Erfolg. In Irland hatte sich das keltische Wesen und das keltische Heidentum unvermischt erhalten, aber es wich ohne Widerstand. Gerade aus dem Druidenorden gingen die Priester hervor, die Patriks Lehre verkündeten.

Eine größere Entwicklung gewann diese irische Kirche durch Kolumban den Älteren, der um 560 blühte, etwa hundert Jahre nach Patrik. Patrik war der Apostel Irlands; Kolumban entwickelte diese Anfänge zu einer großartigen Missionskirche. In den Kämpfen mit Rom beriefen sich diese Iren oder Schotten***) nicht auf Patrik, sondern auf den Vater Kolumban. Er hatte zuerst in Irland ein Kloster gegründet; dann zog er nach Norden zu den Pikten und bekehrte einen König derselben. Dieser schenkte ihm die kleine Insel Hy oder Iona (westlich von Mull), und hier gründete Kolumban ein Kloster, das zugleich ein Kirchenstaat war. Die Insel gehörte keinem Herrn an. Der Vorsteher des Klosters war Abt und Presbyter; die bischöfliche Weihe erhielt er nicht, weil sie auch Kolumban nicht gehabt hatte. Von diesem Kloster aus wurden Schottland und Northumberland mit Missionsstationen bedeckt, welche in Hy ihr

*) Vgl. Band 2, S. 57.

**) Siehe: Kaufmann, Deutsche Geschichte 2. Bd., S. 270 f.

***) Nach dem Sprachgebrauch des früheren Mittelalters gelten diese beiden Namen als gleichbedeutend, daher die irischen Missionare oft als Schottenmönche bezeichnet werden.

Digitized by Google

Mutterkloster verehrten und in einer losen, nicht näher zu bezeichnenden Weise seiner Leitung unterstanden. War ein Kloster mit der Bekehrung der Umgegend soweit fertig, und standen genug Mönche zu Gebot, so zogen Scharen von zwölf Brüdern oder auch mit einem dreizehnten als Führer in die noch heidnischen Lande, gründeten ein neues Kloster und begannen von dort aus die Bekehrung. Das Kloster stellte die Prediger für die neugebildeten Gemeinden, und wie in der übrigen Christenheit, so führten diese Prediger Namen und Amt des Bischofs. Daraus ergab sich die überraschende Erscheinung, daß die Bischöfe unter dem Kloster und dem dasselbe leitenden Abt-Presbyter standen. Es war das nicht eine Einrichtung der Urzeit, es war eine Einrichtung, die durch die besondere Entwicklung dieser Kirche hervorgebracht worden war. Der Eifer dieser Mönche und ihre Erfolge waren groß. Sie kannten keine Ermüdung und hatten keine Bedürfnisse, sie hatten sich einer strengen Zucht unterworfen, und ihre einzige Erholung war die Beschäftigung mit der Wissenschaft. Während im ganzen Abendland die Litteratur verfiel, mit Ausnahme von einigen Stellen Italiens, blühte sie in diesen Klöstern auf, und während im Frankenreiche die Kirche verweltlichte, hatten Irland, Schottland und Wales Tausende von demütigen Bekennern." Noch in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts begannen diese Mönche hie und da unter den Angelsachsen das Evangelium zu predigen; ganz besonders aber gingen sie seit derselben Zeit über den Kanal in das Frankenreich, um die verwilderten Herzen zu rühren, als Einsiedler zu leben oder Klöster zu gründen, Christen und Heiden zum wahren Glauben zu führen. Leider haben sie selbst keinen Bericht über ihre Thätigkeit und ihre Schicksale aufgeschrieben, obgleich sie Meister in der Schreibkunst waren. Alle ihre Arbeit galt der Religion; man schrieb die heiligen Schriften ab und schmückte die Bücher der Kirchen und Klöster mit schöner Malerei; aber an geschichtliche Aufzeichnungen, vollends über ihr eigenes Wirken, dachten sie nicht. Daher würden wir uns von ihnen nur eine sehr unklare Vorstellung machen können, wenn nicht gerade einer ihrer Führer, der Bedeutendste von ihnen, in Italien einen Biographen gefunden hätte, nämlich der heilige Kolumban, der zum Unterschied von dem oben erwähnten der Jüngere zubenannt wird, der große Zeitgenosse Gregors von Tours, der berühmte Stifter des Klosters Bobbio im Langobardenreich. Drei Jahre nach seinem Tode schrieb ein Mönch dieses Klosters — er hieß Jonas — das Leben des Stifters. Seine Schreibart ist im gezierten Geschmack der Grammatiker und darum nicht eben anziehend, aber er hat das Verdienst, uns höchst schätzbare Nachrichten über das Wirken seines Helden und — da dieser in Kirche und Staat eine gleich wichtige Rolle spielte — auch über manche Ereignisse und Zustände der Zeit aufbewahrt zu haben, so daß er nicht

Digitized by Google

ohne guten Grund mit zu den „Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit“ gerechnet wird.*)

Neben dieser Lebensbeschreibung sind noch einige Reste von Kolumbans Schriften erhalten, nur spärliche Reste, aber „sie genügen, uns einen Geist zu verraten, der nichts kannte und nichts wollte als die Wahrheit, die Wahrheit, wie sie ihm aufgegangen war. Und sie war ihm in furchtbarer Gestalt erschienen. Verzichten sollte der Mensch auf jede Freude am Leben, selbst auf die Freude, mit eigner Überlegung das Rechte zu wählen. Das war ihm die „Abtötung“ (Mortifikation), die den Menschen zum echten Mönch machte, und der echte Mönch war ihm der vollkommene Mensch. Dieser stolze Geist hat die kleinlichsten Regeln erdacht, den Willen zu martern und damit zu unterwerfen. Kein Wort durfte gesprochen werden, das nicht notwendig war, sei es dem Bruder zu helfen, sei es ein Geschäft zu erledigen. Und wehe, wer eine Minute versäumte, wer einem Befehl nicht sofort gehorchte oder sogar ein Widerwort gebrauchte! Fasten, Psalmensingen, sechs, zwölf, fünfzig, selbst hundert Schläge und entehrende Strafen anderer Art brachen den Rest des natürlichen Selbstgefühls. Aber trotz dieser entsetzlichen Regel war Kolumban ein Geist von dem kräftigsten und zugleich auch von dem zartesten Wesen. Wir sehen sein Auge leuchten, wenn wir den Brief lesen, in welchem er den Papst Bonifacius ermahnt, doch die bösen Gerüchte zu zerstreuen, die sich über seine Neigung zur monophysitischen Ketzerei**) verbreitet hätten. ‚Ich habe mein Wort verbürgt,‘ schrieb er, ‚daß es nicht möglich sei; ich habe mein Wort verbürgt, daß Rom die Ketzerei nicht begünstigt. Wenn es aber doch sein sollte, ja, dann ist deine Autorität, o Papst, keine Autorität mehr. Du bist zwar fast göttlich, ich bin gefangen in der Ehrfurcht vor dem Stuhl Petri; aber Petrus hat das Amt der Schlüssel, das Privilegium zu binden und zu lösen, nur erhalten, weil er das rechte Bekenntnis hatte. Auch hat er dies Privilegium nicht für sich empfangen, sondern im Namen aller. Verliert der Nachfolger Petri das rechte Bekenntnis, so verliert er auch die Gewalt, so kann ihn auch der Geringste tadeln.‘ Kolumban schrieb den gezierten, schwülstigen Stil der Zeit, und auch dieser Brief beginnt mit einem solchen Gewirr von Redeblumen, daß man nicht weiß, ob es Ernst oder Ironie sein soll. Aber im Laufe des Briefes durchbricht die Macht seines Gefühls und die Wucht seiner Gedanken alle Fesseln der Schule. Frei und klar kommen sie zum Ausdruck.“ ***)

*) Otto Abel hat die Schrift des Jonas übersetzt; sie steht im 11. Bd. der Geschichtschreiber d. d. Vorzeit, 2. Gesamtausgabe (3. Aufl. bearbeitet von Wattenbach). Im Nachstehenden haben wir Abels Übertragung benutzt.

**) Die nur eine Natur in Christo, die Mensch gewordene göttliche, annahm.

***) Kaufmann, Deutsche Geschichte 2, S. 272.

Digitized by Google

Ueber das Leben dieses Geistesgewaltigen verlohnt es wohl einiges hier mitzuteilen, zumal es manches helle Streiflicht auch auf die Staats- und Kulturverhältnisse im Frankenreich der Merowinger wirft. Columbanus oder, wie er sich selbst gern nannte, Columba war auf Irland in der Provinz Leinster um 540 geboren. Durch ein Traumgesicht war seiner Mutter geoffenbart worden, daß sie der Welt einen Mann von ganz besonderen Gaben schenken solle; darum hütete sie ihn sorglich und erzog ihn ganz allein, bis er herangewachsen war. Schon im Knabenalter begann er mit Eifer und fähigem Sinn den edlen Wissenschaften obzuliegen. Da er aber ein ungewöhnlich schöner Jüngling ward, so erregte er die Leidenschaft zuchtloser Mädchen; er aber entzog sich ihren Nachstellungen, nahm von seinen Genossen Abschied und beschloß in die Einsamkeit zu gehen. Seine Mutter, von Schmerz bewegt, wollte ihn nicht ziehen lassen. Er aber sprach: „Hast du nicht des Heilands Wort gehört: wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert?" Er bat die Mutter, die sich ihm in den Weg stellte und die Thür vertrat, ihn nicht zu hindern. Doch sie warf sich weinend auf die Schwelle und rief, sie werde es niemals dulden. Da schritt er über die Mutter hinweg, sagte ihr Lebewohl und sprach: „Nie wirst du mich in diesem Leben wiedersehen; ich werde hinziehen, wohin der Weg des Heils mich führt." So wanderte er aus dem Lande Leinster und kam zu einem ehrwürdigen alten Einsiedel; der unterwies den klugen Jüngling gern in der Erkenntnis aller göttlichen Schriften. Da sammelte Kolumban reiche Schätze der Gottesgelahrtheit.

Darnach gedachte er Mönch zu werden und zog zu dem Kloster Benchor in Ulster, dessen Vorsteher ein ausgezeichneter Vater seiner Mönche war. Hier fing Kolumban an, sich ganz dem Beten und Fasten hinzugeben, das sanfte Joch Christi zu tragen und sich selbst zu verleugnen. Viele Jahre verflossen. Da sehnte er sich, in die Fremde zu wandern, eingedenk des göttlichen Befehls an Abraham: Gehe aus deinem Vaterlande, von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Der ehrwürdige Vater des Klosters billigte seinen Entschluß und gab ihm zwölf Reisegefährten mit, die durch ihre Gottesfurcht bekannt waren; und so machte sich denn Kolumban im dreißigsten Lebensjahre auf den Weg und schritt mit seinen zwölf Begleitern unter Christi Führung zum Strande des Meeres hinab. Das erste Schiff, dessen sie ansichtig wurden, bestiegen sie und gelangten mit günstigem Winde nach schneller Fahrt an die Küste der Bretagne. Hier verweilten sie einige Zeit und erwogen, was sie nun thun sollten; bis sie sich entschlossen, den Boden des fränkischen Reichs zu betreten und der Menschen Herzen zu erforschen, um entweder, wenn sie den Samen des Heils ausstreuen könnten, dort länger zu bleiben, oder wenn sie die Herzen in Finsternis verstockt fänden,

Digitized by Google

weiter zu benachbarten Völkern zu gehen. In Gallien war damals, teils durch die Wirren der Zeit, teils durch die Nachlässigkeit der meisten Bischöfe, das christliche Leben beinah verschwunden und nur das Bekenntnis übrig geblieben. Nun verkündeten Kolumban und seine Gefährten überall, wohin sie kamen, das Wort des Evangeliums, die Heilmittel der Buße, die Ertötung des Fleisches. Und es gefiel dem Volke, daß sie so beredt und feurig sprachen und zugleich auch nach ihrer Rede lebten; denn sie waren bescheiden und mäßig, sanftmütig und milde, geduldig und friedfertig. Das Laster ward unter ihnen durch harte Zucht ausgetrieben; jeder Fehltritt eines von ihnen ward streng gebüßt. Gemeinsam besaßen sie alles, keiner beanspruchte eigenes Gut. Böses vergalten sie mit Gutem, keiner ließ gegen den Nächsten ein hartes Wort fallen. Wo der heilige Mann in einem Hause einige Zeit verweilte, da entschlossen sich aller Herzen zu strenger Übung des Glaubens. Der fränkischen Geistlichkeit waren die fremden Bußprediger freilich nicht willkommen; sie fürchteten ihren Einfluß auf die Menge. Aber die Könige nahmen sie gern auf.

Das Gerücht von Kolumban gelangte endlich an den Hof des alten Königs Guntram von Burgund, und dieser lud den frommen Mann ein, in sein Reich zu kommen, und bat ihn, als er kam (590), im Lande zu bleiben und sich der tief gesunkenen Kirchenzucht anzunehmen. Auf des Königs Rat suchte er sich eine Gegend zu einer Einsiedelei aus. Das Gebirge des Wasgaues war damals eine weite, waldreiche Einöde. Dort lagen viele alte, zerstörte Römerburgen. In einer von diesen, Anagrates (jetzt Anegray) mit Namen, ließ sich Kolumban trotz der rauhen Einsamkeit, der Wildnis und der Felsen mit den Seinigen nieder und gründete ein Kloster. Darunter darf man sich aber nicht etwa ein großartiges Gebäude vorstellen, wie die Klöster späterer Zeit. Ein alter Römerturm, in den man die Glocken hängte und der eine Zuflucht in Zeiten der Gefahr darbot, daneben eine kleine Kirche und ein Haufen unscheinbarer Hütten — das war alles. Zufrieden mit dem geringen Unterhalt, den die Wildnis bot, lebten die Mönche; und bald strömten ihnen so zahlreiche Schüler zu, und ihre Menge mehrte sich so, daß sie in derselben Einöde nach einem bessern Ort für ein zweites Kloster suchen mußten. Und Kolumban fand einen vormals stark befestigten Römerbau, der Luxovium (jetzt Luxueil) hieß, und von dem ersten Kloster etwa $2\frac{1}{2}$ Wegstunden entfernt war. Hier hatten die Römer einst warme Bäder mit besonderer Kunst eingerichtet; eine Menge steinerner Götterbilder standen in dem nahen Walde; wilde Tiere, Bären, Wisente und Wölfe, gab es in Scharen. Hier also gründete der heilige Mann ein Kloster. Und wiederum strömten die Gläubigen zusammen, um sich ganz dem Dienste der Religion zu weihen, so daß auch hier die Menge der Mönche bald keinen hinlänglichen Raum hatte. Als

Digitized by Google

dies Kolumban erkannte, suchte er einen dritten Platz aus, der sich durch seinen Reichtum an Wasser auszeichnete, und gründete ein drittes Kloster, dem er den Namen Fontanä (jetzt Fontaines) gab, und über das er Männer von anerkannter Gottesfurcht setzte. Er selbst hielt sich abwechselnd in den drei Orten auf und schrieb, vom heiligen Geist erfüllt, den Mönchen die Regel auf, nach der sie leben sollten.

Inzwischen waren Guntram und sein Nachfolger Childebert der Zweite, der zuletzt in Austrasien und Burgund zugleich geherrscht hatte, gestorben; das Reich ward nach Childeberts Tode unter seine Söhne Theudebert und Theuderich geteilt, Austrasien erhielt Theudebert, Burgund Theuderich. Zu dem Reiche des letzteren gehörte auch das Vogesenland. Da nun Gallien und Deutschland von dem Ruhme Kolumbans voll waren und viele Edle den Heiligen aufsuchten, kamen auch König Theuderich und seine Großmutter Brunhilde oft zu ihm und baten ihn, Fürbitte für ihn zu thun. Weil aber Kolumban wohl wußte, welch einen ärgerlichen Lebenswandel der junge König führte, so schalt er ihn tüchtig aus und ermahnte ihn, sich doch lieber des Trostes einer rechtmäßigen Gemahlin zu erfreuen. Denn sein Feuereifer schonte auch der Fürsten und Herrscher nicht; keine menschliche Rücksicht konnte ihn bestimmen, dem zuchtlosen Treiben am Königshofe schweigend zuzusehen; furchtlos trat er Theuderichs Ausschweifungen entgegen. Eines Tages begab es sich, daß Kolumban zur Königin Brunhilde kam, die sich gerade in der Nähe von Autun befand. Und als sie ihn in den Hof kommen sah, führte sie die Kinder Theuderichs, die ihm von Kebsweibern geboren waren, zu dem heiligen Manne. Dieser fragte, als er sie sah, was er mit ihnen solle. „Es sind des Königs Söhne," antwortete Brunhilde, „stärke sie durch deinen Segen!" Er aber sprach: „Wisse, daß diese da niemals das Königsscepter erben werden, denn sie sind aus Unzucht entsprungen." Wütend hieß Brunhilde die Knaben sich entfernen.

Man kann sich nicht wundern, daß von diesem Augenblick an die Königin dem Heiligen bitter feind war; denn alle ihre Hoffnungen beruhten in Theuderichs Söhnen. Mit Theudebert und seinen Ratgebern war sie unversöhnbar zerfallen; Chlothar der Zweite, der neustrische König, war der Sohn ihrer Todfeindin Fredegunde. So strebte sie mit leidenschaftlichem Eifer darnach, das Haus und den Thron der Merowinge durch ihre Urenkel, Theuderichs Söhne, zu erhalten. Kolumbans Weissagung, die einem Fluche ähnlich klang, mußte sie daher in tiefster Seele verwunden, und so ist es nicht auffallend, daß seit der Zeit Feindseligkeiten und Bedrückungen mannigfacher Art von seiten des Hofes gegen Kolumbans Klöster verübt wurden. Dazu kam, daß den fränkischen Bischöfen der Heilige längst ein Dorn im Auge war. Schon die bloße Anwesenheit dieser sittenstrengen Mönche gab dem Volke Anlaß zu Vergleichungen ihres reinen, asketischen Lebens mit dem

Digitized by Google

lockeren Wandel der hohen merowingischen Geistlichen. Daher hatte Brunhilde leichtes Spiel, als sie nicht nur den König, sondern auch die Bischöfe und alle Vornehmen gegen Kolumban aufreizte. Die Abweichungen der irischen Kirchenregeln von den gallischen und die Unabhängigkeit der „Schottenklöster" von der bischöflichen Aufsicht boten die bequemste Waffe dar; man warf dem frommen Manne vor, daß er ketzerische Meinungen und Gewohnheiten verbreite. König Theuderich kam selbst nach Luxovium und hielt ihm vor, daß er nicht alle Christen und gar keine Frauen die innern Klosterräume betreten lasse und daß er überhaupt von den Bräuchen des Landes abweiche. Aber Kolumban ließ sich nicht einschüchtern; er schalt den König mit derben Worten aus wegen seiner Eingriffe in Sachen der Religion, bis jener endlich rief: „Du denkst wohl, mich zu reizen, und hoffst, ich werde dir zum Martyrium verhelfen? So dumm bin ich nicht, glaube mir! Du aber wirst besser thun, wieder dahin zu gehen, wo du hergekommen bist." Kolumban versetzte, er werde das Kloster nur verlassen, wenn man ihn mit Gewalt herausreiße. Der König ging, ließ aber einen Vornehmen Namens Baudulf zurück, der dann den Heiligen aus dem Kloster vertrieb und nach Besançon abführte.

Aber man trug doch Scheu, einen so wundergewaltigen Mann Gottes, wofür man ihn hielt, lange einzukerkern, geschweige denn zu verurteilen. Deshalb gab man ihm Gelegenheit zu entkommen. Er aber, als er sah, daß er nicht bewacht werde, ging mitten durch die Stadt wieder in sein Kloster zurück. Brunhilde und Theuderich waren außer sich, doch mit Gewalt gegen den Heiligen vorzugehen, wagten sie nicht. Der König sandte Baudulf und seinen Kämmerer, den Grafen Berthar, mit einer Schar Krieger nach dem Kloster ab. Diese fanden den frommen Mann in der Kirche mit der ganzen Schar der Brüder, betend und Psalmen singend, und sprachen zu ihm: „Mann Gottes, wir bitten dich, des Königs und unsern Befehlen zu gehorchen und wieder dahin zurückzukehren, woher du in dies Land gekommen bist." Er aber antwortete: „Ich glaube meinem Schöpfer nicht wohl zu gefallen, wenn ich wieder in meine Heimat gehe, die ich aus Liebe zu Christo verlassen habe." Da zogen die beiden Grafen ab, ließen jedoch einige Krieger zurück, denen sie befahlen, die irischen Mönche aus dem Kloster zu treiben und aus dem Lande zu führen. Auch ihnen gegenüber beharrte Kolumban dabei, er werde nur der Gewalt weichen. Als sie ihn aber mit Bitten beschworen, das Kloster zu verlassen, da ihnen sonst der Tod drohe, so beschloß er, um nicht andere zu gefährden, nachzugeben, und zog unter allgemeinem Klagen und Jammern von dannen. Begleiter wurden ihm beigegeben, die ihm bis nach Nantes nicht von der Seite weichen sollten. Ragamund hieß der Vornehmste unter ihnen. Beim Abschied blickte Kolumban gen Himmel und sprach: „Schöpfer

Digitized by Google

der Welt, bereite du uns eine Stätte, wo dir dein Volk dienen kann." Dann tröstete er die ganze Schar: Gott werde schnell ihren Kummer rächen; wer ihm folgen wolle, der möge kommen, die übrigen sollten in Geduld zurückbleiben. Doch die Leute des Königs erklärten, nur die dürften ihm folgen, die aus seiner Heimat oder der Bretagne mit ihm gekommen wären. Da erhub sich neuer Jammer; mit Gewalt mußte man seinen Schüler Eustasius, der später Abt des Klosters werden sollte, von ihm reißen.

So zog denn der heilige Mann, zwanzig Jahre nachdem er in diese Gegend gekommen war (610), von dannen. Die traurige Fahrt ging über Besançon, Autun, Avallon und Auxerre nach Orleans. Als sie hier betrübt am Ufer der Loire unter Zelten ausruhten — denn der Zutritt zu den Kirchen war ihnen nach des Königs Befehl verwehrt, sandten sie zwei in die Stadt, um Lebensmittel zu holen. Aber die Furcht vor dem Könige hatte aller Herzen verhärtet, nur ein syrisches Weib, deren Mann als Kaufmann ins Frankenreich gekommen war, schloß ihnen mildthätig ihr Haus auf. Von Orleans fuhren sie zu Schiffe auf der Loire nach Tours hinab. Hier bat Kolumban, man möge anlegen und ihm erlauben, das Grab des heiligen Martin zu besuchen. Seine Begleiter wollten es nicht leiden, aber die Ruderer konnten das Schiff nicht vorwärts bringen, und als sie es sich selbst überließen, trieb es geschwind dem Hafen zu. So stiegen sie denn ans Land, und Kolumban brachte die ganze Nacht am Grabe des Heiligen zu.

Endlich gelangte man nach Nantes, wo der Bischof Sofronius und der Graf Theudowald auf des Königs Befehl für die Überfahrt nach Irland gesorgt hatten. Alsbald wurde Kolumban mit seinen Landsleuten auf ein schottisches Handelsschiff gebracht. Aber als es die Mündung der Loire erreichte und in das Meer hinausfahren sollte, wurde es von der Brandung auf den Strand getrieben und saß nun drei Tage auf dem Trockenen fest. Da merkte der Schiffsherr, daß dies um Kolumbans willen geschehe, und setzte ihn und alles, was ihn anging, wieder ans Land, und alsbald kam die Flut und führte das Schiff in die See hinaus. Daran erkannten alle, es sei nicht der Wille Gottes, daß der heilige Mann nach seiner Heimat zurückkehre. Deshalb hielt ihn niemand auf, als er sich nun umwandte. Er aber ging zu Chlothar, der in Neustrien über die Franken an der Küste des Kanals herrschte. Wie ein Geschenk des Himmels nahm der ihn auf und bat ihn, in seinem Reich zu bleiben. Das schlug Kolumban aus, verweilte jedoch bei dem Könige einige Zeit und verwies ihm verschiedene Mißbräuche, die an dem Königshof eingerissen waren. Darnach lag Kolumban dem Chlothar an, daß er ihm dazu verhelfe, durch Theudeberts Gebiet und über die Alpen nach Italien zu gelangen; und

Digitized by Google

der König gab ihm sicheres Geleit zu Theudebert von Austrasien. Die Reise ging über Paris nach Meaux, wo ihn ein adliger Mann aus Theudeberts Gefolge, Namens Chagnerich, freundlich aufnahm. Er unternahm es, den Mann Gottes gut bei Hofe einzuführen; der von Chlothar mitgegebenen Begleiter bedurfte es nicht mehr. Kolumban segnete zum Dank dafür sein ganzes Haus, sein jüngstes Töchterchen aber, Burgundofara, weihte er dem Herrn; sie ist späterhin eine sehr fromme Frau geworden und als Äbtissin eines Klosters bei Meaux gestorben.

Endlich kam Kolumban zu Theudebert, der ihn mit Ehren empfing; waren doch schon viele Brüder aus Luxovium zu ihm gekommen. Der König versprach ihm, schöne und für die Knechte Gottes geeignete Orte ausfindig zu machen, wo sie den benachbarten Völkerschaften, nämlich den heidnischen Alamannen, das Evangelium verkünden möchten. Kolumban erklärte, wenn es ihm ernst damit sei und er ihn thätig unterstützen wolle, so werde er sich gern auf längere Zeit niederlassen und es versuchen, in die Herzen des umwohnenden Volkes den Samen des Glaubens auszustreuen. Theudebert stellte ihm nun anheim, sich einen tauglichen Ort zu wählen, und der Mann Gottes entschied sich für eine vorzeiten zerstörte Römerstadt, die im deutschen Lande am Bodensee unfern des Rheines liegt und jetzt Bregenz*) heißt. Sie fuhren also den Rhein aufwärts, wurden in Mainz vom Bischof gastlich bewirtet und gelangten endlich an den bestimmten Ort. Zwar gefiel er dem Heiligen nur wenig, doch beschloß er zu bleiben, um dem Volke der Gegend den Glauben zu verkünden. Es war aber schwäbisches Volk, das dort wohnte und noch ganz im Heidentum befangen war. Wie Jonas erzählt, fand Kolumban einst, als er die Gegend durchzog, die Einwohner damit beschäftigt, ein heidnisches Fest zu feiern. „Sie hatten ein großes Faß, das man in der Volkssprache Kupa (Kufe) nennt und das ungefähr sechsundzwanzig Eimer hielt, mit Bier angefüllt und in ihrer Mitte aufgestellt. Auf Kolumbans Frage, was sie damit wollten, sagten sie, sie brächten ihrem Gotte Wodan ein Trankopfer. Sowie der Heilige von dem ruchlosen Werke hörte, blies er das Faß an, und siehe! es löste sich mit Gekrach und sprang in Stücke, so daß das Bier brausend herausströmte. Da zeigte es sich klar, daß der Teufel in der Kufe gesteckt hatte, der durch das irdische Getränk die Seelen der Opfernden fangen wollte. Wie das die Heiden sahen, waren sie sehr erstaunt und sagten, der Mann Gottes habe einen starken Atemschnauf,**) daß er so ein mit

*) Vormals Brigantia; daher der alte Name des Bodensees Lacus Brigantinus. Seit den Feldzügen Julians und Valentinians (bis 574) fällt jetzt zum ersten Male wieder ein wenig Licht auf diese Gegenden, die bald durch die Stiftung von Sankt Gallen berühmt werden sollten.

**) Dieses Wort bildet Dahn, Urgeschichte 3, 591, dem wir auch an einigen andern Stellen folgen.

Digitized by Google

Reifen gebundenes Faß sprengen könne. Er aber schalt sie mit Worten des Evangeliums und hieß sie ablassen von solchen Opfern und nach Hause gehen.“ Viele wurden damals durch die Predigt Kolumbans bekehrt und ließen sich von ihm taufen; andre, die schon getauft waren, aber heidnisch fortlebten, führte er zum rechten Glauben zurück.

An Mirakeln fehlte es nicht. Einmal, als den Knechten Gottes die Lebensmittel ausgegangen waren, kam eine unermeßliche Schar Wandervögel geflogen, von denen sie viele mit der Hand fingen und verspeisten. Ein andermal erdreistete sich ein Bär, die Holzäpfel und Brombeeren zu fressen, von denen sich der Heilige in der Fastenzeit nährte. Auf Kolumbans Gebot wies sein Diener Chagnowald dem Bären mit einem Stäblein, welche Strecke des Gärtchens der Heilige sich vorbehalten habe und welche er dem Bären gönnen wolle. Seitdem erlaubte sich das Tier nicht mehr, einen Apfel oder eine Beere des dem Heiligen gewahrten Gebietes anzurühren. Im ganzen aber war es für die frommen Männer eine schwere Zeit, so daß der kühne Kolumban sich mit dem Gedanken trug, nach dem Lande der Wenden oder Slaven zu ziehen und dort das Licht des Evangeliums zu entzünden. Aber ein Engel erschien ihm im Traum und that ihm kund, daß jenes Volk noch nicht reif sei zur Bekehrung.

Wie sich nun der Streit zwischen den beiden Brüdern Theuderich und Theudebert zu tödlicher Erbitterung steigerte, da ging, wie Jonas berichtet, Kolumban an Theudeberts Hof, trat vor den König und forderte ihn auf, sich seiner Herrlichkeit zu entäußern und ins Kloster zu gehen, auf daß er nicht mit seiner irdischen Krone auch noch das ewige Leben verliere. Theudebert und die um ihn waren, lachten und sprachen, sie hätten noch von keinem Merowingerkönig gehört, der aus freien Stücken Mönch geworden sei. Kolumban versetzte, wenn er denn nicht freiwillig die Ehre des geistlichen Standes auf sich nehmen wolle, so werde er es in kurzem wider seinen Willen thun müssen. Darauf kehrte er nach Bregenz zurück. Nicht lange danach aber zog Theuderich gegen Theudebert heran, schlug ihn bei Tolbiácum (Zülpich) aufs Haupt und brachte ihn durch Verrat in seine Hände. Theudebert wurde geschoren, in ein Kloster gesteckt, aber schon nach wenigen Tagen ruchlos ermordet. Theuderich und Brunhilde herrschten nun auch in Austrasien.

Wie oben erzählt worden ist, fiel bald darauf das ganze Frankenreich in Chlothars Hände (613); aber obwohl Kolumban nun vor dem Haß Theuderichs und Brunhildens auf immer gesichert war, verließ er doch, nachdem er drei Jahre in Bregenz das Heidentum bekämpft hatte, das Frankenreich gänzlich. Er durfte das Werk dort seinen Schülern überlassen. Er selbst begab sich nach Italien, wo er von dem Langobardenkönig Agilulf und der Königin Theudelinde mit Ehren aufgenommen wurde.

Digitized by Google

Hier stiftete er nun im ligurischen Apennin das berühmte Kloster Bobbio, um für die Ausbreitung des rechten Glaubens und die völlige Ausrottung der arianischen Irrlehre zu wirken. Das Kloster ist, wie alle diese Schottenklöster, eine Pflegestätte mittelalterlicher Wissenschaft geworden. Noch jetzt zeigen die zerstreuten Handschriften der ältesten Mönche von Bobbio die alten irischen Schriftzüge und manche Erinnerung an die ferne Heimat. Denn mit vollem Eifer überließen sich hier die „Schottenmönche" ihrer Lieblingsneigung zum Schreiben. Die unverständlich gewordenen Überbleibsel der gotischen Litteratur und Fragmente von alten Prachthandschriften der Klassiker benutzten sie, da das Schreibmaterial kostspielig und der Überfluß an alten Handschriften groß war, um auf das reingewaschene Pergament die Werke der rechtgläubigen Kirchenväter zu schreiben. Dadurch haben sie freilich manches edle Erzeugnis einer älteren Zeit zerschnitten und zerstückt, aber sie haben doch auch, ohne es zu wollen jene Pergamentblätter vor dem sonst kaum zu vermeidenden Untergang gerettet. Denn in neuerer Zeit hat man Mittel gefunden, die später darüber geschriebene Schrift zu vertilgen und die ältere wieder lesbar zu machen. Aus solchen Handschriften,*) die dem Bobbio entstammen, haben z. B. der Kardinal Angelo Maï und der Kloster Graf Castiglione 1817 einige Stücke von Wulfilas Bibelübersetzung, einen Teil des Matthäusevangeliums und der paulinischen Briefe, entziffert, und der deutsche Gelehrte Maßmann hat 1834 Bruchstücke einer gotischen Erklärung des Evangeliums Johannis, die ebenfalls aus Bobbio stammen, herausgegeben. Auch ein großer Teil der Schrift Ciceros über den Staat ist auf solche Weise erhalten und der Nachwelt wiedergegeben worden.

Kurz vor dem Tode Kolumbans kam der nunmehrige Abt von Luxueil Eustasius als Bote Chlothars zu ihm, der ihn bitten ließ, wieder in das Frankenreich zurückzukehren. Aber des Heiligen körperliche Kraft war erschöpft in seinem thatenreichen, arbeitsvollen, mühseligen Leben. Er mußte die Bitte abschlagen, richtete nur an den König ein Schreiben voll guter Ermahnungen und bat ihn, den Brüdern in Luxueil immer seinen Königsschutz angedeihen zu lassen. Chlothar hat den letzten Wunsch des Heiligen erfüllt, indem er jenem Kloster durch Gebietsschenkungen zu großem Reichtum verhalf. Kolumban aber endete im folgenden Jahre, am 24. November 615, zu Bobbio seine irdische Laufbahn.

Dem ersten Begründer der christlichen Mission im inneren Deutschland folgten seine Schüler, unter denen der heilige Gallus, von dem das Kloster Sankt Gallen den Namen führt, dem Meister an geschichtlicher

*) Man nennt sie lateinisch Codices rescripti (wieder beschriebene Handschriften) oder griechisch Palimpseste, wörtlich „wiederaufgekratzte" Pergamente, weil die ursprüngliche Schrift oft durch Abkratzen (Radieren) entfernt wurde.

Digitized by Google

Bedeutung am nächsten kommt. Er war einer von jenen zwölf Gefährten, die einst mit Kolumban vom fernen Irland auszogen; seine persönliche Wirksamkeit gehört also noch dem merowingischen Zeitalter an, wenn sich auch die nach ihm benannte Abtei erst später zu ihrer hohen Wichtigkeit für die deutsche Kultur emporgeschwungen hat. Die Lebensbeschreibung dieses Gottesmannes ist uns nicht in ihrer ursprünglichen Form erhalten, in der sie von einigen Schottenmönchen in schlechtem Latein aufgeschrieben war. Wir besitzen nur eine Überarbeitung des alten Werkes, die erst nach 771, d. h. mehr als ein Jahrhundert nach dem Tode des Heiligen, geschrieben ist und die deshalb mit Vorsicht benutzt werden muß, weil der Verfasser gar zu augenfällig darauf ausgeht, seinen Helden namentlich durch gewaltige Wundergeschichten zu verherrlichen. Trotzdem ist sie für die deutsche Kulturgeschichte von hohem Wert und bewahrt manchen merkwürdigen Zug auf, und je spärlicher die Nachrichten sind, die uns eine sichere Kunde von dem Schicksale der deutschen Völkerschaften aus jenen frühen Zeiten überliefern, als sich mutige Glaubensboten unter großen Gefahren in die deutschen Urwälder wagten, um so weniger dürfen wir an diesem Leben des heiligen Gallus achtlos vorübergehen, wenn wir auch manchen fremdartigen Zusatz mit in Kauf nehmen müssen. Alle diese „Heiligenleben" sind nicht geschrieben, um zu zeigen wie unwirtlich die Länder, wie roh ihre Bewohner von jenen frommen Männern angetroffen wurden, welchen Mühen sie sich zur Ausbreitung des Evangeliums unterziehen mußten, wie der Anfang und Fortgang ihres Wirkens gewesen war; sondern man zeichnete sie auf zur Erbauung frommer Seelen und erhob die wackeren Männer über die menschliche Natur. Daher ist manches in diesen Lebensbeschreibungen unglaubhaft; aber es bleibt doch des Glaubhaften und Wunderwürdigen genug übrig. Zwar waren die Männer, von denen sie uns hauptsächlich erzählen, nicht die allerersten Verkünder des Christentums, das hie und da schon gallische Mönche in das innere Deutschland hineingetragen hatten; sie trafen bereits an manchem Ort christliche Priester und christlichen Gottesdienst; allein das alte nationale Heidentum „umwucherte noch den jungen Baum des Christentums, und der geheimnisvolle heidnische Brauch erhielt sich in den feierlich schaurigen Urwäldern;" und dieses Heidentum, das noch gewaltig mit dem fremden Glauben um den Sieg rang, zu bezwingen, setzten jene Schottenmönche und ihre Schüler freudig das Leben ein. Das Volk empfand ihre Einwirkung; und wenn sie auch die wilden menschlichen Leidenschaften nicht aus den Herzen zu bannen vermochten, so haben sie doch von neuem und wirksamer den Samen des göttlichen Wortes ausgestreut, in den Gauen des deutschen Landes den Landbau befördert, Kenntnisse ausgestreut, Gesittung verbreitet und bessere Zeiten vorbereitet. Über des heiligen Gallus Wirksamkeit bis zu Kolumbans

Digitized by Google

Fahrt nach Italien weiß der Biograph wenig zu sagen, was er nicht der Lebensbeschreibung jenes älteren Heiligen entnommen hätte. Was er aber über die Ansiedelung seines Helden im wilden Steinachthale berichtet, die der erste unscheinbare Keim zu dem weltberühmten Kloster Sankt Gallen war, ist der Mitteilung in hohem Maße wert.

Als Kolumban seine Reise nach dem langobardischen Land antrat, befiel ein heftiges Fieber seinen treuen Schüler Gallus, so daß er in Arbon am Bodensee bleiben mußte, wo ein frommer Priester Namens Willimar ihn gastlich aufnahm. Nachdem er aber durch die Gnade Christi wieder genesen war, zeigte es sich bald, daß die göttliche Vorsehung ihn für größere Kämpfe aufbewahrt hatte. Gallus wandte sich an den Diakon Hiltibad, den redlichen Genossen jenes Priesters, und sprach zu ihm: „Mein Sohn, hast du jemals in dieser Wildnis einen Ort gefunden, der geeignet wäre zum Bau eines Bethauses und einer Wohnung? Denn mein Herz sehnt sich nach Einsamkeit." Der Diakon versetzte: „Mein Vater, rauh und voll starker Gewässer ist diese Wildnis; hohe Berge und enge Thäler hat sie und mancherlei Getier, sehr viele Bären, Wölfe und Wildschweine. Ich fürchte, sie möchten über dich herfallen, wenn ich dich dorthin geleitete." Doch der Mann Gottes sprach: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Der den Daniel aus der Löwengrube rettete, der wird auch mich vor den Klauen der wilden Tiere schützen." Da nun der Diakon seinen festen Willen sah, sprach er: „Morgen wollen wir in die Verborgenheit der Wälder dringen, ob wir vielleicht eine taugliche Stelle finden." Nachdem der Gottesmann mit Gebet und Fasten zugebracht hatte, machten sie sich am andern Morgen unter Gebeten auf den Weg. Schon war die neunte Stunde des Tages verstrichen, und der Diakon fragte den Heiligen, ob er sich nicht erquicken wolle; doch dieser sagte, er werde nichts zu sich nehmen, bevor er den Ort gefunden habe, wo er seine Wohnung aufschlagen könne. So strengten sie von neuem die müden Glieder an, bis sie endlich an ein Flüßchen Namens Petrosa (jetzt Steinach) kamen. Hier beschlossen sie die Nacht zu ruhen, zumal sich eine Menge Fische im Wasser zeigten. Denn sie waren an der Stelle, wo sich das Flüßchen vom Berge herabstürzt und eine Höhlung im Felsen gebildet hat (im jetzigen Mühletobel, wo nachmals das Kloster erbaut ward). Ein Netz, das der Diakon mitgebracht hatte, ward hineingesenkt und eine beträchtliche Anzahl Fischlein gefangen. Der Diakon schlug Feuer und bereitete ein erquickendes Mahl. Unterdes hatte der Mann Gottes eine Stelle gesucht, wo er sein gewöhnliches Gebet verrichten und knien könne; da stieß er mit dem Fuß an einen Dornbusch und fiel nieder. Der Diakon wollte ihn aufheben, er aber sprach mit den Worten des Psalmisten: „Laß mich! dies ist meine Ruhe ewiglich. Hier will ich wohnen, denn hier gefällt mirs wohl." Und als er sich vom

Digitized by Google

Gebet erhoben hatte, machte er aus einer Haselrute ein Kreuz und befestigte daran eine Kapsel, darinnen sich einige Reliquien befanden. Danach beteten beide einmütig bis zum Abend, worauf sie mit Danksagung ihr Mahl einnahmen. Dann legten sich beide zur Ruhe. Doch bald erhob sich der Gottesmann wieder und kniete vor jenem Kreuze zu stillem Gebete hin; sein Reisegefährte horchte im geheimen. Da stieg ein Bär aus dem Gebirge herab, kam heran und verschlang die Überreste des Mahles. Zu ihm sprach Gallus: „Untier, im Namen Jesu befehle ich dir, nimm Holz und wirf es ins Feuer!“ Und der Bär kehrte sofort um, brachte einen gewaltigen Klotz und legte ihn ins Feuer. Zum Lohn dafür reichte ihm der Erwählte Gottes ein Brot, fügte aber hinzu: „Im Namen Jesu weiche aus diesem Thale! Die Wildnis der Berge mag dein Gebiet sein; hier aber sollst du weder Vieh noch Menschen vertilgen.“ Und der Bär hub sich von dannen. Da stand der Reisegenosse, der alles mitangesehen hatte, auf, warf sich dem Heiligen zu Füßen und sprach: „Jetzt weiß ich, daß der Herr mit dir ist; denn die Tiere der Wildnis gehorchen dir.“ Gallus aber verbot ihm, davon jemand ein Wort zu erzählen, bis er ein größeres Wunder geschaut hätte. Ein solches, ja noch mehrere, ließen denn auch nicht lange auf sich warten.

Hierauf durchforschten sie Thal und Berg und fanden zwischen zwei Bächen (Steinach und Ira) einen Wald und eine anmutige Ebene; das war ein Ort, der zur Errichtung einer Zelle einlud. Zwar wimmelte es allda von Schlangen, aber auf des Heiligen Gebet verschwanden sie und zeigten sich nicht wieder. Auf des Gottesmannes Wunsch ging der Diakon am vierten Tage nach Arbon zurück, nachdem er ihm eine Hütte hatte zimmern helfen. So blieb der Heilige allein in der Wildnis und war durch keine Bitte der Seinen zu bewegen, seine einsame Hütte zu verlassen, selbst nicht, als ihm ein Bischofssitz angeboten wurde. Aber nach einiger Zeit fand er Genossen seiner Einsamkeit. Zwölf fromme Männer gesellten sich zu ihm, bauten sich Hütten und zimmerten mit seinem Beistand ein Kirchlein. Von hier aus trugen sie das Licht des Evangeliums in die umliegenden Gaue, und manches Herz ließ sich rühren von des heiligen Gallus machtvollem Wort. Gern und freudig brachten die Umwohnenden den frommen Brüdern Wein, Mehl und andre Nahrung des Leibes dar zum Dank für die Erquickung ihrer Seele.

Es war dem ehrwürdigen Mann nicht beschieden an der Stätte seines segensreichen Wirkens zu sterben. Jener Willimar, der Priester von Arbon, kam eines Tages zu Gallus in seine kleine Zelle und bat ihn inständig, mit ihm nach Arbon zu kommen und dem Volke dort zu predigen. Lange sträubte sich der fromme Greis; als aber Willimar ihn fragte, ob er ihn ganz für unwürdig erachte, unter sein Dach zu treten, da widerstand Gallus

Digitized by Google

nicht länger und begab sich mit dem Priester zu der genannten Burg. Eine Versammlung des Volks ward berufen, vor der er predigte und die mit tiefer Rührung seiner süßen Rede lauschte. Aber am dritten Tag litt es ihn nicht länger in Arbon, zu mächtig ergriff ihn die Sehnsucht nach seinen Jüngern. Siehe, da ward er von heftigem Fieber befallen, so daß er nicht einmal mehr die gewöhnliche karge Speise zu sich nahm. Vierzehn Tage lag er krank; dann löste sich die ewige Seele von dem hinfälligen Leibe. Seine Glieder waren bis auf Haut und Knochen völlig hingeschwunden. Dennoch war er im Geist noch bei seinem Werke, betete und flüsterte fromme Sprüche. So starb er im fünfundneunzigsten Jahre seines Lebens am 16. Oktober, nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 627. Seine treuen Jünger bestatteten den Sohn des fernen Irland in der Kirche neben seiner stillen Zelle mitten in der Wildnis des helvetischen Alpenlandes. An seinem Grabe aber glaubten viele die Wundermacht des seligen Mannes zu spüren, und mancher siedelte sich dort an, um immer in der Nähe der geweihten Stätte zu weilen. So wuchs die Schar der Mönche, und es entstand allmählich das große, blühende Kloster Sankt Gallen, das jahrhundertelang eine Stätte der Frömmigkeit und Wissenschaft, ein Segen und Glück für jene Schwabengaue gewesen ist wie Luxueil für das gallische, Bobbio für das langobardische Land.

14. Die letzten Merowinger; Schluß.

(Von 613 bis 751.)

Dieses Buch soll nur Merowingergeschichte enthalten. Da nun aber in der Zeit nach der Vereinigung des ganzen Frankenreiches unter Chlothar sehr bald die Merowinger selbst vor ihren mächtigen Hausmeiern in den Hintergrund traten und diesen allmählich die ganze Herrschergewalt überlassen mußten, so wird die Erzählung der Geschichte des Frankenreiches in dieser Zeit zweckmäßiger dem folgenden Buche zugewiesen, welches das Emporsteigen eines neuen Heldengeschlechtes, das der Arnulfinge oder Karolinger, schildern soll. Denn dieses Geschlecht war es, das in der letzten Merowingerzeit thatsächlich die Schicksale des Reiches lenkte. Nur die Regierung Chlothars des Zweiten und die seines Sohnes Dagobert erfordern hier noch eine etwas eingehendere Darstellung, da die Namen dieser beiden Herrscher eine letzte kurze Periode äußeren Glanzes in der Merowingergeschichte bezeichnen. „Wenn es in dem großen Buche der Weltgeschichte," sagt der Geschichtsforscher Otto Abel, „Blätter geben könnte, die weniger lesenswert als andre wären, so müßte man sicher das siebente Jahrhundert fränkischer Geschichte dazu rechnen. Keines erscheint so arm an großen Menschen und großen Thaten, keines so tief gesunken in geistiger und

Digitized by Google

sittlicher Kultur; selbst die fürchterliche Kette von Mord und Meineid, Hinterlist und Gewaltthat vermag nicht mehr zu fesseln, da kein Gregor von Tours mehr der Erzähler ist." Seit Brunhildens gräßlichem Ende schwindet die letzte Gestalt von übermenschlicher Größe, denn trotz aller Verbrechen war dieses Weib groß in männlicher Kraft, thatkräftiger Leidenschaft und staatsmännischer Klugheit. „Von nun an verliert im merowingischen Königshause auch das Laster seine Größe, in wachsender Jämmerlichkeit schleppte sich das entartete Geschlecht noch anderthalb Jahrhunderte durch die Geschichte."

Chlothar vereinigte seit 613 wieder das ganze fränkische Reich unter seinem Scepter,*) aber „die Großen hatten ihm den Sieg verschafft und heischten jetzt ihren Lohn. In Austrasien war eine selbständige Verwaltung unter einem Majordomus eingesetzt, und dem Führer der burgundischen Großen, welche Brunhilden und den jungen König verraten hatten, mußte Chlothar das Amt eines Majordomus von Burgund verleihen und ihm zusichern, daß er es zeitlebens behalten sollte. Unmittelbar gebot also Chlothar nur in seinem Stammreiche Neustrien. Gewisse Rechte blieben indes dem König auch in Austrasien und Burgund vorbehalten, und wenn er erschien, so fiel die den Hausmeiern verliehene Regentschaft an ihn zurück. Chlothar durchzog auch wirklich noch in demselben Jahre das Elsaß und hielt strenges Gericht .... Eine Verschwörung, die sich bald darauf durch Burgund und Elsaß verbreitete, erstickte er im Keime und warf auch sonst viele von den gewaltthätigen Großen nieder. Aber das waren immer nur einzelne und keineswegs immer die schlimmsten Störer des Friedens, sondern die, deren Anhang gerade schwächer war. Ihre Macht ruhte auf dem Grundbesitz und der Gewalt über die Hintersassen, die auf demselben lebten. Die Bischöfe, die Äbte und die weltlichen Großen hatten Besitzungen, die ganze Dörfer und Hundertschaften umfaßten, und manche von ihnen hatten mehrere solcher Besitzungen in verschiedenen Provinzen des Reichs .... Die Beamten dieser Grundherrschaften führten die Titel Richter, Missi, Agenten, die auch für die öffentlichen Beamten üblich waren ... und thatsächlich hatten diese grundherrlichen Beamten denn auch die richterliche und militärische Gewalt über die Hintersassen, wie der Graf über den Gau ...."

Durch den Sturz der Brunhilde war die Macht der Großen wieder mächtig gewachsen, und dieses Wachstum fand damals auch einen rechtlichen Ausdruck. Auf den Oktober des Jahres 614 berief Chlothar die geistlichen und weltlichen Großen zu sich nach Paris. Hier wurde von den

*) Die folgenden Sätze sind mit einigen Änderungen aus Kaufmanns Deutscher Geschichte 2, S. 157 ff. entnommen.

Digitized by Google

Geistlichen ein Konzil gehalten und acht Tage später ein großer Hoftag der weltlichen wie der geistlichen Großen. Auf Grund der mit ihnen gepflogenen Beratungen erließ dann König Chlothar eine Verordnung, deren Inhalt in vielen Punkten bereits den Bestimmungen der englischen Magna Charta und sonstigen Freiheitsbriefen des Mittelalters gleicht. . . . Das Edikt wendet sich gegen eine Reihe königlicher Gewaltthaten, wie Hinrichtungen ohne richterliche Untersuchung, Eingriffe in den Erbgang, Entziehung der von früheren Königen verliehenen Güter. . . . Aber die weitaus wichtigste Bestimmung des Erlasses betraf die Bestellung der Grafen. Bisher konnte der König zum Grafen ernennen, wen er wollte, auch einen Unfreien. Der Graf war der Diener des Königs, weiter nichts; es war deshalb schlechthin nur seine Sache, wen er dazu nahm. Thatsächlich war er freilich oft genug gezwungen gewesen, hervorragende Personen bei der Wahl nicht zu übergehen, aber jetzt wurde das Ernennungsrecht gesetzlich eingeschränkt. Der König sollte fortan nur solche Männer zu Grafen eines Gaues machen, die in demselben ansässig waren und einen Grundbesitz hatten, groß genug, um die hohen Bußen zu zahlen für etwaigen Mißbrauch der Amtsgewalt. Es war das ein berechtigter Wunsch des Volkes. . . . Der Mann, der ein so wichtiges Amt bekleidete, mußte eine gewisse Bürgschaft gewähren. Aber so billig diese Forderung war, sie hat doch verhängnisvolle Folgen gehabt. Sie hat die Entwicklung gefördert, die den Grafen aus einem Diener und Werkzeug des Königs zu einer fürstlichen Stellung erhob; es war diese Bestimmung ein entscheidender Sieg der Aristokratie über das Königtum. . . .

Zahlreiche Bestimmungen des Edikts betrafen die kirchlichen Angelegenheiten. . . . Das Ergebnis ihrer Beratungen hatten die Bischöfe in siebzehn Beschlüssen zusammengefaßt. Sie bezogen sich auf die Kirchenzucht, die Wahl der Bischöfe, die geistlichen Güter und die geistliche Gerichtsbarkeit, und sie berührten vielfach wichtige Rechte des Königs und seiner Beamten. Regelmäßig hatte der König die Bischöfe ernannt; das Konzil erklärte, der Bischof dürfe nur durch freie Wahl der Gemeinde und des Klerus bestellt werden, jede andere Bestellung sei ungiltig. Ein anderer Kanon bedrohte die Richter mit Exkommunikation, die einen Geistlichen ohne Wissen des Bischofs zur Strafe ziehen würden, sowie jeden, der das Erbe eines verstorbenen Geistlichen an sich nähme, ehe es ihm von der kirchlichen Behörde übergeben sei. Kein Befehl des Richters oder selbst des Königs sollte ihn ermächtigen . . . Diese Beschlüsse faßten die Bischöfe ganz ungestört . . ., aber die Wirksamkeit derselben war beschränkt. Für kirchliche Konzilien und für die geistlichen Gerichte hatten sie bindende Kraft, für das öffentliche Gericht hatten sie dagegen keine Giltigkeit. Was vor Gericht Recht sei, das wurde vor dem Könige mit dem Reichstage be-

Digitized by Google

stimmt, der acht Tage später zusammentrat. . . . Die Geistlichen erreichten die Anerkennung eines Teiles ihrer Forderungen, aber einige davon wurden nicht unwesentlich eingeschränkt, vor allem ihr Beschluß über die Ernennung der Bischöfe. Zunächst wiederholte zwar das Edikt den Beschluß des Konzils, daß der Bischof von der Gemeinde und dem Klerus frei gewählt werden solle, fügte aber hinzu, daß die Einsetzung des Gewählten und damit die Entscheidung über die Würdigkeit der Person dem Könige zustehe. Darauf folgte dann noch ein zweiter Zusatz, der die freie Ernennung durch den König zuließ, nur sollte er einen gelehrten und würdigen Mann wählen. . . . Des Papstes geschieht in dem Edikt keine Erwähnung; er hatte noch keine Gewalt über die fränkische Kirche. . . .

Zwei Jahre später erschienen die geistlichen und weltlichen Großen aus Burgund unter Führung ihres Majordomus vor dem König auf seinem Landgut bei Paris, und der König erließ dann wieder ein Edikt, durch das er den Beschlüssen dieser Versammlung gesetzliche Kraft gab. Das Edikt ist nicht erhalten. Das aber ist bezeichnend, daß Burgund unter seinem Majordomus einen eigenen Landtag hatte. Noch fühlbarer war das Bedürfnis nach einem starken selbständigen Regimente in Austrasien. Die weiten Lande jenseit des Rheins, die Thüringe, Hessen, Schwaben und Baiern, konnten nicht von Paris aus in Gehorsam gehalten werden. Sie verlangten einen König, der ihnen näher war und Zeit für sie hatte. Dazu kam der Ehrgeiz der großen Geschlechter an Mosel, Maas und Rhein. So lange hatten sie das Regiment ganz in der Hand gehabt, und nun sollten sie sich von einem Hofe regieren lassen, den die Großen von Neustrien bildeten! Chlothar widersetzte sich dem Verlangen nicht und übergab 622 seinem Sohne Dagobert die Länder östlich von den Ardennen und Vogesen als Teilstaat. Metz war die Hauptstadt. Dagobert stand hier unter der Leitung des heiligen Arnulf, welcher Bischof von Metz war, und Pippins des Älteren, der das Amt des Majordomus erhielt. Pippin gehörte, wie wir wissen, einem vornehmen fränkischen Geschlecht an, und als sich seine Tochter um 630 mit dem Sohne Arnulfs vermählte, da wurde zwischen Maas, Mosel, Rhein und Roer ein sehr großer Bezirk zusammengebracht, der dann später die Grundlage bildete für die Macht, welche der Enkel dieses Paares erwarb, Pippin der Mittlere, der Gründer des Herrscherhauses der Karolinger. Dagobert nahm unter der Führung jener Räte alsbald eine selbständige Stellung ein und handelte auch in wichtigen Fällen gegen den Wunsch seines Vaters. Im Jahre 625 berief Chlothar die Großen aus allen drei Landen zu einem Reichstag, und in dieser glänzenden Versammlung ward Dagobert mit der Schwester von seines Vaters Gemahlin verheiratet. Am dritten Tage nach dem Fest kam es aber zwischen den Königen zu ernstem Streit. Dagobert forderte für

Digitized by Google

Austrasien alle die Lande, die ehemals dazu gehört hatten, und Chlothar verweigerte sie. Die Entscheidung wurde einem Schiedsgericht von zwölf Großen übertragen, und diese gaben dem Dagobert alle alten austrasischen Lande mit Ausnahme der Teile, die südlich der Loire lagen. . . .

Die Regierung Chlothars des Zweiten seit 613 und die seines Sohnes Dagobert bildeten trotz mancher Mißerfolge die glänzendste Zeit des späteren merowingischen Reichs. Kein Nachbar war für sich den Franken eigentlich gewachsen, und die Bürgerkriege hatten ein Ende gefunden. Die Basken, die Bretagner und die Völker östlich vom Rhein waren zwar oft unbotmäßig, aber sobald die Könige ihre ganze Macht gebrauchten, so mußten sie sich doch fügen. Trotzdem war das Reich dem Verfalle nahe. Die Großen hielt der König meist nur dadurch in Zaum, daß er einen gegen den andern gebrauchte. . . .

Bei der Nachricht vom Tode seines Vaters (628) bot Dagobert die Austrasier auf und zog mit dem Heere nach Neustrien und Burgund. Boten gingen voraus, welche die Großen dieser Staaten aufforderten, ihn zum Könige zu wählen. Dagegen nahm sein jüngerer Bruder Charibert diese Krone für sich in Anspruch. Die Entscheidung lag wieder bei den Großen, und sie entschieden, daß Charibert das Land südlich der Loire erhalten sollte, alles Übrige Dagobert. Charibert fügte sich und wußte sein Gebiet durch glückliche Kämpfe mit den Basken auszudehnen. Vor ihm und nach ihm erkannten sie die fränkische Herrschaft meist nur dem Namen nach an, Charibert gebot wirklich bis zu den Pyrenäen. Aber der kräftige Fürst starb bereits nach zwei Jahren, und alsbald ließ Dagobert den kleinen Sohn desselben töten und nahm das Erbe an sich. So war Dagobert nun Alleinherrscher und nahm seinen Sitz in Paris, um in dem neuerworbenen Lande festeren Boden zu gewinnen und die dortigen Großen niederzuhalten oder zu befriedigen. Dadurch verletzte er freilich die Austrasier, die nun den Hof und damit ihren Einfluß verloren. Indes wußte Dagobert trotzdem zunächst mit Nachdruck und Geschick das Regiment aufrecht zu erhalten. Er war der letzte kräftige Mann, der aus Chlodowechs Hause den Thron inne hatte. Alle folgenden waren nur Kinder oder wurden doch von der Umgebung gehindert, sich als Männer zu erweisen. Der Sage galt Dagobert deshalb als der große König und zugleich als der gute König, als der eigentliche Gründer von Ordnung und Gesetz. Klöster und Kirchen führten gern auf ihn ihre Gründung oder ihre Privilegien zurück."

Er ist ein Liebling der Legende. Besonders der heilige Dionysius (St. Denis) war ihm gewogen, ohne Zweifel, weil Dagobert die 613 gegründete Kirche dieses Heiligen prächtig ausbauen, mit Gold, Edelsteinen und kostbarem Gerät herrlich ausschmücken ließ. Eine Sage*) erzählt: Als

*) Grimm, Deutsche Sagen. 2. Aufl. Nr. 436.

Digitized by Google

Dagobert noch Jüngling war, ritt er eines Tages auf die Jagd und verfolgte einen Hirsch, der ihm durch Berg und Thal entrann. Endlich floh das Tier in ein Häuslein, worin die Gebeine des heiligen Dionysius und seiner Gefährten begraben lagen. Die Hunde fanden die Spur, aber sie vermochten, ungeachtet die Thüren des Hauses offen standen, nicht hineinzudringen, sondern standen außen und bellten. Dagobert kam dazu und betrachtete staunend das Wunder. Von der Zeit an wandte sich Dagobert zu den Heiligen. Es geschah aber, daß Dagobert, durch den Stolz eines Herzogs beleidigt, ihn mit Schlägen und Bartscherung beschimpfen ließ. Dieser verwegenen That halber flüchtete sich Dagobert in den Wald und barg sich in demselben Schlupfwinkel, wohin damals der Hirsch geflohen war, vor dem Zorn seines Vaters. Der König Chlothar befahl, sobald er die Beschimpfung des Beamten hörte, seinen Sohn augenblicklich aufzusuchen und zu bestrafen. Während dies geschah, hatte sich Dagobert vor den heiligen Leichnamen demütigen Herzens niedergeworfen und versank in Schlaf. Da erschien ihm ein ehrwürdiger Greis mit freundlichem Antlitz und hieß ihn ohne Furcht sein; wenn er verheiße, die Heiligen in steter Ehre zu halten, solle er nicht allein aus dieser, sondern auch der ewigen Not errettet und mit dem Königsthrone begabt werden. Die Boten, die nun kamen, ihn aus dem heiligen Haus abzuführen, konnten sich ihm nicht mehr als auf eine Stunde Weges nähern. Betroffen kehrten sie um und hinterbrachten das dem Könige. Der schalt sie und sandte andre aus, aber diesen erging es ebenso. Da machte sich Chlothar selber auf, und siehe, auch ihn verließ seine Stärke, als er sich dem heiligen Ort nähern wollte; nunmehr erkannte er Gottes Macht, verzieh seinem Sohne und söhnte sich mit ihm aus. Jener Ort aber — Saint Denis, nördlich von Paris — war seitdem dem Dagobert lieb und angenehm vor allen andern.

Freilich war dieser „gute, fromme König" nach Merowingerweise auch ein leidenschaftlicher und rücksichtsloser Mann. Allen weltlichen Genüssen, vor allen der Liebe zu schönen Frauen ergeben, verstieß er seine Weiber nach Willkür und nahm andre, ohne sich um kirchliche Gebote und menschliches Recht zu kümmern. „Zu andern Zeiten ehrte er dann wieder die Kirche überschwenglich, that den Armen Gutes und schaffte mit starker Hand den Bedrückten Recht. Er hatte eine hohe Vorstellung von seiner Würde, aber er behandelte sie mehr wie einen privaten Besitz als wie ein Amt. Er hatte Kraft, aber keine Mäßigung, er hatte Interesse für feinen Schmuck und schöne Bauten und für alle Zweige höherer Kultur, aber er war doch ein Barbar. Sein Wesen war so ungeregelt, so gärend von entgegengesetzten Elementen, wie das Land, das er regierte, und die Gesellschaft, die in diesem Land nach neuen Formen rang. Auch der beste Mann an seinem Hofe war nicht sicher, daß er nicht plötzlich überfallen und be-

Digitized by Google

seitigt werde, aber Dagobert war eben auch der besten Männer nicht sicher. Immer mehr entwuchsen sie der Stellung von Unterthanen und schlossen Verbindungen untereinander, wie sie wohl Staaten miteinander schließen." Als Dagobert auf seinen Landgütern bei Paris sich einem sorglosen Genußleben überließ, begab sich der austrasische Hausmeier Pippin nach Neustrien und suchte seinen ehemaligen Zögling auf bessere Wege zu bringen. Aber die neustrischen Großen verdächtigten den unbequemen Mann, und der König übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes Sigibert zu Orleans, was einer Art Verbannung gleichkam (629).

Das Ansehen des Reiches nach außen blieb zwar im ganzen gewahrt, doch nicht ohne daß hie und da bemerkbar daran gerüttelt ward. Zur Zeit, als Dagobert eben erst den austrasischen Thron bestiegen hatte, unterstützte der Franke Samo die heidnischen Wenden und Slaven an der Ostgrenze des Reichs im Kampfe gegen die Avaren in Ungarn, und als er jenen zum Siege verholfen hatte, ward er von ihnen zum König erhoben. Durch glückliche Feldzüge erweiterte er seine Herrschaft im Norden bis in die Gegend von Magdeburg, im Süden bis nach Passau. Mit diesem großen Slavenreiche geriet Dagobert 630 in Krieg. Im Süden waren Alamannen und Baiern siegreich gegen die Barbaren, das Heer der Ostfranken selber aber wurde in einer dreitägigen Schlacht bei Wogastisburg in Böhmen aufs Haupt geschlagen. Von da an begannen die verheerenden Einfälle der Slaven über Thüringen und die benachbarten Gaue der Ostfranken. Den Thüringen hatte Dagobert einen Herzog Namens Radulf gesetzt. Dieser schlug die slavischen Horden mehrmals glücklich zurück; aber dieser Erfolg erhöhte auch sein Begehren, sich von dem Frankenreich, das ihn nicht mehr zu schützen vermochte, loszusagen. Ja, er machte Miene, ein Bündnis mit den Slaven zu schließen. Auch die Basken und Bretagner im Westen zeigten sich aufsässig; den Sachsen mußte der alte Tribut von fünfhundert Kühen erlassen werden, um sie zu Helfern gegen die Slaven zu gewinnen; doch erwiesen sie sich lässig.

Die beständige Bedrohnng der östlichen Grenzen des Reiches durch die Wenden bewog den König, seinen Sohn Sigibert den Dritten (632) zum König von Austrasien zu ernennen. Das schmälerte nun zwar scheinbar sein Ansehen nicht, da ja die Herrschaft bei seinem Hause blieb und oft genug schon Könige ihre Söhne zu Mitregenten ernannt hatten. Aber es war sehr schlimm, daß dieser Sohn Dagoberts erst ein unmündiger Knabe war. Die thatsächliche Regierung in Austrasien führte nicht er, sondern dies thaten der Bischof Kunibert von Köln und der Hausmeier Adelgisel, der Sohn Arnulfs von Metz und der Schwiegersohn des älteren Pippin. Von nun an verteidigten die Austrasier ihre Grenzen gegen die Wenden mit glücklichem Erfolg. Man sieht, daß es ihnen nicht an Kraft,

Digitized by Google

sondern nur am guten Willen gefehlt hatte, solange sie durch die neustrischen Großen Befehle empfingen. Jetzt, wo sie sich thatsächlich selbst regierten, drängten sie in harten rühmlichen Kämpfen die schlimmen Feinde im Osten zurück.

Im Jahre 633 wurde dem Könige noch ein Sohn geboren. Um einem Bürgerkriege nach seinem Tode vorzubeugen, berief Dagobert sogleich einen großen Reichstag und schloß mit den austrasischen Großen, die für Sigibert regierten, einen Vertrag ab, wonach bei seinem Tode Neustrien und Burgund an den neugeborenen Chlodowech den Zweiten fallen, Austrasien aber nebst der Provence und den früher zu Austrasien geschlagenen Gebieten von Aquitanien dem Sigibert verbleiben solle. Dieser Vertrag wurde von den geistlichen und weltlichen Großen des ganzen Reiches beschworen, und als Dagobert fünf Jahre später starb (638), auch gehalten. Aber freilich weder in Austrasien noch in Neustrien und Burgund herrschte wirklich ein Merowing, sondern für jeden von ihnen die Großen, die in beiden Reichen die Vormundschaft über die Königsknaben führten, mit ihrem Anhang.

Ein Jahr nach Dagoberts Tode starb auch Pippin, der in der letzten Zeit wieder teil an der Reichsverwaltung von Austrasien genommen hatte. Sein Sohn Grimwald strebte nach der Hausmeierwürde. Aber gegen ihn erhob sich ein andrer Beamter, der bei der Erziehung des kaum zehnjährigen Königs Sigibert ebenfalls mitgewirkt hatte. Da ließ ihn Grimwald, der mit Adelgisel und Kunibert einen starken Bund bildete, töten und riß das begehrte Amt an sich. Ehe so eine Gewaltthat die inneren Zerwürfnisse in Austrasien beendete, hatte Herzog Radulf von Thüringen dieselben benutzt und seinen Abfall von Sigibert offen erklärt. Er knüpfte Verbindungen mit dem bairischen Herzog an. Dieser wurde zwar von dem fränkischen Heere, das von Mainz nach Thüringen zog, geschlagen, Radulf aber erfocht einen glänzenden Sieg in der Schlacht an der Unstrut. Die fränkischen Heerführer konnten sich nicht über einen gemeinsamen Schlachtplan einigen, und so erschwerten sie den Erfolg des Kampfes. Der junge König Sigibert hatte seinen Erzieher mit ins Feld genommen. Als Radulf siegreich in seine Feste zurückgekehrt war und der königliche Knabe die Verluste der Seinigen überblickte, weinte er, auf seinem Pferde sitzend, bitterlich. Radulf ließ sich zwar herab, in einem Friedensschluß die fränkische Oberhoheit anzuerkennen, war aber in Wirklichkeit von nun an ein ganz selbständiger Fürst. So wurde Thüringen für längere Zeit unabhängig vom Frankenreiche (640).

Nachdem Grimwald seine Gegner beseitigt hatte, bemächtigte er sich mit Hilfe seiner Anhänger der Regierung und war vierzehn Jahre lang der eigentliche Beherrscher von Austrasien. Er stellte die Sicherheit der

Digitized by Google

Grenzen wieder her und führte auch, nachdem Sigibert mündig geworden war, sein Herrscheramt weiter. Der König war ganz von ihm abhängig, und als dieser 656 starb, wagte Grimwald den kühnen Schritt, seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron von Austrasien zu setzen, den rechtmäßigen Erben aber, Sigiberts Sohn Dagobert, nach Irland in die Verbannung zu schicken. Aber dieses Wagnis war verfrüht. Seine Anhänger waren keineswegs mit einer solchen Erhöhung ihres bisherigen Genossen einverstanden; noch war auch das auf uraltem Herkommen gegründete Ansehen des Merowingerhauses zu groß, als daß es einem anderen, geringeren Geschlecht hätte gelingen können, sich an seine Stelle zu setzen. So schlug der Versuch fehl. Die Austrasier selbst erhoben sich, nahmen Vater und Sohn gefangen und lieferten beide dem neustrischen König Chlodowech dem Zweiten aus, der sie hinrichten ließ. Das arnulfingische Haus verschwindet seit diesem verfrühten Staatsstreich auf zwei Jahrzehnte aus der Geschichte.

In demselben Jahre (656) starb indes auch Chlodowech; vier Jahre nur beherrschte sein ältester, aber doch unmündiger Sohn Chlothar der Dritte unter Vormundschaft seiner Mutter Balthilde und des Majordomus Ebroin das ganze Reich, mußte aber dann Austrien seinem jüngeren Bruder Childerich dem Zweiten abtreten. Der Hausmeier Ebroin versuchte auch nach Chlothars Tode (670) seine willkürliche Herrschaft fortzuführen; da er aber wegen seines kühnen Auftretens gegen den Adel verhaßt war, so wurde er noch in demselben Jahre gestürzt und ins Kloster gesperrt. Der Bischof Leodegar von Autun, der an seine Stelle trat, wurde schon drei Jahre später gleichfalls abgesetzt und in ein Kloster verbannt. König hieß in Neustrien und Burgund seit 670 Theuderich der Dritte, in Austrien seit 674 Dagobert der Zweite. In Wahrheit aber war allgemeine Anarchie. Ebroin riß die Hausmeierwürde wieder an sich und beseitigte schonungslos seine Gegner; den unglücklichen Leodegar ließ er blenden und hinrichten. „Die Könige bedeuteten in diesen Kämpfen gar nichts, sie waren nur Werkzeuge in der Hand der Parteien; sie waren die Träger des formalen Rechts und mußten den Handlungen der Partei, in deren Hand sie waren, den Schein des Rechts geben." Es war ein unseliger Bürgerkrieg, der sich bis zum Jahre 688 hinzog. In diesem Jahre nämlich wurde Pippin der Mittlere, der Sohn Adelgisels, der Enkel Pippins des Älteren und Arnulfs von Metz, der seit 678 eine herrschende Stellung in Austrasien errungen hatte, als alleiniger Majordomus des ganzen Frankenreiches anerkannt, nachdem er wider seinen Gegner Berthar, den Hausmeier von Neustrien, von einem Teil der neustrischen Großen selbst herbeigerufen, zu Felde gezogen war und ihn in der Schlacht bei Testri (jetzt Tertry unweit St. Quentin) 687 besiegt hatte.

Digitized by Google

Von diesem Ereignisse an hat das Geschlecht der Arnulfinge oder Karolinger allein die Geschicke des Frankenreichs geleitet. Von den ganz in Schwäche versunkenen Merowingern, die noch über achtzig Jahre den Königsnamen geführt haben, hören wir nichts weiter, als daß sie gekrönt und möglichst früh verheiratet wurden und dann starben: 691 starb Theuderich der Dritte, der seit 678 auch über Austrasien und Burgund „geherrscht" hatte; ihm folgte sein unmündiger Sohn Chlodowech der Dritte, diesem 695 sein Bruder Childebert der Dritte, diesem 711 sein Sohn Dagobert der Dritte. Alle diese Merowinger „wahrten die äußeren Ehren des Regiments, sie hielten Hof auf den verschiedenen Landgütern des Reichs, hielten Gerichtssitzungen, ließen Urkunden ausstellen, empfingen Gesandte und nahmen die Heerschau ab;" aber nicht ihr Wille, sondern der Pippins war entscheidend, Pippin war der Regent, wenn er auch der Form nach Beamter des merowingischen Königs war. Die Thaten Pippins zu berichten ist eine Aufgabe des nächsten Buches; hier muß ihre einfache Aufzählung genügen: nach außen der glückliche Feldzug gegen den Friesenfürsten Ratbod, der 689 Westfriesland abtreten mußte, und die Kriege zur Unterwerfung der Alamannen, die seit längerer Zeit dem Reiche entfremdet waren (709 bis 712); im Innern die Beruhigung und Festigung des wankenden Reiches. Er starb 714. Was in einem halben Jahrhundert versäumt worden war, konnte er freilich in wenigen Jahren nicht völlig wieder gut machen.*) Aber es trat wenigstens eine Besserung ein; der unruhige Adel erhielt in den fortwährenden Kriegen Beschäftigung. Kirche und Volk wurden geschützt, die Mission bei den noch heidnischen Rheinanwohnern, namentlich den Friesen, wieder aufgenommen und alle Kräfte, die sich bisher in den inneren Kriegen verzehrt hatten, zum Kampf gegen die äußeren Feinde gesammelt. Das Werk, das Pippin so erfolgreich begonnen hatte, führte sein gewaltiger Sohn Karl Martell (714—741) in glänzender Weise fort. Fünf Jahre freilich mußte er kämpfen, ehe er die von seinem Vater mühsam errungene Gewalt wiedergewann; aber er überwand durch Tapferkeit und Ausdauer, durch Klugheit und Thatkraft nach und nach alle Schwierigkeiten. Bei Vincy (unweit Cambrai) erfocht er 717 einen vollständigen Sieg über die Neustrier, der ihm zunächst die unbestrittene Herrschaft in Austrasien sicherte; nach einem zweiten Siege bei Soissons (719) wurde er auch Herr in Neustrien. Großes hat er gethan: er hat in langwierigen, schweren Kämpfen die Friesen und Sachsen zurückgeschlagen, die großen Stammherzogtümer Aquitanien, Schwaben, Thüringen und Baiern wieder abhängig gemacht, fast Jahr für Jahr die Grenzen des Reichs mit seinen Waffen gesichert; er hat durch seinen herrlichen Sieg

*) Das Folgende meist nach Arnold, Fränkische Zeit, Bd. 1, S. 152 ff.

Digitized by Google

bei Tours und Poitiers (Oktober 732) dem Vordringen der mohammedanischen Araber ein Ziel gesetzt und dadurch die christliche Kultur vor der Vernichtung durch den Islam gerettet. Daß neben einem solchen Manne die armen merowingischen Königspuppen immer schattenhafter wurden, läßt sich denken. „Der König verließ nur einmal jährlich seinen Hof und wurde dann nach alter Sitte mit Stieren auf das Märzfeld in die Volksversammlung gefahren, um im königlichen Ornat auf dem goldenen Throne seiner Väter dem Volke gezeigt zu werden und die üblichen Geschenke zu empfangen. Sonst lebte er wie ein Gefangener. Denn nicht er, sondern der Hausmeier, der „Herzog und Fürst der Franken", war der eigentliche Regent und erteilte die Befehle." Dagobert der Dritte (711 bis 715), Chilperich der Zweite (bis 720),*) Theuderich der Vierte (bis 737), das sind die Namen der kläglichen, aber auch beklagenswerten Schattenkönige, die im Schmuck der langen Merowingerlocken unter Karl Martell auf dem Merowingerthron gesessen hatten. Seit des Letztgenannten Tode regierte Karl ganz ohne König, er hielt es während der vier letzten Jahre seines Lebens gar nicht für nötig, einen neuen zu ernennen, so daß während dieser Zeit das Frankenreich nicht einmal dem Namen nach einen König hatte.

Bei seinem Tode teilte denn auch Karl das Reich ganz wie ein merowingischer Herrscher unter seine beiden Söhne; Karlmann, der ältere, erhielt Austrasien (nebst Alamannien und Thüringen), Pippin der Kurze, der jüngere, Neustrien (nebst Burgund und Provence). Baiern und Aquitanien blieben als Nebenlande des Reichs unter eigenen Herzögen. Die Brüder setzten 743 nach sechsjähriger Unterbrechung wieder einen König aus merowingischem Blut ein; es war der letzte aller Merowingerkönige, Childerich der Dritte (bis 751). Als Karlmann 747 ins Kloster ging, erlangte Pippin der Kurze die Alleinherrschaft. Es fehlte ihm nur noch der Königsname und die religiöse Weihe; denn selbst die äußeren Zeichen der Herrschaft waren bereits fast alle auf ihn übergegangen. Die Rechtmäßigkeit des Blutes wurde ersetzt durch die That. Die Merowinge hatten seit einem Jahrhundert thatenlos dem Weltlaufe zugesehen, die Karolinger hatten gehandelt; sie waren die Helden, welche die Grenzen sicherten, die Heere zum Siege führten und Recht und Frieden handhabten. Der Zustand, wie er seit hundert Jahren im Regiment des Frankenreichs bestanden hatte, war unnatürlich und abgeschmackt. So machtlos die Könige waren, es lag doch immer eine Störung der politischen Ordnung in diesem zwiefachen Herrschertum, das den Namen und die Sache schied und auf zwei Personen verteilte. Als daher Pippin jene berühmte Frage an den Papst Zacharias stellte, ob es recht sei, daß ein andrer als der, welcher die königliche Gewalt ausübe,

*) Neben diesem 717 bis 719 Chlothar der Vierte als König von Austrasien.

Digitized by Google

König heiße, da war es der Ausdruck der geschichtlichen Notwendigkeit und des gesunden Menschenverstandes, daß der Papst antwortete: „Es ist besser, daß der, welcher die Königsmacht hat, auch den Königsnamen führe.“ Und nun konnte Pippin den letzten Schritt thun: zu Soissons ließ er sich von den versammelten Großen des Reichs zum König erheben und krönen. Childerich aber ward abgesetzt; man schnitt ihm die langen Königslocken ab und schickte ihn ins Kloster, wo er seine Tage als Mönch beschloß.

So kläglich endete das Geschlecht Chlodowechs, das dem Frankenreiche in der ersten Zeit manchen kraftvollen Herrscher gegeben hatte. Was Chlodowech geschaffen, blieb erhalten; aber sein Staat, der noch zu viel Gewaltsames und Rohes enthielt, mußte einen neuen, höheren Inhalt empfangen. Die Schlacht bei Poitiers kündet diesen neuen Inhalt prophetisch an: das christliche Element, das sich dort im Kampfe gegen die Ungläubigen bethätigte, wuchs zur beherrschenden Kraft, die dem alten Reiche neues Leben einflößte. Die Verbindung der Kirche mit dem Staat, die Bekehrung zum Christentum in den östlichen Ländern, die Erneuerung der Kirche im Westen — das sind die großen Thatsachen, die der Karolingergeschichte ihr Gepräge verleihen. Und wenn auch dabei Gewinn und Einbuße Hand in Hand gingen, so wird doch kein Unbefangener leugnen wollen, daß die geistlich-weltliche Gesamtmonarchie der Karolinger mit dem Merowingerstaat verglichen einen unendlichen Fortschritt in sittlicher, religiöser und allgemein geistiger Beziehung bedeutet. Immerhin aber bleibt den älteren Merowingern ihr großes Verdienst: sie haben, freilich mehr einem dunkeln Triebe, als klarer Erkenntnis folgend, den fränkischen Stamm seiner Bestimmung entgegengeführt, die sämtlichen deutschen Stämme des Festlandes unter seiner Herrschaft zu vereinigen und ihnen das Christentum sowie die Reste der antiken Kultur in der für sie faßbaren Gestalt zu vermitteln, und sie haben einen Staat geschaffen, durch den trotz der vielfachen Durchdringung mit romanischem Wesen doch das deutsche Volkstum vor dem gänzlichen Aufgehen in der römischen Kultur einerseits und vor dem Untergang durch die slavische Barbarei andrerseits geschützt worden ist. Daß dieser Staat nicht, bevor er seine Aufgabe erfüllt hatte, der Auflösung anheimfiel, ist allerdings kein Verdienst des Merowingergeschlechtes, dessen Kraft sich früh erschöpfte; dies verdankt die Welt den Karolingern.

Digitized by Google

Gotthold Klee:

Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. 1. Reihe: **Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung.** 2,25 M., geb. 3 M.

— — 2. Reihe: **Die Zeit der Völkerwanderung.** 3 M., geb. 4 M.

Die deutschen Heldensagen für jung und alt wiedererzählt. Mit 5 Bildern von F. A. Joerdens und Jul. Schnorr. 3. Aufl. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Sieben Bücher deutscher Volkssagen. Eine Auswahl für jung und alt. 2 Bände mit 8 Holzschn. Kart. 7 M.

Zwanzig deutsche Volksbücher für jung und alt wiedererzählt. Mit 6 Holzschn. 3 M., geb. 4 M.

Hausmärchen aus Altgriechenland. Deutschen Kindern wiedererzählt. Geb. 3,60 M.

König Rother. Ein deutsches Heldengedicht nach der mittelalterlichen Überlieferung. 1,50 M., geb. 2 M.

Alpharts Tod. Ein deutsches Heldenlied. 1,20 M., kart. 1,60 M.

Gustav Schwab:

Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, nach seinen Dichtern und Erzählern. 14. Aufl., durchgesehen und vermehrt von Dr. G. L. Klee. 3 Bde. mit 214 Abbildungen. 8 M., eleg. geb. 12 M.

— — Mittlere Ausgabe in 1 Bande mit 22 Abbild. Eleg. geb. 8 M.

— — Wohlfeile Ausgabe mit 8 Abbild. 2,40 M., in Lwd. geb. 3,60 M.

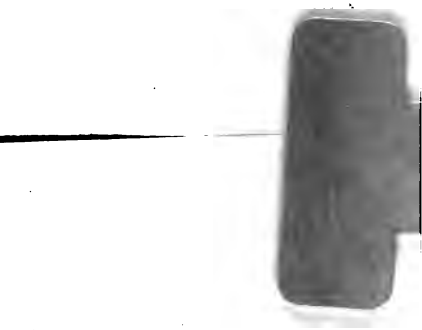
Die deutschen Volksbücher für jung und alt wiedererzählt. 13. Aufl., mit 180 Illustrationen von Pletsch, Camphausen, Dietrich, Große, Manes, v. Oer und Sachse. 5 M., geb. in Lwd. 7 M.

— — Wohlfeile Ausgabe. 14. Aufl., mit 8 Holzschnitten. Durchgesehen von G. Klee. 2 M., geb. 3 M.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 663 099

Digitized by Google